Frieden, Krieg und "Frieden"

Juan Maler

Juan Maler

FRIEDEN, KRIEG UND "FRIEDEN"

Juan Maier

Frieden, Krieg und "Frieden"

QUEDA HECHO EL DEPOSITO QUE MARCA LA LEY 11.723

IMPRESO EN EUROPA – PRINTED IN EUROPE

BUENOS AIRES, REPUBLICA ARGENTINA
11 DE NOVIEMBRE DE 1987

Inhaltsverzeichnis

VORWORT

"Die zwoelf Jahre von 1933 bis 1945 gehoeren nicht zur deutschen Geschichte"

Der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland, Dr.Sonnenhol am 1.September 1969 in Johannesburg.

Als ich Anfang 1986 mein IX. Buch ("Mit Freude, Stolz und Wehmut") herausbrachte, versprach ich auf vielfach an mich herangetragenen Wunsch hin meinen Lesern, noch meine persoenlichen Erlebnisse als Autor und Verleger zu veroeffentlichen. Diese liegen hier jetzt vor. Allerdings habe ich es dann fuer richtig gehalten, die Darstellung auf mein ganzes Leben auszudehnen und noch einige Kommentare zu Vorgaengen anzufuegen, die in ihren Anfaengen bereits von mir behandelt worden waren. Manches davon ist nur zu verstehen nach Kenntnis meiner Buecher. Ich verweise darum diesbezueglich auf die Verlagsmitteilung am Ende dieses Buches.

Entsprechend meinem Altern wurde ich in meinem Leben, wie Sie in diesen Seiten sehen werden, vom lernenden Beobachter zum Mithandelnden und spaeter zum abwaegenden Zeitzeugen, der sich kaempfend die Eignung erwarb, Wichtiges von Nebensaechlichem, Ehrliches von Falschem zu unterscheiden, der im Augenblick der Handlung selbst aufzeichnen konnte, wie sich das Netz wob, in welchem wir gefangen wurden. Ueber meine Person sind hier also Ueberlegungen und Vorgaenge, Ereignisse des Zeitgeschehens somit sowie dazugehoerige geschichtsphilosophische Gedanken aneinandergefuegt, die in natuerlicher Weise durchaus verschiedenartige Perioden der Menschheitsgeschichte miteinander verbinden. Waehrend der ersten ahnten wir noch nichts von der gewandelten Zukunft. Wie eine jede Generation konnten auch wir Halt nur finden in der Vergangenheit und an ihr die Dinge um uns herum messen. Geschichtlich ohne Vorgaenger
geht man mit vorgefassten Meinungen an die Schilderung eines frueheren (unseres) Lebens heran, stuetzt sich dabei aber auf Informanten, die gefallen, weil sie den notwendig gewordenen Rechtfertigungsabsichten der Zerstoerer von heute Rechnung tragen. Das zu konstatieren ist wichtig, da diese grosse Veraenderung unserer Welt in diesen Tagen einhergeht mit dem Versuch einer gigantischen Verzeichnung der Vergangenheit und einer daraus resultierenden ebenso hochdimensionalen Verschiebung der Verantwortlichkeiten. Solchen Schaeden soll hier Einhalt geboten werden. Es war dabei gar nicht leicht, ueberhaupt zu Worte zu kommen!

J.M.

"FRIEDEN"

Gemaelde in der St. Katharinenkirche im derzeit polnischen Danzig. Christus wird von deutschen Soldaten gegeisselt,

I. FRIEDEN

Vorbereitung auf's Leben

"Ich bin mir endgueltig ueber meinen Weg klar geworden. Er soll das Bemuehen sein, mit dem Blick auf die Zukunft fuer die, die nach uns kommen, die Wahrheit zu sagen ueber eine Zeit und ihre Menschen, die fuer uns die Bewaehrung unseres Lebens war.
Habe ich dann die Treue gebrochen und bin ein Abtruenniger geworden?
Ich habe wachsam gelebt und kann viele Erlebnisse und Eindruecke aus der nahen Vergangenheit heraufholen und ihre Bedeutung waegen. Ich kann sie aneinanderreihen und sagen:
Hier ist die Antwort!
Aus ihr ergibt sich, dass ich durch die Erlebnisse und Eindruecke gewandelt worden bin.
Ich kann nicht ewig an eine Entscheidung gebunden sein, die ich als halbes Kind, geleitet durch meine damaligen Lehrer und Vorgesetzten, getroffen hatte.
Es ist das Recht des Menschen, zu werden, zu wachsen und zu reifen.

Werner Baumbach

"Ich habe nur ein Vaterland, das heisst Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teil desselben angehoere, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teil desselben von ganzem Herzen ergeben."

Reichsfreiherr vom Stein

Auf die Namen Reinhard, Paul, Ferdinand, Moritz wurde das Baby evangelisch getauft und im Meldeamt eingetragen, das als Sohn von Dorothea Kops, geborene Callsen und Rudolf Kops am 29.September 1914 in der Friedensallee in Hamburg-Altona zur Welt gekommen war. Wenn wir es uns vorgenommen haben, jetzt an der Seite dieses Erdenbuergers mehr als siebzig Jahre lang ueber die Erde zu wandern, so muss dabei von vorneherein festgestellt werden, dass er uns niemals grosse Heldentaten vorfuehren wird. Diesbezueglich muessen wir Sie gleich in diesen Saetzen enttaeuschen. Erwarten Sie darum also bitte nichts Aussergewoehnliches. Der einzige Grund dafuer, dass wir uns von ihm fuehren lassen, liegt vielmehr gerade darin begruendet, dass er (oft sogar mehr oder weniger zufaellig) eigentlich immer irgendwie als einer unter Millionen "dabei war". Nur mit einem solchen lebendigen Faden ist es ja ueberhaupt erst moeglich, die Gefuehle und Erlebnisse

und Reaktionen wenigstens ein wenig zu erfassen, die den gleichen Menschen bewegten, der die Zeit vor, waehrend und nach Hitler nicht gerade nur passiv, sondern im Rahmen seiner bescheidenen Moeglichkeiten und Erkenntnisse taetig mitmachte. Es war nicht seine Art, etwas anbrennen zu lassen. Er wurde so also unmittelbarer und, wie sich zeigen wird, unbestechlicher Zeuge der weltbewegenden und oft umstuerzenden Vorgaenge in dieser Zeit. Es handelt sich somit um eine Kombination praktischer Erfahrungen mit politischen Ereignissen. So wird eine Zeit zur Lebenseinheit, die man geneigt ist, aus sachfremden ideologischen Motiven heraus heute voellig verschiedenen Geschichtsepochen zuzuschreiben, ja, von denen man allen Ernstes offiziell behauptet (und solche Behauptung zur Grundlage einer vorgeschriebenen Weltanschauung macht), es gaebe keine Bruecken zwischen ihnen. Nur mit einem solchen von den Nornen selbstgewebten Lebensfaden liess sich der Gegenbeweis antreten fuer eine boesartige Behauptung, die bestimmt ist, Geschichte als solche an ihren Wurzeln zu zerstoeren und zu atomisieren. Wir merkten dabei, dass die Gesamtdarstellung eines solchen, doch recht langen Weges zwingend notwendig ist, will man nicht mit Teildarstellungen ein falsches Bild von dem muehseligen Kampf einer Generation um Selbstbehauptung und in Verteidigung von Werten bringen, die ihr von frueheren Generationen der Menschheitsgeschichte ueberkommen und anvertraut worden waren und um deren Weitergabe sie sich ernste Sorge gemacht hat. Es darf darum auch gebeten werden, keine Teilstuecke aus diesem Wege herauszunehmen und diese etwa als Endergebnis der Lebenserkenntnisse hinzustellen. Wer das tut und die Lektuere an irgendeinem Punkte abbricht, weil ihm etwa das bis dahin Festzustellende nicht behagt oder aber beginnt, ihm nicht zu passen, geht an dem Sinn dieser geschlossenen Darstellung eines gewichtigen, mit viel Blut und Eisen und Tatkraft fest geformten Stuecks deutscher und europaeischer Geschichte vorbei. Vom Leser erbitten wir daher, dass er den ehrlichen Versuch macht, uns seine Begleitung nicht unterwegs aufzukuendigen.

Erleichtert wurde uns diese Arbeit dadurch, dass der lebende Gegenstand unserer Betrachtungen immer wieder Zeit fand, sich Notizen zu machen und glueckliche Umstaende es mit sich brachten, dass diese durch Brand und Kampf gerettet wurden. So kann unser "Held" nunmehr im folgenden als Autor selbst zu Worte kommen.

Drei Monate vor meiner Geburt wurde das oestereichische Thronfolgerpaar in Sarajewo ermordet, es kam zum Krieg, zum Ersten Weltkrieg. Ich kann mir vorstellen, wie meine jungen Eltern die Nachrichten aufnahmen. In London vereinbarten die Feinde, keinen Sonderfrieden abzuschliessen, die Marneschlacht wurde abgebrochen und man ging zum Stellungskrieg ueber, die Russen wurden an den Masurischen Seen geschlagen. Am 15. September 1916 wurde mein Bruder Bruno geboren, dann wurde mein Vater zur Infanterie eingezogen. Eine Postkarte existiert noch von ihm, deren Vorderseite ein Foto vorbeimarschierender Soldaten bringt und auf deren Rueckseite es heisst: "Lockstedter Lager den 5. Juni 1916. Liebe Grossmutter! Umstehend eine Aufnahme von uns beim Einmarsch ins Lager. Erkennst Du mich? Heute sind wir bis auf die Knochen nass geworden und dreckig brr. Wir sind alle froh, wenn wir wieder abfahren, denn die Ratten, Floehe, Wanzen usw. peinigen uns sehr. Herzl. Gruesse an Alle, Dein Rudi". Er fiel im Alter von 27 Jahren bei Eser in der Naehe von Riga. Der Lebenstraum meiner Eltern war dahin. Eine von vielen, vielen Kriegerwitwen stand vor der Aufgabe, ihre Kinder zu ernaehren und zu erziehen. Gott Mars stand so an meiner Wiege und sollte mich mein Leben lang nicht verlassen.

Es kam Versailles, der Kaiser dankte ab, man lebte von Steckrueben, denn

Meine Mutter mit ihren beiden Soehnen

England verhaengte die Hungerblockade. Das sind meine ersten Erinnerungen. Die Menschen, mit denen meine Mutter zusammenkam, waren alle arm. Es wurde viel von Politik gesprochen, auf der Ebene des Kochtopfs und eines notwendigen Regenmantels. Einmal fand ich im Hauseingang einen Geldschein mit einer ganz grossen Zahl darauf. Ueberglueckllich lief ich zur Mutter: "Kuck mal, Mamma, was ich gefunden habe". Ihre Antwort war eine Ohrfeige und der Schein flog in den Dreck. Die Bilder zuhause und die Buecher im Buecherschrank meines Vaters sprachen eine froehlichere Sprache als das, was grau und dunkel um uns her vor sich ging. Erinnere ich, mit welchen Opfern meine Mutter uns dann auf die Hoehere Schule schickte, so ahne ich die Erfuellung eines Versprechens, das sie dem ins Feld ziehenden Vater gegeben hatte. Von ihr, von solchen Eltern haben wir den Ernst mitbekommen, mit welchem wir das Leben antraten, und der unser eigentliches Wesen wurde. Aus der Fuelle der erhaltengebliebenen Bilder moechte ich nur eines vorfuehren, das den Stolz dieser Mutter spiegelt, zwei Jungen in solchen Zeiten aufgezogen zu haben. Meine Grossmutter fuhr mich im Kinderwagen an der Kreuzkirche in Ottensen entlang. Da stand auf einmal, so erzaehlte sie mir spaeter, neben ihr ein alter Mann mit einem langen Bart, und der zeigte lachend auf mich und sagte: "Ut deen wart noch mol een Pastor". Dann ging der Mann weg. Homa schob lachend den Wagen weiter. Als sie sich dann aber umschaute, war der Mann wie vom Erdboden verschwunden.

Es war eine ganz grosse Unruhe im Volk. Die Deutschen ruettelten an den Fesseln. Bis zum Jahre 1985 sollten wir Kriegstribute zahlen. Auch uns Jungen ging das an und wir beeilten uns, eine eigene Meinung zu formen. Von verschiedenen Seiten lockte man uns. Die Wenigstens wurden von einer hektischen Vergnuegungsindustrie angezogen. Man suchte den Pfad zu "neuen Ufern". Wan-

dern stand ganz gross geschrieben. Erst spaeter bekam dieses Sehnen nach Hoeherem einen politischen Anstrich. Ganz folgerichtig wurde ich so Mitglied in einer Pfadfindergruppe, trat dann ein in die Kolonialjugend und landete im Nationalsozialistischen Schuelerbund, dem Vorlaeufer der Hitler-Jugend. Damit war der Wunschzettel konkret geworden. Man sprach von einem Parteiprogramm. Das war Schritt auf Schritt vor sich gegangen, war eine Antwort einerseits auf das, was wir selbst erlebten und andererseits, was wir aus Zeitungen und von unseren Lehrern erfuhren. Fragen, Zweifel gab es da keine: Schluss mit Versailles, Wiederherstellung des Deutschen Reiches soweit die deutsche Zunge klingt, Sauberkeit und Anstand, und das hiess Ablehnung von Korruption und Perversitaeten, Trennung von den Juden, die sich uns in schmutzigen Zeitschriften und in Hetzblaettern vorstellten. In diesen grundlegenden Punkten waren wir Jungen damals alle einer Meinung. Man hatte diesem in unseren Augen nichts Gueltiges entgegenzustellen, und so waren wir denn eines Tages die Herren des Staates.
"Es zittern die morschen Knochen", sangen wir,

Es zittern die morschen Knochen
der Welt vor dem roten Krieg.
Wir haben den Schrek-ken gebrochen,
fuer uns wars ein grosser Sieg.
Wir werden weitermarschieren,
wenn alles in Scherben faellt,
denn heute, da hoert uns Deutschland,
und morgen die ganze Welt.

Und liegt vom Kampfe in Truemmern die ganze Welt zuhauf,
das soll uns den Teufel kuemmern, wir bauen sie wieder auf.
Wir werden weitermarschieren...

Und moegen die Alten auch schelten, wir lassen sie toben und schrein,
und stemmen sich gegen uns Welten, wir werden doch Sieger sein.
Wir werden weitermarschieren...

In Sturmes Eile verbreitete sich das Lied ueber den ganzen deutschen Sprachraum. So schnell war es gegangen, dass man zunaechst noch nicht einmal wusste, von wem es kam, denn die eigentliche Publikation ging langsamer als das Singen, das die Luft erfuellte. Die buendische Jugend sang es und die "Spielschar", Zeitschrift der Reichsjugendfuehrung, druckte es ab. Als Autor war "Volker" angegeben. Im Studentenliederbuch "Wohlauf Kameraden" schreibt der Baerenreiterverlag noch 1934: "Aus dem Kameradschaftshaus der Kölner Studentenschaft muendlich ueberliefert". Doch, dem Liede wurde dann ein Sinn unterschoben, der uns Jungen voellig fern gelegen. Das "Wenn alles in Scherben faellt" hatte fuer uns den Sinn eines "selbst, wenn", niemals eines "bis". Und Hans Baumann selbst fuegte 1936 eine weiter Strophe an, die ebenso wie die vorigen, seiner Generation aus der Seele gesprochen war:

Sie wollen das Lied nicht begreifen,
sie denken an Knechtschaft und Krieg,
derweil unsere Äcker reifen -
du Fahne der Freiheit, flieg!
Wir werden weitermarschieren,
wenn alles in Scherben faellt -
die Freiheit stand auf in Deutschland,
und morgen gehoert ihr die Welt.

So fuehlten wir es damals. Noch im Feldgrau sangen wir dieses Lied, das Lied der Jugend von damals, noch sangen wir es, als man unserem Leben einen anderen Sinn unterschieben wollte als man unsere Kraft missbrauchte. Wieder war es Hans Baumann, der unseren Standpunkt vertrat, als er in seiner Weimarer Rede 1941 Klipp und Klar sagte: "Mag der Krieg der Vater aller Dinge sein, die Milde bleibt doch aller Dinge Mutter".

Wir wurden hart, damals in der Kampfzeit, wir kaempften, denn feiges Stillhalten war nicht denkbar. Wir schlugen zurueck, wir erkaempften den Frieden in den Grenzen des Reiches. Wir erkaempften uns unsere Freiheit und die der uebrigen Welt. Das war der Sinn des 30. Januars 1933, das war der Inhalt unserer Jugend. Dahin ging unser Kampf in den Jahren davor.

Denn die offene Zukunft kam nicht ohne Kampf zustande. Es gab Kraefte, die sich einer deutschen Freiheit entgegenstellten. Nicht wenige Juden waren unter ihnen. Dass es die Nationalsozialisten waren, die uns diese Menschen vorfuehrten, gab ihnen besondere Schlagkraft. Ich lebte in Ottensen, im Grenzbereich von armseligsten Arbeitslosenbehausungen und besseren Buergerwohnungen. Da kam es vor, dass ein Wohnhaus geschmueckt war mit der Roten Fahne, der Schwarzrotgoldenen und dem Hakenkreuz. "Die Front fuer Hitler, die Etappe fuer Hindenburg, Steinhaeger fuer Thaelmann" stand auf Zetteln, die wir verteilten. Von 1930 an verging drei Jahre lang kein Tag, da wir nicht im freiwilligen Einsatz standen. Eine Politisierung unseres Lebens hatte eingesetzt, eine politische Betrachtung unserer Umwelt von uns Besitz ergriffen, wie es vorher und hinterher in diesem Umfang nicht gewesen ist. Man hat Adolf Hitler dafuer verantwortlich gemacht. Ich sehe heute die Gruende dafuer tiefer liegend. Das fuer die Weltgeschichte fast einmalige Kriegsergebnis hatte ein ganzes Volk derart aufgeruehrt und zutiefst in Empoerung versetzt, hatte derart hart und grausam und UNGERECHT in das Leben eines jeden Einzelnen eingegriffen, dass es gar nicht moeglich war, unpolitisch zu bleiben, Der feigste Buerokrat wurde zur Stellungnahme gezwungen. Adolf Hitlers grosse seherische Leistung war es, ein Ziel aufzustellen, das von allen Deutschen erstrebt werden musste, sollte das Leben ueberhaupt noch einen Sinn haben. Unter uns im II. Stock der Nummer 14 der Tresckowallee wohnte die Reichstagsabgeordnete der SPD, Luise Schroeder. Meine Mutter weilte oft zum Kaffee bei ihr. Sie war nur von einem Wunsch beseelt: das es nicht noch einmal einen Krieg gaebe. Es war ihr genug gewesen, ihren Mann verloren zu haben, die Soehne durften nicht auch noch geopfert werden. Und sie fand darin offenen Widerhall bei ihrer Nachbarin. Doch beide Frauen mussten zugeben, dass Pazifismus keine Fanfare war, wenn franzoesiche Truppen deutsche Arbeiter in Essen niederschossen und wenn wahnwitzige Reparationen von hungernden Menschen erpresst wurden. Das Kapital, England, Frankreich und Nordamerika haben es damals den Gegnern Hitlers unmoeglich gemacht, die Weimarer Republik zu retten.

Im abendlichen Halbdunkel verteilten wir unsere Flugblaetter, oft in den rotesten Vierteln. Einmal hatten wir es falsch angefasst, hatten unten im Treppenhaus mit dem Austeilen begonnen und als wir wieder herunterkamen, verpasste man uns eine gehoerige Tracht Pruegel. An der Ecke von Barnerstrasse und Bahrenfelderstrasse befand sich ein Komplex aus elenden Holzhuetten. Eines Abends galt es, einen HJ-Kameraden, der dort wohnte, herauszuholen. In allen Hauseingaengen rundherum groehlte die Kommune. Mit einer Kneifzange in der Hand, als waere es ein Revolver, begab ich mich an eine strategische Zaunecke, waehrend die andern den Kameraden herausgeleiteten. Kam einer der Kommunisten zu nahe, dann hob ich, ohne ein Wort zu sagen, ein wenig die im Mondschein blinkende Kneifzange und der Mann schreckte wieder zurueck. Das dauerte, bis das Ueberfallkommando ankam,

Dr. Wilhelm Chemnitz

und - mich mit Gummiknueppeln auf den Wagen hinauf pruegelte. Da ich keine Waffe bei mir hatte, liess man mich auf der Wache wieder laufen. Inzwischen heulte der Wagen zu einer anderen Stelle im Altonaer Gaengeviertel. Der 17. Juli 1932 traegt den Namen "Altonaer Blutsonntag". Wir marschierten in unseren Uniformen durch die Stadt, vor uns der Sturm 2 der Standarte 31, wir bogen von der Grossen Bergstrasse ab in die Grosse Johannisstrasse. Da bellte es ploetzlich aus dem Dach oben vor uns mit Maschinengewehren. Zwei SA-Leute waren sofort tot. Wir sprangen seitwaerts in die Hauseingaenge. Ein Polizist stand neben mir, die Maschinenpistole im Anschlag und feuerte in die Dachziegel . Siebzehn Tote hatte der Tag gebracht. Es war die letzte grosse

Doch, so deutlich, wie im Nachhinein zu erzaehlen, ging es nicht bergauf mit dem deutschen Widerstandswillen. Es gab so manche Stunde der Verzweiflung, oft genug hervorgerufen von peinigenden Auftritten in der Schule. Zweimal sah man uns mit einem Kranz auf dem Friedhof, nachdem sich Kameraden von uns das Leben genommen hatten, Uwe Jessen und Kurt Beilich. Ich sehe mich noch auf dem Altonaer Zentralfriedhof stehen, den Kranz neben uns mit der mit dem Hakenkreuz geschmueckten Schleife des verbotenen nationalsozialistischen Schuelerbundes. Da liess der Direktor unserer Schule, Peter Meyer uns bestellen, wir duerften den Kranz nicht niederlegen. Unter Fuehrung der weinenden Mutter gingen wir zwoelf Mitschueler an dem Direktor vorbei und legten ihn ans Fussende des Grabes, oeffneten sauber die beiden Schleifen und blieben daneben stehen, bis der letzte Pauker abgezogen war.

Es hat uns niemand angegriffen und auch am kommenden Tag niemand in der Schule etwa zum Direx gerufen. Selbst auf Friedhoefen meinte man, die Republik retten zu muessen, die in unseren Augen ein veraechtliches Instrument der Erfuellungspolitik war, und die uns zu lebenslangen Heloten machen wollte.

In der Obersekunda erhielt ich einen Klassenlehrer, der meinen Lebensweg nicht gerade aenderte, aber ihn vertiefte: Dr. Wilhelm Chemnitz. Er war schon aeusserlich alles andere als ein Heftekorrigierer. Immer sehr gut angezogen, taeglich eine andere Krawatte (wie wir zuerst spoettisch, dann anerkennend bewunderten), immer eines auserlesenen Tones beflissen. Wir erfuhren bald von ihm, von wo er kam:vom Wandervogel, von der Evangelischen Kirche. Er unterrichtete uns Deutsch und Geschichte und Geographie. Den Schwerpunkt legte er auf den Kunst-Unterricht. Mit Diapositiven und Filmen brachte er uns bei einem gleichzeitigen, in Stimme wie Inhalt berauschenden Vortrag Leben in unsere Kultur, wie ich es auf keiner Universitaet jemals spaeter so beeindruckend erlebt habe. Dass unsere Ausfluege mit ihm in die Lueneburger Heide eines Hermann Loens gingen, dass wir mit ihm vor dem Lauenburger Dom und dem von Luebeck standen, gehoerte dazu wie unsere Feststellung, dass auch er Stellung bezogen hatte im Kampf um Freiheit und Brot. Bei einem Besuch in seiner Blankeneser Wohnung entdeckten wir hinter Buechern Bomben, die er fuer einen schleswigholsteinischen Bauern bereithielt, der sie dann einem Finanzamt vor die Haustuer legte. Er wurde spaeter SS-Sturmfuehrer, noch in der Verbotszeit, und erlitt wegen Ueberanstrengung in den Februartagen 1933 auf einem der letzten Kampfumzuege einen Herzschlag. Wir hielten es fuer berechtigt, dass nach ihm eine Strasse in Altona-Osdorf benannt wurde.

Es scheint mir angebracht, an dieser Stelle im Auszug wiederzugeben, was sein Kollege, der aus Chile gebuertige Studienrat Adolf Meyer bei der Gedenkfeier in unserer Schule sagte: "Viel ist davon geredet und geschrieben, dass wir in einer Zeitenwende stehen, in der Zeit eines grossen Umbruchs. Die Lebensformen und Lebensanschauungen, die frueher bestimmend waren, haben sich ueberlebt, sind kraftlos zusammengebrochen. Und noch vor wenigen Jahren sah man nicht recht, was nun werden wuerde. Wuerde das Chaos kommen? Wuerde unsere Kultur absterben und im Sumpf ersticken? Vieler, oft gerade der besten, bemaechtigte sich tiefster Pessimismus, ja Verzweiflung. Ich habe das in euren Reihen, liebe Schueler, in tiefer Ergriffenheit erlebt. Und dann erstand die gewaltige Erneuerungsbewegung, die schnell die Jugend in ihre Bahnen riss, eine Bewegung, die herausfuehren sollte aus dem Materialismus, der Vergreisung und Verwahrlosung unserer Zeit. Diese Bewegung hat auch einen grossen Teil von euch ergriffen. Keiner aber hat sich mit solchem Idealismus und mit solcher Entschiedenheit in sie hineingestellt wie Wilhelm Chemnitz.... Ich kenne niemand, der eine solche Intensitaet des Erlebens gehabt haette und eine solche Spannweite des Wesens. Stunden um Stunden konnte man ihm lauschen, wenn er von seinem Leben berichtete, wenn tiefer Ernst sich mit heiterster, ja kindlicher Ausgelassenheit, spruehender Geist mit Herzenswaerme, Grosszuegigkeit im Denken und Urteilen mit klarster Sicherheit im sittlichen Wollen paarte...."

Es gab auch einen NS-Lehrerbund. Eines mittags - es war am 1.Oktober 1932 - ruft man mich zum Sturmlokal. Man teilt mir mit, dass der NS-Lehrerbund am gleichen Nachmittag eine Tagung in unserer Schule, der Oberrealschule zu Altona-Ottensen hat und dass es ganz schoen aussehen wuerde, wenn oben auf dem Turm der Schule dazu die Hakenkreuzfahne wehte. Ich war der gleichen Meinung. Man gab mir eine Fahne und ich zog los. Zunaechst einmal vertauschte ich meine rote Primanermuetze mit der vorjaehrigen blauen

Sekundanermuetze. Dann ging ich durch den Schulpark und durch den Nebeneingang, entlang den Fenstern der Wohnung des (natuerlich sozialdemokratischen) Hausdieners Brasch, hinein in das leere Gebaeude. Wenn man neun Jahre in der gleichen Schule gewesen ist, dann weiss man auch, wie man auf den Turm hinaufkommt. Naemlich durch das Atelier des Zeichenlehrers, von dort ueber eine Leiter auf den Schnuerboden ueber der gewoelbten Decke der Aula und auf einem Brettersteg zur Tuer, die hinausfuehrt auf die kleine Plattform, in deren Mitte der Fahnenmast steht. Das Gelaender rundherum ist nur einen Meter zwanzig hoch, sodass man in gebueckter Stellung die Vorbereitungen trifft. Die Fahnenschnur wird geloest und die beiden entsprechenden Enden der Fahne angebunden und dann geht es hui wie der Wind, schnell hinauf mit der Fahne, bis ganz nach oben in den blauen Himmel. Sicher hat man sie jetzt schon ueberall dort unten wehen gesehen, denn das schwarze Hakenkreuz im weissen Feld auf dem roten Tuch leuchtet weithin. Schnell die Enden der Schnur festverankern und dann durch die Tuer zurueck auf den Boden, dabei bricht noch der Tuerdruecker versehentlich ab, und dann im Laufschritt den Weg wieder ueber Stege, Leiter, Treppenhaeuser hinunter, an der Wohnung des Hausmeisters vorueber, durch den Park schnell, aber nicht allzuschnell, weiter und nach Hause. Und an die Schularbeiten, als waere nichts gewesen. Am naechsten Morgen geht der Tanz los. Die Polizei war auf hoechster Alarmstufe gewesen, die Feuerwehr war alarmiert worden (ich hatte sie gehoert), weil niemand von innen die Tuer aufkriegen konnte (der Tuerdruecker war ja abgebrochen), so hatte man von aussen uebers Dach vordringen muessen, und eine kleine Menschenmenge (unter ihnen der Buergermeister Max Brauer persoenlich und der Direktor der Schule) hatte dem Ganzen noch ein wenig mehr Bedeutung gegeben. Der Buergermeister Brauer selbst hatte sich eingeschaltet. So sagte es mir Herr Direktor Meyer am naechsten Morgen, weil der Chef der Feuerwehr ihn angerufen hatte. Ich konnte ihm nur sagen, dass ich nichts von der ganzen Sache wuesste. Der Schuldiener stand mir gegenueber und bruellte mich an, er haette mich ganz deutlich an seiner Wohnung vorbei hinauslaufen sehen, meine rote Muetze koennte ich doch nicht leugnen. Ja, aber gerade da sass die Gegenpartei in der Falle. Jetzt wusste ich ganz bestimmt, dass niemand mich gesehen hatte, denn ich hatte ja die blaue Muetze aufgehabt! Es kam zu einem Sturm gegen den der der Perser an den Thermopylen ein Kinderspiel war. Ich war vor guten und besten Freunden nicht mehr sicher, die mich beiseitenahmen und mir anrieten, doch die Wahrheit zu sagen, doch ich konnte nicht mehr tun, als immer wieder zu wiederholen, dass ich es nicht gewesen sei. Es blieb den ehrlichen und falschen Freunden nichts uebrig, als die Hatz einzustellen. Und die Wut der Perser rauschte vorueber. Das Schoene war eigentlich, dass ich ja eine ganze Reihe von Mitwissern gehabt hatte, und dass diese gar nicht auf die Idee kamen, mich zu verpfeiffen. Der einzige, der mich hinterher manchmal etwas leicht laechelnd von der Seite ansah, war Dr. Chemnitz. Ich hatte mir vorgenommen, ihm "nach dem Krieg" die Wahrheit zu sagen, doch geschah es dann bei einem Kaffeetisch mit den anderen Klassenkameraden bei seiner Witwe.

Unsere Geographie von Hamburg sah voellig anders aus als es in den Lehrbuechern stand. Wir wussten genau, welche Strassenzuege rot waren, welche schwarzrotgold und welche nationalsozialistisch. Freudig wurde weitergegeben, wenn in irgendeiner gemischten Landschaft wieder eine Hakenkreuzfahne mehr gehisst wurde, und man war begeistert, auf einmal mitten im dicksten Kommunerot eine ganze Gruppe von Hakenkreuzfahnen wehen zu sehen. Es war fuer diese Kameraden oft genug ein Spiel mit dem

Leben, aber es war das der Kampf, den Deutschland damals strassauf, strassab ausfocht, um Europa vor dem Kommunismus zu retten. Die sogenannte Kampfzeit nahm jenen, die meinten, 1919 die Welt in einen Sowjetstaat zu kneten, alle Aussicht auf einen Sieg. Selbst noch nach dem verlorenen Weltkrieg II war Kommunismus in Deutschland undenkbar. "Die Strasse frei den braunen Bataillonen!" sangen wir und wir machten sie frei! "Hamburg bleibt rot!" schrie man uns entgegen, doch Wahlergebnis auf Wahlergebnis strafte den Satz Luegen. Adolf Hitler sprach zu mehr als 100.000 Menschen auf der Motorradrennbahn Dirt Track. So viele Menschen hatte vor ihm noch niemand in Hamburg auf die Beine gestellt. Ich fotografierte ihn, als er an uns vorbei nach seinen wenigen, zuendenden Worten dem hinteren Ausgang zuschritt. Ich hatte Musse, mir das Bild dann anzusehen und war ueberrascht ueber das, was ich sah. Es war, als schritte er auf Wogen, den Blick in den Himmel in weite Fernen gerueckt, unberuehrt von den Menschen um ihn herum, mit einem freudigen Leuchten in den Augen wie man es von Heiligen zu berichten pflegt. Ich bewahrte das Foto in meinem Album auf, wo es dann nach Kriegsende mein Bruder aus konkreter Furcht vor englischen Hausdurchsuchungen herausnahm und vernichtete. Das Bild aber steht mir heute wie damals in allen Einzelheiten lebendig vor Augen. Hitler hielt an jenem Tage in vier verschiedenen deutschen Grossstaedten Ansprachen. Ein Flugzeug brachte ihn von Ort zu Ort.

Die Wahlergebnisse wurden auf einem laufenden Lichtband oben auf dem Dach eines Kaufhauses am Altonaer Hauptbahnhof bekanntgegeben. Die zusehende Menschenmenge mag zunaechst noch Sympathisanten aller Parteien zu sich gezaehlt haben, doch als dann Ergebnis auf Ergebnis den Sieg der Nationalsozialisten brachte, selbst in den rotesten Vororten unserer Grossstadt, als dann die Unsern die Zahlen begleiteten mit Singen und Sprechchoeren, da verduennisierten sich die andern schnell. Das Gottesurteil kam auf sie zu. Das deutsche Volk stand auf!

Dieser Bahnhof mit seiner grossen Aufenthaltshalle war damals einer der Treffpunkte. Es hatte sich herausgebildet, dass, wer Zeit hatte, sich dorthin begab. War irgendwo Not am Mann, dann lief naemlich jemand schnell zum Hauptbahnhof und schon kam er zurueck mit einer Gruppe von Helfern mit aufgekraempelten Aermeln. "Nazischlaeger" beschimpfte man uns, und uebersah, dass mehr als zehn Jahre lang uns Schlaeger und Moerder gegenueber gestanden hatten, dass ganze deutsche Provinzen in Volksrepubliken verwandelt worden waren, in denen offener Mord auf allen Strassen herrschte. Und dass die Linke aktiv und tausendfach erwiesen dabei war, diesen Zustand fuer ganz Deutschland zu schaffen. Ihr Morden hatte System. Noch im November 1932 stosse ich beim Verlassen des Hauses, in welchem wir wohnten, unten an der Haustuer auf Kurt Niehage. Der Nachbarssohn war bekannt als Kommunist. Ich hatte ihn dabei ertappt, wie er sich an den Namensschildern bei den Klingeln davon ueberzeugte, wo ich wohnte. Spaeter entdeckte man meinen Namen auf einer Liste derjenigen, die im Falle der roten Machtergreifung zu beseitigen waeren. Es war also gar nicht so ganz Theorie, was uns da von "Rotfront und Reaktion" drohte. Horst Wessel war nicht der einzige Blutzeuge der Bewegung.

Auch die Gegner trugen ihre Abzeichen. Wer im blutruenstigen Rotfrontkaempferbund war, trug vorne an der schwarzen Schirmmuetze ein besonderes Sturmband. Bald war es bei uns Ehrensache, dass man sich ein solches im Nahkampf erbeutete, und dann, wie die Indianer den feindlichen Skalp, vor der eigenen Schirmmuetze anbrachte. Man kann nicht sagen, dass es irgendetwas gab, vor dem wir damals etwa zurueckgeschreckt waeren, um uns durchzusetzen.

Es war die grosse Zeit der Plakatmaler und solcher, die sich darin ueben wollten. Bei uns war es Ottokar Timmermann. Er stellte ein ganz grosses her, das wir oben am Dach an der naechsten Strassenecke anbringen wollten. Durch eine benachbarte Bodenluke kamen wir heraus und stapften durch den Schnee an den Ort der Handlung, und in den gleichen Fusstapfen ging es wieder zurueck. Diese wurden dadurch etwas groesser und als die Polizei nach dem Taeter fahndete, nahm sie den Nachbarsjungen Karl hopp, weil er so grosse Fuesse hatte, und er war ein Unschuldslamm in Person.

Man trug immer ein Hakenkreuz als Abzeichen und wenn sich zwei Nationalsozialisten begegneten, dann gruessten sie sich laut mit erhobenem Arm und "Heil Hitler", auch wenn sie sich noch niemals im Leben gesehen hatten. Das gab eine dauernde Geraeuschkulisse, auch wenn gerade keine Wahl in Sicht war. Standes- oder Berufsunterschiede verschwanden dabei vollstaendig. Es wurde mit der gleichen Herzlichkeit und dem gleichen Zusammengehoerigkeitsgefuehl der Hafenarbeiter wie der Grosskaufmann vor seinem Haus an der Elbchaussee begruesst.Die Gesellschaft bekam unter diesem Gruss des Bekennens ein ganz neues Aussehen, es begann, sich die Volksgemeinschaft zu bilden, die dann spaeter so vieles Leid ertragen half.

Da wurde der Nationalsozialistische Schuelerbund verboten. Es war erstaunlich, dass man so etwas nicht fuer die doch viel bedeutendere Hitler-Jugend aussprach. Und man verband das Verbot mit schweren Drohungen: Entlassung von der Hoeheren Schule, Verbot zu studieren. Es war uns sofort klar, dass da nur eines half: der sofortige Gegenangriff. Wir riefen auf zur Protestversammlung. Wir klebten nachts entsprechende, selbstgemalte Aufrufe an die Waende aller Altonaer Hohen und Mittelschulen. Ganz dick lass man auf ihnen die Parole: "Die Bombe platzt in Altona!" Die Versammlung fand statt im Pinneberger Hof in der Koenigstrasse. So hiess es auf den Plakaten. Als die Polizei den Saal stuermte, waren wir 65 Mann hoch. Das aber war zu viel, um sie von der Schule zu jagen. Bevor der Zirkus ueberhaupt losging, der jetzt inszeniert wurde, war dieses Ergebnis bereits klar. Ein Kamerad setzte sich an den Fluegel auf der Buehne und spielte preussische Militaermusik, waehrend zwei Herren in Zivil (mit prallen Aktenmappen waren sie gekommen) sich mit viel Schreibpapier und Formularen an zwei Tische setzten und wir davor Schlange standen, um unsere Personalien anzugeben. Die Phantasie von Pennaelern in jenem Alter pflegt sich schnell Gegenstaende aus dem Geschichtsunterricht zum Vergleichen zu holen. So wurden die beiden Zivilisten immer nervoeser, als man sie erst einmal fragte, ob sie einmal etwas von Athen und Sparta gehoert haetten, ob sie ein Gedicht von Ernst Moritz Arndt kennten (man sagte es ihnen dann auf), ob sie wuessten, wieviel Menschen in der Sowjetunion ermordet worden seien, usw. Mit dem Gummiknueppel war in dem feinen, etwas engen Saal wenig auszurichten. Der kam dafuer draussen vor der Tuer zu seinem Recht. Denn inzwischen hatten unsere Kameraden von der SA laengst erfahren, was vor sich ging, und so herrschte draussen auf der Koenigstrasse ganz gewaltiger Rabatz. Mit den damals ueblichen Schimpfworten wurde die Systempolizei empfangen und jagte die Strasse hin und her, um sich der Steinwuerfe zu erwehren. Versteht sich, dass die Schlagzeilen des naechsten Morgens in den Hamburger Zeitungen uns als Gegenstand hatten. Und die wuetenden Redakteure merkten gar nicht, dass sie dadurch aus uns die Helden des Tages machten. Auf allen Schulhoefen waren wir der Mittelpunkt, und es wurde dick aufgetragen, was wir alles den Polizisten gesagt haetten. Ja, und dann wurde es auffaellig still. Die da oben kauten an einem unverdaulichen Bissen herum. Nirgends, auf keiner Schule gab es auch nur Anspielungen darauf, dass wir jetzt gehen muessten. Dr. Chemnitz betrat

am Morgen danach unsere Klasse mit einem ganz feinen Schmunzeln, und waehrend er sich die Gesichter einiger Suender etwas laenger ansah, strich er sich mit seiner Hand ueber die Nase und sagte kein Wort. Es waren sechs Mann aus dieser Klasse ja jetzt Verbrecher im Sinne des Republikschutzgesetzes. Wir sollten spaeter noch ganz anderer Verbrechen fuer schuldig erklaert werden in unserem Leben. Nur, weil wir Deutsche sein wollten!

Doch irgendetwas musste ja schliesslich geschehen. Ich bekam einen dicken Brief direkt vom Herrn Polizeipraesidenten. Selbst meine besorgte Mutter meinte einen Augenblick,dass wir vielleicht doch etwas zu weit gegangen waeren. Ein Kriminalkommissar bat mich, Platz zu nehmen. Er fragte mich nach dem Hergang des Abends und ich berichtete ihm gerne, was er sowieso schon wusste. Ich tat es in ruhiger, erklaerender Form, als ginge es darum, den Sicherheitsbehoerden zu einem sachlichen Urteil zu verhelfen. Als ich geendet hatte, richtete der Beamte nur eine einzige Frage an mich: "Meinen Sie, dass Sie siegen werden?" Ich schaute den Mann ganz ruhig an und sagte bestimmt: "Ja". Damit war ich entlassen und hoerte niemals mehr etwas von der Geschichte.

Mitte 1932 war Reichsjugendtag in Potsdam. Ich fuhr mit einem Kontingent von SA-Maennern auf einem geheurten Lastkraftwagen dorthin. Die Wagenmiete und das Benzin zahlten wir aus unserer Tasche und nahmen noch ein paar arbeitslose SA-Maenner gratis mit. Essen erhielten wir ueberall unterwegs aus Gulaschkanonen, die die Parteigenossen an die Strassen gestellt hatten. Schon die zweitaegige Anfahrt von der Marktstrasse in Altona nach Potsdam war ein Erlebnis. Denn ueberall auf allen Landstrassen des Reiches reihten sich jetzt die Lastkraftwagen und Privatautos ein, setzten sich ueberfuellte Personenzuege in Bewegung in Richtung Potsdam. Voll besetzt mit jungen Menschen, Jungen und Maedeln, die sangen und sangen und sangen und gruessten und winkten und lachten. Polizei mit Gummiknueppeln in der Hand stand an den Strassen und Plaetzen der zu passierenden Ortschaften, doch weit mehr Menschen waren es ueberall, die uns freudig zuwinkten. Die Innenminister und Staatsanwaelte und die Zeitungen des Systems drohten und fluchten der Jugend vergebens. Auf der Rueckfahrt hatten wir in der Naehe von Ludwigslust eine Anrempelung durch Mitglieder des Reichsbanners, doch schien beiden Seiten eine Schlaegerei bei diesem reichsweiten Aufbruch der Jugend schon anachronisch. "Drei Pfeilchen, drei Pfeilchen, drei Pfeilchen, die pflanzt ich auf mein Grab". Schon es mit der bekannten Melodie nur zu s u m m e n , genuegte, um damals einen Sozi (ihr Abzeichen waren ja die Drei Pfeile) in Rage zu bringen.

Eine Hochburg marxistischer Indoktrination war die Volkshochschule. Wir liessen uns einen Lehrplan geben und waehlten dann die Vorlesungen eines Herrn Dombrowski aus, um an ihnen teilzunehmen. Das Thema hiess "Die Sowjetunion heute". Wir erschienen immer zu dreien, mit unseren roten Klassenmuetzen, Heinrich Rabe, Heinz B. und ich. Unser Auftreten war schon eine kleine Sensation an sich. Noch aufregender wurde es, als wir in ausgesprochen sachlicher und positiver Form an den Konferenzen teilnahmen. Wir hatten sogar die gleiche Meinung wie der Vortragende, dass diese oder jene wirtschaftliche Massnahme der Sowjetunion sehr begruessenswert sei, wir hatten sogar sehr scharfe Worte zur Hand wie "kapitalistische Blutsauger", Dollarimperialismus und aehnliche. Nur an einem Punkt streikten wir regelmaessig, wenn die Rede war von dem Ziel einer sozialistischen Weltrepublik. Wir hielten nun einmal naehere Plaene fuer erstrangig. Aber auch in solchen Augenblicken wurde niemals die Autoritaet des Vortragenden infrage gestellt. Wir freundeten uns mit ihm an. Er wohnte in der Spaldingstrasse in

Altona, nicht weit von meiner Wohnung. Nach dem 30. Januar suchte ich ihn auf. Er befuerchtete, in ein Konzentrationslager verbracht zu werden und ich besorgte ihm ein Fahrrad und eine HJ-Bescheinigung, mit denen er dann nach Daenemark entkam. Nach dem Kriege habe ich vergebens versucht, ihn wieder ausfindig zu machen. Immer wieder empfanden wir es als einen Irrweg, wenn man politische Aktivitaet auf das Niveau von Polizei und Gerichten herabzog. Unser Freiheitskampf hat uns recht gegeben, denn es wurde auf diese Weise nichts erreicht. Im Gegenteil, der Kampf wurde verbissener, die Ausdruecke unsachlicher, es kamen Elemente in den Sieg hinein, die dem Wort Rache nahestanden. Wir fragen darum noch heute: Wer warf den ersten Stein?

Im November 1932 hatte ich mich an das Auswaertige Amt in Berlin mit der Bitte gewandt, mir Auskunft ueber den Ausbildungsgang fuer die Diplomatische Laufbahn zu erteilen. Ich erhielt ein Merkblatt, welches folgenden Weg empfahl: Praktische Taetigkeit in der Wirtschaft
Volkswirtschaftliches Studium
Abgeschlossenes Juristisches Studium
Drei europaeische Sprachen
eine exotische Sprache

Obwohl mit dem Regierungswechsel 1933 dieser Ausbildungsplan der Weimarer Republik nicht mehr nominelle Gueltigkeit hatte, habe ich mich in der Folgezeit weiterhin ganz "stur" daran gehalten. Hindernisse auf diesem Wege habe ich mit den aeussersten, mir zur Verfuegung stehenden Mitteln versucht, beiseite zu raeumen. Auch, wenn mit der Aufloesung der Organe des Deutschen Reiches mein Lebensziel spaeter illusorisch wurde, hat mir dieser Arbeitsweg doch eine Bildung vermittelt, die ich auch anderweitig gut verwenden konnte, sodass ich es niemals bereut habe, mein Ziel niemals aus den Augen verloren zu haben.

Das erste Hindernis sah ich nach dem "30. Januar" darin, dass ich weiterhin SA-Mann war. Das schien mir jetzt ueberfluessig und unnuetz und ablenkend. Dafuer hatte ich jetzt keine Zeit mehr. Der Staat brauchte jetzt keine "Schlaeger" mehr. Diese hatte er wirklich noetig gehabt. Jetzt brauchte er eine Fuehrung mit Weitblick und beruflichem Koennen. Fuer politische Kundgebungen und grosse Redensarten reichte die Zeit und die Kraft nicht aus, wollte man wirklich mit jenen mitsprechen, die in Eton und Oxford erzogen worden waren. Ich sagte das in eindeutigen Worten meinem Standartenfuehrer in seinem Dienstraum an der Flottbecker Chaussee in Altona ins Gesicht. Der Mann fiel aus allen Wolken, und das einzige, was er fertig brachte, war eine ganz fuerchterliche Schimpfkanonade. Ich war in meinem Nervensystem davon sichtlich beeindrckt, doch mein Mund blieb verschlossen, als ich nach einem strammen Hitlergruss auf den Absaetzen kehrt machte und zur Tuer hinausging. Es kam keiner hinter mir her, um mich zu verhaften.

Schon damals hielt ich es fuer richtig, niemals eine Rechnung offen zu lassen . Schliesslich war ich im Zeichen der Waage geboren worden. An dieser Maxime hat sich bis heute nichts geaendert. Der noch offen stehende Saldo bezog sich auf unseren Schuldirektor Oberstudiendirektor Dr. Peter Meyer. Sein letztes Bravourstueck hatte darin bestanden, uns einen Tag nach dem Tode unseres Dr. Chemnitz in der Klasse aufzusuchen und zu uns noch voellig verstoerten Abiturienten zu sagen: "Dass niemand von Ihnen sich einbildet, er koenne jetzt etwa leichter durch das Examen kommen. Wir werden Sie da sehr schnell eines Andern belehren". Das war in unseren Augen derart boese und abwegig, mitten in unserem Schmerz, dass uns damals die Worte fehlten, den Lumpen zurechtzuweisen. Jetzt ging ich mit meinem Mitschueler Ernst August Hollmann zu dem Herrn in die Privatwohnung. Nachdem er uns in seinem Arbeitszimmer

Platz angeboten hatte, machten wir ihm klar, dass er nach seinem Verhalten in der Vergangenheit, in der Schule, auf dem Friedhof, nach dem ploetzlichen Tode unseres Klassenleiters in unseren Augen ein ganz niedertraechtiger Hundsfott sei, ein feiger Mitlaeufer und Befehlsempfaenger des sozialdemokratischen Buergermeisters, ein Denunziant und Polizeispitzel, dass es fuer ihn das Beste sei, er betraete niemals wieder die Oberrealschule. Er fuhr noch in der gleichen Nacht hinaus nach Vierlanden zu seiner Mutter. Es blieb dem NS-Lehrerbund ueberlassen, sich dann einzuschalten und ihn nach einigen Wochen der Besinnung wieder zurueckzuholen. Er war alles in allem genau das, was wir heute bei einem Freimaurer als typisch bezeichnen wuerden. Fast sicher war er auch einer.

Und mein Programm lief an. Meine Mutter hatte ueber einen Reichsbankrat Wudtke eine Stelle als Lehrling in der Seehandelsbank in Altona ausfindig gemacht. Die Lehrzeit sollte 2 1/2 Jahre dauern. Damit war der erste Punkt erfuellt: Praktische Taetigkeit in der Wirtschaft. Da auf meiner Seite kein Pfennig vorhanden war, ging es nur ueber eine bezahlte Lehrzeit. Und ich schrieb mich auf der Hamburger Universitaet in die volkswirtschaftlichen Vorlesungen fuer erste Semester ein. Auch dieses Studium lief fuer die Dauer der Banklehre. Es war nicht neu, dass in Hamburg in dieser Fakultaet das Werkstudententum ueblich war. So wurden die Vorlesungen in die Abendstunden gelegt. Mein Tag war daher gut und glatt ausgefuellt: Um 8 Uhr begann der Dienst in der Bank, um 5 Uhr verliess ich diese und begab mich direkt zum Altonaer Hauptbahnhof, von wo ich mit der Vorortsbahn zum Dammtorbahnhof fuhr. Dort gegenueber lag die Universitaet. Gewoehnlich hatte ich drei Stunden Vorlesungen. Dann fuhr ich nach Hause und schrieb nieder, was ich soeben gehoert hatte. Schon nach wenigen Monaten war mein Gedaechtnis so gestaerkt, dass ich ueberhaupt keine Schwierigkeiten mehr hatte, an Hand von Stichworten die Vorlesungen wiederzugeben.

Natuerlich konnte in diesen Plan noch das Sprachenstudium eingebaut werden. Am Istituto di Lingua e Cultura Italiana ganz in der Naehe der Universitaet nahm ich im sogenannten Fascio italienisch-Unterricht. Ich hoerte franzoesisch-Vorlesungen bei Frau Professor Dr. Lohse-Barrelet,und liess mich bei Professor Strothmann fuer "Arabisch I" einschreiben. Spaeter ergaenzte ich diese Stunden bei Dr. Khemiri mit modernen arabischen Texten. Es war nicht gerade Zufall, dass ich diese "exotische Sprache" gewaehlt hatte. In einem Notizbuch von damals entdecke ich meine Bemerkung: "Der Ring um das bolschewistische Russland und eine etwas bessere Verbindung zwischen Japan und Italien-Deutschland ist erst dann vollkommen, wenn die arabisch-sprechende Welt des Islam sich diesen Staaten anschliesst. Beide Ideen (Nationalsozialismus und Islam als Staatsreligion) stellen sich gemeinsam dem Staatssozialismus auf materialistischer Grundlage und den 'grossen Demokratien' des Westens entgegen". Mir schien es empfehlenswert, wenn sich die deutsche Auswaertige Politik verstaerkt im Nahen Osten engagierte und wenn dazu fachkundiges Personal zur Verfuegung stand.

Als Ergaenzung zu meiner neuen geistigen Umgebung hatte ich Anfang 1933 die franzoesische Zeitung "Le Temps" abonniert. Als ich eines Tages im Mai jenes Jahres nach Hause komme, empfaengt mich meine Mutter an der Haustuer: "Da sitzen zwei Herren drinnen und warten auf Dich". Sie sind von der Gestapo, wie sie mir mitteilen. Sie wollen wissen, warum ich den "Temps" halte. Ich teile ihnen den Grund mit. Sie fragen, ob ich in irgendeiner Organisation Mitglied sei. Ich verneine, und halte es auch fuer voellig uninteressant, von meiner politischen Vergangenheit etwas zu sagen. Da faellt mir ein, dass ich im Reichskolonialbund Mitglied sei. Als ich es erwaehne, hellen sich die beiden Gesichter auf. Na, dann ist ja alles in Ordnung.

Aber es war gar nichts in Ordnung. Ich fuehlte mich auf den grossen Zeh getreten. So hatten wir eigentlich nicht gewettet, Herr Hitler. Das Benehmen des Standartenfuehrers war schliesslich noch von seinem Niveau aus verstaendlich. Doch hier ging ich nicht mehr mit. Am liebsten haette ich am gleichen Tag noch die "Rote Fahne" abonniert, direkt aus Moskau. Wo wuerden wir hinkommen, sagte ich mir, wenn man uns Jungen die Augen zubinden wollte. Wenn man kein Vertrauen zu uns hatte, dann war es oben sehr schlecht bestellt. Das war meine Reaktion auf diesen Besuch. Ich behielt sie fuer mich, denn ich hatte ueberhaupt keine Zeit, mich laenger damit zu befassen. Fuer mich hiess es Lernen, und vorerst nichts weiter.

Man lernt in einer kleineren Firma mehr als in einem Riesenapparat, denn vom ersten Tag an war es betriebsnotwendig, eine ganze Reihe von kleinen, sehr unterschiedlichen Dingen zu erledigen. Immer ist so ein Lehrling eine Art Muellabfuhr, doch es liegt an ihm, sich daraus seine Verse zu machen. Hinzu kamen bei der Seehandelsbank die Gespraeche mit den Kunden. Das waren zumeist Fischer oder Fabrikanten von Fischkonserven. Und manchmal waren es die Lehrlinge von ihnen, mit denen dann der Banklehrling am Schalter hochernst fachsimpelte. Bitte nicht lachen, es gab einmal zwei solche Sproesslinge, die haben die Handelsbilanz des Deutschen Reiches etwas aufgemoebelt. Und das kam so: Ein Lehrling bei einem Fischimporteur, der Risiken nicht scheute, fragte mich eines Tages, ob man einige Schiffsladungen von Heringen aus Belgien einfuehren koennte ohne Devisengenehmigung. Ich teilte ihm wahrheitsgemaess mit, dass die Entladung keinerlei Schwierigkeiten mache, da es sich ja um verderbliche Ware handle, doch muesse man eine Erklaerung abgeben, wonach ein Devisenantrag auf Zahlung der Ware gestellt sei. Das verlangte auch der belgische Exporteur. Aber, was hinterher kam, saehe nicht sehr rosig aus, denn es sei nicht entfernt mit Devisen dafuer zu rechnen. Der junge Mann zog ab und ich war nicht wenig erstaunt, als eines guten Tages sein Chef ankam mit zwei verdammt hohen Rechnungen in belgischen Francs. Mein Chef, der gutmuetige Herr Maack rief mich zu Hilfe, denn er hatte mich seit Monaten schon damit beauftragt, immer die umfangreichen Devisenbestimmungen zu studieren. Ich schlug vor, erst einmal einen Antrag auf dem vorgeschriebenen Formular zu stellen. Das geschah, und er kam mit negativem Ergebnis zurueck, wie vorhergesehen. Doch fast gleichzeitig kam die Zollfahndung: wo die Fische seien? Aufgegessen, war die Antwort. Was wir allerdings ordnungsgemaess getan hatten, war die Buchung der dafuer hereinkommenden Gelder auf einem Sonderkonto, und das stellten wir der Finanzbehoerde zur Verfuegung. Doch damit war dem Belgier nicht gedient, der dann aufgeregt angereist kam und mir Gelegenheit gab, mein fuerchterliches Franzoesisch aufzubessern. Doch, als grosse Not am Mann war und alle mit haengenden Koepfen herumgingen, da erfuhr ich zufaellig von dem Vater eines Schulkameraden, der nicht nur Prokurist bei der beruehmten Schiffsschraubenfirma Zefse war, sondern in der Werftindustrie im allgemeinen gut Bescheid wusste etwas sehr interessantes. Er teilte mir mit, was so ein ganz moderner Hochseeschlepper kostete, und das Belgien so etwas nicht herstellte. Es dauerte noch ein paar Wochen (in denen noch einmal eine ganz anstaendige Menge Fische elbaufwaerts schwomm) und dann fuhr ein nach Belgien verkaufter Hochseeschlepper gen Cuxhaven und Nordsee. Die Rechnungen wurden beglichen, und was das schoenste war: Es durfte noch ein zweiter solcher Dampfer auf diese Weise verkauft werden. Die Seehandelsbank erhielt ein dickes Lobschreiben, gerichtet an den Herrn Direktor Maak, der eigentlich am wenigsten Schuld daran hatte, waehrend zwei Lehrlinge vergebens auf Gehaltsaufbesserung warteten.

Wir zogen um von Nummer 14 nach Nummer 4 der Tresckowallee. So mietete ich mich voruebergehend in einem kleinen Zimmer bei einer Frau Quitzau in der

Bahnhofstrasse in Altona ein. Und diese alte Dame hatte ein schoenes Haus mit

In der Kampfzeit

Als Souslieutenant des
28. B. C. P. in Paris 1938

Grundstueck, mit herrlichen Koenigspalmen geschmueckt, mitten in der brasilianischen Stadt Pernambuco. Sie hatte keine Erben und vermachte es mir mit allen papiernen Schikanen. Ich schrieb an den deutschen Konsul, Herrn von der Steinen und fragte, wann ich mein Erbe antreten koennte, worauf ich auf dem Wege ueber das Auswaertige Amt mit Dienstsiegel und Amtskopf darueber informiert wurde, dass das besagte Grundstueck seit einigen Jahren widerrechtlich von einer Baronesse Landi besetzt sei, und dass ein Prozess auf Freigabe - wenn ueberhaupt,nur Aussicht auf Erfolg habe, wenn man sich persoenlich als Eigentuemer bei den Behoerden in Pernambuco sehen lasse. Das war mein erster Schriftwechsel mit dem Auswaertigen Amt und mein erstes suedamerikanisches Erlebnis. 1974 stand ich in Pernambuco und hielt Ausschau nach meinem Eigentum. Da, wo einst Koenigspalmen ihre majestaetischen Staemme in den Himmel gereckt hatten, stand jetzt ein Wolkenkratzer. Eine Baronesse Landi kannte niemand, und schon gar nicht eine Frau Quitzau.

Das Auswaertige Amt war dann noch einmal mein Blickpunkt. Ich wollte Klarheit haben, inwiefern sich etwa die 1932 verlangte Vorbildung nach der "Machtergreifung" geaendert hatte. Ich fuhr nach Berlin und ging in die Wilhelmstrasse. Dort wurde ich von einem SA-Obergruppenfuehrer Manfred von Killinger empfangen. Dieser ehemalige bekannte Freikorps-Fuehrer war jetzt zustaendig fuer den Nachwuchs unseres Auswaertigen Dienstes. Er empfing mich in SA-Uniform und erklaerte mir, dass es natuerlich von nun an sehr

darauf ankaeme, dass die Anwaerter gesund seien, sportlich gestaehlt und ihre Pflicht in der Wehrmacht erfuellt haetten. Es kaeme viel mehr auf die politische Einstellung an als auf totes juristisches und historisches Wissen. Nach meinem zackigen Abschied hielt ich es fuer richtig, meine Plaene trotzdem nicht zu aendern. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass man auf derartigen Praemissen einen Diplomatischen Dienst wuerde aufbauen koennen. Frueher oder spaeter wuerde sich doch das Sachwissen wieder seinen Platz erobern muessen. Wie haette ich damals in der Wilhelmstrasse ahnen koennen, dass das Schicksal uns beide eines baldigen Tages schon vor die gleiche Aufgabe stellen wuerde? Keine zehn Jahre vergingen bis dahin, als es beiden galt, ihrem Schutz Empfohlene zu retten.

Meinen ersten zehntaegigen Urlaub nutzte ich zu einer Fahrt nach Paris. Eigentlich war das ein gewagtes Stueck, denn an Devisen bekam man damals ganze 100 Reichsmark und ich kannte niemanden in Frankreich, wo ich etwa haette anklingeln koennen. Ich habe dann auch dem Taxichauffeur, der mich am letzten Tag von meinem Hotel in der Rue de Rivoli zum Gare du Nord fuhr, mein allerletztes Geld in die Hand gedrueckt und habe die ganze Rueckfahrt von Paris bis Altona nicht ein Stueck Brot zu mir nehmen koennen, weil meine Kasse einfach leer war.

Der zweite Urlaub ging nach London. Das war nicht ganz so armselig, denn die Fahrt ging auf einem Schiff der Hamburg-Sued vor sich und auch in London wohnten und assen wir fuer deutsches Geld an Bord. Das war also 1935 und weder in Frankreich noch in England stiess ich etwa auf feindselige Stimmung. Das Schwergewicht aller Unterhaltung war vielmehr eine allgemeine Neugier: was ist eigentlich wirklich in Deutschland los? Wir Deutsche waren im uebrigen deutlich optimistischer als der Mann auf der Strasse im Westen. Es ging uns langsam besser. Von der spaeter ueberall spuerbaren juedischen Hetzpropaganda war damals noch nichts zu spueren. In Charing Cross trat ein Mann auf mich zu und erzaehlte mir stolz, er haette lange Jahre als Bankbeamter in Schanghai gearbeitet, am Oberlauf der Themse spielte ich lachend ein paar Minuten mit Fussball, und im Vorjahr sassen im Restaurant in Paris die Nachbargaeste um mich herum und fragten mich aus, wie es denn in Deutschland mit der Arbeitslosigkeit stuende, und ob wir Krieg mit Frankreich wuenschten. Und in Versailles zeigte man den Turisten im Spiegelsassl den Tisch, an welchem das Versailler Diktat unterschrieben worden war, und als ich meinte: "Den muesst Ihr uns eines Tages uebergeben, damit wir daraus Kleinholz machen", da lachte man nur wie ueber einen Scherz.

Am 30. Juni 1934 liess Adolf Hitler unter persoenlicher Leitung die SA-Fuehrung ermorden. Man sprach amtlich vom "Roehm-Putsch" und nannte Homosexualitaet als Hauptgrund fuer die Niederschlagung. Ich hatte mich seit zwei Jahren nur sehr am Rande mit politischen Tagesfragen befasst. Dieses Ereignis kam mir (und nicht nur mir) voellig ueberraschend. Und es war abstossend, stellte (seitdem) die Frage nach dem "warum?". Wem nuetzte diese Schlaechterei? Man nannte die Wehrmacht als Nutzniesser und daher als Urheber, doch die Antwort hat niemanden befriedigt. Man hatte von Anfang an den Eindruck, dass hier etwas verschwiegen wurde, dass Hitler ein Verprechen einloeste, dass er nur ueber diese Bluttat hinweg weiterschreiten durfte. Man beobachtete deutlich, dass in der Behandlung der Judenfrage keine substantielle Aenderung eintrat. Damit hatte es also sicher nichts zu tun, und wurde auch niemals ernstlich behauptet. Es hat Jahrzehnte gedauert, bis es gelang, diese fuerchterliche Untat in einen Rahmen einzuordnen, der den Fragen standhielt. So will ich dieses, fuer die deutsche Geschichte so fremd-

artige Geschehen auch erst dann aufgreifen, als ein Schluessel wie eine reife Frucht vom Himmel der Geschichte fiel. Einstweilen aber muss vermerkt werden, dass ein "Alter Kaempfer" begann, Abstand zu nehmen von seinem "Fuehrer". Die Masse der maerzgefallenen Neuparteigenossen "glaubte" den Zeitungen.

Eine erzieherisch hervorragende Einrichtung war der "Reichsberufswettkampf" der Deutschen Arbeitsfront. An ihm beteiligten sich freiwillig alle Lehrlinge, gleich welcher Berufe. Die Pruefungen waren schriftlich und praktisch und fanden in Schulraeumen, Plaetzen und aehnlichem statt. Die vorgeschriebenen Arbeiten mussten in einem bestimmten, mehrstuendigen Zeitablauf abgegeben werden. Die Ergebnisse wurden dann (zumeist) eine Woche darauf verkuendet. Ich erhielt in den beiden Faellen, da ich in dem ehemaligen Gewerkschaftshaus in Hamburg-St. Georg daran teilnahm, jedes Mal den dritten Platz in meiner Klasse. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dass an diesen Pruefungen die gesamte lernende Jugend im ganzen Reich teilnahm und dieser Vorgang so zu einem Wahrzeichen des neuen Geistes wurde, der 1933 eingezogen war und der 1945 wieder verboten wurde.

Als ich im Oktober 1935 zum einjaehrigen Wehrdienst eingezogen wurde, da konnte ich den Abschluss von fuenf Semestern Volkswirtschaft und eine beendete Banklehrzeit buchen, und zuhause hatte ich eine eigene Schreibmaschine, deren Raten ich gerade fertig abgezahlt hatte. Und ich hatte mir den grossen Atlas "Bild der Erde" von Velhagen und Klasing kaufen koennen und eine ganze Reihe geschichtlicher Werke. Mein Grossvater hatte viel dazu beigetragen. Auch das Fahrrad, das ich jetzt hatte, war ein Geschenk von ihm. So kam der Wehrdienst - wir waren der erste Jahrgang, der eingezogen wurde - in einem Augenblick, da ein gewisser Studiumsabschluss vorlag, und ich konnte hoffen, dass die einjaehrige Unterbrechung, nach der ich mit dem Jurastudium beginnen wollte, mich nicht allzusehr zurueckwerfen wuerde.

Die Einberufung erfolgte zum Regiment 31 in der Bundesstrasse in Hamburg. Mein Vater hatte in dem gleichen Infanterieregiment gedient. Ich wuerde luegen, wenn ich sagte, dass ich vom Dienst auf dem Kasernenhof begeistert war. Ich war nicht ganz bei der Sache und zaehlte die 360 Tage, wie alle Andern auch. Da wurde meine Mutter krank, wurde sehr bald ins Eppendorfer Krankenhaus eingeliefert, und starb schon bald, am 4. Februar 1936, vermutlich an Krebs. Ich besuchte sie an den Wochenenden und erwirkte auch gegen Ende einen Urlaub mitten in der Woche. Sie wusste von meiner Unlust beim Militaer und sie wusste von meiner brasilianischen Erwerbung und hielt es darum fuer richtig, mir zu sagen: "Auch wenn Du auswanderst, vergiss niemals, dass Du ein Deutscher bist!" Es war nicht ihre Art, so grosse Worte auszusprechen, und sie hat es vorher auch niemals getan. Sie tat es jetzt, weil sie ihr Ende voraussah und mir diese Worte mit auf den Lebensweg geben wollte. An dem Tag, da meine liebe Mutter gestorben war und ich draussen in Eppendorf die Formalitaeten wegen der Beerdigung erledigte, erschien bei unserer Nachbarin ein Kompagniekamerad und erkundigte sich nach meiner Mutter. Der Schuetze Jobmann, Abiturient aus Maschen, sagte, der Kompagniechef haette ihn geschickt, vielleicht ginge es um einen Kranz. In Wirklichkeit aber wollte man feststellen, ob ich mich nicht vom Dienst gedrueckt haette und ob meine Mutter wirklich tot war. Es war unvermeidbar (und wohl verstaendlich), dass dieses Erlebnis von da an meine Haltung der militaerischen Umgebung gegenueber beeinflusste.

Meine Ernennung zum Reserveoffiziers-Anwaerter, zum ROA, erfolgte automatisch einige Monate spaeter, da ich ja Abiturient war. Der Zufall wollte es, dass sich in unserer Stube gleich sechs ROAs befanden und ausserdem ein

aktiver Offiziersanwaerter. Ich habe mich im Kriege bemueht, ihren Werdegang zu verfolgen. Sie sind alle gefallen. Den seinerzeitigen Fahnenjunker Karl v. Bonin, einen vorbildlich kameradschaftlichen, bescheidenen und immer froehlichen Soldaten, meinte ich, wiederfinden zu koennen, als ich im Januar 1969 einen Oberst iG a. d. Bogislav v. Bonin anschrieb. Die Antwort lautete:

"Es handelt sich bei Ihrer Anfrage um einen etwa 8 Jahre juengeren entfernten Vetter von mir, Friedrich Karl v. Bonin. Er gehoerte, wie ich Ihnen nur bestaetigen kann, zum IR 47 in Lueneburg und war zu Beginn des Krieges Leutnant und Adjutant eines Luftlande-Bataillons. In unserer Familiengeschichte steht ueber ihn woertlich folgendes: "Beim Luftlandeunternehmen gegen Holland am 10. Mai 1940 wurde sein Flugzeug bei Kattwyk ueber der Nordsee von englischer Kriegsmarine abgeschossen. Als er mit Kameraden versuchte, schwimmend das Land zu erreichen, wurde er von hollaendischen Bunkern aus durch Kopfschuss von einem Maschinengewehr getroffen. Fuenf Tage nach seinem Tode wurde er durch inzwischen nachgerueckte Einheiten beigesetzt und 1949 auf den grossen deutschen Soldatenfriedhof bei Ijsel-Steinn, Provinz Limburg, Holland, umgebettet." Er ist also gefallen, wie so viele andere junge Maenner meiner Familie". gez. v. Bonin".

Doch so glatt sollte mein Militaerdienst nicht verlaufen. Im Oktober 1936 wurde die Wehrdienstzeit um ein zweites Jahr verlaengert. Das war fuer mich - so sah ich es im ersten Augenblick - das Ende meiner Berufslaufbahn! Ich schrieb meinem Schulfreunde Hollmann in seine Kaserne bei Berlin, was ich dachte. Die Postkarte wurde vom dortigen Uffz. v. D bei der Aushaendigung gelesen und ich kam vor's Kriegsgericht. In Begleitung eines Unteroffiziers fuhr ich von Lueneburg, wohin wir inzwischen unter der Bezeichnung IR 47 verlegt worden waren, nach Wandsbek. Man hatte mir das Seitengewehr abgenommen. Am Hamburger Hauptbahnhof gab mir der Unteroffizier ein bereitgehaltenes zweites und wir verabredeten uns auf den Rueck-Zug am Abend, waehrend er einstweilen zu seiner Braut fuhr und ich zum Gericht. Dort entdeckte man das Seitengewehr und ich erzaehlte dem jungen Herrn Kriegsgerichtsrat die Umstaende. Mein Fall war damals nicht selten. In Antwort auf die in unseren Augen sinnlose Brutalitaet der Regierung, alle Studien praktisch zu vernichten, hatten sich eine ganze Reihe von Soldaten das Leben genommen. In die Presse kam davon nichts, aber man erfuhr durch die damals entstehende Fluesterpropaganda doch genug davon. Ich wurde zurueckgeschickt mit dem Vermerk, dass eine Disciplinarstrafe zu erfolgen habe. So erhielt ich drei Tage geschaerften Arrestes und musste den Grund dafuer auswendig lernen und aufsagen, wenn jemand meine Zelle betrat. Das Vergnuegen machten sich gleich alle moeglichen Unteroffiziere und ihnen rasselte ich dann den Spruch herunter. Das geschah so oft, dass ich ihn heute noch sehr gut erinnere: "Weil ich in einer am 21.9. durch die Post aufgegebenen offenen Postkarte in vollkommen haltloser Weise mich ueber die Dienstzeitverlaengerung aufhielt, indem ich unter anderem schrieb 'Noch ein Jahr besserer Strassensaenger' und so das Ansehen der Wehrmacht schaedigte und eine unsoldatische Haltung zeigte". Und ich wurde wieder als ROA gestrichen. Ich beendete meine zwei Jahre Infanterie also als Gefreiter, und ich wurde zu keiner Reserveuebung eingezogen.

Im Herbst 1937 liess ich mich auf der Juristischen Fakultaet in Hamburg einschreiben. Positiv brachte ich von der Militaerzeit mit, dass ich in Lueneburg einen Kursus in Stenographie mitmachen und abschliessen konnte. Ich war jetzt Vollwaise und wohnte bei meinen Grosseltern, die in unsere Altonaer Wohnung umgezogen waren. Mein Bruder folgte in zweijaehrigem Abstand im Militaerdienst und setzte dann diesen 1939 sofort im Kriegsdienst

fort.

Davon war mir natuerlich damals nichts bekannt, dass wir 1939 endgueltig die Studienbuecher zuklappen wuerden und dass es niemals zu einer Aufnahme mehr kommen wuerde fuer den Dienst in einem Auswaertigen Amt des Deutschen Reiches. Lediglich die grundsaetzliche Notwendigkeit, zwei verlorene Jahre moeglichst nachzuholen, bestimmte mich dazu, meinen Studienplan so voll zu packen wie moeglich. Ich rechnete mit einem dreijaehrigen Jurastudium. Heute nennen wir diese Zeit "die Jahre vor dem II. Weltkrieg", und das, was in ihnen geschah, erhaelt Gewicht nur von rueckwaerts. Damals war unser Blick jedoch nach vorne gerichtet und rechnete mit einer friedvollen Entwicklung. Haetten wir der Zeit einen Namen geben sollen, wir haetten vom Ausbau eines nationalsozialistischen Staates gesprochen.

An die Stelle der frueheren studentischen Verbindungen waren jetzt Kameradschaften des NS-Studentenbundes getreten. Die meinige trug den Namen "Hanse." Unser Haus, Eigentum der Alten Herren einer ehemaligen Verbindung, lag in der Boettcherstrasse No. 6. Die Mehrzahl der bei uns Neueintretenden hatte zwei Militaerdienstjahre hinter sich und betrug sich darum ernster als die Juengeren. Wir nahmen uns ernst und meinten, mit dem Opfer des Militaerdienstes ein Recht dazu zu haben. Wir zeichneten uns damit aus, dass wir uns nicht gerne etwas gefallen liessen. Wir waren anfaellig fuer oppositionelle Bemerkungen. Diesen wurde manchmal mehr Gewicht beigelegt, als ihnen an sich zustand. Sie wurden notiert: Im Hinblick auf die Muenchner (NS-) Akademie fuer Deutsches Recht meint Prof. Raape: "Vorerst haben wir das BGB". Professor Sieverts sieht in den Euthanasieabsichten eine sittliche Gefahr. Professor Haff laesst uns probeweise Entscheidungen nach "gesundem Volksempfinden" faellen. Sie fallen im allgemeinen Gelaechter unter den Tisch. Die amtliche Zeitschrift "Deutsches Recht" bringt Entgegnungen zu falscher Berichterstattung des "Schwarzen Korps" in hundert Faellen. Wir heften die beiden Zeitschriften nebeneinander an unser Schwarzes Brett. Kurz gesagt, es war die in solchem Alter uebliche Freude an der Kritik, doch wunderten wir uns ueber uns selbst, denn wir hatten sie nicht in dieser Richtung von uns erwartet. Aber, es war eine "Reichskristallnacht" nicht erst notwendig,um zu erkennen, wo die Meinung der Hamburger (einschliesslich ihres Gauleiters Kaufmann) stand. Als wir eine Sylvesterfeier in unserem Studentenhaus etwas allzufeucht beendeten, hielt der Studentenfuehrer Oxenius es fuer angebracht, uns eine politische Ansprache ueber den Ernst des Studiums zu halten. Wir hielten ihn obdessen einfach fuer bloed und unkompetent. Dabei ist eigentlich erwaehnenswert, was da vorgefallen war: So um 11 Uhr abends stellten wir fest, dass unsere Spirituosen auf die Neige gingen. Aber, wir hatten ja bei uns den Knaben Napoleon Vincenzini. Er war vom Papa mit dem Titel eines Konsuls von Panama ausgestattet worden und konnte so jede Menge Alkohol aus dem Freihafengebiet herausholen. Ein Einkaufskommando war schnell zusammengestellt und brauste los. Kurz vor 12 Uhr - die Autos hupten schon an einigen Stellen und einige Fabriksirenen ertoenten - da sahen wir vom Balkon der Villa aus unsere Leute um die Ecke biegen, Flaschen in der Hand und der offene Wagen vollgeladen. Ein Fruedengeheul ging an, die Situation war gerettet. Und dann sass ich mit einem Maedchen im Arm auf der Treppe und sie meinte mit ausgestreckter Hand: "es regnet". Ja, mir schien es auch so, und das naechsttiefer sitzende Paerchen hatte den gleichen Eindruck. Es mag wohl vier Uhr morgens gewesen sein, als jemand ganz aufwachte und feststellte, dass da ein Wasserrohrbruch vorliegen musste. Man rief die Feuerwehr an und diese fand den Hahn zum Abstellen, und auch noch einige halbleere Flaschen zum gemeinsamen Leerpicheln, ja, und man dachte daran, seine Damen nach Hause zu beglei-

ten. Ja, und da erschien eben am Morgen Herr Oxenius. Wir tranken gerade schwarzen Kaffee, um wieder nuechtern zu werden. Als Oxenius das Gesoeff sah, fragte er: "Was ist das?" Es muss wohl an der Antwort gelegen haben, dass sich einige dabei gleichzeitig verschluckten: "Ochsenschwanzsuppe".

Dabei war Napoleon ueberhaupt unser grosser Clou. Eines abends fahren wir in seinem Wagen die Grosse Allee hinter dem Hamburger Hauptbahnhof entlang, auf Ausguck nach einem netten Vergnuegungslokal, der Wagen vollgeladen von Maennlein und Weiblein. Da! Die weissbehandschuhte Riesenhand eines Verkehrpolizisten vor der Windschutzscheibe. Wir halten. Er fragt den Chauffeur: "Wie heissen Sie?" "Napoleon". Der Polizist geraet in Wut und wiederholt die Frage. Er erhaelt die gleiche Antwort, waehrend es im Wagen anfaengt zu Kichern. "Alle raus! Zur Wache! Mitkommen!" So geschieht's und Napoleon zeigt seinen panamensischen Diplomatenpass.......

Doch, unsere suedamerikanischen Beziehungen waren noch weitaus vielseitiger. Ich erinnere da den "Dia de la Raza". Er wurde im Hause eines kolumbianischen Kommilitonen gefeiert. Denn es hatte sich seit den Tagen des Kaiserreiches eingebuergert, dass man seine Soehne in Hamburg studieren liess, und damit es billiger wurde, gab man ihnen den Titel eines Konsuls mit auf den Weg. An jenem Abend gab es Huhn mit Reis und Whisky und Chesterfield, und ich erinnere, dass ich auf allen Vieren ueber den Teppich spazierte und mich dem Gastwirt gegenueberfand, der die gleiche, gerade noch moegliche Fortbewegungsart anwandte und wir uns zuprosteten. Von diesen Studienfreunden erhielt ich im Laufe der Zeit dann jene kleinen Hefte und Broschueren, aus denen wir die Hintergruende erfuhren, wie die USA zu ihrem Panamakanal kamen, und wie sie Bananenrepubliken konstruierten, und wie die Verraeter hiessen, die ihnen diese Wege ebneten, und es war mir eine ganz besondere Freude, spaeter nach dem Kriege den einen oder andern ehemaligen Hamburger Jurastudenten in Bogota oder in Quito wieder zu treffen.

Auch rein aeusserlich waren wir nicht immer auf den braunen Pfaden. Heio Horst (der dann so schrecklich schwer verwundet wurde) kam auf die Idee: Wir erschienen zu bestimmten Anlaessen im Smoking, schwarze Melone auf dem Kopf und Regenschirm in der Hand. So trafen wir uns auf dem Jungfernstieg oder im Winterhuder Faehrhaus oder bei Jacobs draussen an der Elbchaussee. Oxenius bekam Anfaelle, wenn er davon erfuhr. Dabei war unser Mannschaftsgeist eigentlich viel volksgemeinschaftlicher als es dieser Herr vorlebte, denn es war ganz selbstverstaendlich, dass die Auslagen fuer solche kleinen Vergnuegungen immer gemeinsam getragen wurden, und das hiess, dass die Aermeren bei uns ohne finanzielle Probleme immer mitmachen konnten. Niemals wurde ihnen etwa vorgerechnet, was da von wohlhabenderer Seite in die Kasse geschossen worden war. Das einzige, was wir nicht vertragen konnten, waren Spielverderber, die im unrechten Augenblick "Heil Hitler" sagten.

Dabei zog ich selber sogar wieder die Uniform an! Hansel Behncke, mit dem ich einmal Nacht fuer Nacht Plakate geklebt hatte, war inzwischen Bannfuehrer der Hitler-Jugend in Altona geworden. Wir trafen uns zufaellig. Er konnte sich denken, wie ich heute ueber "die Partei" dachte. Aber, er sah da doch noch eine andere Seite: "Du solltest bei mir die Auslandsstelle uebernehmen. Wir brauchen jemanden, der mit interessierten Jungen ins Ausland faehrt, der Auslaender empfaengt, und da ist es mir zuwieder, wenn ich da einen Hurrapatrioten hinsetzen muesste." Ich schlug ein und wurde Stammfuehrer der Hitlerjugend, und er sorgte dafuer, dass mir zunaechst einmal das Goldene HJ-Abzeichen verliehen wurde. Das erhielt nur,

wer eine gewisse Zeit lang in der Kampfzeit in der Hitlerjugend aktiv Mitglied gewesen war. Das trug also nur, wer sich DAMALS eingesetzt hatte.

Es verstand sich von selbst, dass ich von allen organisatorischen Maetzchen verschont blieb. Mit Aufmaerschen, Vortraegen und aehnlichem war bei mir nichts zu wollen. Aber, als dann die Legion Condor auf den schoenen Schiffen der Kdf-Flotte nach der Befreiung Spaniens von den Roten die Elbe aufwaerts fuhr, und mir bekannt wurde, dass sich auf unserem Neumuehlener Landungssteg vor dem Altonaer Hafen die Minister Goering und Ley einschiffen wuerden zu ihrer Begruessung, da erschien auch ich in meiner Uniform und hatte schnell einen Mitverschwoerer in Henning Behre gefunden, sodass wir beide dann also gleich hinter Hermann Goering die Mohle entlangschritten. Links und recht standen unsere Hitlerjungen Spalier, und es sah so aus, als schritten wir deren Front ab, und niemand fand es seltsam, dass wir auf dem gleichen Abstand von Goering blieben, als dieser den Steg hinueber in das grosse Motorboot trat und dass wir dann auf dem Schiff langsam und selbstsicher uns an die jenseitige Reeling begaben, wo Hermann sich gleich darauf neben uns stellte, und wir dann hinausfuhren auf den Strom und an den weissen Kolossen entlangfuhren und hinaufgruessten zu unseren heimkehrenden Soldaten. Henning wechselte sogar ein paar absichtlich plattdeutsche Worte mit unserem hohen Gast und wir assen auch fleissig mit von dem kalten Buffet, das reichhaltig bereitstand.

Jedes Jahr machte ich eine Gruppenfahrt mit dem Fahrrad ins Ausland. 1937 war es Daenemark, 1938 Holland und Belgien, 1939 die Schweiz. Wir waren jedes Mal etwa 20 Jungen. Als einziges gemeinsames Abzeichen trugen wir auf der Fahrt auf dem hinteren Schutzblech des Fahrrades ein Abzugsbild mit unserem Hamburger Wassertraeger Hummel Hummel. Das erschien denn auch bei Reportagen in den auslaendischen Zeitungen, die uns aufstoeberten. Hierher mag gehoeren, wenn ich von diesen Fahrten kurz anmerke: In Langemarck trafen wir mit einer flaemischen Jugendgruppe aus Westende zusammen und sangen gemeinsam das schoene Lied

> Freiheit ist das Feuer,
> ist der helle Schein.
> Solang sie noch lodert,
> ist die Welt nicht klein.

In der Schweiz, in der Jugendherberge Herzogenbuchsee rempelten uns marxistische Jugendliche an. Da las ich vor dem Abendessen in dem gemeinsamen Essraum das schoene Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer vor, "Der Daxnhofen". (Lesen Sie es bitte nach, und Sie werden verstehen, dass wir fortan Ruhe hatten).

Aerger hatten wir nur wenigen, und diesen nur in der deutsch-sprachigen Schweiz. Gleich am ersten Tage nach unserer Ankunft aus Freiburg gehe ich in Basel auf einen Polizisten zu und frage ihn auf deutsch, wo es hier zur Jugendherberge gehe. Er antwortet mir auf franzoesisch, dass er mich nicht verstehe. Daraufhin frage ich ihn auf franzoesisch und der Mann antwortet mir verlegen auf deutsch, weil er soviel franzoesisch nicht konnte.

In Genf war es das Gegenteil. Da spricht uns, die wir durch die Stadt Calvins pilgern, ein Mann an und laedt uns ein, ihn auf dem Rathaus aufzusuchen, und ich unterzeichne mit ihm einen kleinen Vertrag, wonach jaehrlich eine Gruppe von 20 Hamburger Jungen auf eine Woche gratis in der Jugendherberge in Lausanne wohnen kann, im Austausch von einer Genfer Gruppe mit gleichen Vorrechten auf dem "Hein Godenwind" im Hamburger Hafen. Das war 14 Tage vor Ausbruch des II. Weltkrieges!

Auch sonst konnte man das Wetterleuchten am Horizont nicht uebersehen. Nach Holland hatten wir 1938 einen Filmapparat mitgenommen. Bei Moerdijk fahren wir ueber die strategisch wichtige lange Bruecke ueber den Rhein. An beiden Enden befinden sich im flachen, unbebauten Sumpfgebiet kleine Holenschen mit einem Soldaten als Waechter. Sie enthalten die Zuendungen fuer eine Sprengung im Falle eines feindlichen (deutschen) Angriffs. Wir machen mehrere laengere Panoramaaufnahmen, aus denen die Lage dieser Haeuser deutlich hervorgeht und ich gebe die Filmstreifen nach Rueckkehr auf dem Generalkommando in Hamburg ab. (Dabei muss ich ueber einen Flur, der mit besonderen eisernen Tueren verschlossen ist. Die Tueren stehen offen. Ich betrete das mir angewiesene Zimmer. Es ist niemand drinnen. Auf dem Tisch lese ich die Personalpapiere von deutschen Abwehragenten in englischen Haefen. Nach reichlich einer halben Stunde wird es mir zu langweilig und ich frage in den Nachbarraeumen, bis man mich abfertigt. Unsere Bilder konnten beim deutschen Angriff zwei Jahre spaeter gut verwandt werden.)

In der Schweiz fiel uns im Juli 1939 das haeufge Auftreten von juengeren englischen Turisten in den Jugendherbergen entlang dem Gelaendeeinschnitt auf, der etwa vom Bieler und Neufchateler See gebildet wird. Wir tauschen Adressen aus und erfahren zu unserem Erstaunen, dass es sich in allen Faellen um Personen handelt, die irgendwie mit der Luftfahrt zu tun haben. Spaeter erfaehrt man von dem mehrfachen britischen Versuch, durch Verletzung dieses schweizer Luftraums von Sueden her in die Oberrheinebene einzufliegen. Auch diese Beobachtungen gebe ich auf dem Hamburger Generalkommando ab. Die englischen Bomben, die bei Schaffhausen dann fielen, hatten hier unter unseren Augen ihr Vorspiel.

Obligatorisch schien uns natuerlich auch der Besuch des Voelkerbundspalastes und seiner weitraeumigen Parkanlagen. Wir waren die Einzigen, die sich dafuer interessierten. So bewegte sich die Reinmachefrau so, dass wir sie auch ja sahen und ein "Sekretaer" wuehlte aufgeregt in igendwelchen "Akten". Belustigt stellten wir Jungens leicht fest, dass das Ganze nur gestellte Emsigkeit bedeutete.

Und da erschien eines Tages (ich schalte wieder etwas zurueck), mir nichts, Dir nichts auf dem Gebiet Hamburg der Hitler-Jugend ein franzoesischer Jurastudent, Claude Guilhermet. Man verwies ihn an mich und es wurde eine schoene Freundschaft daraus. Er lebte in zwei Sommern bei uns in Altona und ich bei ihm in der Rue de Richelieu No. 5 in Paris, waehrend ich auf der Sorbonne Voelkerrecht bei Donnedieu de Vabres und einiges andere hoerte. Sein Vater war Militaergouverneur des Departements Algier und die ganze Familie proenglisch und stockdeutschfeindlich. Es war ein besonderes Vergnuegen, sich mit Claude zu kabbeln. Ueberall sah er bei uns Revanchisten und hinter jedem Uniformierten einen Gegner Frankreichs. Letzteres haben wir ihm endgueltig ausgetrieben, nicht zuletzt die netten Freundinnen, die er sich im BdM zu angeln wusste. Mein Vokabelschatz wie mein persoenlicher Gesichtskreis erweiterten sich so ganz enorm. Im Herbst 1938 war ich wieder einmal bei ihm. Daladier befand sich gerade in Muenchen und es ging um Krieg und Frieden. Als die Luftschutzsirenen an der Seine zu einem Probealarm losheulten, meinte Claude, ich sei sein erster Gefangener. Doch am naechsten Tage staffierte er mich mit seiner Uniform eines Lieutenant bei den Chausseurs légers aus und wir gingen zum Place de la Concorde. Als ich aber beim Hinuntersteigen in die Métro an der Rue de Rivoli einen anderen Offizier nicht ganz vorschriftsmaessig gruesste, da beeilte Claude sich, mich wieder heil nach Hause zu kriegen. Ich will versuchen, ein Bild davon, das in meinem Fotoalbum steckt, diesem Text beizufuegen.

In der Kameradschaft "Hanse" lernten wir auch Fechten und Segeln. Jaehrlich fuhr die Universitaet mit einem Baederdampfer nach Helgoland. Dort war Zollausland und man kaufte sich natuerlich erst einmal eine Flasche Kognac. Es gab auch einen kleinen Zoo. In einem Becken, das man durch eine grosse Glasscheibe von der Seite her einsehen konnte, schwamm ein silbergrauer Seehund. Ich schuettete ihm von oben ein wenig Eierlikoer ins Wasser. Man sah, wie er an dem langsam tieferfliessenden gelben Zeugs schleckte. Dann legte er sich auf die Seite und verdrehte die Augen.

Meinen Lebensunterhalt bestritt ich aus einem Studienzuschuss als Kriegshinterbliebener. Doch das reichte nicht aus. So nahm ich eine zeitlang eine Taetigkeit als Posthilfsarbeiter am Postamt Huehnerposten direkt neben dem Hamburger Hauptbahnhof an. Fuer das dort verdiente Geld kaufte ich mir einen feinen schwarzen Wintermantel. Ausserdem kam als Hilfsquelle - wie es dann in meiner Familie spaeter in allen ihren Teilen ueblich wurde - Sprachunterricht hinzu.

Ergaenzend zu den Vorlesungen in der Universitaet nahm ich teil an einer Auslandsdeutschen Arbeitsgemeinschaft, die im VdA-Haus in der Esplanade unter persoenlicher Leitung von Professor Rein, dem Rektor der Hansischen Universitaet (wie sie auf seinen Vorschlag hin jetzt hiess) stattfand. Die Unterlagen zu den Arbeiten, die ich dort anfertigte ("Das deutsche Element im nordamerikanischen Buergerkrieg", 1937. Und "Der deutsche Anteil an der Erschliessung Venezuelas", 1938. Und "Nationale und soziale Komponenten im ueberseedeutschen Zeitungswesen des 19. Jahrhunderts", 1939) fand ich zum groessten Teil im Hamburger "Weltwirtschaftsarchiv" in der Poststrasse, einer sachkundigen umfangreichen und vielseitigen Quelle wirtschaftswissenschaftlicher Themen , die damals in ihrer Reichhaltigkeit noch kaum gesehen wurde. Sie ueberstand wunderbarerweise den Bombenkrieg und befindet sich heute am Carl Muckplatz. Fuer mich waren diese ersten Arbeiten eine wertvolle Schulung fuer meine spaetere publizistische Taetigkeit in Argentinien.

Meine Studienbuecher belegen mir heute noch, dass ich im Sommer 1939 weiter war, als dieses normalerweise nach vier Semestern der Fall war. Als wir zu unserer Fahrt in die Schweiz starteten, hatte sich der politische Himmel erneut bezogen. Es sah ernster aus als im Vorjahre. Ich erinnere noch den 15.Maerz 1939 als mir ein HJ-Kamerad morgens auf dem Wege zur Universitaet mit Stolz sagte, deutsche Truppen waeren auf Wunsch von Praesident Hacha in die Resttschechei einmarschiert und haetten Prag besetzt. Ich hatte einen Schreck bekommen, so hatte mich das politisch Unkluge und Vermessene dieses Vorganges sofort beruehrt. Damit war das "europaeische Gleichgewicht" endgueltig ueber den Haufen geworfen worden. Das bedeutete heute oder morgen Krieg mit England. Bald darauf erschien auf der Uni ein Herr Dr. Fritz Berber. Man hatte ihm den Ruf eines engen Vertrauten des Fuehrers in aussenpolitischen Dingen vorausgeschickt und seinen Vortrag ein wenig geheimnisvoll nur vor Professoren und aelteren Semestern angesagt. Er berichtete, Hitler sei fest davon ueberzeugt, dass es nicht zum Kriege kommen werde. (Heute wissen wir, dass das eine ausgesprochene Unwahrheit war. Hitler hat in einer Geheimbesprechung vor den Oberbefehlshabern und ihren Generalstabschefs am 23. Mai 1939 nach dem handschriftlichen Protokoll des (dem Attentat vom 20. Juli 1914 spaeter erlegenen) Oberstleutnant iG Schmundt u.a. gesagt: "Wir werden nicht in einen Krieg hineingezwungen werden, aber um ihn herum kommen wir nicht". Zitiert bei Baumbach aaO S.46). T a t s a c h e n fuer eine solche Behauptung brachte er keine bei. Der Vortrag war mir darum nicht nur nicht ueberzeugend, sondern machte mir schon damals den Eindruck eines boeswillig (!) gestellten Theaters. Ich hatte das

Gefuehl, dass man in Berlin nicht gerade auf Krieg hinauswollte, aber ihn doch bedenkenlos in die Berechnungen mit hineinnahm. Ich habe fast vierzig Jahre darauf warten muessen, bis mir eindeutig dokumentarisch diese Beurteilung bestaetigt wurde. Ich denke an die gegen Ende dieses Buches im Wortlaut wiedergegebene Ansprache Adolf Hitlers an die Divisionskommandeure vor der Ardennenoffensive Ende 1944. Auch erst spaeter, aber bereits weitaus frueher als dieses Dokument, wurden mir jene anderen amtlichen Belege bekannt wonach die anderen, uns feindlichen Kraefte nicht nur mit der M o e g l i c h k e i t eines Krieges rechneten, sondern diesen unbedingt wollten. Ich denke an die mehrfachen juedischen Kriegserklaerungen und an die diplomatischen Kriegsvorbereitungen Englands und der USA, insbesondere zunaechst in Zusammenarbeit mit der polnischen Regierung. Wurde dieses Bild auch erst spaeter, zum Teil ueberhaupt erst nach dem Kriegsende zur belegten Gewissheit, so war es dennoch schon 1939 allen Deutschen klar, dass wir, dass Adolf Hitler keinen Unschuldslaemmern gegenueber stand. Die abgrundtiefe Bosheit eines Churchill stand damals bereits seit dem vorigen Krieg fest. Fuer eine gueltige deutsche Opposition gegen die Fuehrung des Dritten Reiches gab es darum damals keine Berechtigung. Ob Hitler es allerdings den Gegnern in ihren Vernichtungsplaenen zu leicht gemacht hatte, das war (und ist) eine andere Frage. Ich muss noch mehrfach auf dieses Problem zurueckkommen. Eines stand jedenfalls schon 1939 fuer uns fest: Der politische Weg Adolf Hitlers kann nicht von dieser oder jener Tat beurteilt werden. Dieser Mann ist nicht mit einem Wort zu loben oder zu verdammen. Sein Bild aendert sich im Laufe der Geschichte, die er mitgestaltete. Und mit diesem komplexen Urteil erst kann man herangehen an eine Beurteilung unserer Haltung, unserer Leistung und vielleicht auch unseres Unterlassens. Und wenn es auch derart schwierig ist, sich ein Urteil zu bilden, so habe ich den Glauben doch nicht verloren, dass es trotzdem moeglich sein muss, ein Bild herauszuarbeiten, dass die grosse Mehrheit des Deutschen Volkes in Uebereinstimmung mit dem Erlebten und Erlittenen gemeinsam annehmen kann.

Wenige Tage nach dem Besuch des Dr. Berber, der so ungewollt zur Besinnung ermahnte, fuhren wir, 20 Jungen, mit der Eisenbahn von Altona nach Freiburg im Breisgau und von dort aus auf unseren Fahrraedern in die Schweiz. Von dem dort Erlebten habe ich bereits gesprochen. Wir kamen alle heil und gesund zurueck, wenn auch nicht viel fehlte, und wir haetten den Kriegsbeginn im neutralen Ausland erlebt.

II. KRIEG

Auf dem Wege an die Front

Als ich am 29.August 1939 mit dem schwerbeladenen Fahrrad nachmittags um vier Uhr das Treppenhaus in der Tresckowallee No. 4 in Altona-Ottensen hinaufging, da kam mir auf der zweiten Etage schon ein Nachbar entgegen: Es war jemand von der Hitlerjugend hier. Sie moechten sich umgehend dort melden. Ich fand meine Grossmutter eine Etage hoeher schon in der Wohnungstuer stehen. Sie hatte eine noch aufregendere Nachricht: Gestellungsbefehl! Ich hatte kaum Zeit, Sie zu umarmen und Hopa zu begruessen, der mit lautem Hallo aus dem Wohnzimmer kam: "Na, wie wars in der Schweiz?". Ich brachte das Rad auf den Boden und packte erst einmal aus. Noch mitten im Auspacken klingelte es. Ein Kamerad vom Gebiet Hamburg der HJ stand an der Tuer: "Du sollst zu einem Internationalen Jugendtreffen nach England fahren". Der Gestellungsbefehl lautete fuer den "Gefreiten und Rechnungsfuehrer im Regimmentsstab" auf den 2. September. Das war noch viel Zeit bis dahin. Am naechsten Morgen war ich im englischen Generalkonsulat am Jungfernstieg und hatte mein englisches Visum schon nach einer halben Stunde in der Tasche. Mittags fuhr ich mit der Eisenbahn nach Cuxhaven, als Vertreter der Hamburger Hitlerjugend, aber in Zivil. Dort lag an der Pier ein grosses deutsches Schiff. Es sollte am gleichen Tag abfahren, ueber Southhampton weiter Richtung Sued-Amerika. Mein Ziel war Ipswich in Suffolk. Die meisten Passagiere waren Juden. Ihr letzter Kauf in Deutschland war im Zeitungskiosk am Hafen die letzte Nummer vom "Stuermer". Am 31.August, mit einem Tag Verspaetung, ging die Fahrt los. Deutsche Kriegsschiffe sahen wir immer wieder am Horizont und auch dichter heran. Ich dachte an meine vorjaehrige Escapada nach Paris und meinte, es wuerde wohl auch diesmal wieder sich alles in Wohlgefallen aufloesen. Ich sass in eine Wolldecke gehuellt, auf dem Deck, als sich auf einmal die Sonne zu drehen begann. Wir fuhren wieder zurueck nach Cuxhaven. Der Juden bemaechtigte sich groesste Unruhe und sie schmiedeten Plaene: Sofort nach dem Erreichen von Cuxhaven aus gemeinsamer Kasse Zugfahrkarten nach Holland kaufen! Geschlossen marschierten sie sofort nach der Ankunft vom Hafen zum Bahnhof und kamen auch alle noch gut davon. Ich aber fuhr nach Hamburg zurueck. Diesmal waren es nur noch zwei Tage gewesen bis zur englischen Kriegserklaerung an Deutschland. Ich war einer Internierung am ersten Kriegstag gerade noch entgangen. Als ich mich beim Gebiet zurueckmeldete, lag bereits ein neuer Auftrag vor: Verabschiedung der ungarischen Leventejugend am morgigen Vormittag auf dem Hauptbahnhof. Der Staatsbesuch dieser Jungen und Maedchen musste wegen der politischen Lage abgebrochen werden. So stand ich dann noch einmal in meiner HJ-Uniform mit den drei Sternen als Stammfuehrer auf dem Bahnsteig unter wehenden ungarischen und Hakenkreuzfahnen und verabschiedete zweihundert junge Ungarn mit den Worten: "Alles, was wir Euch dieses Mal nicht mehr zeigen konnten, sollt Ihr schoener noch sehen, wenn der heute uns aufgezwungene Krieg zuende ist". Es sollte das letzte Mal in meinem Leben sein, dass ich diese Uniform anhatte. Die beiden

Abzeichen, die ich mit so grossem Stolz daran trug, das Goldene HJ-Abzeichen und das Abzeichen vom Reichsjugendtreffen in Potsdam 1932, beides Abzeichen, die niemals andere als jugendliche Idealisten getragen haben, sollte ich nicht wiederfinden, als ich sie spaeter im Bombenschutt suchte.

Doch im Augenblick war ueberhaupt keine Zeit zum Nachdenken. Die Ausbeute der Schweizfahrt lag auf meinem Schreibtisch, ungeordnet und zum Teil ungeoeffnet. Meine Hitlerjugenduniform flog aufs Bett und ich stuerzte hinaus, um rechtzeitig auf der Bahrenfelder Rennbahn zu sein, wo ich mich mittags um 12 Uhr stellen musste.

Die Welt war fuer uns so, wie wir sie sahen. Spaeter hat man mit einer kaum zu ueberbietenden Frechheit uns vorgeworfen, dass wir damals eine angeblich verbrecherische Hohe Politik unterstuetzt haetten. Was wir damals konkret wussten, waren einige unumstoessliche Daten: Am 31. Maerz hatte England die polnischen Grenzen garantiert. Anschliessend kam es zu blutigen polnischen Ausschreitungen gegen Volksdeutsche. Am 1. September ueberschritten daraufhin deutsche Truppen die polnische Grenze. Am 3. September erklaerte England, und deutliche Stunden spaeter auch Frankreich dem Deutschen Reich den Krieg. Am gleichen Tage erliess die polnische Regierung ihre Anweisung No. 59., wonach die Volksdeutschen fuer vogelfrei und rechtlos erklaert wurden. So einfach lagen vor uns die Tatsachen im Nahbereich der damaligen Geschehnisse. Es wuerde diesen Bericht von Grund auf verfaelschen, wenn ich in ihn hineinnehmen wuerde, was wir erst spaeter, oft sogar erst nach vielen Jahrzehnten erfuhren. Spaeter gab es Fragen, die man sich aber damals noch nicht stellte, und haette man es getan, noch nicht haette beantworten koennen. Es war das keineswegs Unschluessigkeit. Es war einfach alles zu neu und einmalig, die Verantwortungen noch nirgends klar gesetzt. Dieser Krieg war niemandem in Deutschland nach seinem Geschmack. Dr. Goebbels gab im Radio nur wieder, was alle fuehlten: "Nicht mit billigem Hurrageschrei zieht das deutsche Volk in diesen Krieg, sondern mit heiligem Ernst in der Verteidigung seiner Gueter". Wenn etwas Bestand bis ueber das Kriegsende hinaus hatte, so waren es diese ernsten, inhaltsschweren Worte an seinem Anfang. Man mag spaeter entdeckt haben und konnte es beweisen, dass es Adolf Hitler persoenlich um mehr ging, als um die Verteidigung unserer Gueter, es lief das ganze Geschehen in allen seinen Phasen letzten Endes doch nur darauf hinaus. Einer von uns 1939 nicht erkennbaren Machtgier und einem grenzenlosen Zerstoerungswillen gegenueber hat die Fuehrung des Dritten Reiches auf militaerischem Gebiete zunaechst in einer Weise gehandelt, die in ihren grossen Zuegen nicht anders haette verlaufen koennen, wenn nichts anderes als die Verteidigung unserer Gueter beabsichtigt gewesen waere. Unsere Bereitschaft, dabei mitzuwirken stiess erst auf Bedenken sittlicher Natur, als im Zuge der weiteren Entwicklung dieses uns allen vorschwebende Konzept hier und dort durchbrochen wurde. In d i e s e m spaeteren Ablauf der Ereignisse war eine Aenderung unserer Haltung angebracht. Und wir werden so auch auf diese Vorgaenge s p a e t e r zu sprechen kommen muessen.

Es war ein Gewimmel von Menschen dort draussen. Im Rennbahnrestaurant stellten sich die Angehoerigen eines neu aufzustellenden Regimentsstabes, zu dem ich in der Eigenschaft als Rechnungsfuehrer gehoeren sollte. Draussen aber wimmelte es von Autobesitzern, die ihre Wagen abzugeben hatten. Denn auch die Autos hatten Gestellungsbefehle erhalten.

An einem Gartentisch vor dem Restaurant hatte ich einen Platz gefunden, nachdem ich mich drinnen bereits gemeldet hatte. Zwei juengere, hagere Leute setzten sich zu mir. Alle Tische rundherum waren vollbesetzt. Die beiden fingen ein Gespraech an: "Dieses Mal wird es wirklich ernst. Dieses Mal

werden die Autos nicht wieder zurueckgegeben..." Sie unterbrachen ihre deutlich defaitistischen Bemerkungen und fragten: "Warum wurden Sie hierher bestellt?" Sie hatten also beobachtet, dass ich aus der Dienststelle herausgekommen war. Noch frisch beeindruckt von den kleinen aehnlichen Erlebnissen in der Schweiz, war mir sofort klar, was fuer saubere Voegel ich vor mir hatte. Ich entschuldigte mich fuer einen Augenblick und stand auf, den Polizisten auf der nahen Treppe zum Restaurant zu verstaendigen: "Passen Sie auf die beiden dort auf. Es sind Spione. Ich will mich drinnen nur schnell abmelden". Und berichtete dem Oberleutnant drinnen das Erlebte. Als wir zusammen zur Tuer hinausgingen, waren der Polizist und die beiden Verdaechtigen verschwunden. Dann kam der Polizist mit dem einen Galgenvogel durch die Menschenmenge zu uns zurueck. Sie hatten verschwinden wollen und dem einen ist es auch gelungen, auf eine abfahrende Strassenbahn zu springen und so zu entkommen. Der Polizist und ich brachten den Verdaechtigten zur Bahrenfelder Polizeiwache. Dort geschah dann etwas, das mir eine erste Lehre zu diesem Krieg war. Der Mann wurde naemlich in eine Box eingesperrt, die oben offen war. Daneben, draussen telefonierte der diensthabende Beamte mit seinem Chef. Der Verdaechtigte konnte alles mithoeren. Der Vorgesetzte am andern Ende der Leitung aber sagte seinem Untergebenen: "Lassen Sie den Mann ruhig wieder laufen. Wenn er nichts Verdaechtiges bei sich hat, so ist das ganze nichts als die Aufregung und Einbildung eines jungen Mannes. Das kennen wir von 1914 her. Da sah man auch ueberall Spione".

Untergebracht wurden wir in der Zigarettenfabrik Reemtsma, und weil wir zu ebener Erde schliefen, konnte ich abends zum offenen Fenster hinaus und einen Spaziergang nach Othmarschen zu den Eltern einer Studienfreundin machen. Sie waren, wie wir alle, in drueckender Stimmung. Es fielen harte Worte gegen die deutsche Fuehrung, dass sie es dazu hatte kommen lassen. Ich sah nur nicht, wo die Engel sein sollten, die diesen deutschen Teufeln gegenuebergestellt werden konnten.

Am naechsten Tag begann die Zusammenstellung des Stabes. Wir fuhren auf ein Gut Glinde hinaus und da waren in einem groesseren Bau in wohlvorbereiteten Regalen in weiten Raeumen alle die Sachen aufgestapelt, die ein so komplizierter Apparat wie ein Regimentsstab brauchte. Fuer mich als Rechnungsfuehrer waren da zB die Buecher und Bleistifte und allemoeglichen Formulare vorgesehen. Fuer den Veterinaer und den Zahlmeister, fuer den Adjutanten und den Kommandeur, alles war vorhanden, was fuer einen volleinsatzfaehigen Regimentsstab notwendig war. Vorher schon hatte ich bemerkt, wie die Personalauswahl vor sich gegangen war. Ich war gelernter Bankbeamter, der Veterinaer aus seinem Beruf, der Ib Grosskaufmann usw usw. Es klappte die Aufstellung von der allerersten Minute an wirklich wie am Schnuerchen. Wie in einem utopischen Roman sah sich das alles an. Ein Regiment wurde regelrecht aus dem Boden gestampft. Und wahrscheinlich gleichzeitig andere Regimenter und andere Divisionen und Armeekorps. Es war, wie wenn eine Maschine aufgebaut worden war, bei der nur jemand auf den Knopf zu druecken brauchte, und sie begann zu arbeiten. Es war bewundernswerte Generalstabsarbeit.

Unser Regimentskommandeur war Oesterreicher, ein ruhiger lang aufgeschossener Herr, der alles mit viel Humor nahm. Die anderen Herren waren Norddeutsche, die Mannschaften, wie sich dann herausstellte, zumeist aus Oldenburg und Niedersachsen.

Als wir an jenem Tage vom Gut Glinde zurueckkamen, erlebten wir das erste Luftabwehrgefecht. Ein deutscher Jaeger war ueber das Gelaende der Rennbahn gekommen und die Flak schoss sofort von allen Seiten auf ihn. Es

war fuer sie kein ruehmlicher Anfang, dass er entkam. Aber es war ebensowenig anerkennenswert, dass man noch nicht die deutschen Hoheitszeichen zu beachten verstand.

Nach zehn Tagen, die ich nutzte, um in freien Stunden bei mir zuhause Ordnung zu machen, erhielten wir Befehl zum Abruecken. Auf dem Gueterbahnhof am Rainweg war die Verladung. Wir hoerten etwas von Gelsenkirchen als Reiseziel. Spaeter jedoch stellte es sich heraus, dass es um Geilenkirchen bei Aachen ging. Im letzten Augenblick brachte mir mein HJ-Kamerad Schurak noch einige juristische Lehrbuecher an den Gueterzug, denn ich wollte etwaige Liegezeit in den Bunkern am Westwall nicht ungenuetzt verstreichen lassen. Auch Schurack sah ich zum letzten Mal in meinem Leben. Das letzte, was ich spaeter einmal auf einem Urlaub von ihm hoerte, war, dass er bei der U-Boots-Waffe diente.

So also begann fuer mich der II. Weltkrieg. Langsam rollte unser langer Gueterzug aus Hamburg hinaus und fuhr dann durch die schon dunkle Lueneburger Heide hinaus. Spaeter habe ich versucht, diesen Kriegsausbruch in Hexametern zu fassen.

Immer schon kuendeten Saenger, was sie erlebten und sahen.
Viele taten es, vorwaerts getrieben von innerstem Drange,
Wahrheit zu zeugen, auch manchmal die Grossen in Anklage rufend.
Andere wieder wollten nur dienen den Nachkommen mit dem
schweren Schatz der oftmals so bitter erkauften Erfahrung.
Maechtiges Schicksal hat mich mit herrischem Rufen in jenes
grosse Geschehen gestellt, das im Ausmass dem Haerstesten
gleicht, das jemals ein suchendes Volk wohl seit Menschengedenken erlebte.
Immer dem Rufe gehorsam, verblieb ich, wo's Leben am hoechsten
gluehte im Kampfe und oft auch im Wahne verzerrt sich zerfleischte.
Staedte verschwelten und barsten, die ich im Frieden noch frohen
Herzens hatte durchwandert, und Menschen versanken in Truemmern,
stuerzten im Sterben neben mir nieder. Bilder auch sah ich:
Reden voll gieriger Herrschsucht und haltlos, im Fordern vermessen,
Glaeubige Augen brachen im Tode, voll Flehen und Fragen,
Graeber in Reihen zu hundert und Leichen, achtlos bestattet,
Massloses Prassen der Herren, dem graesslichster Hunger schnell folgte.
Alles in wenigen Jahren sich fuegend am selbigen Platze.
Freunde, die Ihr nun dieses hier hoeret, ich weiss es, Ihr werdet
schwerlich nur fassen, wie es geschah, denn der Samen war winzig.
Alles war guenstig jedoch dem Gedeihen und half ihm, zu wachsen.
Hemmungen menschlichen Geistes bestanden, doch waren sie eben
schwaechlich gar im Ringen mit jenem gigantischen Wollen.
Hoffnung auch habe ich wenig, dass es als letztes Ereignis
schrecklich ueber die Menschen gekommen, denn Lernen wird keiner,
hoert Ihr?, aus dem geschehenen Unglueck, so wenig wie wir auch
lernten aus den auf uns ueberkommenen Lehren,
Weisheit zu ziehen zum Wohle der leidenden, suchenden Menschheit.
Eines nur wuensch ich Euch, eigenes Unglueck schaudernd betrachtend:
Dass Euch ein gluecklich'rer Stern in friedlich're Zeiten versetze!
Wenn Ihr im gluecklichen Zufall dann aber selbstsicher waehnet,
dass Ihr schon besser geworden wie alles, was vor Euch gelebt hat,
dann ist's der Anfang der Taeuschung, die uns auch so toericht
berauschte:
Glaubt an den Fortschritt der Menschheit: Ihr grabt ihr ein sicheres Grab!

Dunkel standen die Waelder dort draussen vor der offenen Tuer unseres Wagens. Nur wenige Lichter wagten sich hier und dort in diese ersten Kriegsnaechte hinaus. Drinnen im Wagen war es still geworden. Einige lagen schon in ihre Decken gewickelt auf dem Stroh, das dem Menschen doch immer so nahe ist, wenn er zuruecklaesst, was der Alltag an Tuenche ihm sonst bietet. Einige sassen noch gleich mir an der breiten Oeffnung und atmeten den Septemberwind ein, der so voller Duefte war, quer durch unsere Heimat hindurch.

Durch das Industriegebiet an Rhein und Ruhr ging es am naechsten Tag. In Frankreich fand man weniger als ein Jahr spaeter die Dokumente, denen zufolge England den Franzosen vorschlug, wochenlang in pausenlosem Bombereinsatz alles Leben ueberhaupt in dieser Region auszuloeschen. Daladier verweigerte dazu seine Mitwirkung.

In Geilenkirchen bogen wir im Bahnhofsbereich auf ein Nebengleis ab und zu Fuss und auf eigenen Fahrzeugen ging es fuer uns weiter nach dem kleinen Ort Beggendorf. Nur hundert Meter entfernt vom Regimentsgeschaeftszimmer, das in einem kleinen Restaurant eingerichtet wurde, fand ich Quartier. So hatte ich leicht ein paar Stunden am Tage uebrig, fuer mich zu arbeiten. Es waren naemlich Bestimmungen herausgekommen, die mir die Zulassung zur Referendarpruefung ermoeglichten. Dass musste genutzt werden, noch gerade vor Toresschluss, vor Beginn des eigentlichen Krieges. Gluecklicherweise hatte ich ein leichtes Arbeiten. Die Offiziere des Stabes luden nichts auf den kleinen Gefreiten und Rechnungsfuehrer ab, sondern waren um eine harmonische Zusammenarbeit bemueht, Die beiden Oberleutnante im Stabe zum Beispiel, mit denen ich in erster Linie zu tun hatte, der Verpflegungsoffizier Oberleutnant Marquardt und der Transportoffizier Obltn. Mauf waren immer zur Stelle, wenn es noetig war. Ich wusste immer, wo sie sich befanden und konnte sie erreichen, wenn etwa das Verpflegungsamt am Telefon war oder draussen ein Landser Anordnungen erwartete, wie sein Pferd zu behandeln sei. Manchmal sassen die beiden gegenueber im gleichen Gebaeude in der Wirtschaft und spielten Karten. "Herr Oberleutnant, die erste Kompanie ist am Apparat", trat ich an den Tisch heran. "Diese alten Mehlsaecke! Ausgerechnet, wenn ich einen Grand mit Vieren habe! Konnten Sie nicht eine Minute spaeter kommen?" Er warf seine Karten auf den Tisch und ging hinueber zum Telefon. Als ich die Tuer des Lokals zumachte, hoerte ich gerade noch hinter mir das Lachen: "Dieser Schwindler, nichts wie sieben und achten hat er in der Hand gehabt!" Es war kein schwerer Dienst. Auch untertags fand ich Zeit, meine Nase in die Buecher zu stecken. "Schon wieder fleissig?" meinte mein Regimentskommandeur Oberst Wendling im Vorbeigehen. Wie ein ertappter Dieb fuhr ich in die Hoehe. Er winkte lachend ab. Langsam bereitete ich meinen Spiess darauf vor, dass ich einen Pruefungsurlaub noetig hatte. Fuenf Tage waren zu ueberbruecken, ohne dass mein Ausfall im Stab in der Arbeit der Andern auffiel. Vertreter hatten wir noch nicht einarbeiten koennen. Dennoch fanden wir die Loesung in einer gemeinsamen Besprechung. Die beiden Oberleutnante fuehrten inzwischen meine Tageslisten und ich bereitete alles so weit vor, wie es eben ging.

Fuenf Tage lang war ich also wieder in Hamburg. Am 19. September 1939 bestand ich das Referendarexamen im Oberlandesgerichtsgebaeude am Sievekingsplatz. So hatte das Studium wenigstens noch einen ersten sichtbaren Absatz erreicht.

Nach fuenf Tagen war ich also wieder in Beggendorf. Viel Post lag fuer mich da. Mein Bruder war drueben in Polen im Einsatz mit der 20. Division,

Als Unteroffizier hatte er sich bereits das EK II geholt. Er schrieb aber auch Ernstes. Fuerchterliche Greueltaten hatten die Polen an deutschen Zivilpersonen begangen. In Altona hatte ich noch Herrn von Ahlften getroffen. Dieser ehemalige Kollege meines Vaters war dabei, das Amtsgericht in Altona mit dem in Litzmannsstadt zu vertauschen. Er versprach sich dadurch eine schoene Gehaltsaufbesserung. Jetzt lag ein Brief von ihm auf meinem Tisch: "Wir wollen hoffen, dass es unsere Soldaten den Polen gehoerig heimzahlen! Keinerlei Gnade haben sie zu erwarten. Ausrotten muss man diese polnische Pest!" Beide Briefe gab ich meinen Offizieren. Auch sie hatten bereits aehnliche Nachrichten von den polnischen Verbrechen erhalten. Unfassbar klang uns das alles in unserer geordneten Umgebung. Wie Vieh hatte man Frauen und Kinder abgeschlachtet. Doch keiner von ihnen war einverstanden mit den widerwaertigen Hetzreden aus der Altonaer Etappe. Als gluecklich sah man das schnelle Vordringen unserer siegreichen Truppen an. Und das, was damals geschah, war doch nur gering gegenueber dem, was Jugoslawen, Polen, Tschechen und Russen Millionen deutschen Menschen 1944 und 45 antaten!

Wir merkten natuerlich schon bald, in welcher Anhaeufung hier im Raume Aachen die Truppen zusammen lagen. Die erste Belegung war auch nicht die endgueltige. Immer wieder kamen noch einige Verschiebungen vor. Auch wir wurden eines Tages davon betroffen. Wir wurden nach Alsdorf versetzt. Eigentlich war es nur ein Stadtteil dieses unuebersehbaren Wohnkomplexes, der sich ueberall an den Chaussen entlangzog und in den Ortschaften verdichtete wie der volle Magen in einem Schlangenleib. Wie Adern zogen sich hindurch die Schienenstraenge der weitausholenden Aachener Strassenbahn. Als Quartier wurde mir ein Zimmer bei dem Rektor des katholischen Gymnasiums, Schmitz zugewiesen; Zwei Toechter hatte der gestrenge Paedagoge und Familientyrann und beide bewohnten in ihren Raeumen gleich mir die obere Etage des etwas in die Hauptstrasse vorspringenden Hauses. Die Mutter war eine sehr energische Dame, die boese wurde, wenn ich mir mehr Zucker in den Kaffee getan, als dieser aufloesen konnte. Wehe, sie fand hinterher beim Abwaschen noch Zucker unten in der Tasse. Von meinem Fenster aus sah ich genau nach Westen und ueber den einstoeckigen, verdunkelten Haeusern von Alsdorf leuchteten blendend hell dahinter die Kohlenzechen des hollaendischen Maastrichter Reviers.

Unsere Schreibstube lag kaum zweihundert Meter entfernt auf der anderen Seite der Strasse im Kasino. Jedes Haus, auf dem Wege dorthin, hatte irgendeinen Soldaten als Einquartierung. In jedem Hof standen Fahrzeuge aller moeglichen verschiedenen Einheiten. Der Verkehr in der engen, langgezogenen Strasse bestand fast nur aus Militaerfahrzeugen, die ihre Verbaende versorgten, Reparaturen nachzuholen hatten oder Offiziere zu Besprechungen fuehrten. Ein Wald von Schildern zeigte den Ordonnanzen den Weg. Ueberall bei den Truppen wimmelte es von Sonderlehrgaengen, ueberall wurden die jungen, eiligst zusammengestellten Verbaende in moeglichst jeder Hinsicht einsatzbereit gemacht. Felddienstuebungen fanden in den Wiesen auf der Holland abgelegenen Seite des Ortes statt. Ich hatte das zweifelhafte Vergnuegen, mich mit den papiernen Unterlagen eines Rechnungsfuehrers zu befassen. Ganze Buecher waren da durchzulesen, Formulare stossweise auszufuellen, und wenn es falsch war, sie alle wieder zu zerreissen und noch einmal aufzusetzen. In meiner Naehe arbeiteten der junge Zahlmeister, der Veterinaer Dr. Fleischer und der dicke Fourier, der auf den passenden Namen Mehl hoerte. Ueber uns allen,

Offizieren, Wahrmachtsbeamten und Soldaten, da thronte der Spiess, ein alter Berufssoldat, Arbeitersohn aus dem Hamburger Gaengeviertel, der in jedem von uns zunaechst einmal eine Mischung aus Faulheit, Angeberei und Heldenaspirantentum sah und dementsprechend alle seine Anordnungen von Anfang an untermauerte, um ein Ausbrechen aus seinen Planungen zu verhindern. Mit viel Spass, der dabei nicht fehlte, schaffte er es blendend und uebersah es, wenn wir uns doch mal drueckten. Wenn die Reihe an mir war, die Schreibstube nachts zu besetzen, dann lag ich in meinen Wolldekken auf dem Fussboden und hoerte durch den unteren Tuerspalt hindurch nebenan den Radioapparat mit dem damals immer wiederkehrenden "Das kann doch einen Seemann nicht erschuettern, keine Angst, Rosmarie..."

Die Sondermeldungen aus Polen waren laengst vorueber. Gott Mars stand still. Nicht wenige hofften, Weihnachten schon wieder zuhause zu sein. Der Fuehrer hatte von Saarbruecken aus eine Rede an den Westen gehalten, die diese Hoffnungen hoeher schlagen liessen. In Erinnerung an eine Lektuere, die berichtete, dass 1914 die gleichen Erwartungen unerfuellt blieben, setzte ich persoenlich nicht auf dieses Pferd. Es wurde allerdings ein wenig langweilig und ich schrieb an den Bann 31 der Hitler-Jugend in Altona mit einer fast landesverraeterischen Idee. Alle Unterfuehrer standen im Felde. Keiner von ihnen durfte schreiben, wo er sich befand. Alle nannten in ihren Briefen nur eine Feldpostnummer. Wie leicht also war es denkbar, dass der beste Freund keine fuenf Haeuser von mir hier irgendwo im Quartier lag. Wir haetten also vielleicht ganz ohne Schwierigkeiten mal zusammenkommen und einen netten Abend machen koennen. Nun gab aber unser Bann laufend Rundschreiben an die im Felde stehenden Kameraden heraus. Kurzentschlossen setzten wir in das naechste eine Mitteilung hinein: "Alle Kameraden, die es moeglich machen koennen, treffen sich am Sonntag den.... um 14 Uhr im Café Wien in Aachen". Ich war gespannt, was dabei herauskommen wuerde. Das lustigste aber war: beinahe haette ich selbst nicht hingekonnt. Ich musste erst meinen Spiess bitten, meine Wache zu verlegen. So fuhr ich also voller Erwartungen mit der Strassenbahn nach Aachen hinein. Das Café Wien lag an einer breiten Allee mit schoenen alten Baeumen. Das Herbstlaub fuellte die Strassen unter den Fuessen der Soldaten, die hier zu tausenden spazieren gingen. Das Café selbst war ueberfuellt von ihnen. Ich draengelte mich durch die Tische und suchte nach bekannten Gesichtern. Da rief man mir schon zu. Eine ganze Saalecke war voll von Altonaer Jungens! Zwei Oeberleutnante waren sogar darunter und mehrere Leutnants. Und es kamen immer noch mehr. Fast fuenfzig wurden wir im Laufe des Nachmittags. Als erstes brachten wir ein Hoch aus auf unseren Fuehrer und auf seine Geheimhaltung. Und dann schrieben wir eine uebermuetige Karte an unseren Chef, Baldur von Schirach, von dem wir wussten, dass er irgendwo in einem Bunker am Westwall sass. Er galt bei uns aus irgendwelchen durchgesickerten Vorgaengen als Muttersoehnchen, dem der ungastliche derzeitige Aufenthaltsort zutiefst unsympatisch war. Wir zogen ihn entsprechend durch den Kaokao und erhielten von dem Kameraden niemals eine Antwort - soweit nicht seine Nachriegsschmiererei eine solche war.

Aber auch in ernsteren Dingen schien die Geheimhaltung nicht gut zu klappen. Ich machte da meine eigenen Beobachtungen. Eines Tages kamen Befehle von probeweiser Alarmbereitschaft, von voelliger Verdunkelung. Dann musste die Einheit feldmarschmaessig ausgeruestet und marschbereit am Strassenrand stehen. Heute wurde dieser Ort verdunkelt, morgen jener Ort, heute wur-

de diese Einheit in Alarm versetzt und morgen jene. Immer groessere Bereiche wurden von diesen Experimente erfasst. Es unterlag keinem Zweifel, es musste der Tag kommen, wo wie zufaellig alles in Alarm bereitstand und alles voellig verdunkelt war. Und warum haette das dann nicht gerade der Tag sein koennen, an welchem es dann wirklich ernst wurde?. Wir schrieben Anfang November. Drueben lagen das neutrale Holland und das neutrale Belgien. Erst Anfang dieses Jahres hatte der deutsche Reichskanzler dem belgischen Koenig versichert, dass Deutschland niemals wieder die Neutralitaet seines Landes brechen wuerde. So standen denn jetzt, wie ich aus den an das Regiment kommenden Geheimsachen entnahm, die belgischen Truppen mit ihrer Masse nicht an der deutschen sondern an der franzoesischen Grenze. Es waere ein schwerer Vertrauensbruch gewesen, wenn Deutschland doch marschiert waere. Aber, vielleicht waere es im Einvernehmen moeglich gewesen? Man hoerte von dem Besuch des italienischen Kronprinzen in Bruessel. Wurde da etwa in dieser Richtung sondiert?

Anders lagen die Dinge mit Holland. Dessen alliierte Sympathien lagen eindeutig offen. Doch, wie waren diese zu beweisen? Da geschahen am 9.November gleichzeitig zwei Dinge, die fuer jemanden, der an der hollaendischen Grenze in Alsdorf in Alarm lag, seltsam zusammenklangen. An der hollaendischen Grenze, ja, auf hollaendischem Boden bei Venlo gelang es der deutschen Sicherheitspolizei, zwei fuehrende britische Offiziere des Geheimdienstes. Best und Stevens, gefangen zu nehmen. Und diese erklaerten, dass ihr Buero in - Den Haag laege. Damit war ein schwerer Neutralitaetsbruch Hollands erwiesen! Ja, und die Zeitungen des anderen Morgen erklaerten: diese Englaender haetten das Attentat auf den Fuehrer in Muenchen organisiert!

Denn das war das zweite erstaunliche Ereignis: Im Buergerbraeukeller war am 8. November abends eine Bombe explodiert. Hitler war wie ein Wunder verschont geblieben. Er war frueher fortgegangen, als sonst an diesen Abenden ueblich. Der Taeter Elser wurde merkwuerdig schnell schon am Abend des gleichen Tages an der Schweizer Grenze gefasst und konnte aussagen. Und: unser Alarm - und Verdunkelungsplan lief auf einen Hoehepunkt am 12. November zu. Mir war die Sache klar und ich packte meine Studienbuecher weg, mit denen ich mich in der Freizeit befasst hatte, und studierte anstatt dessen die Karten von Belgien und Holland, die in den letzten Tagen in reichlicher Menge zur Verteilung gekommen waren.

Da aber geschahen auf einmal andere Dinge, die ich nicht gut in dieses Gedankengebaeude einreihen konnte. Am 10. November erhielten wir die Nachricht, dass die belgischen Truppen ploetzlich voellig umdisponierten und nunmehr ihr Schwergewicht auf eine Verteidigung der Grenze nach Deutschland zu verlegt hatten. Und die voellige Alarmbereitschaft fuer den 12. November wurde abgesagt. Auch Teilalarme erfolgten in der Folgezeit nicht mehr.

Kurz danach erhielten dann alle Truppenteile einen als Plakat auf festem Papier gedruckten "Fuehrerbefehl", der ueberall auszuhaengen war: Jeder Offizier und Soldat darf von einem Auftrag nur so viel erfahren, als fuer die Ausfuehrung in seinem Bereich notwendig ist. Was war geschehen? In meinen Ueberlegungen schloss ich aus, dass es sich um die Reaktion auf einen Flugunfall handelte. Am 11. Januar 1940 waren Aufmarschanweisungen durch ein in Belgien notgelandetes Kurierflugzeug verloren gegangen. Doch der "Geheimbefehl No. 1" war schon vorher erlassen worden. Erst nach dem Kriege habe ich noch Weiteres zu diesen Vorgaengen erfahren. In dem britischen Internierungslager Wolfsberg hielt ein hoher Beamter der Geheimen Staats-

Polizei namens Vogt (oder Voigt) einen Vortrag in kleinem Kreise im dortigen Special Pen, in welchem er zum "Fall Elser" sagte, dass es einer der sehr seltenen Faelle gewesen sei, da ein Attentaeter ohne Hintermaenner ganz von sich aus ein Attentat vorgenommen haette (In weiteren vierzig Jahren Weltgeschichte kenne ich da auch nur noch den Fall des Attentats auf den schwedischen Politiker Palme). Vogt sagte, Elser sei 1944 bei einem Fliegerangriff ums Leben gekommen. Vogt, der noch viele weitere Einzelheiten wusste, wurde von den Englaendern an Jugoslawien ausgeliefert und dort in grausamster Weise abgeschlachtet. Ich komme noch darauf zurueck.

Nur eine Stelle fand ich, wo in dem reichlichen Schrifttum unserer Tage diese Vorgaenge behandelt werden, naemlich in Walter Hagens "Die Geheime Front". (siehe dazu im Anhang dieses Buches!)

Auch er kommt zu aehnlichen Vermutungen wie ich und fuegt neben Anderem die interessante Tatsache hinzu, dass Hitler am 5.November in einer Unterredung mit Brauchitsch die Offensive gegen Frankreich fuer den 12.November gefordert haette, dass letzterer aber erklaert habe, die deutsche Wehrmacht sei dazu noch nicht in der Lage. Am 7.November haette Hitler seinen Termin zurueckgezogen. Auch eine ganze Reihe weiterer Feststellungen zu diesem Falle, soweit sie insbesondere das Attentat und die vermutete Mitwirkung Heydrichs dabei betreffen, lassen Hagen aaO vermuten, dass fuer den 12.November 1939 bereits der Beginn des Westfeldzuges geplant gewesen war.

Seltsam ist es, dass sich die sonst doch so sensationshungrigen Illustrierten bis heute nicht dieses Falles bemaechtigt haben. Denn, welche ein kassenfuellendes Fressen waere es doch: fuehrende englische Geheimdienstoffiziere auf hollaendischem Boden in eine Falle gelockt, ein Attentaeter, der waehrend seiner Vorbereitungen von der Gestapo geschnappt wird und dem dann von Heydrich gestattet wird, weiterzumachen, tote Alte Kameraden, an deren Grab Hitler Traenen vergiesst, und deren Tod doch nicht den Frankreichfeldzug ausloest, weil eine italienische Prinzessin in Bruessel (oder war es der spaeter als Verraeter hingerichtete Graf Ciano?) aus der Schule geplaudert hat? Einen Film gaebe das, der sich doch lohnen wuerde. Zum Abschluss dann die seltsamste Weihnacht unserer Zeit, Weihnachten 1939.

Nirgends faellt ein Schuss auf dieser Erde! Frieden liegt ueber den weissen Feldern Europas. Keine zerstoerten Staedte, keine neuen Heldenfriedhoefe, Rotterdam erstrahlt im Lichterglanz und in Berlin sammelt die Staatsfuehrung auf den Strassen fuer die Winterhilfe. Weder ueber London noch ueber Koeln ein einziges feindliches Flugzeug. In Paris und Bruessel sitzt man an der Weihnachtstafel genauso wie in Wien und Breslau und Budapest. Rudolf Hess spricht zu den Auslandsdeutschen von der grossen Hoffnung auf Frieden. Doch, dieser Frieden ruht auf dem Schutz unserer Waffen. Spaeter, als sie niedergelegt werden muessen, beginnt die unmenschlichste Zerstoerung aller Zeiten.

Immer noch faellt nirgends ein Schuss auf dieser Erde. Der Winter ist eingezogen und ich fahre sonntags zu Besuch in die Orte, in denen wir vorher gelegen waren. Ueber Wegen und Huegeln liegt tiefer Schnee. Still und verlassen stehen die Felder zwischen Baesweiler, Wuerselen und Alsdorf, Die Kohlenhalden traeumen in mueden Wintertagen vom geschaeftigen Fruehling. Dann wuerde wieder Bewegung in dieses diesige Halbdunkel kommen. In den kleinen Stuebchen an den Strassen sieht man Soldaten, die ihre Gewehre reinigen. Schuhe und Struempfe auf und an den blankgescheuerten Kuechenherden, auf die hier die Hausfrauen so stolz sind. Auf dem Tisch liegt ein letztes Stueck Weihnachtskuchen und die Quartiersmutter sitzt dabei und liest einen Brief von ihrem Sohn, der irgendwo in Polen jetzt im volksdeutschen Quar-

tier sein Pfeifchen raucht. Auch in meinen ehemaligen Quartieren sitzen jetzt andere Landser auf "meinem" Stuhl und schlafen in "meinem" Dachstuebchen. Es ist, als mache man eine Wanderung durch eine wachsame Festung.

Auf Vorschlag des Regimentskommandeurs wurde ich bald nach Weihnachten zum Offiziersanwaerter ernannt. Meine verschiedenen Bemerkungen, dass ein gesunder Mensch doch nicht Rechnungsfuehrer sein koennte, hatten endlich gefruchtet. Ich wurde zum Unteroffizier befoerdert und nach Aachen zu einer dafuer vorgesehenen Kompanie versetzt. Die Einheit lag am Stadtrand, inmitten von Hotels mit eigenen Schwefelquellen. Es war Infanteriedienst wie eh und je. Im Kompaniechor, der fleissig die Abende ausfuellte, sang ich mit im zweiten Bass und war fuerchterlich stolz darauf, nachdem ich auf der Schule niemals weniger als eine vier im Singen gehabt hatte. Man darf von da auf das kuenstlerische Niveau unseres Chores schliessen. In besonderer Erinnerung blieb mir eine Uebung, bei der es galt, in Schlauchbooten gegen starken Feind zwei dicht hintereinander liegende Kanaele zu queren und das letzte Ufer fest in unsere Hand zu bringen. Das Gelaendebild erinnerte mich sofort lebhaft an das, was ich im Regiment von der belgischen Grenzbefestigung gesehen hatte. Spaeter ist ja auch dann der Albertkanal in aehnlicher Form genommen worden. Doch ich war nicht mehr dabei. Waehrend mein Regiment kaempfend in Luettich einzog, Mitte Mai 1940, war ich auf der Fahrt nach Luebeck zu einem Offizierslehrgang. Noch mehrmals in diesem Kriege sollte es mir so ergehen: Gerade in dem Augenblick, da ich mit allen Mitteln mich bemuehte, wieder an die Front zu kommen, da drehten sich die Dinge dann gerade deswegen andersherum und ich gelangte in den Kugelschatten der Ereignisse - und gerade da wurde es mir dann oft heisser, als es an der Front haette sein koennen.

In der Stimmung, in der ich war, als ich hoerte, dass mein Regimentsstab die Maass ueberquert hatte, schimpfte ich in Luebeck so sehr, dass man mich sofort weiterschickte zu einem Ersatzbatallion in Eutin. Da war ich dann wenigstens nicht mehr alleine in einer leeren Kaserne, denn es hatten sich noch andere Offiziersanwaerter eingefunden.Als neue Kameraden lernte ich den immer vergnuegten Rheinlaender Rolf Bach-Esser, den serioesen Altonaer Juristen Fred Matthies und den Luebecker Jungen Wolf Heiden kennen. Wir hatten hier alle auf die Kriegsschule zu warten und das nannte man dann notgedrungen einen "Lehrgang". Unsere reichliche Zeit vertrieben wir uns in dem schoenen holsteinischen Staedtchen damit, unserem Batallionskommandeur taegliche Gesuche um Frontversetzung vorzulegen und ihm deren Genehmigung dadurch nahezulegen, dass wir ihm das Leben schwer machten. Als alles andere nicht half, entfuehrten wir den Schimmel des Diktators (im Zivilberuf Studienrat) auf eine Insel im Eutiner See, wo er dann wiehernd nach Tagen endeckt wurde. Doch, wir wurden auch dann noch nicht versetzt. Der Herr hielt uns nur eine Rede. Sie blieb nicht ohne Eindruck, nicht etwa wegen der mannigfaltigen klassischen Beispiele, die er fuer die Notwendigkeit von Disciplin und Gehorsam anfuehrte, sondern mehr noch wegen der Haltung, die dieser Mann uns persoenlich in seiner Klarheit dummen Jungens gegenueber zeigte. Wir fuegten uns in unser Schicksal.

Fuer die Ausbildung der Infanterieoffiziere gab es im Frieden Doeberitz. Daneben hatte man aber jetzt bei jedem Generalkommando besondere Lehrgaenge eingerichtet. Sie hatten, wie man dann ersah, nicht das hohe Niveau der Ausbilder wie in Doeberitz. Mein Schicksal war es, dass ich dorthin kam. Dafuer werde ich ihm immer dankbar sein. Denn ich habe so in Doeberitz unter preussischen Offizieren noch ein wenig aus erster Hand mitbekommen von dem, was Preussen und Deutschland gross gemacht und Ansehen gebracht ha-

. ben. Es war Geist von einem Friedrich dem Grossen, in welchem dort vorgelebt und erzogen wurde. Heute gehoert ein solches Doeberitz endgueltig der Geschichte an. Und die Menschheit als Ganzes wird ungluecklich bleiben, bis dass der Rauch der fortschrittlichen Demokratie sich verzieht und irgendwo auf dieser Welt wieder eine Erziehungsanstalt entsteht, die den grossen menschlich bildenden Anstalten der Vergangenheit an die Seite gestellt werden kann. Die letzte, die ich kenne, hiess Doeberitz. Wer sie gleichsetzt mit "Militarismus" hat ihren wahren Geist niemals erfasst.

Die Infanterieschule war untergebracht in dem ehemaligen Olympischen Dorf, jener Siedlung, die 1936 fuer die Olympiadekaempfer erbaut worden war. Jedes Haus hatte in 12 Raeumen Platz fuer insgesamt 24 Kursusteilnehmer und jedes Haus trug den Namen einer deutschen Stadt. Unser war das Haus Lindau und im Aufenthaltsraum desselben hatte man die Wand geschmueckt mit einem grossen Gemaelde von der Hafenmole von Lindau mit dem beruehmten Loewen. Das diesem gegenueberliegende Haus war das "Haus Aachen" und als Ueberraschung erfuhr ich, dass dort vor einem halben Jahr mein Bruder Bruno seinen Kurs absolviert hatte. Nur wenige Schritte entfernt befand sich das Tor, das hinausfuehrte ins Gelaende. In einem kleinen Tuermchen auf dem Dachsims ueber der Einfahrt war ein Glockenspiel angebracht, das zu jeder vollen Stunde sein "Ueb immer Treu und Redlichkeit" ertoenen liess. So, wie die Garnisonskirche in Potsdam, zu deren Fuessen die preussische Geschichte vorbereitet wurde.

Es waren ernste und heitere Monate. Ein unantastbar kameradschaftlicher Geist herrschte und unsere Vorgesetzten waren in ihren Beurteilungen unbestechlich, unparteiisch und fuer ihre Aufgabe hervorragend vorbereitet. Die meisten von ihnen hatten den Frankreichfeldzug an der Front mitgemacht und trugen Auszeichnungen. Ich blaettere in der umfangreichen "Abschiedszeitung des 4. OA-Lehrganges", die wir hektographiert uns selbst zum Abschied schenkten und erlebe wieder die damalige Zeit. Da steht als Vorwort der Spruch:

"Ernst das Auge, blass die Wangen,
lautlos in den Tod gegangen, -
unverzagt in Stuermen,
anspruchslose Infanterie,
moege Gott Dich schirmen!"

Das war auch der Unterton bei allem, was wir taten und dachten. Am tiefsten sass uns wohl das Woertchen "anspruchslos". Von dort her verstand sich unser Verhalten und unsere spaetere Leistung, im Kriege und hinterher.

Eine Krankheit war es, dass alle Lagebesprechungen so aussahen, als seien wir zumindest bereits Divisionskommandeure. Und das wurde nun in unserer Abschiedszeitung noch ein wenig uebertrieben: "Lage: Die Deutsche Reichsregierung sah sich am 30. 2. auf Grund anhaltender Provokationen einer Feindmacht gezwungen, dieser den Krieg zu erklaeren. Dazu bekam die Wehrmacht Befehl, die militaerische Fuehrung dieser Handlung zu uebernehmen. Sie setzte mit Erfolg das Heer ein, das mit drei Heeresgruppen um 4.45 die Reichsgrenze ueberschritt. Die Heeresgruppe 3 hatte bis 8 Uhr die Provinz Oedland besetzt. Die 12. Division am rechten Fluegel des VII. Armeekorps hat im fortschreitenden Angriff mit vordersten Teilen den Gr-Graben am 9.10 erreicht und mit dem als Spitzenregiment eingesetzten Infanterie-Regiment 10 ueberschritten. Das verstaerkte I. Batallion - als Vorhut des Regiments - erreichte um 9.30 das ehemalige Dorf Doeberitz. Die 2. Kompanie als Vortruppkompanie war auf der Strasse nach Dallgow in Anmarsch, als um 10.10

Und von unserem Abteilungsfuehrer heisst es in Form einer Anzeige: "Suche nette Wohnung in ruhiger Lage, da ich tagsueber genuegend Radau um mich habe. Oberleutnant Vicari". Da gab es einen Unterricht, der stand unter dem nichtssagenden Titel "Heerwesen" und sollte uns Gruenhoernern etwas gesellschaftliche Umgangsformen beibringen. Eines der Themen hiess "Offizier und Frau", "Ja, was wuerden Sie tun, wenn in Ihrem Quartier die Dame des Hauses in leichtem Gewande kommt und Sie darum bittet, ihr die Perlenschnur am Halse zu loesen?" Den weiteren Vorgang brachte jemand in Gedichtform in unserer Abschiedzeitung:

Schon ist die Versuchung gross,
denn sie laesst ihn nicht mehr los;
- Wie's in schwachen Stunden ist,
alles man sehr leicht vergisst.
Doch in diesem Augenblick
ruft ihn seine Pflicht zurueck.
"Nur hinaus und fort von hier,
bin ich doch ein O f f i z i e r!"
Und er loesst sich von dem Weibe
in dem zarten Unterkleide.
Laechelnd sagt er dann charmant:
"Gnä' Frau, ich kuess die Hand!
Leider ist die Uhr schon zehn,
ich muss zur Besprechung gehn.
- Empfehlen Sie mich bitte mal
Ihrem lieben Herrn Gemahl!"
Und so ward er Sieger schon,
rettete die Situation!
- Hoch klingt das Lied vom Braven Mann
wie Orgelton und Glockenklang! .....

Man muss wissen, dass der, der uns diese Verhaltensregeln (in prosa) vortrug, der ein wenig rundliche Hauptmann v. Polentz, uns nicht gerade den Eindruck machte, dass er die Kurve so elegant gekriegt haette.

Am Abschiedabend selbst sitzen wir in Badehosen bei hochsommerlicher Hitze im Aufenthaltsraum unseres Hauses, so wie man es noch heute in meinem Fotoalbum betrachten kann. Im Bad standen die Bierkisten unter der Dusche und wir holten uns nach Bedarf unsere Flaschen herein, so, wie einst die Germanen am Rhein. Mitten im Raum stand eine grosse Kiste und in ihr angehaeuft alle diejenigen Knallkoerper, die bei unseren diversen Uebungen nicht von den Schiedsrichtern abgeschossen worden waren. So um Mitternacht herum wurde die Kiste von irgendjemand angezuendet und niemand merkte im Rausch so recht, was eigentlich geschah. Jedenfalls, die Kiste flog hoch und alles steckte voller Holzsplitter, die Maenner, die Waende und die Fensterscheiben. Immer noch singend zogen wir blutend in der Nacht ins Revier, fuehlten die dabei unvermeidlichen zahlreichen Mueckenstiche nicht, und liessen uns verbinden. Als wir am naechsten Morgen unsere Saebel entgegennahmen, da standen die neuen Portepeetraeger des Hauses Lindau da, als kaemen sie geradenwegs aus einer Schlacht.

Unterbrochen wurde unser Lehrgang von einer Urlaubsreise. Sie war kostenlos und konnte bis an die Grenzen Grossdeutschlands gehen. Also waehlten wir natuerlich etwas moeglichst entferntes, wohin wir sonst so leicht nicht kommen wuerden. Drei Norddeutsche waren wir, die nach Wien fuhren. In einem Hotel am Graben wohnten wir und zaehlten taeglich unsere Pfennige, denn ein OA darf doch keine Schulden machen. Am fuenften Tag

unseres Urlaubs lernten wir ein paar nette Maedel kennen und zeigten ihnen den Kahlenberg (oder war es umgekehrt?) und hatten dann kein Geld mehr. Und mussten unsere Soldbuecher im Hotel lassen, um sie mit dem naechsten Wehrsold auszuloesen. Bedenkliche Lage, denn man haette uns auf der Eisenbahn danach fragen koennen. Da fiel mir der Bruder meiner Grossmutter ein, mein Grossonkel Max Paulsen. Ich hatte mit ihm bisher nur brieflichen Kontakt gehabt. In der sogenannten Kampfzeit hatten wir einmal ueber ihn gefaehrliche, fuer Italien bestimmte Post geleitet. Ich besuchte ihn und pumpte ihn mit Erfolg an. Er erwaehnte angesichts meiner damaligen Uniform, dass er ehemaliger K.u.K.- Hauptmann sei und daher Verstaendnis fuer unsere pekuniaere Lage habe. Wir bekamen also unsere Soldbuecher von dem Hotelier zurueck, feierten noch einmal einen schoenen Abend mit unseren Maedchen und fuhren guter Dinge nach Doeberitz zurueck.

Nach jenem, bereits erwaehnten inoffiziellen Abschiedabend war noch ein Appell aller jetzt zu, Feldwebeln-AO befoerderten Offiziersanwaertern anberaumt worden. Fahnenjunker hiess das bei den aktiven Offizieren und wir waren stolz darauf, dass wir das geschafft hatten. Der Inspektionschef, Oberstleutnant Borst gab uns nachdenkliche Worte mit auf den Weg. Es war niemand unter uns, der nicht ernst nahm, was dieser Infanterist uns sagte. Was hier am Appellplatz angetreten war, das waren nicht nur angehende Infanterieoffiziere. Es waren junge Menschen, die bereit waren, fuer den Staat, den sie vertraten, Verantwortung zu tragen. Erst in den kommenden Jahren wurde klar, dass es so war und welche Bedeutung in solcher Betrachtung lag. Fast die Haelfte der hier Angetretenen besiegelte ihre Pflicht mit dem Leben und sah nicht das Ende dieses Krieges und die schmaehliche Zeit danach, erfuhr nicht, dass es spaeter in Deutschland eine Regierung gab, die uns Ueberlebenden vorschreiben wollte, uns ueber unsere Pflichterfuellung zu schaemen und die behauptete wir haetten unser Haupt mit Schande zu bedecken. Wir waren damals, und sind es noch heute, so wenig auch davon gesprochen wurde,, der Ueberzeugung, dass ein Staat, der an dem heiligen Wollen der Jugend ruettelt, der Idealismus schmaeht und verlacht, sich selbst zerstoert.

"Ueb immer Treu und Redlichkeit" klang es ueber unseren Koepfen, als wir durch's Tor hinaus zum Bahnhof gingen. Es ging zurueck nach Eutin und von dort weiter nach Munsterlager. In Eutin musste Platz gemacht werden fuer die Anwaerter auf den naechsten Lehrgang. Im alten Munsterlager, wie wir es aus der aktiven Dienstzeit kannten, hatte sich nur wenig geaendert. Am stoerendsten fanden alle alten Landser unter uns, dass das alte Kino einem neuen Prachtbau gewichen war. Man konnte nun nicht mehr durch die Fenster raus und reinklettern, sondern musste wie ein Zivilist gesittet durch den Eingang gehen. Das nahm ihm jegliche Lagerromantik.

Dann kamen die Marschbefehle zur Truppe. Heiden, Bach-Esser, Matthies und ich fuhren im gleichen Zug nach St. Maximim bei Chantilly in Frankreich. Im dortigen Rothschildschen Schloss lag der Divisionsstab, bei dem wir uns zu melden hatten. Ein franzoesisches zerschossenes Jagdflugzeug lag im Park vor dem Schloss wie eine Art Denkmal an den Blitzkrieg. Im uebrigen hatten wir kaum etwas von dem vorbeigerauschten Krieg auf unserer Fahrt gesehen, es sei denn die Behelfsbruecken, ueber die wir Maas und Oise ueberqueren mussten. Von der Division ging es weiter nach Compiègne, wo wir einer dort liegenden Kompanie zugeteilt wurden. Ich ahnte nicht, dass ich nach meinen Verwundungen spaeter wieder gerade hierhinkommen wuerde und dann alle diese Orte zu dem Verwaltungsbezirk gehoerten, in dem ich taetig wurde.

Die Kompanie lag in einer Schule und der Dienst war langweilig und wie

in einer Kaserne. Das Haus neben der Schule war niedergebrannt und ich erfuhr, dass dort beim Vormarsch sich ein paar Offiziere einquartiert hatten. Abends hatten sie ein Feuer im Kamin gemacht und nicht bemerkt, dass dieser nur eine Attrappe war. Erst als bereits der ganze obere Stock in hellen Flammen stand, stuermten die Besatzer unter der zusammenbrechenden Zimmerdecke hinaus. Als man mir dann noch sagte, dass einer von den Untaetern mein Bruder gewesen war, sah ich mir die Geschichte noch einmal genauer an und sandte ihm ein Foto von dieser Glanzleistung.

Bei meinem kurzen Aufenthalt auf der Division hatte ich erfahren, dass es fuer bestimmte Faelle Studienurlaub gaebe. Einer der Faelle passte auf mich und ich reichte ein entsprechendes Gesuch ein. Ganz unwahrscheinlich schnell bekam ich die zustimmende Antwort und fuhr nach Hamburg, nach Hause. Ich hatte die Absicht, mein Dr-Examen zu machen.

Unverzueglich meldete ich mich bei Professor Raape. Er "erinnerte mich von den Vorlesungen" und der als fuehrend auf dem Felde des Internationalen Privatrechts auf der ganzen Welt bekannte Professor gab mir im Hinblick auf meine Plaene einer diplomatischen Karriere das Thema "Der Schutz der deutschen Frau und des deutschen Kindes im deutschen Internationalen Privatrecht". Am naechsten Tag schon sass ich wieder im Hoersaal und atmete die Luft der Pandekten. Ich bueffelte darauf los, denn niemand wusste, wie lange dieser Urlaub waehren konnte. Ich rechnete mit einem halben Jahr. Im Seminar fuer Internationales und Voelkerrecht an der Rothenbaumchaussee (Direktor war mein verehrter Lehrer, Professor Rudolf Laun, bis 1933 Mitglied der SPD und Deutschlands Vertreter im Minderheitenausschuss des Voelkerbundes in Genf) wies man mir einen Raum an, in welchem ich ungestoert arbeiten konnte. Denn meine Arbeit erforderte das Heranziehen von unverhaeltnissmaessig viel Literatur.Sie war weitgehend in diesem Seminargebaeude zur Hand. Ich las keine Zeitungen, hoerte kein Radio, ging zu keiner Veranstaltung, sondern arbeitete, "dass die Schwarte knackte", und kam auch gut voran. Die Arbeit wurde umfangreicher als es mein Dr-Vater sich vorgestellt hatte. Im Hoersaal B hielt ich den vorgeschriebenen Vortrag ueber mein Thema. Unter meinen Hoerern waren nur noch ganz wenige, die mich von den Studienjahren her kannten. Meine Generation trug damals feldgrau. Dann lies ich meine Arbeit in mehreren Exemplaren wie vorgeschrieben ins Reine schreiben und heften - alles Dinge, die mich damals trotz ihrer Einfachheit sehr aufregten, - um sie als Dissertation vorlegen zu koennen. Ich besitze noch zwei Exemplare davon. Der Assistent von Herrn Dr. Raape sah sie durch und ich bereitete mich auf die muendliche Pruefung vor, als ein Einschreibbrief eintraf, der mich zur Truppe zurueckrief. Es war im Maerz des Jahres 1941. Mit dem gleichen Schreiben kam die Befoerderung zum Leutnant in meine Haende. Noch vierzehn Tage weiter und ich haette vielleicht mein muendliches Dr. Examen bestanden. Es hat nicht sollen sein. Ohne Schwierigkeiten erreichte ich nur noch meine Ernennung zum Assessor (K). Doch hatte diese dann keinerlei berufliche Bedeutung fuer sich.

Nach dem Befehl hatte ich mich in Alfeld zu melden. Zum ersten Mal hatte ich meine Leutnantsuniform an. Den Saebel umgehaengt, Stahlhelm auf, so meldete ich mich vorschriftsmaessig auf dem Regimentsgeschaeftszimmer und hoffte nur, keinen Patzer zu machen. Die alten Hasen in der Schreibstube sahen natuerlich sofort in mir den jungen Dachs. Sie mochten schon mehrere in diesen Tagen gesehen haben, denn ueberall wimmelte es jetzt von jungen Leutnants. Die Kriegsschulen spieen sie zu hunderten aus. Mir kam es vor, als waere ich geschuetzter gebettet gewesen in meiner Gefreitenstellung als jetzt, wo ich sozusagen immer vor der Front stand und alles auf mich schaute.

Doch dieses anfaengliche Lampenfieber ging schnell vorueber. Ich wurde weiter gewiesen nach dem kleinen Dorf Eime. Dort lag die Erste Kompanie des Regiments. Es war die gleiche Kompanie, die ich in Compiegne verlassen hatte. Sie war spaeter in die Normandie verlegt worden und jetzt seit etwa 14 Tagen hier in Deutschland. Mein Kompaniechef war immer noch der gleiche Oberleutnant Klemm von Hohenberg. Ich sah ihn erst, nachdem ich schon zwei Tage bei der Truppe war, denn er lag, mitgenommen vom Alkohol, in seinem Privatquartier.

Die beiden anderen Zugfuehrer der Kompanie waren meine beiden alten Kameraden, Leutnant Heiden und Leutnant Bach-Esser. Die Freude des Wiedersehens war verstaendlich. Sie hatten viel zu erzaehlen, denn das Leben in Frankreich war ganz nach dem Geschmack junger Leute gewesen. Sie hatten es genossen.Ich freute mich mit ihnen ueber die vielen kleinen Streiche und Abenteuer, von denen sie berichteten waehrend ich mir gleichzeitig sagte, dass ich also mit meinem Urlaub doch richtig gehandelt hatte. Wichtiges hatte ich nicht versaeumt, alldieweil bei der Kompanie Wein Weib und Gesang im Vordergrund gestanden hatten.

Der erste Zug wurde mir zugewiesen. Das waren die laengsten Kerls, denn es war ja der erste Zug der ersten Kompanie des Regiments. Die meisten von ihnen stammten aus Oldenburg. Vom ersten Augenblick an hatte ich Kontakt mit den treuherzigen Burschen. Wir vervollstaendigten unsere Feldausstattung und machten taeglich Gelaendeuebungen. Es ging darum, die Truppe nach dem langen Herumliegen im Westen einsatzfaehig zu machen. Niemand wusste, wohin es eines Tages gehen wuerde, doch alle ahnten wir, dass wir bald irgendwo in den Kampf ziehen wuerden. Auf dem Balkan hatte es am 6. April bereits angefangen zu krachen. In Belgrad war ein Putsch ausgebrochen und die mit Deutschland geschlossenen Vertraege gebrochen worden. Der deutsche Blitz fegte durch Schluchten und ueber Pontonbruecken hinweg bis nach Griechenland "hinunter". Die Italiener, die mit den Hellenen nicht fertig werden konnten, wurden entsetzt, nachdem Rumaenien und Bulgarien durchschritten und die Ufer des Aegaeischen Meeres erreicht worden waren. Einige Tage hielt der Feind sich noch an den beruehmten Thermopylen, dann floh er, darunter eben erst mit viel Tam-tam gelandete Englaender, soweit sie noch entkommen konnten. Am 20. Mai eroberten deutsche Fallschirmjaeger mit hohen Verlusten Kreta. Alles das hoerten wir wie Zeitungsueberschriften im Radio und wir waren wieder einmal ganz hinten geblieben. Keinem von uns kam damals etwas von dem in den Sinn, was man hinterher dazu noch hoerte und was die Ereignisse in einer Tragik klassischen Ausmasses umschloss. Wer schon wusste damals von dem Verrat des Kreta-Unternehmens durch Admiral Canaris, dessen Namen seitdem gleichwertig gestellt werden kann neben den des Ephialtes, der den Spartanerkoenig Leonidas an den Thermopylen verriet. Wer aber auch ahnte die Vermessenheit, mit der der Welt Ziele abgezwungen werden sollten, die nur ein Verblendetes, fanatisiertes Machtdenken gut heissen konnte. Wer auch konnte es damals fuer moeglich halten, dass gleichzeitig zwei Welten in dieser gleichen Krankhaften Besessenheit ihre Fuehrungspersoenlichkeiten fanden und dann ein sich auserwaehlt duenkendes Volk der einen Seite Kriegsinstrumente zur Verfuegung stellen wuerde, die es ermoeglichten, das Leben als solches auf diesem Planeten auszuloeschen? Wie weltenweit waren wir damals entfernt von solchen Erkenntnissen! Und erst von der wohl letzten Erfahrung, dass der kriegerischen Methode der Vernichtung der Menschheit sich unsichtbarer und darum gefaehrlicherer eine solche mit "friedlichen" Mitteln durch Zersetzung aller nichtmateriellen Werte beigesellen wuerde? Wer ahnte damals, dass wir auf dem unabaenderlichen und

unvermeidbaren Weg hin in den absoluten Nihilismus die ersten Schritte taten? Und dass sie Alle, auf welcher Seite sie auch gestanden haben moegen, das Ihrige seitdem dazu beigetragen haben?

Nur relativ wenige deutsche Soldaten hatten das, was man dann als Balkanfeldzug bezeichnete, miterlebt. Das eigentliche Heer lag in Bereitschaft. So fuehlten wir es im Fruehling in Eime.

Unterkunft hatte ich bekommen am Adolf Hitlerplatz No. 18 und es war auch eine sehr liebe Tochter im Hause. Der Vater war eingezogen und diente wie ich. So kam es, dass mein Bursche und ich in der Freizeit ein wenig mit Hand anlegten auf dem Hof, um alles in Ordnung zu halten. Ein grosser Schaeferhund begleitete uns, wenn wir dann nach getaner Arbeit einen Abendspaziergang anschlossen.

Weniger Glueck allerdings hatte ich mit meinem Kompaniechef. Aus Gruenden, die mir nie bekannt wurden, hatte er von Anfang an "einen Pik auf mich", wie man so sagt. Rolf Bach-Esser und Heiden meinten, es sei nichts als ein Minderwertigkeitskomplex einem Akademiker gegenueber. "Du haettest Dir keinen Studienurlaub nehmen duerfen, sondern haettest mit ihm herumhuren sollen. Jetzt hat er dauernd Angst, Du koenntest ihn oben anschwaerzen oder bei den Leuten laecherlich machen. So baut er oben vor. Die alte Tour der Verleumder". Bei den einfachen Soldaten war er, wie man sofort spuerte, ohnehin vollkommen unterdurch. Ich musste im Gegenteil bemueht sein, das Ansehen des Offiziersstandes zu wahren und mir gelegentliche bissige Bemerkungen schnell verbitten. Dass es mit dem "Oben" in der Tat so etwa seine Bewandtnis hatte, erlebte ich schon bald. Ich marschierte mit der Kompanie, von einer Uebung kommend, zurueck nach Eime. Es war heiss und ich hatte "Muetzen ab" befohlen. Da ueberholt mich der Bataillonskommandeur im Wagen. Ich mache Meldung, ohne der Kompanie erst zu befehlen "Muetzen auf! Marschordnung! Achtung!" denn immerhin waren wir meines Erachtens nicht auf dem Kasernenhof, sondern im Kriege. Der Herr Major bruellte mich an: "Lassen Sie sofort die Muetzen aufsetzen und lassen Sie die Kompanie im Achtungsmarsch marschieren, waehrend Sie mir melden!" Aus Angst hatten schon einige Leute hinter meinem Ruecken waehrend dieser "Unterhaltung" die Muetzen aufgesetzt, als sie das Gewitter hoerten, sodass ich erst einmal in aller Ruhe - denn innerlich grinste ich sehr despektierlich ueber einen solchen Hannefatzken - kommandierte: "Nehmen Sie die Muetze wieder ab" und dann erst: "Kompanie, Muetzen auf!" und dann "Marschordnung", woraufhin die bis dahin auf der Schulter ruhenden Gewehre angezogen wurden. Ich korrigierte noch die eine und andere Gewehrhaltung und kommandierte dann "Achtung, Augen rechts!" und lief zurueck zu dem Wagen des Majors und erstattete meine Meldung: "Erste Kompanie mit 4 Offizieren, 125 Mann auf dem Wege von der Uebung in die Quartiere". Waehrend dessen stampften die Soldaten den Chausseestaub und schauten angestrengt nach rechts ins Leere. Von weit hinten bruellte ich ihnen, nachdem der Herr Major mit dem Gruss Hand an die Muetze das Ritual beendet hatte, das erloesende Wort "Marschordnung" nach, worauf die Leute in gewoehnlichen Gleichschritt verfielen. Und als der Wagen des Kommandeurs am Horizont verschwunden war, fuegte ich hinzu: "Muetzen ab, ein Lied!" und schon bruellte einer meiner vorne marschierenden Unteroffiziere, sich nach hinten wendend den Vorschlag:"Es zittern die morschen Knochen" und alles lachte erleichtert auf.

Meinen Kompaniechef fuhren sie an dem darauffolgenden Morgen um drei Uhr, quer ueber den Kuehler eines Autos gelegt, voellig betrunken in sein Quartier. Von mir hatte er bei jener Gelegenheit im Suff gemeint: "Diese HJ-Fuehrer-Manieren wollen wir ihm schon austreiben!"

Am naechsten Morgen standen wir auf dem Schulhof und warteten (so habe

ich es am selben Abend noch notiert) schon zehn Minuten auf den Kompaniechef. Wir drei Leutnants und mehrere Feldwebel standen in einer Gruppe abseits. Die Kompanie stand im "Ruehrt-Euch" angetreten und alles schwatzte durcheinander. Granatwerfer, Maschinengewehre und Munitionskaesten standen abgesetzt am Boden.

Bach-Esser erzaehlte von dem schon berichteten letzten Erlebnis. "Heute nacht um drei hatte die alte Frau Pelzer genug (das war die Gastwirtin). Aber der Alte konnte nicht mehr gehen. Da haben wir ihn vorne ueber den Kuehler gelegt und so auf dem Auto nach Hause gefahren. Er hatte mal wieder gesoffen wie ein Loch".

"Na, da koennen wir ja wieder was erleben", meinte Heiden und wir hatten aehnliche Gedanken.

"Der Chef kommt" rief ein Uffz vom rechten Fluegel. Steif und etwas grau im Gesicht, mit tief herunterhaengender Unterlippe, kam er heran. Wir gingen auf unsere Plaetze und der kleine Bach-Esser machte die Meldung. "Fuehren Sie die Kompanie zum Hunnenlager" antwortete ihm der Chef. "Geraet aufnehmen, Kompanie stillgestanden", kommandierte Leutnant Bach-Esser. "Rechts um", "Im Gleichschritt marsch" Und draussen auf dem Kopfsteinpflaster der Dorfstrasse: "Ruehrt Euch. Ein Lied". "Die blauen Dragoner" erklang es. Der Oberleutnant, der vorweg ging, war bereits vergessen, als sich die Fenster der Bauernhaeuser oeffneten und unsere Quartiersleute und die netten Maedel herauswinkten. "Da wohnt Schnoor", meinte unser Uffz Eimer (ehemaliger Kreisleiter aus Wandsbek). Feldwebel Schnoor wurde sichtlich verlegen, als die ganze Bande um ihn herum auf Befehl, "drei - vier" "Guten Morgen!" zu dem Maedel dort am Fenster rief.

So kamen wir aufs Feld hinaus. Links und rechts das erste Gruen in den schweren, feuchten Ackerfurchen. Dann kam die Kiesgrube mit ihrer unbestellten Umgebung, die seit alten Zeiten den Namen "Hunnenlager" fuehrte. Wir marschierten am Rande des Hangs entlang. "Die ganze Kompanie in den Grund, marsch, marsch bruellte es von vorne. Neben mir liefen meine drei Unteroffiziere. Uffz. Walter hatte einem Schuetzen 2 einen schweren Kasten mit Gewehrgranaten abgenommen. Wir hasteten wieder den Hang hoch. Oben sah ich die beiden anderen Zugfuehrer Bach-Esser und Heiden am Hang stehen. Hinten rechts stand der Oberleutnant, breitbeinig in seiner hellen Reithose, die Haende in die Hueften gestemmt. Er tat, als saehe er mich nicht. Noch einmal ging es hinunter und schwer keuchend wieder hinauf. Einer nach dem andern kamen wir oben an. "Kompanie in Linie angetreten" kam das Kommando. "Zugfuehrer die Zuege uebernehmen. Ich trat vor meinen Zug. "Ruehrt Euch!" Die Leute sahen mich an. "Ich freue mich ueber den kameradschaftlichen Geist, den soeben meine Unteroffiziere gezeigt haben". Ich wollte Ihnen das nur gleich hier gesagt haben. Feldwebel Schnoor, fuehren Sie den Zug dort zu den Bueschen hinauf!"

Ich drehte mich um und sah wie zufaellig den Oberleutnant an. Sein Gesicht war kreideweiss.

Am Nachmittag war von 2 bis 4 Waffenreinigen in den Quartieren. Um 2 Uhr kam Schnoor: "Herr Leutnant, gehen Sie durch die Quartiere oder soll ich es machen?" "Nein, gehen Sie heute. Achten Sie besonders auf die drei Leuchtpistolen. Ich sah heute morgen eine stark verschmutzt". "Jawohl, Herr Leutnant".

Ich sass eben bei einem Buch, als Bach-Esser und Heiden hereinkamen. "Heil! Mensch, das war doll heute morgen. Weisst Du, dass Klemm mit dem Auto von Pelzers zum Major nach Elze ruebergefahren ist?" "Er wird Dich sicher wieder gehoerig anschwaerzen. Er hat eine Mordswut auf Dich!" "Gut, dass Ihr gekommen seid. Als ich den Hang mit hinunterlief, hab ich

das in einer Art Wut auf diesen besoffenen Hund getan. Und weil ich meine Leute nicht allein lassen wollte. An Euch beide hatte ich nicht gedacht. Erst beim Rauflaufen sah ich Euch. Wir muessen fuer die Zukunft moeglichst einheitlich handeln, sonst kommen wir gegen den nicht durch". Meinte Bach-Esser: "Andererseits war die Wirkung so noch besser heute. Dadurch, dass wir unbeanstandet oben blieben und Du trotzdem mitmachtest, hattest Du Grund fuer Deine Worte. Du kannst mir glauben, die haben gesessen! Die ganze Kompanie spricht davon". "Ja, fuegte Heiden hinzu, "das hat unsere Autoritaet gestaerkt. Das kann dabei helfen, dass Klemm nicht eines Tages auf der Jagd nach dem Ritterkreuz unsere Leute sinnlos ins Feuer jagt. Jedenfalls weiss er, dass Du nicht irgendwelchen Bloedsinn zulassen wuerdest" war sein abschliessendes Urteil. Dass in Elze das gleiche Thema zur Sprache kam, erfuhren wir, als der Russlandfeldzug begann. Man fand eine Loesung, die es ermoeglichte, den Hohen Adel nicht auf die Hitlerjugendprobe zu stellen.

Es gab kleine Waldstuecke in der Naehe. Dort zu ueben, war wirklichkeitsnahe und verursachte auch keinen Flurschaden. Nach einigen Spaehtruppuebungen versammelte ich eines Tages meinen Haufen in einer Waldmulde und besprach die Ergebnisse. Mehrfach schon hatten mir dabei meine Leute mir unverstaendlich Zeichen gemacht, bis ich mich endlich umsehe. Da steht unmittelbar hinter mir mein Kompaniechef. Wieder machte ich schnell meine Meldung, so ueberrascht ich auch ueber solches Verhalten war, und war gewaertig, dass wieder der gleiche Zirkus losging, weil ich die Leute ruhig hatte sitzen lassen. Doch diesmal kam nur eine unlustige kurze Begruessung zustande und der Befehl: "Fuehren Sie die Kompanie in den Ort zurueck!". Herr von Hohenberg ging zurueck zu seinem Ross, das er im Waldesdunkel angebunden hatte und ritt davon. "Zu Befehl, Herr Oberleutnant!"

Es hat dann unseren Kompaniechef auch sehr gefreut, dass ich nach einem Tagesritt, den das Offizierskorps des Batallions in den 18 Kilometer entfernten Suentel veranstaltete, eine grosse Wunde am inneren Teil des rechten Oberschenkels hatte, deren Folge ein Fieber war. Gewiss war dieser Ritt, den aktiven, daran gewohnten Offizieren natuerlich ein Vergnuegen, mir gegenueber aber wahrscheinlich so ein Teil des Programms, wie man HJ-Fuehrer daran gewoehnt, dass sie eben noch keine "Offiziere" seien.

In diese idyllischen Verhaeltnisse nun platzte der Verladebefehl. Drei Wochen Eisenbahnfahrt liegen vor uns, hiess es. Doch, wohin wusste niemand.

Wir passierten Dresden, das malerische Elbsandsteingebirge und Bruenn und weiter ging es nach Suedosten. Langsam fuhr unser Zug durch Ungarn. Alte Geographiestunden wurden ausgegraben und man vermutete, wohin die Fahrt ging. In die Tuerkei und weiter in den Irak, meinten die einen. Durch das verbuendete Russland hindurch nach Indien, orakelten die andern. Wenn wir an kleineren oder groesseren Orten hielten, dann versuchte ich jedes Mal, mich soweit vom Zug zu entfernen, wie es ging, um moeglichst viel zu sehen. In einer Pferdekutsche fuhr ich durch die langen Strassen von Debrecen. In einem Dorf entdeckte ich den alten Friedhof mit seinen kuenstlerischen, holzgeschnitzten Kreuzen an den Graebern. Breit und traege floss die Waag eine zeitlang neben uns durch die ebene Puszta. Strohbedachte Doerfer. Bei dem Dorf Alsokosaly liegt der Zug einige Stunden und die zerlumpte Dorfjugend steht barfuss auf dem Nebengeleis und schaut uns freundlich zu. In der schoenen Tracht seiner Familie steht etwas abseits ein anderer Junge und ist stolz, dass man ihn fotografiert. Wir sind bereits in die Nordkarpathen eingefahren. Es wird schon bergig. Die Maenner tragen hohe Pelzmuetzen. An den Dorfwegen ziehen sich oft schoen geschnitzte Holzzaeune entlang. Wir treten ein in das zunaechst noch breite Tal der Diorna und bestaunen vom Zuge aus

mehrfach grosse Wasserraeder fuer die Muehlen. Es ist deutlich eine reiche Bauerngegend. Weinberge ziehen sich huegelauf. Alles wird von uns bestaunt, denn ueber allem liegt ein Hauch des Fremden und Neuen. Der Samosch fuehrt uns ueber die rumaenische Grenze hinweg ins Gebirge hinein. Schaeumend fuehrt er Fruehlingshochwasser. Auf den bewaldeten Haengen liegt noch stellenweise Schnee neben dem Schafe weiden. Dann durchfahren wir den Alagut-Hocza, ein von den Rumaenen 1939 erst fertiggestelltes Tunnelsystem aus drei Tunneln mit zwei dazwischenliegenden hohen Bruecken. Nach Durchquerung der Ostkarpathen sind wir jetzt in der Bukowina. Mit primitiven Mitteln werden auf allen Stationen starke Baumstaemme verladen. Uber Bistriza naehern wir uns Dorna Vatra. Auf einer Ausweichstation haelt unser langer Gueterzug. Ein Gegenzug wird erwartet. Er soll erst in zwei Stunden kommen. Wir befinden uns in den wildesten Karpathen. Ich gehe einen Pfad in dem hohen Tannenwald hinauf. Hoeher und hoeher geht es und ich sehe ab und zu tief unter mir das schmale Tal mit dem Lauf der Dorna. Ein armseliger Berghof. Kein Wort versteht man gegenseitig. Freundlich wird mir ein Glas saurer Milch angeboten. Unten irgendwo pfeifft die Lokomotive. Hier oben gibt es noch Baeren. Ich mache mich auf den Rueckweg. Wieder pfeifft die Lok, doch wer ahnt wohl, dass das mir gilt? Dass ich dabei bin, den Aufmarsch gegen die Sowjet-Union zu sabotieren. So etwa faucht mich der Chef an, als ich laufend anlange, denn schon habe ich begriffen, dass alles nur auf mich gewartet hat. Die Soldaten machen Witze aus ihren offenen Gueterwagen heraus, waehrend ich vorbeilaufe. Bach-Esser und Heiden und einige Andere lachen spitzbuebisch und man murmelt mir etwas zu von Kriegsgericht. Eine Strafwache aber ist wirklich faellig. Ich schaue hinauf, waehrend der Zug sich in Bewegung setzt. Im Nebel verschwinden oben die Hoehen. Wie kann ich wissen, dass ich ausgerechnet in dieser Gegend noch einmal Waffen vergraben werde.

Eine bildschoene Kirche steht am Schienenstrag in Campulungul. Beinahe indisch klingt das und erinnert auch in seiner blendenden Weisse an den Tadsch Mahal. Jetzt sind wir wirklich in der Fremde gelandet. Die Maedchen tragen blumengestickte Blusen, holzgeschnitzte Balkone vor den Haeusern, alles ist irgendwie unslawisch, eben romanisch.

Zur neuen Umgebung gehoeren auch noch andere Gegebenheiten. In unserem Wagen oeffnen wir Umschlaege, die bis dahin versiegelt bleiben mussten. Sie enthalten umfangreiche Anordnungen aerztlicher und tieraerztlicher Natur fuer den Aufenthalt der Truppe in Rumaenien. Wir steckten einstweilen unsere groesseren Plaene zurueck. An die Stelle von Mesopotamien und Indien war erst einmal Rumaenien an der Reihe. Es hiess darin, dass Akazien giftig seien und man Pferde nicht daranbinden duerfe. Es wurde lang und breit von der Malariaverhuetung geredet und wir mussten anfangen, Atebrin zu schlucken. Am Fenster unseres Abteils erschien die erste Anofelis und wurde gebuehrend von allen bestaunt.

Ausgeladen wurden wir in Braila am Unterlauf der Donau. Auf laengerer Fahrt durch die Walachei hatten wir schon einen gewissen Eindruck von rumaenischen Staedten und der Landschaft. Es gab fast nur Pferdefuhrwerke und es war eher bunt als schmutzig, aber in allem aermer als bei uns. Nach einer ersten Nacht in einer Kaserne kam unsere Kompanie in eine Schule, je dreissig Mann auf den Fussboden eines Klassenzimmers. Stroh lag bereit und wir begannen, uns einzurichten. Wir Offiziere kamen fuer ein paar Naechte in ein Hotel. Auf dem kahlen Flur begegnet mir ein juengerer Mann. In seinem hageren Ausehen erinnert er mich sofort an die beiden auf der Bahrenfelder Rennbahn. Auffallend war sein harter Gesichtsausdruck. Er verriet eine je-

suitische Schulung. Er begruesste mich auf deutsch und sagte, er sei Handlungsreisender. Er fragte, woher wir kommen. Dabei stellte er Fragen, die mich stutzig machten, wie: Ob wir schon die Kugeln haben pfeifen hoeren, ob wir Fronterfahrung haben, wohin es geht, usw. Er erzaehlte, er sei Wolgadeutscher und dort an der Wolga gaebe es haessliche Krankheiten, Lepra und Cholera usw. Ich winkte Heiden und Bach-Esser in mein Zimmer und erzaehlte ihnen. Alle drei tippten wir auf einen russischen Agenten und machten uns einen Plan, ihn zu ueberfuehren. Am naechsten Tag ist der Mann verschwunden und ich entdecke hinter dem unbenutzten Kanonenofen ein grosses Loch in der Wand, durch welches man nebenan in seinem Zimmer ohne Schwierigkeiten alles hoeren konnte, was bei mir gesprochen wurde.

Die Offiziere kamen dann bei Deutschen in Privatquartier in der Stadt. Mein Gastgeber hiess Pilz und war der Vertreter der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft in Braila. Sie kennen sicher das schoene Lied vom Oesterreichischen Donaudampfschiffahrtsgesellschaftskapitaen? Familie Pilz hatte ein schoenes Einfamilienhaus direkt an dem hohen Donauufer gelegen. Unten floss sehr breit und gemaechlich der Strom zum Meer und am jenseitigen Rand des grauen Wasserbandes begann die Baltza, ein weites Sumpfgebiet, stellenweise mit Weiden bewachsen, ein beruehmtes europaeisches Vogelparadies. Dahinter schimmerten am Horizont blaue Berge. Direkt unter uns am Kai, auf dem es immer lebhaft zuging, wurde gerade ein Schiff abgefertigt, dass nach Konstantinopel bestimmt war. Mitten im Strom lagen zwei kleine rumaenische Kriegsschiffe. Ihr Deck ueberragte kaum den Wasserspiegel.

Wie alle romanischen Sprachen unterscheidet die rumaenische Grammatik zwischen Stamm und Endung. Doch nirgends sind diese Endungen so blumig, klingen so subtropisch und exotisch wie in der Walachei und im Donaudelta. Diese Sprache ist uns wie eine dauernde folklorische Vorfuehrung. Wir erfahren, dass sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gesaeubert wurde von vielen slawischen Einfluessen und dass die im Gegengewicht zu dem tuerkischen Vorgehen notwendige Anlehnung an Russland wohl die Orthodoxie brachte, aber genuegend eigene Kraft dank der bereits erworbenen Homogenitaet bestand, sich erfolgreich auf kulturellem Gebiet nach dort abzugrenzen. Mit Windungen, wie sie uns etwa der Jugendstil vorfuehrte, belebt sie selbst heute noch das damals von uns erlebte Kisinew im inzwischen errichteten kommunistischen Moldaustaat und uebertoent die vergreisten Betonkloetze der bolschewistischen religionslosen Sachlichkeit. Setzt man in Vergleich, was wir damals als "rumaenisch" erlebten mit dem, was heute sich dort tut, so wurden wir ungewollt zu Zeugen eines weiteren kriminellen Versuchs der Abtoetung einer Kultur, die noch im II.Weltkrieg in hoechster Bluete stand auf allen Gebieten. Dichter wie Nichifor Crainic oder Juliu Maniu fanden keine Nachfolger. Wir waren, es, die es haetten verhindern koennen, dass man dort spaeter Wiegenlieder sang wie jenes:

Schlaf Kindchen, schlaf
Und traeum in Deinem Schlaf.
Denn Stalin wacht darueber".

Wir sollten bald schon sehen, dass man es vollkommen falsch anpackte. Doch, in unseren dortigen Tagen war diese bunte Sprache noch voll eingebettet in Architektur und Kleidung und Lebensgewohnheiten, wie man sie ganz selbstverstaendlich und in sich selbst dahinlebte. Vor unseren Augen bewegte sich damals noch ein Volk mit abgerundeter, vollwirksamer reichhaltiger Identitaet. Die damalige rumaenische Gegenwart war rumaenische Vergangenheit, nicht aber musealisch ausgestellte, sondern mit jedem Handgriff, mit jedem schon mit dessen Namen eigen beruehrenden Essen, mit jeder

Redensart gelebte und gefuehlte. Die Gegenstaende des taeglichen Lebens, die wir dort in einer Kueche etwa sahen, die der Bauer handhabte oder der Hufschmied oder der Wagner, sie waren rumaenisch und kamen vom Handwerker, nicht etwa aus einem Supermarkt oder aus einem Volkseigenen Betrieb. Darum auch schauen wir mit Vergnuegen bei unserer Eisenbahnfahrt aus dem Fenster und wanderten durch die warmen Strassen Brailas.

Spaziergang durch Braila.

Alles dieses war nur moeglich gewesen, weil in Rumaenien ein Machtwechsel vor sich gegangen war. Welcher Art dieser war, erfuhren wir erst viel spaeter. Erst nach dem Kriege oeffneten mir die Memoiren Michael Sturdzas die Augen. Wir Infanteristen waren nur die Bauern auf einem Schlachtfelde gewesen, dessen hintergruendige Fronten wir nicht kannten. Kopf und Herz hatten wir Jungen den Erfordernissen einer reineren Zukunft geweiht. Wir wussten nicht, dass man die gleichen jugendlichen Erneuerer in diesem Rumaenien liquidiert hatte, um eine von uns niemals gutgeheissene Machtpolitik durchzusetzen. Am 15. Januar 1941 besuchte Antonescu Adolf Hitler auf dem Obersalzberg und bekommt freie Hand gegen die Eiserne Garde, die ihm "ein Element der Unruhe" sei. Am 21. Januar nimmt Antonescu deren Fuehrung fest, vierhundert von ihnen werden ermordet; auf Rueckfrage bei Hitler antwortet dieser: "Liquidieren Sie die Bewegung!" In einer Besprechung zwischen dem Fuehrer der Eisernen Garde, Horia Sima und Dr. Neubacher verspricht Letzterer dann im Namen Hitlers und Antonescus, dass weitere Angriffe gegen die Eiserne Garde unterbleiben, wenn letztere den Buergerkrieg (der vollstaendig einseitig gefuehrt worden war) einstelle. Obwohl die Eiserne Garde ihre Stellungen raeumt, kommt es zum Massaker friedlicher Menschenmengen im Zentrum von Bukarest am 23. Januar durch Antonescus Truppen. Sturdza wendet sich bestuerzt an einen Legationssekretaer der deutschen Botschaft, solches Blutvergiessen am Vorabend des Krieges mit der Sowjetunion zu beenden, Deutschland verliere seine Freunde. Ihm wird geantwortet: "Wir brauchen

Ion Antonescu, Adolf Hitler, Paul Schmidt, and the author.

General Ion Antonescu, der nicht versaeumt, mit dem Zeigefinger zu signalisieren, war waehrend des II. Weltkrieges de facto Staatschef Rumaeniens. "The author" ist Prinz Michael Sturdza, Mitglied der Eisernen Garde und damals rumaenischer Aussenminister. Man darf annehmen, dass Hitler das Zeichen Antonescus gesehen hat und seine Bedeutung kannte.

keine Freunde, wir haben Panzerdivisionen". In den folgenden Monaten werden laufend Legionaere mit Zustimmung des deutschen Gesandten Manfred von Killinger hingerichtet. Wer von ihnen fluechtend deutschen Boden erreicht, wird ins KZ gesperrt. Die Freiheit, von der wir ueberall damals in Europa traeumten, war in Blut erstickt worden, bevor der erste Schuss am Pruth fiel.

Die Antwort Hitlers an den Freimaurer Antonescu kann den nicht verwundern, der sich eines anderen Vorganges erinnert: Als es 1938 darum ging, nach Wien zu marschieren, da wurde nicht etwa die Oesterreichische Legion dazu ausersehen, jene Verbaende, die aus Oesterreich gefluechteten National-

sozialisten auf Reichsboden gebildet worden waren, sondern ein Wehrmachtsgeneral von Reichenau. Nicht etwa ein oesterreichischer Nationalsozialist, stand neben Adolf Hitler auf dem Balkon in Linz. Die Opfer fuer die Bewegung, Kerker und Verfolgung, waren in jener Stunde vergessen, sie wurden nur noch in Reden und Zeitungsartikeln gelegentlich ausschmueckend erwaehnt.

Spaeter, als ich selbst "vom Verein" war, erfuhr ich denn auch, welche Rolle Abwehr II gespielt hatte, um den rumaenischen Apfel reif zu machen. Es kam darauf an, dass die wichtigen Oelraffinerien von Ploest unbeschaedigt in deutsche Haende fielen. Wir wussten, dass England ihre Zerstoerung vorgesehen hatte. In einem leeren Oeltankwagen trafen auf dem Schienenstrang Brandenburger in Ploest ein. Sie sollten die Oelfelder schnell besetzen. Den dafuer faelligen Augenblick bereitete man gleichzeitig vor. Man warf dem deutschen Konsul Handgranaten ins Haus und der zitternde Herr glaubte selbst daran, dass es sein englischer Kollege veranlasst hatte. Rumaenien sah sich genoetigt, den derart unsachlich gewordenen Briten, trotz aller seiner feierlichen Proteste, nach Hause zu schicken. Etwa zur gleichen Zeit passierte es, dass zwei Donauschlepps sich am Eisernen Tor begegneten. Flussabwaerts fuhren auf dem einen Bandenburger. Sie hatten den Auftrag, eine Dinamitierung des Schiffskanals zu verhindern. Stromaufwaerts kamen die Englaender auf dem anderen Schlepp. Man gruesste sich lachend, wie unter Schiffern ueblich und nichts Boeses geschah.

Doch wieder zurueck nach Braila.

Das Offizierskorps unseres Bataillons in Braila.

Ganz in der Naehe des Pilz'schen Hauses lag das deutsche Konsulat. Herr Pilz stellte mich dem befreundeten deutschen Konsul, Herrn v. Frohreich und seiner lieben Frau vor, und ich lernte auf diese Weise Ada kennen, die siebenbuergendeutsche Sekretaerin des Konsulats.

Durch Ada wieder lernte ich dann das Leben und Treiben in dieser rumaenischen Stadt besser verstehen. Gobineaus Turkmenenkrieg und andere, eigene Erlebnisse spaeter in Suedamerika enthalten viel von dem lustigen Mosaik dieses Landes von Gaunern, Juden und leichten Maedchen, Korruption und Wichtigtuerei. Da erlebe ich zum Beispiel eines Morgens eine wueste Schlaegerei vor einem Hause in der Regala, einer der schoensten und breitesten, von alten Baeumen geschmueckten Strassen. Zwei rumaenische Hauptleute schlugen sich die Saebel um die Ohren und der ganze weite Raum der Allee war voll von sich pruegelnden Leuten, die dem Aussehen nach zu den besseren Kreisen der Gesellschaft gehoerten. Ich fragte nach dem Grund und bereitwilligst wurde ich von einem Geschaeftsmann informiert, der von seiner Ladentuer aus sicherer Entfernung dem Spektakel zuschaute. In jenem Hause hatte ein reicher, stadtbekannter Jude gewohnt. Dieser nun hatte nach einem Studium der politischen Entwicklung seine vielen Freunde, einen nach dem andern eingeladen und hatte dann einem jeden "unter dem Siegel der Verschwiegenheit" mitgeteilt, dass er vorhabe, in die Tuerkei auszuwandern. Und dann bot er seinem jeweiligen Gegenueber einen Radioapparat oder einen schoenen Teppich zu einem Spottpreis an. Bezahlung sofort, aber Abholen gegen Vorzeigen eines kleinen Zettels natuerlich erst einen Tag nach seiner Abfahrt, damit die Behoerden nichts davon erfuehren. (Gestern abend war der grosse Dampfer in See gestochen, den ich unterhalb meines Zimmers noch am Ufer hatte liegen gesehen. Nicht die Spur einer Rauchwolke war mehr am Horizont zu erkennen). Ja, und dieses Spiel hatte der naechstenliebe Abraham nun bei jedem Gegenstand gleich mehrere Male gespielt und der Erfolg war nun die hier mitgeteilte Schlaegerei, an der sich so langsam halb Braila zu beteiligen schien. Es soll in Braila, wie wir hinterher beim Essen bei Pilzens erfuhren, kaum jemanden mit Namen gegeben haben, der nicht darin verwickelt war.

Eines Tages kommt ein junger rumaenischer Soldat zu uns in die Schule. Er spricht deutsch und erzaehlt: "Ich bin Volksdeutscher und diene auf einem der Kanonenboote da unten auf der Donau. Seit Tagen haben wir nichts zu essen bekommen, weil unser Kommandant alles verschoben hat. Wer sich dagegen auflehnt, wird halbtot geschlagen. Bitte schuetzen Sie mich".

Von einem rumaenischen Regimentskommandeur erfahren wir, dass er 500 Soldaten als "Burschen" in seinen Soldlisten fuehrt. Die meisten davon sind gar nicht erst eingerueckt. Er erhaelt von ihnen, bezw. von den Eltern, Zuwendungen in Waren oder Lebensmitteln. Diese verkauft er ganz offen in der Stadt von einem allgemein bekannten Lagerhaus aus.

Wegen meiner franzoesisch Kenntnisse werde ich als Verbindungsoffizier zur 13. rumaenischen Kavalleriedivision bestellt. Bei einem feuchtfroehlichen Antrittsfest, das anfing mit der fetten Borsch und bei anderen fleischlichen Genuessen endete, wurde mir eine huebsche junge Rumaenin zum weiteren Hausgebrauch in den Arm gedrueckt. So weit geht dort die Gastfreundschaft. Auf den Palauinseln soll es so aehnlich sein.

Eines Tages werden Laeuse in unsere Schule eingeschleppt. Zum ersten Male stehen wir jungen Leutnants diesem Problem gegenueber - denn unser Chef ist schon seit Tagen nicht aufzufinden, verbringt die Zeit im Schosse einer Schoenen und belehrt mich so, wie er in Frankreich gelebt hat. Wir lassen uns von unsern ortsansaessigen Quartiersgebern beraten, kaufen Schwefel, verkleben mit Papier Fenster und Tueren und raeuchern alles aus. Es gelingt,

der Plage Herr zu werden, mit unendlich viel Muehe und Kontrollen bis hin zum letzten Kleidungsstueck. Vorher schon machten wir Bekanntschaft mit Wanzen. Das war in dem zu Beginn bewohnten Hotel. Heiden brachte mir ein solches Biest, das er im Bett gefunden hatte. Wir sahen sie damals zum ersten Mal und wussten zuerst gar nicht, was das fuer liebe Tierchen waren.

Eines Tages erscheint mein Kompaniechef wieder auf der Bildflaeche und befiehlt mir, fuer den "morgen" ankommenden Herrn Major Quartier zu beschaffen. Ich habe Glueck und finde auch durch Vermittlung der Quartiersleute von Bach-Esser (ein Schweizer mit reizender griechischer Frau und einer noch bedeutend reizenderen Tochter, um derentwillen wir alle Rolfs Quartier beneiden) ein schoenes, geraeumiges Haus, das eine reiche Witwe bewohnt. Es ist von einem kleinen Park nach allen Seiten umgeben und durch einen hohen eisernen Zaun geschuetzt. Ein paar Tage spaeter stellt mich der Bataillonsadjutant zur Rede, warum ich nichts Besseres haette finden koennen. Ich antworte in Hoerweite von Kompaniechef und Kommandeur: "In dem halben Tag, der mir zur Verfuegung stand zwischen dem Empfang des Befehls und der Ankunft des Herrn Kommandeurs, konnte ich trotz angestrengter Suche nichts Besseres finden". Doch, Intrige hin, Intrige her, mir sass das Wort "anspruchslose Infanterie" in der Kehle.

Ortswache. Ich musste mit zwei Soldaten abends um 10 Uhr durch die Lokale gehen und darauf sehen, dass die Landser in ihre Unterkuenfte abgezogen waren. Ich betrete ein Kaffeehaus. In einem Raum sitzen froehlich plaudernd der Herr Major, der Herr Oberleutnant und noch ein weiterer Kompaniechef. Ich gehe gruessend die Hand am Stahlhelm, vorbei und inspiziere die anderen Raeume und gehe wieder hinaus. Am naechsten Tag meint Adjutant Obltn. Beckmann: "Warum haben Sie gestern dem Major keine Meldung erstattet als Sie ihn im Café sitzen sahen?" Verwundert antwortete ich: "Es schien mir nicht angebracht, die froehliche Runde mit einer derartigen dienstlichen Lapalie zu stoeren". Ich erhielt keine Antwort, aber irgendwo gab es da tatsaechlich eine unterschiedliche Dienstauffassung. Nachdem ich die Disciplin und Einsatzhaerte bei anderen Heeren gesehen, kommen mir heute Zweifel, ob wir da immer den besten Ton fanden. War der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, so war er auch die Fortsetzung des Lebens bei uns Reservisten mit anderen Mitteln und wir waren nicht nur ausserstande, wir hielten es fuer ausgesprochen falsch, den Krieg wie einen uns innerlich fremden Anzug ueberzuziehen. In dem wandelten die Kommissboecke ihr Leben lang. Wir waren ganz fest entschlossen, menschlich zu bleiben. Und wir brachten das auch zum Ausdruck, wenn es uns angebracht schien.

Mit Vater Pilz und den Quartierseltern von Rolf Bach-Esser, den Schweizer-Griechen Sezonow und deren bereits lobend erwaehnten Tochter (die dabei kein Auge von "ihrem" Leutnant wandte), machten wir eine Ruderpartie in die Baltza hinein. Es war eine herrliche, kleine Expedition in dieses Vogelparadies und ich verknipste einen ganzen Leicafilm. Wasserbueffel stampften knietif im Wasser, Reiher sassen auf den Baeumen und Pelikane segelten durch die Luft so leichtfluegelig, dass man ihnen nicht ansah, die groessten Voegel der Erde zu sein. Auf kleinen Erdwaellen hatten sich die Bewohner dieser Landschaft ihre Huetten mitten in das Weidengehoelz und Pappelgewirr gebaut, und Huehner und Enten und Hunde bevoelkerten diese kleinen bewohnten Inseln. Aus Schilf bestand das Dach und aus Schilf bestanden die Waende. Grosse Boote lagen laengsseits. Es war das einzige Verkehrmittel in einem Gebiet, dreissig Kilometer lang und zwanzig breit. Eine Woche spaeter fuhren wir in gleicher Belegschaft in den Weinberg der Familie Pilz. Herr v. Frohreich hatte uns sein Fahrzeug zur Verfuegung gestellt. Es ging hinaus aus der Stadt

und durch sonnige Landschaft huegelwaerts und auf einer alles dominierenden kleinen Anhoehe lag das schoene Winzerhaus meines Wirts. Nach allen Seiten ueberragendes Dach, unter welchem man im Schatten sitzen konnte, grosse Fenster rundum, hinter denen der einzige Aufenthaltsraum zum Picnic einlud. Die warme Luft, unterbrochen vom Zephir weicher Windstoesse vom Schwarzen Meere her lag ueber den Trauben, die rundum an den Weinstoecken zu reifen begannen. Laut johlend und musizierend fuhr, fuer uns unsichtbar, ein Pferdefuhrwerk voller Zigeuner einen tieferliegenden Feldweg entlang, Singvoegel belebten die Stille. Wir bekamen einen Eindruck von dem, wie sich hier das Leben eines erfolgreichen Kaufmannes abzuspielen pflegte. In allem lag eine gewisse Ausgewogenheit, aber auch der Fleiss war spuerbar, der alleine so etwas zu schaffen vermochte.

Bei einer anderen Fahrt fuhren wir mit dem gesamten Offizierskorps unseres Bataillons in einem kleinen Dampfer einen Flussarm hinauf bis ans jenseitige nordoestliche Ende der Baltza nach Macin. Wir waren in der ein wenig gebirgigen Dobrudscha. Eine kleine Moschee mit schlankem Minarett war der noch lebendige geistige Mittelpunkt dieser ersten mohammedanischen Siedlung, die ich betrat. Turbanbedeckte Koepfe aus Holz zierten die kleinen Pfaehle, die auf dem Friedhof staken. Ein kleiner Gebetsteppich inmitten des sonst kahlen Holzfussbodens innerhalb der Moschee war der einzige Schmuck. Spaeter begegnete ich noch aehnlichen Ueberresten der einstigen tuerkischen Herrschaft auf dem Balkan. Kaum irgendwo war das Erhaltengebliebene in guter Verwahrung, ueberall war es schlecht gehuetet und man konnte die Tage zaehlen, da es noch stehen wuerde.

Auf dem Rueckweg fuhren wir in einem grossen Kanal an der dort im Schutz hoher Weiden vor Anker liegenden koeniglichen Jacht vorueber. Wieder in Braila an Land machte ich bei dem langsamen Anstieg auf der vom Hafen hinauffuehrenden holperigen Strasse ein paar Aufnahmen von uns. Jede Kompanie hatte damals vier Offiziere, hinzu kam der Bataillonsstab. So waren wir insgesamt 22 Mann auf diesem Ausflug. Ich kann sie zaehlen auf dem Bild, das neben mir liegt. Durchschnittsalter 24 Jahre. Zwei oder drei von ihnen haben den bald beginnenden Krieg in Russland ueberlebt.

In verschiedenen mehrtaegigen Uebungen in der Umgebung wurden wir mit der Landschaft vertraut. Wir wurden bekannt mit den Lauten der Nacht in der Walachei, mit dem unaufhoerlichen Quaken der Froesche, dem Laerm der Kraehen oben in den Baeumen, dem Bloeken der Kuehe an der Traenke, und wir gewoehnten uns an die Hitze eines staubtrockenen Tages. Wir spuerten die Gefaehrlichkeit des einschlaefernden Weines als wir einmal um die Mittagszeit ein volles Glas davon zu uns nahmen und dann noch zehn Kilometer marschieren mussten. Wir betraten rumaenische Bauernstuben, sahen den Reichtum der Fleissigen und den Schmutz der Faulen. Wir trafen auf Zigeunerhorden und Bettler, Hirten und Fischer und wechselten manch gekauderwelschtes Wort mit ihnen.

Dann kam ein Befehl, wonach die erste Kompanie des 1. Bataillons des Regiments Fahrradkompanie werden sollte. Das waren wir also. Insofern hatten wir ein wenig Glueck, als ich ja Erfahrung auf meinen Gruppenfahrten mit dem Fahrrad in verschiedenen Laendern in Westeuropa hatte sammeln koennen. Aber auch ohne diese Erwaehnung waere die Aufgabe, alles Notwendige zu veranlassen, auf mich gefallen. Herr von Hohenberg gab grundsaetzlich Arbeit sehr gerne weiter, und verschwand in anderer Umgebung. Die Fahrraeder waren in einem Gueterwagen angekommen, dazu auch die anzumontierenden Halter fuer MG, Munitionskaesten usw usw. Nachdem das Material geordnet und den Zuegen zugewiesen worden war, stellte es sich heraus, dass

Ein Sommertag in der Walachei.

Weite graue, flache Huegel,
Regenrinnsal, braun durchzogen,
Greift der Hirte in die Zuegel,
Trabt durch steppenflache Wogen.

Hunde klaeffen, streunen suchend,
Schafe draengen grau zusammen,
Sonne brennt, das Leben fluchend,
Mensch und Tiere zu verdammen.

Dunkle Huetten, wilde Gaerten,
Doerfer saeumen lang die Strassen,
Bergen schirmend all die Haerten,
die ein Hirtenleben fassen.

Kraehen laermen in den Baeumen,
Leben, haesslich fast zu nennen,
Karger Tag vergeht mit Traeumen,
Laesst die Sehnsucht heftig brennen.

Sonne sinkt dann leuchtend nieder.
Frauen melken, Schatten ziehen,
Lerchen singen frohe Lieder,
Wenn die Tagesgluten fliehen.

Froesche quaken, Stoerche leuchtend stehen
in den sumpfig-bunten Mooren,
Und Akazien in Duft vergehen,
Nachtigall schlaegt traumverloren.

Roter Landwein, froehliche Gesichter,
Kaese, Milch und Eier decken gastlich
Einen Holztisch und der Sterne Lichter
Faerben eine harte Welt phantastisch.

Nach des wilden Tages Leiden
Lacht der Hirte sorgenfrei,
Glueck zieht ein auf armen Weiden,
Ist des Tages Glut vorbei.

Ewig ist so Hirtenleben:
Arm sein gilt nicht viel,
Denn Zufriedenheit kann geben
Auch dem Armen Glueck und Ziel.

es noch an vielem fehlte. Insbesondere bemaengelte ich den Ersatz an Gummi, Schlaeuchen und Reparaturschluesseln. Wir waren ja hier nicht in Westeuropa, wo man an der naechsten Ecke etwas haette requirieren koennen. So erhielt ich den Befehl, mit einem Mann nach Bukarest zu fahren und einzukaufen. Nichts konnte mir gelegener kommen. So sollte ich, wenn auch nur kurz, die rumaenische Hauptstadt kennenlernen.

Manchmal fuehlte man sich in Paris, immer aber in einem etwas anruechigen Paris. Gleich im Hotel fing es an, wo ich kaum erste zehn Minuten in meinem Zimmer war, als ein Maedchen eintrat und sich mir fuer ein paar Lei anbot. Sehr geschaeftig war es in den Strassen, westeuropaeische Warenhaeuser im Zentrum und im uebrigen viele Troedlerladen, deren Waren die Gehsteige fuellten oder an den Haeuserwaenden hingen. Das war so, wie wir es in kleinerem Umfang von Braila her kannten. Ueber allem hing ein Geruch wie von 1001 Kuechen und ebensoviel Abfallgruben der am Stadtrand Siedelnden. Im zentralen Teil geschmueckte, beinahe protzende Gebaeudefassaden und prunkvolle Denkmaeler nach Pariser Vorbild. Aber Huette neben Huette weiter draussen. Eine Ueberfuelle von bunten Zeitschriften und glitzerndem Tand an den Kiosken, kaum sichtbar etwas von dem Geist der Eisernen Garde, die vergebens versucht hatte, diesen Suendenpfuhl zu saeubern.

Aehnlich wie in den anderen Voelkern Europas wuchs auch in Rumaenien nach dem I. Weltkrieg der Widerstand der Jugend gegen die zunehmende Verkommenheit und fand ihren Fuehrer in Cornelius Celea Codreanu. Er schuf die "Eiserne Garde", um "den rumaenischen Menschen vor dem Wirbel der modernen materialistischen Ideen zu bewahren, um seine geistige Energie nicht so sehr dem Streben nach persoenlicher Bequemlichkeit, als vielmehr nach seelischer Harmonie dienstbar zu machen, die das menschliche Wesen veredeln und ihm den Weg zu Gott ebnen soll". Die Freimaurerei verbot ueber die liberalen Regierungen mehrfach die Eiserne Garde. Diese wurde bald zu einem Staat im Staate. Codreanus stellvertreter Ion Motz fiel im Spanischen Buergerkrieg. Im Dezember 1937 eroberte die Legionaersbewegung 70 von 370 Parlamentssitzen. In den folgenden Monaten verdoppelte sich ihre Mitgliederzahl. Da verbot Koenig Carol die Bewegung, tausende wurden ermordet; Codreanu am 30. November 1938. Doch 20 Monate spaeter erzwang sein Nachfolger Horia Sima die Ernennung zum Ministerpraesidenten unter General Antonescu als Staatschef. Antonescu machte dann einen Staatsstreich, um die Legionaere beseitigen zu koennen. Diese beherrschten jedoch die Lage und wurden erst durch das Eingreifen des Deutschen Reiches besiegt. Goering sandte Flugzeuge nach Bukarest zur Vernichtung der Eisernen Garde. Horia Sima und die meisten Kommandanten wurden nach Deutschland in Arbeitslager eingeliefert und 1942 nach Buchenwald und Dachau verbracht, Horia Sima ins KZ Sachsenhausen. Er wurde erst wieder im August 1944 wieder entlassen, als sich Rumaenien mit der Sowjet-Union verbuendet hatte, und versuchte dann, seinen Kampf fortzusetzen.

Als wir von dem Kampf des Reiches gegen die Eisernegarde hoerten, war es nicht schwer, Parallelen zu ziehen zu der Vernichtung der SA-Fuehrung im Zuge der sogenannten Roehm-Revolte. Damals bereits stellten wir uns die Frage, was im Sinne unseres jugendlichen Idealismus echt war an der "Hohen Politik", die Berlin praktizierte. Diese Ueberlegungen hatten wir sodann erneut in einem Augenblick, da wir als Infanteristen am schwersten zu kaempfen hatten, und ganz deutlich sahen, dass die uns vorgefuehrten Ziele gar nichts mehr mit dem zu tun hatten, was wir als Lebensaufgabe in der "Kampfzeit" aufgegriffen hatten: die Vereinigung unseres Volks in einem eigenen Staat, und die Beseitigung des Komunismus. Wir sahen dann in Russland an jedem

"Doch, stop ! Da wollen heute die Sieger in diesen Dingen mitreden und ihre Landsknechte in Deutschland! Sie aber haben das dreckige Maul zu halten Hier geht es um eine innerdeutsche Auseinandersetzung! Alle reichen Kultur-Staaten verurteilen das Deutschland von 1933 bis 1945. Ihr Urteil stimmt nicht. Weshalb nicht? Weil sie immer vor ihren vollen Fleischtoepfen sitzen Da laesst es sich glaenzend reden und herrlich fromm sein" (G.A.Gordier).

Tage neu, dass man ueber diese in unseren Augen gerechten und gesunden Ziele weit hinausging und die Unterjochung fremder Voelker sich aufs Panier geschrieben hatte.

wir sahen bald schon die Behandlung der Russen und Ukrainer mit eigenen Augen. Und jetzt kam hinzu die in unseren Augen eindeutig verraeterische Haltung gegenueber der uns sehr nahestehenden rumaenischen Jugend. Und doch fiel mir dann, wenn auch zu einem spaeteren Zeitpunkt erst, die An-

sprache in die Haende, die Adolf Hitler am 12. Dezember 1944 im FHQ an die Divisionskommandeure vor der Ardennenoffensive hielt. Ich habe sie am Ende dieses Buches wiedergegeben. Es muss wohl noch einmal ganz klar festgestellt werden: DAS war nicht unser Krieg, Herr Hitler! Das war politisch ein Wahnsinn, ethisch ein Verbrechen, in den Augen von uns nationalen Sozialisten ein Verrat an der Weltanschauung, der wir in Deutschland zum Siege verholfen hatten. Und es war ein sehr haesslicher Betrug der europaeischen Freiwilligen an unserer Seite. Als wir als 18 Jaehrige am Altonaer Blutsonntag den roten Terror brachen, da taten wir es niemals, um die Ukraine und Russland zu deutschen Kolonien zu machen! Da taten wir es aber auch niemals, um Juden in Bausch und Bogen zu Menschen zweiter Klasse zu degradieren! Wenn es damals in unseren Reihen zu deutlichem Widerspruch zu solchen Entwicklungen kam, dann fuehrte dieser nur deswegen nicht zum Aufstand der Jugend, weil wir einem Gegner gegenueberstanden, der andere, und in der Tat noch viel weitreichendere Verbrechen an der ganzen Menschheit im Schilde fuehrte. Darum auch haben wir keinen Teil gehabt an dem sogenannten "Widerstand", der im Solde dieser Gegner stand und deren Sieg herbeisehnte, wie er es schriftlich schamlos von sich gab, und der mit dem Gegner in London und andernorts entsprechende Besprechungen fuehrte.
Man moege uns bitte weder in der einen noch in der anderen Richtung missverstehen: Wir haben mit aller unserer Kraft weitergekaempft, nicht um der Hitlerschen Ziele willen, sondern, um unser Volk zu schuetzen. Nicht, um Roosevelt und Morgenthau und Churchill und Stalin zum Siege zu fuehren, sondern in Verteidigung der Lebensrechte des Deutschen Volkes. Es kann gar kein Zweifel daran bestehen, dass uns dieser Weg zwischen Scylla und Carybdis in den Maerschen klar wurden, die wir durch die russische Steppe machten. Seit jenen Tagen gibt es Briefe zwischen uns Frontsoldaten, die das ganz klar zum Ausdruck bringen. Es war nicht der Geistesblitz des einen oder des andern, sondern eine Erkenntnis, die damals voellig unabhaengig voneinander tausende von uns Juengeren erwarben. Es ist bezeichnend, dass alle diese Briefe von der Annahme ausgehen, der Angeschriebene habe das noch nicht erkannt, und die Antwortschreiben beginnen immer mit Saetzen wie: "Ich habe mir schon aehnliche Gedanken gemacht.." Es gab damals eine "Deutsche Verschwoerung", die niemals einen Namen bekam, die niemals Wortfuehrer fand, die spaeter von allen Seiten heruntergespielt wurde und deren Machtergreifung 1945 mit allen Mitteln verhindert werden musste. Man verschrie diejenigen, die etwas sagen wollten, als "ehemalige Nazis" oder als "Kriegsverbrecher". Das entsprechende, entehrende Vokabular war leicht gefunden und die Sieger begriffen die Gefahr, die sich da fuer ihr verbrecherisches Nachkriegsprogramm auftat, sehr schnell.

Wieder habe ich in unwissenschaftlicher Form mit diesen Feststellungen vorgegriffen, bin den Tatsachen vorausgeeilt, denn ich muss dem Leser zunaechst noch berichten, wie es uns in den folgenden Wochen erging. Das Verhaengnis lag in der Luft, wurde aber wirklich erst greifbar nachdem wir unsere ersten schweren Verluste hatten. Das Erwachen aber begann fuer mich damals in Bukarest.

Kaum vierzehn Tage blieben uns noch, uns mit den Fahrraedern vertraut zu machen. Wir mussten ja mit diesen Dingern schnell gefechtsbereit sein, es mussten bestimte Handgriffe und Bewegungen eingeuebt werden, es musste Platz sein zum Hinlegen, zum in Stellung bringen der MG, es mussten gewisse Abstaende auf dem Marsch gewahrt bleiben und der Zug auch nicht abreissen. Es musste weit mehr Beachtung der Gelaendebeschaffenheit geschenkt werden als vorher beim Fussmarsch. Und das

Wetter wurde von groesserer Bedeutung, denn eine verschlammte Strasse wurde jetzt zu einem ernsten Hindernis. Es entbehrt im Nachheinein nicht einer gewissen Komik, zu sehen, wie sich unser Bataillonskommandeur mit der Neuerung abfand. Als es losging, wir Marschbefehl erhielten, wonach das Regiment nach Norden gen Jassy antreten sollte, da kam als erster zusaetzlicher Befehl, dass die Fahrraeder von unseren Leuten geschoben werden muessten! Denn, es war doch nicht auszudenken, dass ein Teil der Truppe bequem per Fahrrad fuhr, waehrend die andern zu Fuss gingen. Das war das Niveau der Betrachtungsweise dieses Kommisknueppels. Was die bequemere Form der Fortbewegung anging, so ist dazu spaeter noch einiges zu sagen.

Der Abmarsch von Braila wurde zu einem kleinen Fest. Was Beine hatte, stand zuseiten der Truppe an ihrem Abmarschort. Traenen flossen, Blumen wurden ueberreicht, Kuesse ausgetauscht, Winken und Rufen, alles war tief bewegt, als ihre Helden in den Krieg zogen. Es war ein wirklich unvergesslicher Abschied - denn es war fuer alle ausnahmslos ein Abschied fuer immer!

So schoben wir denn unsere Fahrraeder durch die Walachei. In einiger Entfernung von der Landstrasse zogen sich links und rechts baumlose Huegelzuege entlang. Graugruen stand das Gras auf dem Loess, der sich manchmal zu scharf eingeschnittenem,braunem Regenabfluss oeffnete. Dann wieder ging es durch eine von schilfbedeckten Lehmhaeusern und Huetten eingesaeumte Dorfstrasse. Vor den Lattenzaeunen der kleinen ueberwucherten Gaerten lief ein schwarzerdiger Fusspfad. Ein Graben trennte ihn von dem breiten, steinlosen Fahrdamm. Stege ueberquerten alle paar Meter dieser Wasserlaeufe. Am Abend eines solchen mit dem Fahrrad in der Hand durchzogenen Tages lagen wir erschoepft an irgendeiner Wegegabelung zu Fuessen eines Akaziengebuesches. Die gelben Blueten verbreiteten einen suessen Duft. In den Bueschen schlugen Nachtigallen. In einer Wiese sah man Stoerche stolzieren, laermende Kraehen zogen vorueber. Und am naechsten Morgen ging es weiter, Kilometer um Kilometer unsere schwerbepackten Raeder schiebend. Vorbei an Tecuci und weiter, tagelang, schieben wir bis zu dem ersten grossen Halt in einer fuer uns vorbereiteten Baracken-Stadt bei Barlad. Es ging durch langgestreckte Doerfer, Binsenzaeune vor den dahinter traeumenden Landhaeusern. Ein paar Sonnenblumen lugten aus den Gaerten hervor auf die vielen, vielen Soldaten, die in diesen Wochen hier entlang nach Norden zogen. Breite Graeben voll sumpfigen Wassers begleiteten uns von morgens bis abends. Maisfelder und weite Ebene, muhendes Vieh und des nachts die gespraechigen Froesche in pausenlosem Debattieren ueber diese feldgrauen Wanderer. Hunderte von Dohlen und Kraehen kreischten oben in den Baeumen, beunruhigt von dem stampfenden Schlurren der Marschkolonnen.

Barlad diente der Ueberpruefung der Gefechtsbereitschaft der Truppe. Eine ganz ausgezeichnet kameradschaftliche Stimmung hatte von uns allen Platz ergriffen. Aller Aerger mit rumaenischen Laeusen, mit Wachexerzieren und anderen Kommissigkeiten war verflogen. Die graubraune Ebene vor den Baracken durchfloss in scharfem Lösseinschnitt (die Rumaenen nannten so etwas eine Balka) ein Fluss und ich zog hinunter mit meinem Zug zum Baden. Ich schwamm die 15 Meter auf die andere Seite und bruellte, Ruecken zum hinter mir dahinfliessenden Gewaesser, "1. Zug angetreten, marsch marsch!" und die ganze Bande sauste zu mir hinueber. Beinahe waeren im Gedraengel ein paar Nichtschwimmer abgesoffen. Und abends nehme ich in der Baracke vom Tisch des Kuechenbullen ein grosses Messer.

Ich hebe es in die Luft, spreitze die andere Hand, Finger weit auseinander, auf dem Tisch und sage dem Spiess: "Wenn es jetzt beim Fallen zwischen die Finger faellt, geht in Russland alles gut", und lasse es fallen, und es saust mir in den Mittelfinger der rechten Hand und das Blut spritzt richtig hoch. Der Spiess wird bleich und ich laufe gleich darauf mit einem dickverbundenen Finger herum. "Selbstverstuemmelung" groehlt mein ausser sich geratener Kompaniechef, und meint, mich jetzt loswerden zu koennen. Doch niemand nimmt ihm den Spruch ab und nach einigen Tagen kann ich den Verband wieder abnehmen. Meine Leute grinsen. Von der Bedeutung des Experiments weiss ausser mir nur der Spiess, und der ist nicht besonders aberglaeubisch.

Ein Befehl besonderer Art gibt uns Radfahrern dann doch Gelegenheit, einmal aufzusitzen. Waehrend das uebrige Bataillon seinen Marsch nach Norden fortsetzt, sollen wir einen Abstecher ueber Husi hinaus an den Pruth machen, sollen feststellen, ob dort auf der andern Seite ernsterer russischer Widerstand ist. Es muss hier eingeschaltet werden, dass der Pruth seit etwa Jahresfrist die Grenza zwischen Rumaenien und der Sowjetunion darstellt. Das rumaenisch besiedelte Bessarabien mit seiner Hauptstadt Kischinew ist seitdem von den Russen besetzt. Ein kleines Abenteuer war es darum schon deswegen, als wir noch im tiefsten Frieden leben mit der Sowjet-Union. Und unsere Nachbarn waren denn auch in der Tat schlau genug, sich gar nicht sehen zu lassen. Das einzige, was wir in der Anfahrt hin zum Pruth auf einer von drueben leicht einzusehenden kahlen Hoehe erleben, sind ein paar Einschlaege mittlerer Artillerie auf unserer Strasse. Unser Kompaniechef war zu diesem Unternehmen nicht mitgekommen, da er einen schweren Ruhranfall bekommen hatte. So fuehrte Bach-Esser die Kompanie. Sprungweise kamen wir alle heil durch diese erste Feuertaufe mitsamt unseren Raedern hindurch. Wir lagerten uns in dem diesseitigen Sumpfwald. Ein Flossboot wurde aufgepumpt und unter Sicherung durch die uebrigen setzten lautlos zehn Mann hinueber. Hinter den schuetteren Weidenbueschen sah man drueben im Sonnenglast weite Wiesen in hohem Gras und ganz im Hintergrund die Daecher einiger Bauernhaeuser in den Hitzewellen verschwimmen. Vieh war nirgends zu sehen. Keine Sterbensseele ruehrte sich an diesem heissen Sommertag. Alles lag wie ausgestorben. Wir kamen uns vor wie Indianer auf dem Kriegspfad. Ich sprang als Erster drueben an Land, und beim Stolpern an dem ueberwucherten Flussrand greife ich ins Gras und ziehe ein Vierklee heraus.(Es steckt heute noch in meinem Foto-Album). Wie ausgemacht wirft sich einer nach dem andern nebeneinander ins Gras in einem Halbkreis um das Boot herum. Wir lauschen. Nichts ruehrt sich weit und breit. Nachdem eine zweite Bootsbesatzung den Anlegeplatz hinter uns gesichert hat, gehen wir langsam sichernd durch den duennen Galeriewald vor. Dabei entdecken wir das beruehmte Band, dass die sowjetischen Grenzpolizisten entlang ihrer Grenzen zu ziehen pflegen und das ein illegaler Grenzgaenger kaum bemerken wuerde, wenn er das leichte Band zerriss. Nach wohl einer halben Stunde kehren wir auf dem gleichen Wege wieder zum Boot zurueck. Auch von jener Artillerie, die uns beschoss, ist nichts zu sehen. Sie liegt also hinter dem sanften Hoehenruekken, der in weiter Entfernung den Fluss begleitet. Ein Mann fehlt! Wir rufen. Nichts meldet sich. Endlich muessen wir abziehen, denn es wird schon dunkel. Libellen umkreisen uns auf dem traegefliessenden Pruth, alles wird wieder verstaut und wir besteigen unsere Fahrraeder. Spaet in der Nacht kommt unser Nachzuegler bei uns, die wir in der Naehe schon unsere Zelte aufgeschlagen hatten, an. Splitternackt und grinsend. Er hatte sich kriechend auf

das kleine Haus zu bewegt, das wir alle ja ausgemacht hatten, hatte dort eine alte Baeurin angetroffen und war dann ganz seelenruhig wieder zurueckgegangen ueber die weite Flaeche, an sich ein leichtes Ziel fuer die Herren drueben, doch die hatten sich nicht geruehrt. Als er dann wieder am Fluss war und unser Boot nicht mehr fand, wickelte er all sein Hab und Gut, Kleidung und Waffen in die Gasplane, nahm diese unter den Arm und schwamm los. Auf halbem Wege aber loeste sich das Buendel und seine sieben Sachen sanken auf den Grund. So stand er jetzt als Adam vor uns und erstattete seine Meldung unter dem Gelaechter der Leute, die aus allen Zelten herangekrochen kamen und ihn beleuchteten. "Schwerer Grenzzwischenfall am Pruth"

In der russischen Steppe

Wir waren kaum wieder zurueck auf der Hauptstrasse und hatten uns in den Marschverband des nach Norden marschierenden Regiments wieder eingegliedert, als ein Bataillonsbefehl mich zum Regiment befahl. Von dort schickte mich ein weiterer Befehl zur Division. Ich sei bestimmt als Verbindungsoffizier, als Offiziersmelder zwischen Division und Regiment. Meine Leute, die sich so sehr an mich gewoehnt hatten und Vertrauen zu mir gefasst hatten, waren voellig verstoert. Ich machte einen Versuch beim Regimentskommandeur und bat darum, einen aelteren Offizier statt meiner zu ernennen. Es war vergebens, Befehl sei Befehl. Dahinter stand natuerlich niemand anders als mein guetiger Kompaniechef. Er hatte einen Weg gefunden, mich los zu werden. Spaeter hoerte ich, dass der Herr von Hohenberg Angst davor hatte, ich koennte ihm mal in einem Gefecht sozusagen aus Versehen eine Kugel in den Nacken jagen. Man wusste, dass solches im I. Weltkrieg vorgekommen war und kann sich sehr leicht ausrechnen, welches die Gruende waren.

Alle drei Regimenter hatten der Division einen solchen Offiziersmelder zu stellen. Jeder von uns hatte ein Krad mit Beiwagen zu seiner Verfuegung. Wir liegen jetzt im Raum von Jassy, der zweitgroessten Stadt Rumaeniens. Die ersten Fahrten zwischen Regiment und Division haben wir drei hinter uns. Noch liegen ja alle diese Dienststellen dicht auf einander. Erst im Laufe des Vormarsches faechert sich das Bild dann weit und weiter auseinander. In der Naehe des ehemaligen Omnibus, der der Division als Dienstraum dient (und der auf die Bezeichnung KOM hoert) haben wir drei uns einen Lagerplatz gesucht. Ich liege unter einem Baum und traeume in den hellen, hier noch rumaenischen Himmel hinein. Da tritt der Ordinnanzoffizier der 170. Division, Oberleutnant Busch, an mich heran: "Wir muessen einen von Ihnen als Offiziersmelder nennen fuer unsere Verbindung zum Korps. Die beiden andern sind nicht da. So uebernehmen Sie also diese Aufgabe". Ich fahre zum Korps, das in Jassy selbst liegt. Ich melde mich dort beim Ia und er empfaengt mich mit den Worten: "Wir muessen einen Offizier als Melder zur Armee abstellen", und so lande ich ein paar Strassen weiter bei der 17. Armee. Weiter nach hinten ging es nun wirklich nicht mehr.

Wir schreiben den 21. Juni 1941. Da bricht in der Stadt ein Aufstand der Juden aus. Ich gehe gerade durch die Stadt, als es aus allen Fenstern kracht. Man war gut darauf vorbereitet und auch das Datum erwies sich als merkwuerdig gut gewaehlt, einen Tag vor Beginn des Russlandfeldzuges. Vor mir stuerzt ein deutscher Kradmelder zu Boden, ich springe in einen Hauseingang

und schiesse auf einen halb herabgelassenen Rolladen mir gegenueber, unter dem ein Flintenlauf hervorschaut. Ich ziehe den Verwundeten zu mir hinein und sehe ueberall auf der Strasse Tote liegen, Zivilisten und Soldaten, Deutsche und Rumaenen. Ueberall knallt es wie wild, doch langsam hoert man, wie System hineinkommt. Gruppen von Soldaten haben sich gebildet, die Strasse um Strasse saeubern. Ein Befehl laeuft von Mund zu Mund: "Deutsche Soldaten sich herausziehen", und so erreichen auch wir den Gefechtsstand der Armee, waehrend die Rumaenen hinter uns aufraeumen. Balkanmethoden antworten auf den Meuchelmord. Ich erfahre, dass zum Beispiel ein Haufen Juden in einen Hof eingesperrt wird. Ein rumaenischer Soldat sagt ihnen: Wer soundsoviel Leis besitzt, kann sich damit seine Freiheit erkaufen. Er brauche nur ueber die Mauer dort zu klettern. Die Juden suchen in ihrer Kopfbedeckung und anderswo das noetige Kleingeld zusammen und klettern ueber die Mauer. Auf der andern Seite werden sie niedergeschossen. Ein anderer Haufen dieser juedischen Insurgenten wird von den Rumaenen in einen Gueterwagen eingesperrt, den man vergisst, jemals wieder zu oeffnen. Einige Zahlen, die ich dann lese, sollen mich aufklaeren: An der Universitaet Jassy gibt es im Jahre 1920 an der medizinischen Fakultaet 546 rumaenische und 831 juedische Studenten, an der pharmazeutischen Fakultaet 97 Rumaenen und 229 Juden. Nachdem das liberale Parlament 1923 allen in Rumaenien lebenden Juden die Staatsbuergerschaft gibt, wird das Verhaeltnis noch unausgeglichener. 1941 spricht man in Jassy von 80% juedischen Studenten.

Bei Ungheni war unsere Kompanie ueber die dortige gesprengte Eisenbahnbruecke im Morgengrauen des naechsten Tages gestuermt, allen voran Oberleutnant Klemm von Hohenberg. Nicht das Ritterkreuz war ihm vergoennt, sondern ein schnell errichtetes Holzkreuz am Wegrand. Bach-Esser fuehrt seitdem die Kompanie.

Es war einen Tag nach dem Beginn des deutschen Vormarsches, dass ich zum zweiten Male russischen Boden betrat. Leere, von neugierigen Soldaten um und umgewuehlte Holzhaeuser standen links von der weiterfuehrenden Strasse, darunter ein Kramladen mit geraeumigem Verkaufssalon. Russische Konsumwaren standen noch in den Regalen. Die einfache Aufmachung stach deutlich ab von der vielfachen und bunten Propaganda, mit der bei uns jede Ware schon auf der Verpackung angeboten wurde. Der Staatssozialismus brauchte nicht um Absatz zu ringen. Man musste nehmen, was angeboten wurde, auch wenn es nicht besonders gut war. Erst vor einigen Monaten war dieses Gebiet russisch geworden. Die Einwohner waren Rumaenen. Jetzt bot man ihnen Sonnenblumenkerne an und Kuchen aus anderen Pflanzenfetten. Sie waren waehrend des Kampftages an der Grenze gefluechtet und kamen jetzt langsam wieder zurueck, in der Hoffnung, dass die Russen auf immer von hier verdraengt worden waren. Fuer ein rumaenisches Dorf war es ein ungewohntes Bild, dass man keinerlei Getier sah, weder Huehner noch Schweine, noch Hunde, noch Pferde und Kuehe.

Von der freudigen Stimmung in der Bevoelkerung ob des Erscheinens der deutschen Truppen aber zeugt ein primitiv zusammengenageltes Rednerpult auf dem naechsten Dorfplatz. Ganz im Gegensatz zu dem, was wir dann jenseits des Dnjestrs sehen, liegen hier noch in allen Hoefen grosse Mengen Stroh und alle Gebaeude sind in gutem Zustand. Man spuert, dass der Bauer die Fruechte seiner Arbeit geniesst.

Der Abstand zwischen Armee und Korps vergroesserte sich jetzt bald und ich musste jeden Tag erneut das Ziel meiner Fahrt vorne im Gelaende suchen. Nach einigen Tagen rueckte ich erneut einen Schritt der Front naeher und wurde wieder Melder zwischen Korps und 170. Division. Mehrere Wochen

war das jetzt meine Aufgabe. Da das Korps auf anderer Vormarschstrasse vorging als der KOM der Division, ging es regelmaessig querfeldein, diagonal etwa zur Frontlinie, ja, meistens durch Gebiete, die bei der damaligen Schnelligkeit des Vormarsches noch kein deutscher Soldat betreten hatte. Einmal stiess ich so mitten in einem Maisfeld auf drei versprengte russische Soldaten. Sie mussten mein Motorrad schon kommen gehoert haben. So standen sie mit erhobenen Armen an dem Pfad, an dem ich mich durch das Feld hindurchwuergte. Ich schickte sie so, wie sie waren, nach hinten. Auf allen Wegen kamen uns solche Gefangenen entgegen, ohne Bewachung, und wenn irgendwo ein Fahrzeug von uns festgefahren war, dann sprangen sie ungerufen hinzu und halfen ihm heraus.

Ukrainer waren es fuer gewoehnlich, die froh waren, dass die bolschewistische Herrschaft ein Ende hatte. Sie wollten nach Hause und nicht wenige von ihnen haetten gerne ein Gewehr genommen und waeren auf der Stelle mit uns gegen ihre bisherigen Unterdruecker gezogen. Das erlebte ich dort damals eigentlich taeglich und es wurde fuer uns ein ganz gewohntes Bild. In Gruppen manchmal zu hunderten, zogen sie an unserer Vormarschstrasse in umgekehrter Richtung dahin. Das Bild dieser braungekleideten Russen links am Wegrand war wochenlang damals das gleiche Bild. Niemand begleitete sie, niemand beaufsichtigte sie, niemand befahl ihnen, wohin sie gehen sollten. Niemand aber auch gab ihnen zu essen oder richtete ein freundliches Wort an sie. Niemand allerdings von uns Soldaten war ihnen feindselig gestimmt. Es fehlte einfach eine Organisation, die hier ordnend eingriff. Es war kurz gesagt nicht vorgesehen, dass das passierte. Und, viel schlimmer noch, es wurde so getan, als ob es nicht geschah, denn es durfte nicht geschehen, es passte nicht in das Konzept unserer politischen Fuehrung! Das sahen wir, bevor wir es schwarz auf weiss erfuhren. Heute wissen wir, dass damals das Schicksal des Krieges, das Schicksal Europas entschieden wurde. Es klingt hoechst billig, heute in den Chor derjenigen einzustimmen, die aus Hitler den Totengraeber Deutschlands und Europas machen. Begrenzen wir unsere Beobachtungen aber auf sein direktes Wirkungsfeld und schliessen uns mit Scheuklappen, die uns spaeter bereitwillig die Sieger zur Verfuegung stellten, ab gegen eine Sicht, die ausgeht von den feindlichen Wirkungszentren, von dort also, von wo dann das Leben auf diesem Planeten veraendert wurde, dann gibt es fuer Adolf Hitler keine stichhaltige Verteidigung. Ist es darum auch ein Gegengewicht fuer seine Absichten, dass andere viel weitergehendere und grausamere hatten, so entbindet ihn das in den Augen meiner, der mitkaempfenden Generation, nicht von Schuld an dem Verhaengnis, das begann, sich abzuzeichnen. Mit einer ukrainischen und einer weiteren russischen Armee an unserer Seite waere der Krieg im Osten fast mit Sicherheit wohl gewonnen worden. Doch, an ihrer Stelle trafen in der Ukraine die "braunen Kommissare" ein und hinter unserem Ruecken machten sie das Land reif fuer den Partisanenkrieg.

Es war eine einmalige Chance: Krieg, um den Frieden zu erlangen. Doch wir verspielten sie. Hitler wollte nicht den tragbaren Frieden dieser Welt, er wollte eine auf Waffen aufgebaute Machtstellung, die die Unterjochung Anderer einschloss. Deutscher Lebensraum auf russischem Boden, deutsche Kultur im Gegensatz zu anderen Kulturen. Er wollte eine Hierarchie der Kulturen, auf oberster Sprosse sollte die deutsche stehen. Wir werden spaeter noch hoeren, was Bismarck von solcher Politik gesagt hat. Hier nur erst, was wir damals fuehlten und aussprachen. Das voellige Versagen der Sieger dann entbindet uns nicht von der Erkenntnis, dass das deutsche Versagen ihm vorausging.

Im August verkuendete Stalin den "Grossen Vaterlaendischen Krieg". Er erfasste, was die Stunde geschlagen hatte, warf sein gesamtes marxistisches Konzept ueber den Haufen und erfuellte die Russen, die ihn bis dahin gefuerchtet und gehasst hatten, mit Kampfeseifer. Feuer und Flamme waren sie bei der Niederringung der fremden Eindringlinge, die das Heilige Muetterchen Russland mit Krieg ueberzogen hatten. Heute sind das Binsenwahrheiten, die damals eine verblendete Fuehrungsschicht und minderwertige Parteibonzen nicht sehen wollten, als sie ihnen bereits damals vorgetragen wurden. In meinem spaeteren persoenlichen Freundeskreis waren es Major Koch von der Abwehr, Kapitaen zS Hasslauer und von Kleist vom Auswaertigen Amt. Es gab noch Viele andere, die damals das ganze Gewicht ihrer Moeglichkeiten unter der Gefahr des Landesverrates (soweit ging man!) einsetzten, um das voraussehbare grosse Unglueck zu verhindern. Alles scheiterte an der Borniertheit, mit der der Oberste Kriegsherr persoenlich mit schaerfsten Mitteln gegen die geringste Abweichung von dem Weg in den sicheren Abgrund vorging. Es hat Jahrzehnte gebraucht, bis man zu der schon lange vermuteten Erkenntnis kam, dass diese Unbeugsamkeit nur hat wachsen koennen auf einer Weltauffassung, die ihre Wurzeln in philosophischen Bindungen hat, die sein dank geheimgesellschaftlicher Verfilzung durchsetzten und ihm das irre Bild einer so erreichbaren besseren Welt fuer uns Deutsche vorgaukelte. Dieser Wahnvorstellung wurden wir geopfert. Nur um wie Erblindete dann einer neuen Wahnidee nachzulaufen, die nur darum vielen nicht als solche erscheint, weil sie die Besiegung der Ersten auf ihre Fahnen schreiben konnte.

Zumeist kam ich erst tief in der Nacht bei unserer Division an. Die Schilder mit dem Wikingerzeichen W hatten mir den Weg gezeigt. Ich ruettelte den Ia wach und las ihm den neuen Tagesbefehl des Korps vor. Er hatte alle Ortsnamen im Kopf und beherrschte vollstaendig die Tasten der Division bis hin zur letzten B-Abteilung, wusste genau, wo sie jetzt lagen und wie ihre Staerke war, kannte alle Fuehrer und den Zustand der Strassen dorthin. Oft diktierte er mir dann, noch liegend, den neuen Divisionsbefehl, der auf dem soeben empfangenen Korpsbefehl aufbaute. Und waehrend ich mich irgendwo unter einem Baum zum Schlafen hinlegte, hoerte ich schon die Kraeder mit den Offiziersmeldern zu den Regimentern abfahren. Wochenlang schon, und dann noch Monate lang hatte unser Ia nicht mehr als seine vier bis sechs Stunden Schlaf taeglich, dauernd angespannt, rechnend und denkend und kombinierend, immer die eindeutigste und klarste Befehlsgebung herausarbeitend. Ein einziger Fehler haette vorne Blut gekostet. Hut ab vor unseren Generalstabsoffizieren, vor denen, die nach dem Kriege still nach Hause gingen!

Bunte Lappen, Ordensbaender,
Schoen gestickte Schmuckgewaender,
Sind gar mancherlei erdacht,
Aber nicht fuer Euch gemacht.
Aber wisst, in Eurer Hand
Liegt das ganze Vaterland,
Und zu hoch seid Ihr gestellt
Fuer den eitlen Glanz der Welt.
Unter denen, die stolzieren
Und geputzt einherspazieren,
Laesst sich auch nicht einer finden,
Wert, die Schuhe Euch zu binden.
Schlicht und tapfer, spaet und frueh,
Unverzagt in Stuermen, anspruchslose Infanterie,
Moege Gott Dich schirmen

Hauptmann von Wallenberg

Die Freiwilligen der Niederlaendischen Legion verlassen Den Haag im Juli 1941 zum Kampf gegen den Bolschewismus.

Deswegen Hut ab, weil zu den erzogenen Faehigkeiten hinzukam Ruhe und persoenliche Bescheidenheit, mit der sie ihren Dienst versahen. Wer die Atmosphaere auf einem Divisionsgefechtsstand oder bei einem Korps im Gefecht nicht miterlebt hat, darf sich ueber diese Maenner kein Wort erlauben. Sie waren derart ueber alle Kritik erhaben, so erfolgreich und wesentlich, dass es Anklaegern in Nuernberg notwendig schien, den deutschen Generalstab zu einer "Verbrecherischen Organisation" zu erklaeren, und seinen Chef zu erhaengen. Da gab es keine Nebensaechlichkeiten, kein unnoetiges Prunken mit Worten, kein laecherliches Betonen eigener Faehigkeit, da wurde schlicht und sachlich Wort auf Wort und Tat auf Tat gesetzt. Da gab es keine Raenke und Intrigen, sondern kameradschaftliche Zusammenarbeit wie ich sie in anderer Umgebung in dieser gralsritterhaften Form nicht erlebt habe.

Einmal traf ich auf meinen Motorritten durchs Land auf die Reste einer russischen Rata. Der tote Pilot lag unweit davon im Felde. Wieder ein anderes Mal fuhr ich in ein Dorf hinein und an seinem Eingang kamen mir Bauern entgegen und brachten mir Salz und Brot und fuellten mir den Stahlhelm mit Eiern. Ich war der erste Deutsche, der diesen Flecken beruehrte. Am Horizont brannten die von den fliehenden Russen in Brand gesteckten Getreidehaufen. Und wieder einmal hatte ich die letzten Kilometer mein Krad zuruecklassen muessen, war mit einem Buendel Karten unter dem Arm, die Pistole in der anderen Hand, im Dunkeln einen Huegel hinaufgestolpert, in Richtung von Lagerfeuern, die oben an einem Waldrand blinkten. Dort irgendwo musste auch die Division stecken. Da sehe ich vor mir gegen den hellen Nachthimmel etwas sich aufrichten. Ich bruelle es an und merke im naechsten Augenblick,

dass es eine grosse Diestel ist, die im Winde schaukelt. Aufgeraeumt gehe ich weiter und werde von einem rumaenischen Posten angerufen: "Parole" Voller Uebermut noch nach dem vorherigen Erlebnis rufe ich "Oberschuetze Stalin" anstelle des richtigen Passwortes und hoere auch schon den Sicherungsfluegel seines Gewehrs und liege auch schon auf dem Bauch und hoere auch schon die Kugel ueber mich hinwegpfeifen und fange so mordswild an zu flauchen, dass der gute Katschmarek auch ohne Parole begreift, dass er keinen Ruski vor sich hat.

Wieder ein anderes Mal bin ich auf dem Rueckritt zum Korps und sehe schon vor mir die gesuchte Vormarschstrasse des Korps. Drueben an einer Bergflanke entlang ziehen die Kolonnen dahin. Doch mich trennt ein tiefer Loessgraben von ihnen. Einen stundenlangen Umweg muss ich machen, bis ich eine Bruecke hinueber finde. Ein einziges Brett liegt noch. Ich balanziere das Krad darueber. Das Brett stuerzt hinter mir in den Schlund gerade als das Hinterrad des Motorrades den festen Boden beruehrt.

War ich dann drueben in dem Bandwurm der Truppen, dann gab es andere Probleme. Ich musste ja schneller sein als sie und die Fahrdisciplin besonders der rumaenischen Verbaende war nicht besonders gross. Ich erinnere mich, dass ich einmal abends wie ueblich zu unserem Ia kam und dass er sich wunderte, wie ich es diesmal so schnell geschafft hatte. Ich meinerseits war etwas aergerlich, da ich es nicht fuer richtig hielt, in solcher Zeit Lob auszuteilen fuer Dinge, die selbstverstaendlich waren. Das hoerte man aus meiner Antwort heraus, in der ich rein sachlich erklaerte, wie man ein rumaenisches Pferd vor einem Wagen anfassen muss, damit es auf die Strassenseite geht. Er hat mich wunschgemaess nicht mehr dafuer gelobt, dass ich irgendwie allnaechtlich zu ihm fand.

Wieder einmal war eine fuer mich neue Strecke zurueckzulegen, immer den sporadisch aufgesteckten Divisionszeichen folgend, jenem an den Bug von Wikingerbooten erinnernden Dreizack, der das W meines Divisionskommandeurs General Wittke nachahmte. An einer Bahnlinie ging es entlang. Man sah die Telegrafenmasten gegen den Himmel stehen. Auf der anderen Seite der Bahn lag ein Dorf. Dann kreutzte man die Schienen und die Strasse lief schraeg von ihnen fort. Nach wohl weiteren zwanzig Kilometern wieder ein Dorf und dann in einem Waeldchen der gesuchte Divisionsgefechtsstand. Ganz ohne Besonderheiten war alles verlaufen. Nur hatte ich mein Krad wegen starker Regenguesse diesmal bei der Division zurueckgelassen und war per Anhalter zum Korps zurueckgefahren. Es war anzunehmen, dass die naechste Fahrt den gleichen Weg fuehren wuerde. Es handelte sich um eine allgemein benutzte Vormarschstrasse, an der die beiden Enden meiner Meldereise lagen. So war ich also am naechsten Abend ohne Krad. Hinten in einem Lkw kam ich ein gutes Stueck vorwaerts bis an den Bahnuebergang. Es war schon wieder Morgengrauen. Das Dorf Kodyma lag gerade hinter mir. Ein Volkswagen nahm mich wieter mit. Soeben wurde es hell um uns und wir erkannten die weiten, kaum ansteigenden Felder. Das Korn stand noch. Da erschienen rechts von uns in einem braunen Ackerfeld weisse, wild gestikulierende Gestalten. Es waren deutsche Soldaten, ohne Uniformroecke, ohne Waffen. Verschreckt kamen sie auf uns zugerannt und bruellten uns an: "Die Russen kommen. Schnell umkehren!" Wir nahmen unsere Waffen in die Hand und spaehten aus, konnten aber nichts erkennen. Dabei fragten wir die an uns vorbei weiter nach dort draengenden, von wo wir gekommen waren, was los sei. Sie hatten am Bahndamm gelegen, eine Nachschubkolonne unserer Division. Da waren im Morgengrauen mit wildem HURREE, HURREE die Russen in ihre Zelte gestuermt und haetten alle umgebracht. Sie selbst haetten wie

durch ein Wunder fliehen koennen. Und schon liefen sie weiter, was die Beine halten konnten. Ein Feldwebel war unter ihnen, der am ganzen Leibe zitterte. Im naechsten Augenblick schlugen mit kurzem Abstand zwei Granaten dicht bei uns am Wegrand ein. Mehrere Lkws hatten inzwischen aufgeschlossen und die Beifahrer kamen zu uns gelaufen, zu sehen, was los sei. Kein weiterer Offizier dabei. Da gab ich nach kurzer Unterhaltung mit den Maennern den Befehl, nach rechts auszuschaeren und nebeneinander mit groesserem Abstand ins Getreidefeld hinein zu fahren. Vorne auf die Wagen verteilten wir uns und die anderen verfuegbaren Gewehrtraeger. Mit viel Getoese ging es vorwaerts in dem schweren Boden im ersten Gang. Es hoerte sich an wie ein Panzerangriff, und sollte auch so aussehen. Wohl dreihundert Meter fuhren wir hinein. Ueber uns hinweg kam noch zweimal Artilleriesegen. Sonst aber sahen wir nichts vom Iwan. Als ich zurueckblicke naehert sich motorisierte

rumaenische Artillerie. Es gelingt mir, sie mit Zeichen zum Anhalten zu bewegen. Dann erklaere ich in ueberstuerzenden Worten dem rumaenischen Offizier, was los ist. Er begreift und alle Mann packt an, in hoechster Eile die Geschuetze am Wegrand in Stellung zu bringen und schon schicken wir die ersten Geschosse ueber den Bahndamm wahllos in die Gegend. Nach wenigen Salven stellen wir das Feuer ein und der ruemaenische Hauptmann schuettelt uns jugendlicherfreut die Hand, denn drueben herrscht vollstaendige Ruhe. Der Iwan ist abgezogen. Ich selbst fahre mit dem benutzten Volkswagen nach Kodyma bei dem Bahnuebergang zurueck und schreibe einen kurzen Bericht an unsere Division, den der Fahrer des Volkswagens dann nach vorne bringt. In diesem Dorf aber lag die 17. Armee. Typisch fuer diesen Vormarsch: Die Armee lag weiter vorne als das Korps. Ich wurde von dem Ia gefragt, was da vorne losgewesen sei und machte eine Meldung. Dabei standen wir neben dem Kartentisch und wir konnten den Sinn des russischen Angriffs erkennen. Es war ein Stoerangriff gegen unseren Nachschub gewesen. Wir vermuteten sofort, dass der Russe dieses Manoever zum Zwecke der Tarnung eines weiteren eigenen Rueckzuges ausgefuehrt hatte. Die Armee nutzte diese Erkenntnis sofort und die 170. Division stiess noch am gleichen Tage dem abziehenden Feind mit gutem Erfolg in den Ruecken. Der Zweck des russischen Vorgehens war so vereitelt worden. In erster Linie wegen der prompten Zusammenarbeit von Offizieren und Manschaften die aus sich heraus sofort das Notwendige taten und auch sofort die Truppenfuehrung vertaendigten. Die Rumaenen hatten sichtbar Anteil daran gehabt.

In dem sauberen Holzhaus, in dem ich mich ausruhte, befand sich in einem hellgestrichenen kleinen Regal eine sauber aufgereihte Bibliothek. Unter den Buechern befanden sich Bismarcks "Gedanken und Erinnerungen", nauterlich wie alles, auf russisch. Es war anzunehmen, dass ich mich in der Wohnung eines hoeheren Beamten befand. Auffaellig fuer mich war die Ordnung und Sauberkeit in der bescheidenen Wohnung. Hier hatte ein strebsamer Mensch gewohnt, dessen Leben durch die Kriegswirren eine andere unschoenere Richtung genommen hatte.
Beim Wegfahren an jenem Abend, hin zur Division und zu meinem Krad, sah ich in einem Garten frischgeschaufelte Erdloecher. Es waren Graeber. Gleichzeitig mit dem russischen Angriff hatten naemlich die Juden in diesem Ort einen Aufstand versucht. Ein SD-Kommando hatte die Schiessenden ueberwaeltigt und zusammengetrieben. Die Beseitigung des Armeestabes war ihr Ziel gewesen. Man hatte sie ihre eigenen Graeber schaufeln lassen und dann daneben erschossen. Viel spaeter nach dem Kriege hoerte ich, dass die Amerikaner deswegen den Armeefuehrer, Generaloberst von Salmuth ins Zuchthaus geworfen hatten. Mit einer vom "Weg" in Buenos Aires unterstuetzten Pressekampagne versuchte auch ich, den Ruf dieses Offiziers zu retten. Federfuehrend war in diesem Kampf fuer einen untadeligen Offizier sein ehmaliger Chef des Generalstabs, General der Kavallerie Gustav Harteneck. Unterstuetzt wurden wir von seinem langjaehrigen Ordonnanzoffizier H.v. Knebel. Die Empoerung ueber die Ha ssurteile des US-amerikanischen Militaergerichts in Nuernberg, das von General Lucius D. Clay jegliche Unterstuetzung bei seinen Fehlurteilen fand, ist auch heute noch nicht vergessen.

Als ich zwei Tage darauf wieder beim Ia der Division eintreffe, uebergibt er mir mitten in der Nacht das EK II. Einen Tag spaeter ueberreicht er mir noch die "Krone von Rumaenien". Ich moechte nicht verheimlichen, dass ich mir in meiner damaligen kindlichen Phantasie vorstellte, dass man als Diplomat mit solchen Orden doch gleich viel besser auftreten koennte.

Eines Abends lagen wir in Olschanka mit dem Korps. Oberst Rozin von

der 13. Kavallerie-Division war zu einer Lagebesprechung gekommen. Er sah

Generaloberst v. Salmuth und General Rozin (13. Rum. Division) bei einer Besprechung.

Rumaenische Soldaten fuehren in Balti Juden ab, bei denen man Strychnin fand zur Vergiftung unserer Truppen.

das rumaenische Ordensband an meiner Uniform und beglueckwuenschte mich. Das Wiedersehen nach unserer Feier in Braila - wie lange lag das jetzt schon zurueck! - wurde mit einer Flasche Wein begossen. Und waehrend an der anderen Hofseite Generaloberst von Salmuth mit Oberst Rozin Einzeichnungen in die Lagekarte machten, sangen wir drei Offiziersmelder gegenueber die schwermuetige Weise von dem treuen Uralkosaken:

"Am Ural, da bin ich geboren,
als eines Kosaken Sohn.
Dem Zaren, dem hab' ichs geschworen,
zu schuetzen sein Land und sein' Thron.

Balti hiess die naechste grosse Stadt, auf die wie jetzt trafen. Wir sahen, wie die Rumaenen die dortigen Juden in Gruppen durch die Strassen trieben. Man sagte uns, dass man bei ihnen, in Brunnen versteckt, saeckeweise Strychnin gefunden hatte, genug, um ganze Armeen zu vergiften. Ueberall hoerte man in Bessarabien von aehnlichen juedischen Untaten und konnte den Hass der Rumaenen gegen die Juden verstehen. Der Kampf der Rumaenen gegen die Sowjet-Union stand ueberall deutlich unter antisemitischen Vorzeichen.

Bei Soroca ueberschritten wir den Dnjestr. Hier verlief noch vor kurzem die russisch-rumaenische Grenze. Jetzt also traten wir erst auf eigentlich russischen Boden. Wir kamen nach Podolien. Das veraenderte Bild der Landschaft wies auf die anderen politischen Verhaeltnisse hin. Hier im rumaenischen Bessarabien viele kleinere und mittlere Feldstuecke, dort auf russischem Boden weite Getreidefelder, die ohne Unterbrechung bis an den Horizont verliefen. Dann wieder daneben gleichriesige Sonnenblumenfelder. Es waren die Arbeitsgebiete von Kolchosen, waehrend drueben im Rumaenischen noch die Aufteilung entsprechend dem Privatbesitz einzelner Hoefe geblieben war. Auf dem rumaenischen Hang stand das imposante Gebaeude einer Hoeheren Schule. Alle Tueren standen offen und ich sah mir das Innere an. Ich kam auch in den Chemiesaal und war erstaunt ueber seine vollstaendige Ausstattung. Wir hatten in Altona nicht entfernt so viele Chemikalien zur Verfuegung gehabt wie es hier der Fall war. Ich konnte es nicht lassen, aus dem Stegreif ein bischen zu experimentieren. Es stank und rauchte vorschriftsmaessig und ich zog weiter zur Pontonbruecke bei Jampol hinunter. Wir Melder hatten Unterkunft gefunden in den Gebaeuden einer Grossmolkerei. In deren Aluminiumgefaessen kochten wir uns eine Ziege weich. Dann ueberholten wir unsere Kraeder gruendlich und fuhren wieder hinaus zu "unseren" Divisionen. Weithin leuchtete mir an diesem Abend als Wegweiser ein grosser Heuhaufen, den die Russen angezuendet hatten. Tagelang musste er so schon brennen. Es war die Politik der "verbrannten Erde", die der Gegner schon Napoleon gegenueber angewandt hatte.

Fast taeglich hatte ich bei der Division um Rueckversetzung zu meiner Einheit gebeten. Von dort hoerte ich nur wenig. Meistens kaum Erbauliches. Dass dieser oder jener Offizier gefallen war, dass jetzt dieser oder jener Leutnant diese oder jene Kompanie fuehrte. Auch mit dem Divisionaer persoenlich hatte ich manche Unterhaltung; Noch an dem letzten Tag meines Dienstes bei ihm im Stabe, erfuhr ich den Text einer Meldung, die er an das Korps gab. Die Division wàr aus der Front herausgenommen worden und marschierte als Korpsreserve in einigem Abstand dahinter. In dieser Meldung hiess es, dass die Division darauf brenne, wieder an den Feind zu kommen. Ich sagte ihm, dass die Truppe doch voellig uebermuedet sei von dieser Kriegfuehrung des hinhaltenden Widerstandes des Gegners, dass sie schon Unwahrscheinliches geleistet habe, dass sie doch der Ruhe beduerfe und dass die taeglichen Maersche, auch wenn es nicht zu Feindberuehrung kam, keine

Ruhe darstellten. Er meinte, dass ihm das alles natuerlich auch bekannt sei, aber wenn er die Wahrheit mitteilen wuerde, dann wuerde man ihn abloesen und vielleicht jemandem die Fuehrung der Division geben, der als Heisssporn und Ehrgeizling den Rest der Truppe aufs Spiel setzen wuerde. Etwa eine Woche davor, ich glaube, es war bei Olschan, befand ich mich in unmittelbarer Naehe, als "ein Major aus dem Fuehrerhauptquartier" einen Vortrag hielt. Dieses Erlebnis passt zu dem eben Gesagten. Der Herr Major reiste von Division zu Division und erklaerte den Stabsoffizieren an Hand einer Karte mit entsprechenden Einzeichnungen, dass man beabsichtige, in diesem Jahr noch bis an die Wolga vorzustoessen und dort einen ersten Halt den Winter ueber zu machen. Ich hatte den Eindruck, dass diese damals schon kaum gerechtfertigten Darstellungen im August 1941 von den Anwesenden im grossen und ganzen noch geglaubt wurden. Der Vorgang erinnerte mich daran, dass einmal zu uns in die Hamburger Universitaet ein Herr Dr. Berber aus dem Auswaertigen Amt kam, der den Professoren und hoeheren Semestern "im Vertrauen" mitteilte, dass es nicht zu einem Krieg kommen wuerde.

Abgeloest wurde ich von Leutnant Behrens. Er war der aelteste Leutnant im Bataillon, Vater von zwei Kindern. Ich fuhr zu meinem Bataillon zurueck. Am naechsten Tag wurde Behrens auf seiner Dienstfahrt erschossen. Ich haette den gleichen Weg nehmen muessen. Ein russisches Kommandounternehmen war es gewesen.

Bei der 2.Kompanie landete ich diesmal. Ein Leutnant fuehrte sie und ich war der einzige weitere Offizier. Alle sahen ermuedet aus. Alle sparten mit Bewegungen und Worten, um sich noch bei Kraeften halten zu koennen. Da ich ausgeruhter war als die uebrigen, setzte man bei den weiteren Maerschen die 2. Kompanie an die Spitze des Bataillons und damit des Regiments, und ich gab das Marschtempo an und rief zurueck, wenn ein Halt kam, und wenn es wieder weiterging. Da gab es kein Befehlen mehr wie auf dem Kasernenhof. Da hob ich langsam die Hand hoch und rief langgezogen und nicht zu laut: "Kompanie halt" und wenn sie es getan hatte, " nach rechts wegtreten" und im Langsamerwerden schwenkte ein jeder nach der Seite ab und liess sich hinfallen, wo er stand. Und wenn die Marschpause vorueber war, dann rief ich wieder: "Zweite Kompanie, auf.... marsch". Und alles reihte sich wieder langsam ein.

Unsere Marschichtung war jetzt eine andere. Waren wir bisher in fast genau noerdlicher Richtung bis an den Dnjestr marschiert, so bogen wir jetzt um nach Suedosten. Wir ueberschritten den Bug und marschierten hinein in den weiten Dnjepr-Bogen. Tagsueber wurde es sehr heiss. Das Kontinentalklima machte sich bemerkbar. Die Erste hatte laengst ihre Fahrraeder in irgendeiner Senke einfach stehen gelassen. Sie war am Rande ihrer Kraefte gewesen. Das Thermometer stieg auf ueber 50 Grad Celsius. So weit es ging, wurde nachts marschiert. Uebernachtet wurde in einem ehemaligen Hof oder in der Naehe eines kleinen Wasserlaufs. Abends um Elf, in tiefer Nacht, wurde aufgebrochen. So erinnere ich es von Nowaja Odessa am Bug her. In einem kleinen mauerumsaeumten Hof voller Schafkot hatten wir todmuede geschlafen. Langsam werden die Glieder wieder warm nach der kalten Nacht im Freien. Es geht durch eine Furt, durch einen im Loess eingeschnittenen breiten Hohlweg hinauf auf die Ebene. Langsam geht es, als waeren es alte Leute, die da marschieren, und nicht etwa die Koenigin der Waffen. Wir erreichen den Rand der hier zum Bug hin abfallenden Ebene. Hinter grauen Nebelschwaden, die wir im Sternenlicht ziehen sehen, liegt unendlich weit zu beiden Seiten des Weges die Steppe bis hin an einen unbestimmten Horizont. Die Sterne ueber uns blinken und verkuenden einen neuen heissen Tag.

Auf breitem Wege gehen wir im Gaensemarsch in drei voneinander getrennten Kolonnen in gleichmaessigem Schritt vorwaerts. Ein wenig schlafen wir alle dabei. Den Vordermann koennen wir im Dunkeln kaum erkennen, aber wir wissen, wer es ist. Seit Wochen schon stehen wir in der gleichen Maschine. Mehrfach rasten wir in der Nacht, fallen um ins Ungewisse. Die wenigen Laute dabei verschlingt ein unendlicher Raum. Wieder geht es weiter, und weiter. Und alle Kraft scheint uns doch kaum noch vorwaerts zu tragen. Wie in einer Leere marschieren wir. Wenn wir aufschauen, ist es immer das gleiche diffuse Bild um uns herum. Immer sah die Steppe so aus wie schon am Vortage. Wie weit liegt schon die Heimat zurueck? Ja, Heimat umweht uns dabei. Dann wird der Himmel da vor uns, da ganz hinten, ein wenig lichter, trennt sich vorsichtig vom dunklen Boden. Ganz schwach beginnt man, die Konturen der anderen Kameraden zu erkennen, ahnt hier und dort einen duerren, niedrigen Strauch am Steppenrand. Und dann beginnt die noch ferne Sonne Farben an den Osthimmel zu legen. Ueber dem breiten Band blauschwarzen Dunstes liegt ein violetter Schimmer. Sein oberer Rand hellt sich auf zu vorerst noch schlaefrigem Karminrot und spaeter zu lebhaftem Gelb. Weit darueber spannt sich das faltenlose hellgruene Seidentuch des morgendlichen Himmels. Wie ein Diamant funkelt in ihm noch die Venus. Das Auge versucht im Weitermarschieren das Feld zu Seiten der Strasse zu ergruenden und dringt immer weiter hinein in weitgeneigte Flaechen und kaum fuehlbare Bodenwellen der schlummernden Steppe. Ganz selten sieht man in weiter Ferne einen einsamen Baum oder gar eine Gruppe von Bueschen sich aus dem Bodendunkel erheben. Dann wird das Rot dort ueber dem Horizont lebhafter. Die ferne Sonne verkuendet ihr Kommen. Heller und klarer wird es um uns Marschierende. Bald ziehen zarte rosa Schleier in breiten Bahnen ueber den Himmel dort vorne und Graeser und Buesche und Menschen beruehrt der leise Hauch des kuehlenden Morgenwindes. Vor uns laeuft das breite, braungraue Band des Weges weithin nach Osten, gerade hinein in den jetzt schnell auftauchenden blutroten Sonnenball. Weiter setzen wir Fuss vor Fuss und wandern in den Tag hinein. Wir erkennen eine Reihe gleich hoher Huegel und erfahren spaeter, dass es Grabhuegel ueber ostgotischen Fuersten sind, die dort ruhen, Zeugen jener anderen Voelkerwanderung, in der Europa geboren wurde. Wir kommen in das Siedlungsgebiet von Pfaelzern. Noch heute bestehende Ortsnamen wie Speyer und Worms bezeugen es.

Ein gluecklicher Zufall, ein etwas laengerer Halt, gibt mir die Moeglichkeit, mich mit ihnen zu unterhalten. Ihr pfaelzer Dialekt ist unverfaelscht. Der Weinberg ist der Wingert, die Tomaten sind Pomedoris. Ich trete in ein altes Holzhaus ein und finde eine alte Frau weinend am Tisch des kahlen Raumes: "Dass mir so etwas noch einmal geschehen wuerde!" schluchzt sie, "Dass dieses Leben doch noch einmal ein Ende finden sollte!" Daneben steht ihr 10-jaehriger Sohn, in Lumpen gehuellt. Als ich dem scheuen Jungen ein Stueck Schokolade schenke, findet er nicht das Wort Dankeschoen, sondern frisst es nur in sich hinein. Ein jeder Bauer durfte nur zwei Maulbeerbaeume haben, eine ganz bestimmte Anzahl von Huehnern. Doch an den stattlichen Gebaeuden, die sich an der Durchgangsstrasse aufreihten, den hohen, weitausladenden Giebel mit der Front der Strasse zugekehrt, sah man, wie es hier einstmals zugegangen war. Deutsche, fleissige Bauern waren es gewesen, hatten in Jahrhunderten geschafft, gesaet und geerntet, hatten ihre Kinder erzogen. Seit damals bereits 30 Jahren war es nicht mehr so gewesen; was zerfiel, blieb liegen, Die Republik der Bauern und Arbeiter hatte das bewirkt. Wir waren aufs tiefste erschuettert von dem, was wir sahen. Wir meinten damals noch, das waere einzigartig auf der Welt. Inzwischen wieder-

holte es sich in allen Kontinenten. Heute schon bietet das einst so herrliche franzoesische Algier das gleiche Bild, verfaellt in Angola ein deutscher Hof nach dem andern, trifft den mueden Blick eines Lebenslaenglichen, wer einen tieferen Blick in die Welt jenseits des Eisernen Vorhangs wirft. Und im Westen wird er nur uebertuencht von einer kuenstlichen Grimasse, schreiender Perversitaet und Ablenkungsmanoevern in Fussballwettspielen, Schoenheitskoeniginnen und Sex. In solchen Augenblicken wie damals in der Kueche in Speyer in der Ukraine bekam unser Muehen und unser Opfer einen Sinn. Ueber solchen Erlebnissen vergassen wir die ukrainischen Nationalisten, die man ins KZ gesteckt hatte, weil sie mit uns zusammen gegen den Bolschewismus kaempfen wollten. In Birsala hatte ich schon vorher in einer Tischlerei einen anderen Einblick in die viehische Welt getan, die die kommunistische Utopie aufgebaut hatte. Mit Hilfe eines dolmetschenden rumaenischen Offiziers erklaerte uns der Tischler, dass er in der grossen Hungersnot, die 1922 ueber die Ukraine kam, ein dreijaehriges Kind gegessen haette. Das war damals, als die Bolschewiki alles geerntete Getreide wegfuhen und der Hungertod ueber das reiche Land kam. Das war damals, als ein Norweger names Quissling sich dieser Armen annahm und in einer Hilfsaktion unter persoenlichem Einsatz Menschen zu retten versuchte. Ja, es war der gleiche Vidkun Quissling den man am 23. Oktober 1945 ermordete, weil er sich ein Europa nur unter deutscher, nicht aber unter angelsaechsischer Fuehrung vorstellen konnte. Auch er gehoerte zu meiner verleumdeten und missverstandenen Generation.

Wir marschierten und marschierten. Ganz von ferne hoerten wir Geschuetzdonner. Dort, wo der Dnjepr sich in diese Steppe einschnitt, wurde um den Uebergang gekaempft. Vorne in der endlosen Kolonne hob sich eine Hand. Ich nahm das Zeichen auf und gab es nach hinten weiter: Marschpause. "Kompanie halt, nach rechts wegtreten" rief ich laut und aus dem Gehen heraus legten sich die Soldaten an den Rand der Strasse wie schon seit Wochen. Dann ging es weiter bis gegen Abend. Wir kamen in eine Siedlung von gleichfoermigen Holzhaeusern. Man hatte hier Juden angesiedelt. Sie sprachen jiddisch und wir konnten uns daher mit ihnen verstaendigen. Eine Frau kam an mein Zelt und bat mich "um ein Stikkel Seef". Sie halfen beim Saubermachen der Fahrzeuge und der Uniformen. Arme Menschen waren es, arm wie alles, was wir bisher in Russland gesehen hatten, armselig und duerftig die duenne Kleidung, keine Schuhe, keine Kopfbedeckungen, armselig das wenige Inventar in den fast leeren Kuechen, alles viel gebraucht und oft schon zerrissen. In unsere Unterhaltung drangen immer wieder die Geschuetze am nahen Dnjepr. Heute ging es dort hart zu. Morgen wuerden auch wir dort sein. Man hatte uns an die Front herangefuehrt, in die wir uns nun wieder eingliedern sollten. Die Soldaten der anderen Divisionen, denen wir begegneten, waren erstaunt bei unserem Anblick. Man hatte ihnen gesagt, es wuerde eine frische Division an "die Front geworfen" werden.

Wir hatten nicht weit zu marschieren. In einem Loesseinschnitt lagen wir dann und duckten die Koepfe, wenn einmal eine russische Granate bei uns in der Naehe einschlug. Unten floss der breite Dnjepr und auf dem flachen gegenueberliegenden Ufer zog sich ein breiter Waldguertel am Wasser entlang. Dahinter dehnte sich gelb und grau die Nogaische Steppe bis an den Horizont. Weiter fort flussaufwaerts standen auf unserer Seite Haeuser: Berislawl. Unten sah man Pioniere grosse Schlauchboote ueber den Strom ziehen. Unser Regiment wurde uebergesetzt. Die Front verlief am jenseitigen Waldrand.

Im Laufschritt lief ich mit meinem Zug hinunter und hinein in ein solches Boot und schon wurden auch wir hinueber gezogen. Schnell musste das gehen, denn die russischen Jaeger liessen uns wenig Ruhe. Eigene Flugzeu-

ge hatten wir in Russland bisher nicht gesehen. Abwehrwaffen gab es keine und man musste immer abwarten, bis die feindlichen Flugzeuge zum Auftanken fortflogen. Drueben liefen wir sofort ein Stueck ins Unterholz hinein. Bergen von toten Russen begegneten wir. Dann formierten wir uns und setzten uns in weitauseinandergezogener Reihe in Marsch. Schweres Artilleriefeuer lag auf dem Uferstreifen, doch alles ging wie im Manoever (ein Zeichen, wie wirklichkeitsnah man uns ausgebildet hatte). Kam eine Granate naeher, so warf man sich hin. War sie explodiert, so sprang man wieder auf und setzte seinen Marsch fort. Links im Wald standen die zumeist verbrannten Haeuser einer kleinen Ortschaft. Dann verhielten wir und ich wurde eingewiesen. Wir hatten ein anderes Regiment in der Kampflinie dort vorne abzuloesen. Melonenfelder und Tomaten hatten den Wald ersetzt. Nur ein etwa drei Meter breiter, mit ueber mannshohen Bueschen als Windschutz angeppflanzter Streifen zog sich von uns weg bis weit in die Steppe hinein. Bevor er am Horizont verschwand, lag in ihm irgendwo unser Regimentskommandeur.

In den Loechern des abgeloesten Regiments verteilte ich meine Leute. Alles musste im Laufschritt geschehen, denn dort drueben in den Feldern, nicht weit von uns, lagen die Russen, und sie schossen auf jede Bewegung aus ihrer guenstigen Stellung an einem leicht ansteigenden Hang.

Spaet am Nachmittag hoerten wir das bekannte Geraeusch von Panzerketten. Und dann sahen wir auch schon zwei russische Panzer. Sie kaemmten den beschriebenen Waldstreifen ab und kamen uns naeher. Mit unseren Waffen waren wir wehrlos. Mir fiel ein, dass tags zuvor ein Soldat auf so ein Ungetuem hinaufgesprungen war und die Sehschlitze mit Fett zugeschmiert hatte, und dass man dann die Besatzung mit Handgranaten erledigt hatte. Einer der Panzer kam geradenwegs auf unser Loch zu. Das war nicht verwunderlich, denn das Hin und Her von Meldern zu dieser Befehlsstelle konnte nicht uebersehen werden. Hinausklettern, ganz kurz bevor er uns darin zermalmte, war meine Idee. Doch im gleichen Augenblick sah ich, wie zwei Pak-Geschuetze etwas hinter uns in Stellung gingen. Sie hatten abgeprotzt und drehten die Geschuetze feindwaerts. Da drehte der Panzer ab. Die Pakgranaten sausten vorbei. Da, jetzt schlugen die naechsten ein. Wir wagten einen Blick ueber den Rand des Loches. Der Koloss fing an zu brennen und stand still. Der Andere war von der Bildflaeche verschwunden.

Am Abend war Befehlsempfang im Loch des Kompaniefuehrers. Am naechsten Mittag um 13 Uhr sollte angegriffen werden. Alle Uhren wurden gestellt. Die Nacht war kalt aber ruhig. Kaum, dass irgendwo ein Schuss fiel. Auch am naechsten Vormittag blieb alles ruhig. Noch einmal waren wir Zugfuehrer beim Kompaniefuehrer gewesen und hatten noch einmal die Uhren verglichen. Dann kam der Augenblick. Durch Rufen hatte ich meine Kameraden von Loch zu Loch verstaendigt. Die drei Maschingewehre waren schussbereit, der Granatwerfer fertig zum Schuss. Ich sah auf den Zeiger, jetzt auf den Sekundenzeiger. Was man in solchen Augenblicken nicht alles denkt! Mehr als sonst in Tagen.

Der Zeiger kletterte nach oben. Jetzt! Ich sprang hoch und rief: "Sprung auf, marsch, marsch!" Aus allen Löchern kamen sie gleichzeitig. Im Laufen sah ich bis weit nach links und nach rechts deutsche Soldaten stuermen. Vor uns hatte ein hoellisches Gewehrfeuer eingesetzt. Ich warf mich zu Boden und sah durchs Fernglas. Nichts war zu erkennen, nur hier und dort ein Russe zu vermuten. Ueberall taeuschten die gelben Melonenkoepfe und die roten Tomaten. Sprungweise kamen wir weiter vorwaerts. Jetzt hatte ich ein MG erkannt und wies ein eigenes darauf ein. Da war der Granatwerfertrupp zufaellig gerade hinter mir. Auch ihn setzte

ich auf den erkannten Feind an und schon hatten wir Luft. Wieder sprangen wir vorwaerts. Links von mir sah ich einen Kameraden zusammenbrechen. Jetzt waren wir schon dicht heran und wir gewannen fuer Momente die Feuerueberlegenheit. Mit dem MG bei mir hielten wir den Feind nieder und holten den Rest des Zuges nach. Doch wir mussten weiter vor. Ein neues Magazin in die Maschinenpistole und dann wieder hoch. Kurz springen! sagte ich zu mir selbst und warf mich auch schon wieder hin und rollte mich sofort etwas seitwaerts. Wer gab mir diesen Gedanken ein? Kaum lag ich im Kraut und verschnaufte, da sah ich, wie unmittelbar neben mir, gerade da, wo ich mich hingeworfen hatte, die Erde aufspritzte, einmal, zweimal, jetzt mehrere Male hintereinander. Waere ich dort liegen geblieben, ich waere jetzt schon ein Sieb gewesen. Obergefreiter Schmittke aus Bergedorf, mein Zugmelder, schmiss sich neben mich in eine kleine Mulde. "Schiess, ich springe" rief ich ihm den altbekannten Satz zu, wie auf dem Kasernenhof gelernt, und flog auch schon hoch. Doch, ich machte kaum vier Schritte, da wurde ich herumgerissen. Mir war es, als waere der linke Arm fortgeflogen, und ich lag auch schon wieder und schob mich wieder sofort zur Seite und besah mir die Geschichte: der Arm war noch da, aber er gehorchte nicht mehr. Ich nahm die MPi in die andere Hand. Schmittke bruellte: "Liegen bleiben!" und schoss ueber mich weg. Ich schoss wahllos in die Melonenstauden vor mir, kroch seitwaerts und sprang wieder auf. Doch schon wieder sackte ich hinunter, einen stechenden Schmerz in der rechten Huefte. "Jetzt ist's erst mal aus" sagte ich zu mir. "Liegen bleiben" bruellte Schmittke wieder ueber mich hinweg und dann jagte eine MG-Garbe nach vorne. Er hatte dem sterbenden MG-Schuetzen 1 die fertige Waffe aus den Haenden genommen und gefeuert. Alles das sah ich gleichzeitig, und ich sah auch einen Sanitaeter heranlaufen, mitten in diesem Feuer! Er machte meinen Kragen auf: "Halsdurchschuss. Blutet kaum. Hier ist Verbandszeug" "Ich muss weiter, Herr Leutnant, es gibt schwerere Faelle!" Dann sprang er auch schon wieder hoch. "Vorsicht, sie kommen" bruellte Schmittke, jetzt beinahe neben mir. Ich nahm die MPi hoch. Es bewegte sich da vorne etwas und dann waren sie da, aber mit erhobenen Haenden. Schmittke stand aufrecht neben mir, das MG schussbereit in der Huefte. Es waren etwa sechzig Mann. Ihr Hauptmann kniete schon neben mir und kuesste mir die Hand, am ganzen Leibe zitternd und tausend Worte murmelnd, die ich nicht verstand. Ich konne wegen meiner Wunde nur leise sprechen "Du bist verrueckt, mein Kind" war meine Antwort. Schmittke brachte den Mann wieder ins Diesseits zurueck. Mich fror. Sie warfen mir einen ihrer Maentel ueber. Dabei war ich erstaunt, dass sie alle so gleich aussahen, alle auch mit der gleichen Bewaffnung. Wie anders war das auf unserer Seite, wo die Russen es leicht hatten, sich die schoensten Braten herauspicken zu koennen. Da kam auch schon der Kompaniefuehrer voruebe und gab mir kurz die Hand. "Schade, dass das noch im letzten Augenblick passieren musste". Dann noch: "Ich glaube, wir haben 12 Tote in der Kompanie". Und weiter lief er nach vorne. Der eigentliche Durchbruch war geschafft. Aufrecht ging alles im Laufschritt vor. Ueberall, fast gleichzeitig, hatten die Russen sich ergeben. Durch die so entstandenen Frontluecken stuermten jetzt meine Kameraden vor. Irgendwann einmal hatte ich beim Springen gesehen, wie in etwa ein bis zwei Kilometer Entfernung ganz wenige Einzelne langsam zurueckgingen. Es waren die Kommissare. Ich konnte mich nicht bewegen. Schmittke befahl

den Russen, mich auf einem ihrer Zelttuecher zu tragen. Wie ein rohes Ei fassten sie mich an. Als erstes kamen wir durch den noch anhaltenden russischen Artilleriebeschuss. Eine Granate kam angerauscht. Erst setzten sie mich ab, ganz behutsam, und dann erst legten sie sich selber hin, wenn die Granate schon laengst irgendwo auseinandergeflogen war. Und der rote Hauptmann, ein junger Mann kaum aelter als ich, war immer dabei, befahl immer wieder, dass sie gut auf mich aufpassen sollten. Und Schmittke ging hinterher, immer in Sorge, sie wuerden mich massakrieren. Der Hauptmann mit seinen zwei Sternen war ganz fertig mit seinen Nerven. Ich vermute noch heute, dass er es war, der mir die zwei Kugeln verpasste, und dass ihm dieses Steh-Auf-Maennchen, das trotzdem immer naeher kam, etwas unheimlich war. Beide Schuesse waren naemlich, wie sich dann herausstellte, nur um ein Weniges danebengegangen. Der Halsdruchschuss sass einen ganzen Millimeter neben der Schlagader und war wegen meiner Schraeglage beim Laufen am unteren Rand des Schulterblattes im Ruecken wieder so herausgekommen, dass die Lunge unverletzt blieb. Und der Hueftdurchschuss war genau ueber dem Hueftknochen hindurchgegangen und hatte sich dann einen Weg gesucht, wo ihm keine Organe begegneten. Doch das erfuhr ich natuerlich erst spaeter am Hauptverbandsplatz. Vorerst schaute ich mir in Unkenntnis dieser Dinge das Schauspiel meiner Gefangenen an, die ueber mir einen sonnigen Himmel rundherum mit ihren braunen Uniformen und stumpfen Gesichtern einrahmten. Dann sah ich Buesche vor mir und auf einmal das Gesicht meines Regimentskommandeurs. Der lachte aus vollem Halse ueber diesen Aufzug. Als man uns kommen sah, dachte man naemlich zunaechst an einen kleinen Ueberfall, und dann entdeckte man auf einmal mich mitten drin in diesem verlausten Haufen. Ich wollte mitlachen, doch es ging noch nicht wieder. Jetzt uebernahmen mich deutsche Sanitaeter und legten mich in eines der gestern im Vorbeigehen entdeckten Haeuser am Waldweg. Ich gab Schmittke noch den Befehl, dem russischen Hauptmann einen Zettel mitzugeben, man moege ihn besonders gut behandeln. Das Haus lag voll von Verwundeten, einer neben dem andern. Da hoerten wir ein Flugzeug, eine Rata heulte heran und ihre Maschinengewehrgarben klatschten in die Haeuser. Geschrei, Granaten flogen, die hintere Wand der Kate fiel ueber uns zusammen und eine grosse Staubwolke stieg hoch. Man holte uns wieder daraus hervor und fuhr uns an den Fluss. Bare neben Bare lagen wir dort und warteten darauf, auf die andere Seite uebergesetzt zu werden. Dabei enthuellte der Russenmantel auf mir seine Geheimnisse. Ich schaetze: dreitausend siebenhundert vierundsechzig - Floehe. Doch ich fror stark und liess ihn darum, wo er war.

Man trug uns auf ein Floss, Schraeg zog man uns an den Drahtseilen ueber den Strom. Ueber uns der blaue Himmel und darin ein russischer Jaeger. Das Floss ruckte, man bremste, man zog wieder an und die Feuergarbe von oben spritzte neben uns ins Wasser. Keiner von uns hatte sich auch nur ruehren koennen. Keiner sagte auch nur ein Wort dazu.

Drueben trug man uns den Hang hinauf und in ein grosses unterirdisches Verliess. Wie der Unterbau einer alten Festung sah es aus. Massive hohe Gewoelbe bargen das Lazarett. Ein Arzt sah nach meinen Wunden und liess sie verbinden. "Unglaubliches Schwein haben Sie gehabt" meinte er und wandte sich schon wieder einem neuen Fall zu. Ich war ganz seiner Meinung.

Abends schaffte man uns "Liegende" hinaus. Ein Sanka stand bereit, uns zum Flugplatz zu fahren. Wir wurden in dem Auto verstaut und los ging die Holperfahrt. Ueber, unter und neben mir stoehnten die Kameraden bei jedem

Stoss. Da, ein Halt, ein fuerchterliches Krachen in der Naehe. "Russische Flieger" meinte der Sanitaetsoffizier in aller Ruhe. Es schien, als wollten die von da drueben uns noch ganz den Garaus machen.

Wir kamen nach Bukarest, ins Luftwaffenlazarett. Ganz entzueckende Kaefer von Krankenschwestern sorgten fuer uns. Nach einer Woche konnte ich weitertransportiert werden nach Wien. Der Lazarettwagen war einem Urlauberzug angehaengt worden. Unterwegs kam der Zugoffizier zu uns. Ein aelterer, gemuetlicher Wiener war es. Er setzte sich und fragte, wie es an der Front aussaehe. Er hatte die Russen im vorigen Krieg kennengelernt. "Ja, und am meisten freut es mich, dass Ihr so gar keinen Unterschied macht zwischen Oesterreichern und Deutschen, sagte er. Wir verstanden nicht einmal, dass es einen solchen Unterschied ueberhaupt geben konnte. Nach einer Stunde kam er wieder mit seinem Stahlhelm voller Zigaretten. Er hatte sie bei den Urlaubern fuer uns gesammelt. Mein Nachbar hatte nur noch ein Bein. Und als er sah, dass ich nur den einen Arm noch bewegen konnte, da meinte er, ob wir nicht eine Akrobatengruppe nach dem Kriege aufmachen sollten. Es war der Uebermut des "Heimatschusses".

Nach der Art meiner Halsverwundung kam ich in die Haende eines Nervenspezialisten, wieder im Luftwaffenlazarett in Wien. Er wollte mich am liebster dabehalten, so interessant war fuer ihn, was jener Halsdurchschuss angerichtet hatte: der Arm war gefuehl- und kraftlos, aber die Hand konnte ich bewegen. Sie gehorchte mir, wie vorher. Er wollte versuchen, die Nervenstraenge wieder zusammenzunaehen. Doch andere Aerzte rieten ab, meinten, man wuerde mit elektrischen Reizen, allerdings in einem laengeren, nicht uebersehbaren Zeitraum, zu einem besseren Resultat kommen.

Wieder einmal war in meinem bewegten Leben mein Wiener Grossonkel an der Reihe, aufzutreten. Ich muss hier einfuegen, dass man ihn, den ehemaligen langjaehrigen Direktor des Burgtheaters, inzwischen in der Oeffentlichkeit eher kennengelernt hatte unter dem Namen Peter Petersen. In "Maskerade" hatte er den Arzt gespielt, in dem Film "Heimkehr" eine aehnliche Rolle. Sein Vollbart und sein Einglas begleiteten ihn auch auf der Leinwand. Ich sagte schon von ihm, dass er uns aus einer Geldverlegenheit half, als wir von Doeberitz auf Urlaub nach Wien kamen. Onkel Max war ein richtiger Wiener geworden, im Dialekt und im Umgang und in der Weltschau. Auch sein Hobby war dort verstaendlich. Er schuf sich auf der Basis von gewoehnlichen Zeitungsmeldungen einen vollstaendigen Ueberblick ueber das deutsche Offizierskorps vom Major an aufwaerts (wir kommen noch einmal darauf zurueck). Er fragte mich nach dem Namen meines Regimentskommandeurs, schlug den Namen auf und sagte mir, welchen militaerischen Werdegang er genommen hatte, Spaeter erfuhren wir, dass die Amerikaner innerhalb ihres OSS (Office of Strategic Services) unter Generalmajor William J. Donovan ab 1941 ebenfalls ein (in der neutralen Schweiz!) installiertes Buero eingerichtet hatten. Aus der deutschen Provinzpresse entnahm man dort wichtiges Material ueber die deutschen Offiziersverluste, da die Todesanzeigen ja veroeffentlicht wurden. Ich machte meinen Onkel damals auf die Moeglichkeit aufmerksam, dass die Gegner also genauso vorgehen koennten, wie er es privat tat. Er hielt es fuer unwahrscheinlich, da sie in groesseren Kategorien daechten. Dennoch habe ich spaeter Oberstleutnant Fechner in Wien auf diesen Komplex aufmerksam gemacht und angedeutet, dass man doch auf jeden Fall einerseits weniger und anderseits unrichtige private Nachrichten bringen koennte. So weit ich unterrichtet bin, wurde dieser Gedanke nicht aufgegiffen. Natuerlich haetten falsche Nachrichten auch im eigenen Lande Verwirrung hervorgerufen.

Max Paulsens alte Haushaelterin erzaehlte mir spaeter einmal, dass er

vor dem Kriege von einem in Frankreich erschienenen Buechlein ueber das Offizierskorps der Deutschen Reichswehr erfahren habe. Da waere er mit einem Koefferchen aus dem Hause gegangen, haette sich eine Eisenbahnfahr-Karte nach Paris gekauft, haette in Paris auf dem Boulevard St.Germain das gesuchte Buch gekauft und waere am gleichen Tage vom Gare du Nord wieder nach Wien zurueckgefahren. Das nennt man HOBBY.

Von meinem Bett aus rief ich ihn an mit der Bitte, mir etwas zu lesen mitzubringen. Er kam, sichtlich besorgt, schon nach ganz kurzer Zeit. Er hatte ein Buch unter dem Arm. Doch war sein Besuch erstaunlich kurz und er bat mich, zu ihm hinaus zu kommen, sowie ich wieder gehen koennte. Nachher erzaehlte er mir, dass ihn eine Krankenschwester im Vestibuel erkannt und um ein Autogramm gebeten hatte. Das war ihm ueber alles wiederwaertig. Ich erinnere, dass er einmal mit mir mit der Strassenbahn ins Zentrum fuhr. Da zeigte ein kleiner Junge ihm gegenueber mit dem Finger auf ihn: "Sieh mal, Mutti, da sitzt Peter Petersen". Seitdem fuhr er nicht mehr mit der Strassenbahn, kein einziges Mal mehr in seinem Leben.

Noch mehrere Male kam ich in die Naehe dieses ausserordentlichen, lieben Menschen. "Nur das moechte ich spielen, was als eigene Anlage in mir liegt", sagte er mir einmal. So spielte er so oft Aerzterollen. Er spielte sich selbst. Er war ein Seelenarzt auch in seinem Alltag. Das Buch, das er mir geliehen hatte, hiess "Alexander der Grosse". Als ich es las, wusste ich, warum er mir im Jahre 1941 gerade dieses Buch in die Hand gegeben hatte. Alexander der GROSSE verheiratete Eroberer und Eroberte miteinander, von Hitler konnte man kaum etwas aehnliches berichten. Er hat mir spaeter, dann, als alles wie von ihm vorhergeahnt, vorueber war, geschrieben, er haette es tatsaechlich damals in der Absicht ueberreicht, damit ich Vergleiche anstellte.

Sowie ich es konnte, setzte ich mich in den Garten des Luftwaffenlazaretts und liess meine heilende Huefte von der Sonne bescheinen. Das beschleunigte die Schliessung der Wunde. Die Kugel war haargenau am Rande der Niere vorbeigeflogen. Erst nach Jahrzehnten hatte ich, und auch nur voruebergehend, deswegen Probleme. Bald schon konnte ich wieder ohne Stock gehen, wenn ich auch noch keine scharfen Wendungen im Hueftgelenk riskieren durfte. Der linke Arm stak in einer Schlinge und ich musste ihn mit der andern Hand hineinlegen oder wieder herausnehmen. Dann steckte ich mit der rechten die linke Hand in die Hosentasche, um ein unkontrolliertes Schlenkern des Armes zu verhindern. So sah ich recht nonchalant aus und bewegte mich ohne Hemmungen. Beim Essen musste ich natuerlich genauso mit der rechten Hand den linken Arm aus der Hosentasche holen und auf den Tisch legen. Beim Aufstehen fiel er automatisch wieder nach unten.

In diesem Zustand wurde ich in das Heimatlazarett nach Hamburg entlassen. Die Reise fuehrte ueber Berlin und ich begab mich dort im Vorbeigehen in die v.d.Heydtstrasse No. 5 zum sogenannten Nachwuchshaus des Auswaertigen Amts. Das war jene Dienststelle, mit der ich seit laengerem in Verbindung stand im Hinblick auf meinen anvisierten spaeteren Beruf. Ein Standartenfuehrer Wisliceny empfing mich dort im I. Stock in einem kleinen Raum. Hinten auf dem Hof stand ein Fahnenmast, an welchem die Reichsflagge hing. Die uebrigen Gebaeudeteile waren belegt mit Dependenzen des Auswaertigen Amts, u.a. mit der Kulturabteilung. Wisliceny erklaerte mir, dass dieses alles nur provisorisch fuer die Dauer des Krieges sei. An sich sei dieser Komplex als Ganzes vorgesehen als Nachwuchshaus. Was meine Person anging, so stellte er an Hand der dortigen Unterlagen fest, dass ich alle ausbildungsmaessigen Voraussetzungen erfuellt habe. Das einzige, was er nicht fand, war meine Mitgliedsnummer bei der NSDAP. Ich versprach ihm, diese nachzureichen.

Jedenfalls hielt er es fuer angebracht, meine Ernennung zum Attaché im Nachwuchshaus des Auswaertigen Amts vorzunehmen.In meiner Gegenwart stellte er ein entsprechendes Antragsformular aus und betonte, dass diese Ernennung auf dem Besoldungsniveau des Assessor (K) erfolge und daher keinerlei Aenderungen diesbezueglich notwendig seien. Meinerseits musste ich eine Art Verpflichtung unterschreiben, wie sie wohl damals von allen Beamten im Hoeheren Auswaertigen Dienst routinemaessig verlangt wurde. Zum Schluss betonte mein neugebackener Vorgesetzter, dass ich zu gegebener Zeit zum Dienst einberufen werden wuerde, dass aber kaum damit zu rechnen sei, dass dieses noch waehrend des gegenwaertigen Krieges der Fall werden wuerde. Wir haben niemals wieder etwas voneinander gehoert. Der immer wieder so unzurechnungsfaehige Zufall wollte es aber, dass ich in dem hohen steinernen Tor beim Hinausgehen einem Herrn begegnete, der mich wegen meines Arms und meiner Humpelei ansprach. Es war der spaetere Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Buenos Aires, Dr. Terdenge. Bei seinem Besuch in Bariloche kamen wir nach Jahren im Gespraech auf dieses damalige Treffen zurueck. Er war damals in der Kulturabteilung des Auswaertigen Amts taetig.

Meine Fahrt endete im Reservelazarett V in Hamburg-Wandsbek. Das gab mir Gelegenheit, meine Grosseltern in Altona zu besuchen. Mein Bruder kaempfte irgendwo im Norden Russlands. Leutnant Bach-Esser und Leutnant Heiden kamen auf Urlaub durch und wir konnten es arrangieren, dass wir drei uns einen Abend im damals noch nicht zerbombten Kaiserhof in Altona sahen. Durch allen jugendlichen Optimismus klang hindurch, dass kaum einer von uns den nicht endenwollenden zermuerbenden (und ein wenig auch als sinnlos empfundenen) Russlandfeldzug ueberleben wuerde. Wir haben uns denn auch niemals wiedergesehen. Schon sehr bald deckte russische Erde meine beiden guten Kameraden.

Dieser Lazarettaufenthalt wurde mir etwas zu langweilig. Wir (das heisst ein einbeiniger Leutnant, ein anderer Offizier mit ausgeheiltem Bauchschuss und meine Wenigkeit) hatten sehr bald raus, wie man ueber einen Balkon im I. Stock bei richtiger Verteilung der Rollen hinunter in den Lazarettgarten und hinaus nach St. Pauli und auch von dort wieder ungesehen zurueck kam, doch das war auf die Dauer nicht das Richtige. Vor allem passierte eine kleine Panne. Der Offizier mit dem Bauchschuss hatte ausserdem einen voellig unaussprechlichen und einmaligen Namen. Eines Tages wird er irgendwo im schoensten Rausch in ein Taxi verfrachtet und der Choffeur bekam den Auftrag "Reservelazarett Wandsbek". Nichts natuerlicheres, als dass er in das offene Tor hineinfuhr und die Alkoholleiche bei der Aufnahme ablieferte. Sodass der diensthabende Arzt am folgenden Morgen bei Ansicht der Personalpapiere meinte: "Wie seltsam, so einen Namen haben wir schon einmal hier". Ja, und dann wurde die Bewachung eben etwas strenger gehandhabt.

Taeglich wurde ich elektrisch bestrahlt und die Laehmung ging nicht zurueck. Die Aerzte stimmten darin ueberein, dass so etwas "wenigstens ein Jahr" dauern wuerde. Mit diesem Bescheid ging ich eines Tages schnurstracks zum Generalkommando und fragte, ob man fuer mich keine bessere vorueber-gehende Verwendung in dieser Genesungszeit haette. Unter Hinweis auf meine beruflichen Absichten und meine Sprachkenntnisse sprach ich von der Militaerverwaltung in Frankreich. Es erfolgte auf dem Dienstweg eine Ruecksprache mit meinen Aerzten. Nach schon einer Woche erhielt ich den Befehl, mich als Ordonanzoffizier bei der Kreiskommandantur in Compiegne zu melden, mit der zusaetzlichen Anordnung zweimal woechentlicher Bestrahlungen und elektrischer Behandlung im Hospital La Pitié in Paris.

Bilder von dem Zusammentreffen Churchills mit Roosevelt im Dezember 1941 und 1942. Churchill laesst keine Gelegenheit voruebergehen, ohne die Welt-freimaurerei anzusprechen, im einen Fall mit dem Griff an die Krawatte, im andern Fall mit dem Zeigefinger.

Im besetzten und unbesetzten Frankreich

Die von den Englaendern auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannte Heilige Johanna gruesst mich von ihrem Standbild vor dem Compiegner Rat-Haus herunter. Die wenigen Hauptstrassen der Stadt kenne ich von meinem ersten Besuch her. Die Kreiskommandantur liegt nicht weit vom Zentrum, in der Rue de Paris. Ihr Arbeitsgebiet ist das Arrondissement Oise, ein Teil des Departaments Somme mit der Hauptstadt Amiens. Dort liegt die vorgesetzte Feldkommandantur. Nicht, wie bei meinem ersten Besuch soll ich mich jetzt unter deutschen Soldaten bewegen, sondern an einem ganz kleinen, beinahe unwichtigen Puenktchen mich mit den Problemen befassen, die sich fuer uns und fuer die franzoesische Zivilbevoelkerung aus der Tatsache der deutschen Besetzung des Landes ergeben. Nicht das Feldgrau, das mich noch auf der Fahrt hierher auf den Bahnhoefen in Aachen, in Maastricht, in Luettich und in Laons wie auch in dem Urlauberzug selbst umgab, soll jetzt mein Milieu sein, sondern die Zivilbevoelkerung. Mehr Beamter als Offizier war ich jetzt geworden. Es erleichterte mir diese Wendung, dass ich bereits in Friedenszeiten die gleiche Eisenbahnstrecke gefahren war und unschwer erinnerte, wie dieses Land ohne deutsche Soldaten aussah. Und es schien mir wie auf Maass geschneidert, was ich von dem Geist erlebte, den die deutsche Besatzungsbehoerde in Frankreich atmete. Voellig im Gegensatz zu dem, was man an Aeusserungen von den Organen und Vertretern der deutschen Besatzungsbehoerden im Osten gewohnt war, herrschte hier ganz eindeutig das Bemuehen vor, die Folgen eines niemals beabsichtigten deutsch-franzoesichen Krieges und die anschliessende Eroberung des Landes so tragbar wie moeglich zu gestalten, alle unnoetigen Haerten zu vermeiden. Und diese ausgesprochen franzosenfreundliche Haltung wurde sogar von Adolf Hitler persoenlich geteilt, der den geschlagenen Marschall Pétain mit den Worten empfangen hatte: "Ich bedaure, Sie in dieser Lage begruessen zu muessen". Ohne Ausnahme duerfen wir daher bei allen noch fallenden Namen von deutschen Vertretern davon ausgehen, dass sie sich eher in Freundes, denn in Feindes Land fuehlten.

Auf franzoesicher Seite war dies nicht in allen Faellen so. Billiger Chauvinismus gekraenkter Militaers, die die schnelle, vollstaendige, selbst herbeigerufene Niederlage nicht verwinden konnten, wurde bald zur Beute von Landesfremden, fast immer Juden, die sich darum bemuehten, eine Untergrundbewegung aufzuziehen und das herrschende gute Einvernehmen zu zerstoeren. So war unsere (und meine) Aufgabe nicht ganz so leicht, wie es im ersten Anlauf auszusehen schien. Es g a b Faelle, wo zugepackt werden musste, aber es wurde zu einem schweren taktischen Fehler, dieses Zupacken auf die weitaus ueberwiegenden uebrigen Franzosen auszudehnen. Es kam also in erster Linie darauf an, sich ein persoenliches Vertrauen bei denjenigen zu schaffen, mit denen man zu tun hatte. Und in offener Zusammenarbeit zu schaffen, aus der dann in g e m e i n s a m e m Vorgehen die Stoerenfriede ausgeschaltet werden konnten.

Ganz in diesem Sinne hatte auch die Kreiskommandantur in Compiègne Boden gewonnen. Ihr Kommandant, mein neuer Vorgesetzter, der Hauptmann Doernte, Kaufmann aus Hamburg-Wandsbek, war ein ganz grosser Koenner in diesem Sinne. Eine echte, aufrichtige Freundschaft verband ihn mit dem Buergermeister von Compiegne und mit dem zustaendigen Gendarmeriekommandanten, Capitaine Maréchal. Ich war gluecklich, dass der Ton, der zwischen diesen dreien herrschte, bald schon auch auf meine Beziehungen zu

Der deutsche Einmarsch in Paris.

ihnen uebertragen wurde.

Mein Vorgesetzter erwartete mich bereits. Von Arbeit sollte aber zunaechst keine Rede sein. Ich sollte erst einmal alle diejenigen kennen lernen, mit denen ich zu tun haben wuerde. Als Quartier wurde mir ein schoenes grosses Zimmer in dem schlossartigen Gebaeude in der Rue de Paris angewiesen, in welchem auch alle anderen Herren der Komandantur wohnten. Ich lernte sie an der Tafelrunde kennen:

Hauptmann Fehler, Oberstudiendirektor aus Hamburg, die rechte Hand des Kreiskommandanten, ein feiner, altphilologisch gebildeter Herr, der es verstand, auch ernsteste Diskussion mit einem freundlichen Laecheln erfolgreich zu bestreiten,

Oberleutnant Rahm, der Adjutant. Er trat kaum in der praktischen Arbeit in Erscheinung. Seine Taetigkeit erschoepfte sich im Umgang mit den deutschen Behoerden.

der Jagdoffizier, im Range Oberleutnant. Er hatte die Aufgaben eines Revierfoersters im ausgedehnten Forst von Compiegne zu bestreiten, was dann teilweise identisch wurde mit der Versorgung von Wildbret fuer die Kommandantur,

der Gedarmerieoffizier, der die polizeiliche Taetigkeit der Franzosen zu steuern hatte. Ein immer zu Scherzen aufgelegter, alter Kriminalist, der aus Gewohnheit wusste, dass man in seinem Fach niemals aus einem Floh einen Elefanten machen durfte,

Die deutsche Uniform gehoert zum Strassenbild. Es war der "europaeische Fruehling", den man dann verbrecherisch erstickte.

unser Zahlmeister,
ein Schreibfraeulein, die dann meine Sekretaerin wurde und da im Laufe der Zeit sehr fleissig sein musste, um den anwachsenden Papierkrieg puenktlich zu bewaeltigen.

Der Ton war wie zu erwarten herzlich und kameradschaftlich. Ein wenig abseits stand lediglich der Adjutant.

Hauptthema an diesem ersten Mittagessen waren die Leckerbissen, die der Jagdoffizier auf den Tisch gezaubert hatte, Wildschweinbraten. Den Franzosen waren alle Waffen abgenommen worden. In der Kommandantur gab es einen grossen Raum voll von Jagdwaffen, alle fein saeuberlich nummeriert und mit Namen und Anschrift des Eigentuemers versehen. An Stelle dieser ausgefallenen Jaeger musste nun der Jagdoffizier den Wildbestand in Grenzen halten. Unsere Baeuche brachten dafuer das notwendige Opfer, um groesseren Flurschaden zu vermeiden. So etwa gleichzeitig erfuhr ich auch eine ganze Reihe von guten Quellen, wo man diesen oder jenen Leckerbissen zur Vervollstaendigung der Tafelfreuden einkaufen konnte. Zusammen mit Hauptmann Fehler besuchte ich in den naechsten Tagen eine Champignonzucht, eine Kaesefabrik, Obstkulturen und Weinkellereien. Das savoir vivre stand sicher nicht klein geschrieben in diesem Kreise.

Als Jurist schob man mir dann als naechstliegenden Arbeitsbereich alles das zu, was ueber den normalen Rahmen hinausging. Da ich praktisch selbstaendig zu entscheiden hatte, aber auch alles persoenlich bei meinem Vorgesetzten auszubaden hatte, was etwa schief ging, so war meine Taetigkeit fuer mein ganzes spaeteres Leben keine zu unterschaetzende Schule. Und ich

weiss seitdem, woher etwa ein englisches Weltreich sich seinen faehigen Nachwuchs, sagen wir im Indienamt, geholt hatte. Eben aus der Praxis selbst. Es gibt keine Reiche, die aus dem Boden gestampft werden koennen. Auch ein Grossdeutschland wuerde laengere Jahre brauchen, bevor die erste braune Garnitur durch befaehigtere Persoenlichkeiten haette ersetzt werden koennen. Im schnellebigen XX. Jahrhundert war das ein gewagtes Unterfangen. Immer wieder kehrten meine Gedanken zurueck zu dem, was man damals im Osten vorhatte, und zum Teil konkret in Angriff genommen hatte. Da hatte man den Gauleiter von Schleswig-Holstein, Lohse zum Gebietskommissar ernannt. Wir kannten ihn in Altona. Er hatte es fertig gebracht, 1933 die dortige Koenigsstrasse in Hinrich-Lohse-Strasse umzubenennen.Nach Frankreich hatte man andere Menschen geschickt. Da war vor allem der bisherige Frankreichreferent der Reichsjugendfuehrung, der Volksschullehrer Otto Abetz, ein Verehrer Franzoesischer Kultur. Er wurde Botschafter in Paris. Und unter ihm lag die deutsch franzoesische Kulturpolitik dann in den Haenden von Persoenlichkeiten wie Ernst Achenbach, Karl Epting, Friedrich Grimm und Friedrich Sieburg. Ihnen antworteten auf franzoesischer Seite die ueberwaeltigende Mehrheit der Verlage und der Schriftsteller. Pierre Drieu La Rochelle, Lous Ferdinand Céline, standen neben vielen anderen auf gegen die Flut zumeist juedischer Feuilletonisten, die in Zirkeln und Lektoraten und literarischen Zusammenschluessen mit der ihnen ueblichen Regsamkeit Schaum geschlagen hatten, die dann ihr Koefferchen packten, um erneut nach dem mit amerikanischen Waffen errungenen Sieg das echte Anliegen einer deutschfranzoesischen Annaeherung nicht nur in ihren gedruckten Seiten laecherlich zu machen, sondern brutal blutig in einem selbst fuer Frankreich neuen terroristischen Massenmorden

Meine Dienststelle in Compiègne

Freimaurerausstellung im Petit-Palais in Paris. Sie fand ausserordentliches Interesse. Tagelang standen die Leute in einer kilometerlangen Schlange an.

Abfahrt franzoesischer Legionaere zum Kampf im Osten.

als letzte ihrer "geistigen Waffen" zu beseitigen. Abetz wurde ins Gefaengnis geworfen, Lavalle grausam ermordet. Doch dieses traurige Ende der auch hier wieder boeswillig entstellten ehrlichen Bemuehungen unserer Generation um ein "Neues Europa", war zu meiner Zeit noch nicht abzusehen. Noch gruesste man uns ehrlich freundlich, wo auch immer wir auftraten. Noch waren die Franzosen nicht verhetzt worden von den Radiosendungen aus London und Dover.

Von Madrid nach Russland.

Aus der Fuelle der mir vorgetragenen Faelle moechte ich jetzt einiges herausgreifen.

Chantilly mit seinen beruehmten Rennplaetzen gehoerte zu unserem Verwaltungsbereich. In dem geraeumigen Pfoertnerhaus eines Gestuets hatte ein deutscher Unteroffizier einer Veterinaereinheit Quartier bezogen. Der Verbrauch von elektrischem Strom musste aber franzoesischen Behoerden gezahlt werden. Eines Tages nun entdeckte ein Beamter der Gemeinde Chantilly, oh Schreck, oh Graus, dass dieser boese Unteroffizier heimlich, still und leise eine Lichtleitung angezapft hatte und also Licht brannte, das somit durch keinen Zaehler der Deutschen Wehrmacht lief. Der franzoesische Beschwerdefuehrer kam persoenlich mit der Eisenbahn zu mir nach Compiegne und ich erhielt schon nach wenigen Saetzen den Eindruck, dass der Mann die Sache aufbauschte. Er wollte deutlich den boches etwas Schwierigkeiten bereiten. Nach seinem ersten Besuch stellte ich in einer Unterhaltung mit dem betreffenden Unteroffizier fest, dass dieser Zustand bereits eineinhalb Jahre bestand. Im uebrigen war die Einheit bereit, den Strom zu bezahlen. Ich rief erneut den Denunzianten zu mir und fragte ihn, wieviel Strom seiner Schaetzung nach wohl verbraucht worden sei. Er konnte es nicht sagen. So blieb mir denn, ganz beseelt von dem Willen, der Gemeinde Chantilly ja um Gotteswillen keinen Schaden durch so einen ueppigen deutschen Unteroffizier zukommen zu lassen, nichts anderes uebrig, als vorzuschlagen, dass die Gemeinde nunmehr einen Zaehler an jenem Pfoertnerhaus anbringen liess, und dass sie dann noch einmal den inzwi-

Die deutsch-franzoesische Waffenstillstandskommission in Wiessbaden. Man vergleiche damit das flegelige Benehmen Eisenhowers in Reims.

schen verstrichenen Zeitraum von eineinhalb Jahren abwarte, um am Ende den verbrauchten Strom zu verdoppeln und uns die entsprechende Rechnung zu uebersenden. Der Mann unterschrieb und hat bestimmt in Zukunft einen direkteren und konzilianteren Weg gefunden, sich mit den Deutschen zu unterhalten.

In Senlis hatte unser Hauptmann (und nicht umsonst Oberstudiendirektor) Dr. Fehler eine sehr wertvolle Bibliothek in einem Privathaus entdeckt, dessen Bewohner vor den Deutschen geflohen und bislang nicht wieder zurueckgekehrt waren. Dr. Fehler fuhr zum Militaerbefehlshaber nach Paris, um dort zu erwirken, dass die gefaehrdete Bibliothek unter den Schutz der Deutschen Wehrmacht gestellt werde. So schilderte er uns den Hoehepunkt seiner Reise dann: "Ich wurde zu einem Archivrat gefuehrt. Eine Tuer oeffnete sich. Den Stahlhelm unter dem Arm, im vorschriftsmaessigen Dienstanzug, trat ich in einen grossen, herrlichen Raum, an dessen hinterer Front hinter einem Tisch ein Juengelchen sass, das mir mit einer mueden Handbewegung gebot, einen Augenblick zu warten. Ich stand noch etwa zwei Minuten mit zusammengeklappten Hacken an der Tuer, waehrend jener in einem Buch blaetterte. Dann drehte ich mich um und ging hinaus". Hauptmann Fehler trug das EK I des Ersten Krieges.

Eines Tages befahl ich, dass die Schulinspektoren des Arrondissements sich bei mir einzufinden haetten. Fuenf Mann hoch erschienen sie, aeltere Herren, denen Frankreich die Erziehung der Kinder in diesem Bezirk anvertraut hatte. Man sah es ihnen an, einerseits ein wenig Schiss in den Kniekehlen, andererseits ein wenig erstaunt ob dieser Zitierung, und praedisponiert, sich von der Besatzungsmacht nicht in ihre Arbeit dreinreden zu lassen. Denn, was hatten diese guten Buerger schon alles von den Deutschen gehoert. Alle waren sie in einem Alter, in welchem sie noch die Deutschenhetze im Ersten Weltkrieg mitgemacht hatten, damals, als wir Deutsche wehrlose Frauen erschossen, Kinderhaende abhackten, wie es ihre Zeitungen taeglich gebracht hatten (denn Zeitungen waren damals die Bazillentraeger, deren Rolle heute die Holocaustfilme erfuellen). Aus den ersten gewechselten Saetzen kam dieser Abstand deutlich zum Ausdruck. Dann ging ich zum Thema ueber und hielt ihnen eine kleine Rede, die ich im Text noch vor mir liegen habe: "Seien Sie unbesorgt, wir Deutsche verlassen Frankreich eines Tages wieder, mag es morgen sein oder uebermorgen. Die deutsche Besetzung ist eine voruebergehende Zeiterscheinung. Sie geht vorueber, auch wenn Sie sich in Ihrem Unterricht nicht dagegen stemmen. (Besorgtes Kopfnicken: So etwas tun wir ja doch gar nicht). Vergessen Sie auch nicht, dass wir garnicht kommen wollten. Sie haben uns den Krieg erklaert. Wir haben ihn nicht gewollt. Wir haben ueberhaupt keine Gebietsforderungen gegen Sie gehabt und auch jetzt noch nicht erhoben, obwohl es doch leicht moeglich waere. Vergessen Sie darum nicht vor lauter feldgrauen Uniform in Ihren Strassen, dass es ganz andere Feinde unserer gemeinsamen europaeischen Kultur gibt, und nutzen Sie diese Jahre, in denen wir uns niemals in Ihren Unterricht mischen werden, dazu, die Kinder in diesem Sinne zu erziehen, ueber die fuerchterliche Tragik des deutschfranzoesischen Krieges hinweg die allgemeinen europaeischen Interessen gegenueber dem Materialismus von Ost und West zu erkennen und zu verteidigen lernen." Mein franzoesisch war nicht perfekt genug fuer ein derartiges Thema, in welchem eine ganze Skala von Gefuehlen haette zum Ausdruck gebracht werden muessen. Um so mehr war ich ueberrascht ueber den Erfolg meiner Worte. Ich hatte ins Schwarze getroffen! Ganz begeistert erwiderten mir alle fuenf durcheinandersprechend, wie sehr ich ihnen aus der Seele gesprochen haette. Sie waren froh, dass einmal ein Deutscher mit ihnen derart "offen" sprach. Ich fuegte noch einmal mein Versprechen hinzu, niemals irgendwo den Schulunterricht kontrollieren zu lassen, betonte, dass sie diesbezueglich von mir aus voellig freie Hand haetten, dass wir kein einziges Geschichtsbuch verbieten wuerden, dass wir uns ganz und gar auf die Weisheit und das Verantwortungsbewusstsein der Lehrer verlassen und auf den guten Willen der vor mir stehenden Inspektoren. Wir schieden als Freunde und ich konnte in Unterhaltungen mit nahe stehenden Franzosen feststellen, dass tatsaechlich in unserem Landkreis kein Grund zu Klagen war. Selbst in den schwierigsten Augenblicken nach der angelsaechsischen Invasion hat es im Raum Compiegne keine Kriegsverbrechen an deutschen Soldaten gegeben. Dabei gehoerte auch ein ausgesprochenes Industriegebiet wie der Eisenbahnknotenpunkt Creil dazu.

Reihum lief ein Urlaubsplan fuer die Angehoerigen der Kommandantur. Auf Wochen voraus wusste man, wer drankam. Auf Wochen hinaus schaffte der Betroffene an und in seinem Quartier haeuften sich die Paeckchen. Unseren Wehrsold erhielten wir in franzoesischen Franken. Dafuer konnten wir einkaufen, was es gab. Die Einfuhr deutschen Geldes war von der Militaerverwaltung verboten worden, um einen "Ausverkauf" Frankreichs zu vermeiden. So blieben diese Einkaeufe im allgemeinen in den vorgesehenen Grenzen.

Missbrauch konnte bestraft werden. Doch auch diejenigen, die nicht gerade selbst an der Reihe waren, kauften ein. Man gab anderen Urlaubern Pakete mit. Daher sah so ein Urlauberzug in Richtung Heimat reichlich bunt aus und alle Abteile waren regelmaessig bis oben hin ueberfuellt. Solange die franzoesische Bevoelkerung nicht klagte - und sie war im Gegenteil garnicht unzufrieden mit diesem Umsatz, denn die Waehrung blieb stabil - war fuer uns auch kein Grund zum Einschreiten gegen einzelne Landser. Der Strom dieser Waren verteilte sich im Reich in so breiter Form, dass man sagen konnte, die Heimat als Ganzes spuerte ihn.

Dennoch konnte man auch uebertreiben, und es gab leider deutsche Soldaten und Offiziere im besetzten Frankreich, die es bald als einzigen Zweck ihres Daseins ansahen, Paeckchen in die Heimat zu schicken, dabei nicht einmal, um dort zu helfen und zu erfreuen, sondern um damit regelrechte Geschaefte zu treiben. Zu denen, an die ich hier denke, gehoerte unser Adjutant. Kein Mann unserer Einheit ging fort, ohne dass er ihn nicht mit Paeckchen ueberlud. Frontsoldaten des Ersten Krieges, wie Hauptmann Doernte und Hauptmann Fehler verachteten ihn offen und schnitten ihn gesellschaftlich. Sie versuchten festzustellen, mit welchen Geldmitteln er diese Einkaeufe taetigte, doch gelang es nicht, ihn des Devisenvergehens zu ueberfuehren. So lief er als schwarzes Schaf in der Gemeinde mit.

Uns, die wir den Krieg ueberlebten, draengt sich natuerlich ein Vergleich auf mit jenen Besatzungsmaechten, die wir spaeter in unserer Heimat erlebten. Da ist mir in guter Erinnerung die Kaiserstrasse in Frankfurt. An der zweiten Ecke linker Seite, wenn man vom Bahnhof kam, war eines der damals beruehmtberuechtigten Tauschgeschaefte. Da standen in dem sehr geraeumigen Schaufenster ganze Meissner Porzellanservice. Angeboten wurden sie gegen soundsoviele Stangen Zigaretten. Draussen im Rindstein sassen die Frauen der Herren amerikanischen Offiziere und warteten auf die Oeffnung des Geschaefts. Ich kann mich beim besten Willen nicht daran erinnern, aehnliches Pluendern im von uns besetzten Frankreich gesehen oder davon gehoert zu haben.

Eine sehr alte Dame kam zu mir, begleitet von einer huebschen, jungen, ich haette beinahe gesagt Prinzessin. Und es war eine wirkliche Prinzessin Liven. Seit der Oktoberrevolution 1917 lebten sie hier in Compiegne, fern ihrer russischen Heimat. Jetzt fragten sie an, obwohl die Moeglichkeit bestuende, dass sie wieder in ihre Heimat zurueckkehren koennten. Ich vertroestete sie auf nach dem Kriege und riet ihnen sehr deutlich, bis dahin bei keiner deutschen oder franzoesischen Behoerde irgendwelche Gesuche in dieser Richtung abzugeben. Verschiedentlich noch traf ich die beiden feinen Menschen aus diesem oder jenem Anlass. Vor allem war es mir moeglich, ihnen etwas Geld besorgen zu koennen. Sie lebten, ohne zu klagen, in bitterster Armut. Dann zogen sie nach Paris und ich verlor sie aus den Augen.

Alouette. Es war bei einem Dienstbesuch auf der Ortskommandantur von Chantilly, dass ich sie kennen lernte. Nach meinen Begriffen war sie sehr schoen und wir freundeten uns schnell an. Sie half dort als Dolmetscherin und nach einer Unterhaltung ueber die Gesellschaft pensionierter hoeherer Offiziere (ihr Vater gehoerte auch dazu) in diesem Wohnort, fragte ich, ob sie mir nicht das Schloss von Chantilly zeigen koennte. Ueber die alte Schlossbruecke gingen wir in den Hof, Grosse moosgruene Karpfen schwammen in dem breiten Burggraben. Wir hatten einen Schluessel und wanderten durch die leider zumeist leeren Raeume. Nichts war zur Besichtigung hergerichtet, das Mobiliar irgendwo vor den Deutschen versteckt worden. Was noch vorhanden war, schlief zugedeckt unter grossen Leinentuechern. Wir

bewunderten die farbpraechtigen Tapeten und Alouette erklaerte mir, was die Malereien bedeuteten. Als wir uns alles angesehen, verabschiedeten wir uns und Alouette versprach, mich einmal in Compiegne zu besuchen. Mehrmals kam sie uebers Wochenende dorthin. Dabei erfuhr ich, dass sie die Stellung einer Sekretaerin bei De Brinon in Paris bekommen haette. So sahen wir uns in der Hauptstadt wieder, wohin ich zweimal woechentlich zur Bestrahlung meines Armes musste. Noch im Dunkel der Nacht fuhr mein Zug von Compiegne ab. Es gab in diesen gewoehnlichen Zuegen Abteile, die fuer die Deutsche Wehrmacht reserviert waren. Sie waren leider immer leer. Ich haette mich gerne waehrend der Fahrt mit den Landleuten unterhalten. Der Bahnhofsvorsteher pfiff auf seiner Pfeife und der Zug setzte sich in Bewegung. Er klapperte alle kleinen Stationen ab und war erst gegen Mittag in Paris. Es kam vor, dass sich ein Baeuerlein in der Tuer irrte. Wenn er dann die Stufen zum Abteil hinaufgeklettert war und mich sah, stiess es erschreckt ein "Pardon, Monsieur! aus und liess sich in keinem Falle davon abhalten, so schnell wie moeglich wieder zu verschwinden. Es war mir unmoeglich, dahinter zu kommen, in welcher Form und wer diese einfache Landbevoelkerung gegen uns aufhetzte. Ich sass in der Abteilecke und hoerte draussen ausrufen: Pont St. Maxence, Verneuil, Creil, St. Maximin und wie die Stationen alle hiessen.

Dass gehetzt wurde, spuerte man hier und dort. Eines Tages weht eine anonyme Anzeige auf meinen Schreibtisch, wonach in La Croix St. Ouen, einem kleinen Weiler mitten im Compiegner Wald eine Frau N. N. abgesprungene englische Agenten beherberge. Normalerweise gab ich auf derartige anonyme Anzeigen nichts, oder besser gesagt, musste mich in jedem Falle sehr zwingen, der Geschichte nicht nachzugehen, denn die Versuchung war gross: vielleicht stak gerade diesmal doch etwas dahinter. In diesem Falle hatte ich mich darueber gewundert, dass aus einer derart versteckten Ecke eine so konkrete Behauptung kam. So ritt ich dorthin. Der Ort bestand aus vier oder fuenf kleinen Bauernhaeusern und einem groesseren schlossaehnlichen Gebaeude. Letzteres war die angegebene Adresse. Ein juengerer Mann, an die 35, Typ Saint Cyr, oeffnete mir die Tuer und ich berichtete ihm von der Anzeige, die ich bekommen haette. Er lachte, verstand meine dienstliche Pflicht und bot sich an, mir sofort das gesamte Haus zu zeigen, insbesondere mich der in der Anzeige genannten Dame vorzustellen. Er fuehrte mich zu seiner Grossmutter. Diese sass in einem kostbaren Sessel, laechelte mich an und verstand offensichtlich in ihrer Senilitaet ueberhaupt nicht, um was es ging. Ich war gezwungen, mich ihr zu naehern, kuesste ihr die Hand und entschuldigte mich bei dem Enkel, der schweigend daneben stand. Ich war froh, dass ich nicht polternd hereinkommen war. Und doch hatte ich waehrend des ganzen Theaters das deutliche Gefuehl, dass hier etwas nicht stimmte. Ich entschuldigte mich, der junge Herr verbeugte sich und ich ging zu meinem Pferd zurueck. Vierzehn Tage spaeter umstellten wir das Haus und fanden in ihm einen englischen Offizier.

Herrlich war dieser grosse Forst. Ich ritt ueber einen immergruenen Waldboden, bedeckt mir Krokus und anderen Blumen. Verschwiegene kleine Flecken gab es, die weitab lagen von allen Wirren jener Zeit. Ein Hund bellte, wenn man naeher kam, das Pferd wurde an den Zaun gebunden und mademoiselle lachte. Es war alles so unbeschwert.

War ich in Paris, so war ich in etwa einer Stunde mit der Behandlung fertig. Der Arzt hatte befohlen, den Arm immer in der Schlinge zu tragen, doch habe ich das damals zumeist nur noch in seiner Sichtweite getan. Da ich in Zivil in die Stadt fuhr, sah ein Arm in der Schlinge zu sehr nach Ver-

wundung aus, nach deutschem Offizier. Im Zentrum wartete um die Mittagszeit Alouette auf mich. Sie kannte die besten (aber auch preiswertesten) Lokale, sie wusste von guten Konzerten. Ich war mit ihr in der Ausstellung, die Thierak mit seinen Kolossalfiguren in der Orangerie am Place de la Concorde veranstaltete. Die nach dem Kriege uebliche Haltung der Schreiberlinge, an allem Deutschen etwas auszusetzen zu haben, ging auch an Thierak nicht vorueber. Damals hoerte ich jedoch viele Franzosen, die "etwas daran fanden". Und Franzosen sind anders als Deutsche, sie scheuen sich nicht, zu kritisieren, wenn ihnen etwas nicht gefaellt. Sie haben viel oefter einen etablierten Geschmack und lassen sich seltener etwas vorreden. Hinzukam im vorliegenden Fall, dass unser franzoesischer Bekanntenkreis in Paris keineswegs zu den collaborateurs partout gehoerte.

Zu unserem Zirkel gehoerte auch Major Beumelburg bekanntgeworden in weiteren Kreisen durch seine Romane aus dem I. Weltkrieg. Er war Verbindungsoffizier zwischen Militaerbefehlshaber und De Brinon, dem Botschafter Vichys in Paris. Sein Franzoesisch war dieser Aufgabe nicht immer gewachsen. So kam er zu Alouette und liess sich von ihr franzoesisch aufsetzen, was er in jener Sprache vorlegen wollte. Da das Maedchen dabei unbedingt korrekt uebersetzte, nicht entfernt daran dachte, aus dieser Verbindung unredliche Vorteile fuer die franzoesische Seite zu schlagen, verlief das auch ohne jemals hoehere Wellen zu schlagen, obwohl man eigentlich in solchen Faellen nicht gerade die Gegenpartei zu beanspruchen pflegt. Aergerlicher war jedoch, dass der Herr Major bei diesen Anlaessen nur selten nuechtern war. Abetz bat mehrfach und vergebens um die Abloesung dieses Herrn, der die Etappe offensichtlich nicht gut vertrug. Der Fall war nicht einzig. Abgesehen von einer gut gewaehlten deutschen geistigen Elite, stiess der Franzose nur zu oft auf ungeschlachte Deutsche. Ich konnte es erleben (und mit mir tausende von Franzosen, die diesen Weg nahmen), dass auf einem langgestreckten Balkon im I. Stock eines Gebaeudes in der Rue de Rivoli, gegenueber den Tuillerien, Luftwaffenhelferinnen in der Nachmittagssonne in Unterroecken sassen und sich braun brennen liessen. Mag sein, die Amis boten spaeter noch unpassendere Bilder, es schockierte uns.

Auch das altertuemliche Beauvais gehoerte zu unserem Arrondissement. Wie reich ist doch Frankreich! Mein Besuch war rein dienstlicher Natur, denn dort wirtschaftete ein Zahlmeister, der den Ernst unserer Zeit nicht vergessen hatte. In dauernd weiter ausgedehnten Anlagen liess er Kartoffeln und alles moegliche andere Gemuese, das er aus der Umgebung aufkaufte, trocknen und diese auf solche Weise haltbar gemachten Lebensmittel gingen zuegeweise nach Osten. Aus eigener Initiative heraus hatte er die Arbeit begonnen, nachdem er den landwirtschaftlichen Reichtum dieses Landstriches erkannt hatte. So entstand hier bald ein nicht zu unterschaetzender Beitrag zur Ernaehrung der Truppen am anderen Ende Europas. Mein Besuch galt, die Unterstuetzung der Kreiskommandantur bei der Beschaffung von Arbeitskraeften und Transportmitteln anzubieten, doch hatte der einfallsreiche Mann schon alles gut eingefaedelt. Er war in der Umgebung zu einer erwuenschten Erwerbsquelle fuer viele Bauern geworden. Mir blieb kaum mehr uebrig, als mir bei einem Rundgang den Betrieb anzusehen.

Im Wagen ging es an jenem Tage dann von Beauvais ueber Creil nach Chantilly. Dort war nicht nur Alouette zuhause, sondern auch ein Landschaftsmaler, Gaston Durel. Er lebte davon, seine Bilder, vor allem mit nordafrikanischen Motiven, an deutsche, zahlungskraeftige Offiziere zu verkaufen. Ich erstand vier Bilder, schickte eines davon meinem Arabisch-Lehrer

Prof. Strothmann nach Hamburg als Lebenszeichen, und die andern drei nach Hause. Jetzt, da ich dieses niederschreibe, haengen sie hier in meinem Arbeitszimmer, nachdem sie eine beinahe wunderbare Odyssee um den ganzen Erdball hinter sich haben. Weniger Glueck hatte der kunstliebende Major Koch einer Veterinaereinheit in Chantilly. Er legte seinen ganzen Wehrsold in diesen Oelgemaelden an und hing sie in seiner Wohnung am Grindel in Hamburg auf. Ein britischer Terrorangriff vernichtete das ganze Stadtviertel in einer einzigen Nacht. Kein einziges Bild wurde gerettet. Zum Hohne bauten die gleichen Gangster dann eine Gruppe von Wohnhochhaeusern auf ihren Schandplatz und ruehmten diese geschaeftstuechtige Kroenung ihres Vorgehens als soziale Grosstat im Nachkriegshamburg.

Nicht nur diese drei Bilder erwarb ich als bleibendes Andenken an Compiegne, sondern auch eine schoene grosse schwarze Aktenmappe. Sie wanderte spaeter mit mir ueber die Alpen, sie schwamm mit mir ueber den Ozean und diente mir in den ersten zehn Jahren als Buchhalter in Bariloche, bis sie dann wirklich ausgedient hatte. Doch, weggeworfen wurde sie noch lange nicht. Als Andenken an eine Zeit, da alles noch ohne Bruch mit mir vorgegangen war, als treuer (beinahe einziger) Begleiter in den Jahren der grossen Umstellung, kommt sie immer noch mal in Notfaellen zu ihrem Recht und muss heute Gemuese, Aepfel und Birnen vom Markt holen.

In meinem Standort Compiegne war es, wo mir die Augen aufgingen ueber eine besondere Technik uns feindseliger Franzosen. Ich ueberschritt die Geleise, als der Bahnhofsvorsteher auf mich zukommt und mich auf einen Befehl der deutschen Militaerregierung aufmerksam macht, dass das strengstens untersagt sei. Mir blieb gar nichts anderes uebrig, als einen grossen Umweg zu machen und mich noch bei dem Rotbemuetzten fuer seinen freundlichen Wink zu bedanken. "Die boches mit ihren eigenen Waffen schlagen" hiess diese Technik.

Es wurde schon erwahnt, dass in diesen Villenorten noerdlich von Paris viele ehemalige Offiziere ihr zurueckgezogenes Dasein hatten. Kein Wunder, dass sie im Erinnerungsglanz ihrer Auszeichnungen im kleinen Kreise ihren Aerger ueber die Blamage von 1940 zum Ausdruck brachten. Eines Tages kommt so ein Herr zu mir ins Buero, Alter schaetzungsweise 70 Jahre. Er ging am Stock und hatte nur noch einen Arm. Letzter Rang Oberstleutnant der Luftwaffe. Er besass in Chantilly ein Haus, das von einer Luftwaffeneinheit belegt war. Als Schwerkriegsbeschaedigter bat er mich um die Freigabe seines Hauses. Mit Recht konnte er darauf hinweisen, dass andere gleichwertige Haeuser unbewohnt in der Naehe staenden. Ich nahm mich des Falles an. Nach verschiedenen schriftlichen und telefonischen Bemuehungen erhielt ich den Bescheid des Reichsmarschalls persoenlich, dass eine Freigabe nicht in Frage kaeme. Nachdem ich dem franzoesischen Oberstleutnant dieses mitteilte, gab ich ihm die Hand und verbeugte mich etwas mehr als sonst ueblich und bot ihm ueber die Ortskommandantur in Chantilly ein anderes Gebaeude an. Mehr als Verbeugen konnte ich mich nicht, denn was ich von so einem Reichsmarschall dachte, konnte ich ihm nicht gut sagen.

Truppen, die in Compiègne Quartier bezogen, erhielten dieses durch uns angewiesen. Wegen der Besichtigung solcher Unterkuenfte kam ich in Beruehrung mit weiten Kreisen in der Stadt und ihrer Umgebung. Ich kann nicht sagen, dass ich auf offene Unlust und Widerstand dabei jemals gestossen bin. Wir zahlten die Quartiersgelder aus und regelten auch alle etwaigen Beschwerden franzoesischer Quartiersleute, die sich aus der Ein-

quartierung ergaben. Solche Beschwerden waren ausgesprochen selten, denn die betreffenden Einheitsfuehrer bemuehten sich natuerlicherweise immer schon moeglichst direkt, beim Abzug alles in Ordnung zurueck zu lassen, um Weiterungen gegenueber der Militaerverwaltung zu vermeiden. Wir waren dafuer bekannt, dass wir in den uns angetragenen Faellen scharf zuzupacken pflegten. Ich erinnere, dass ich einen Gefreiten mit drei Tagen Arrest bestrafen liess, weil er aus einem Quartier eine Nachttischlampe hatte mitgehen lassen. Ich will nur hoffen, die Franzosen vergassen spaeter nicht, Vergleiche anzustellen mit den amerikanischen Truppen.

Schon zu meiner Zeit begannen die Englaender mit naechtlichen Einfluegen, sei es, um Sabotagetrupps abzusetzen oder um Bomben zu werfen. So fuhren wir manchmal nachts hinaus, um die angeordnete Verdunkelung zu kontrollieren. Besonders die oestlichen Teile des Landkreises mit den grossen Domaenen waren Ziel dieser Fahrten. Dunkel standen in grossen Flecken die Waelder zwischen den Feldern, als wir uns so eines nachts Crépy en Valois naehern. Hell strahlt da Licht aus einer ferme in den Himmel. Doch vergebens warten wir still bis zum Morgengrauen auf einen etwa herabsinkenden Fallschirm. Dann sahen wir im Naeherkommen, dass die Tuer offen geblieben war, waehrend drinnen ein Kranker versorgt wurde.

Es war unvermeidlich, dass ich mir dann in Paris einen Offiziersmantel aus besonders schoenem, schwerem Stoff machen liess. Das geschah in einer urspruenglich franzoesischen Uniformschneiderei, zu der wohl nach und nach alle deutschen Offiziere und Sonderfuehrer der naeheren und weiteren Umgebung pilgerten, um die Kartei des alliierten Nachrichtendienstes zu vervollstaendigen. Es machte wenig aus, dass ich als Ausnahme Namen und Dienststelle unrichtig angab. Dazu kam von anderer Stelle ein Ledermantel, der gefuettert getragen werden konnte. Er wurde mir in den kalten Balkanwintern besonders wertvoll; und eine elegante Uniformhose, die zwanzig Jahre spaeter das Zeitliche segnete, zerschnitten als Bohnerlappen auf dem Parkettfussboden unseres Hauses in Bariloche in Patagonien.

Natuerlich besuchte ich auch jene Personen und Stellen, bei denen ich vor dem Kriege in Paris gewesen war. Die concierge in der Rue de Richelieu No. 5 fragte ich nach dem Verbleib von Claude. Er war in einem Spaehtruppunternehmen an der deutschen Grenze schon bald nach der franzoesischen Kriegserklaerung gefallen. "Ich erinnere mich noch gut an Sie", meinte die Pfoertnerin. "Sie haben ja auch etwas abbekommen" fuegte sie unter einem Blick auf den Arm in der Schlinge hinzu. "Sie sollten doch die Eltern besuchen. Sie wohnen ganz in der Naehe, in der Avenue de l'Opéra". Ich notierte mir die Adresse, bat aber ausdruecklich doch darum, Gruesse von mir auszurichten und ging dann doch nicht zum General Guilhermet. Es waere ja voellig unmoeglich gewesen, peinliche Themen zu umgehen. Claude gehoerte der anglophilen Kriegspartei an, Frankreich aber hatte soeben erst einen Grossteil seiner Flotte durch einen Ueberfall der Englaender in Mers el Kebir verloren, Guilhermet war zu jenem Augenblick militaerischer Befehlshaber in Algier gewesen. Was mag dieser alte franzoesische Offizier erst gesagt haben - wenn er es noch erlebt hat -, als nach Besiegung der tapfer kaempfenden Vichyfranzosen in Syrien, in Marokko, in Madagaskar, in Indochina, auf angelsaechsischen Druck hin Frankreich sein gesamtes Ueberseeterritorium verlor! Fuer was und fuer wen war sein Sohn gefallen?

Wenn ich von Paris zurueckkam, war es spaet in der Nacht, doch an

anderen Tagen war mein Dienst oft schon am Spaetnachmittag beendet und ich hatte Zeit, mich meinen privaten Sprachstudien zuzuwenden. In der Tasche hatte ich immer ein Buechlein bei mir, um mir neue Ausdruecke und Redewendungen, die mir auffielen, sofort zu notieren. Daraus stellte ich spaeter eine Sammlung franzoesischer Redensarten zusammen. Abwechselnd aber mit diesen Sprachstudien ging ich wieder einmal meine juristischen Lehrbuecher durch. Man sagt, man muss eine Sache erst dreimal vergessen haben, bevor sie ganz sitzt. Und wenn ich so sass und bueffelte, dann kam manchmal der Gefreite Jaeckel aus der Kueche herauf und liess mich irgend ein neues Experiment seiner hervorragenden Kochkunst probieren. Und unten im Garten hoerte ich meine Sekretaerin mit ihrem auffaellig oft aus Paris anreisenden Ka-Leu kichern.

Ueber diesen Kapitaenleutnant lernte ich Kapitaen zur See Hasslauer kennen. Er war das militaerisch-politische Auge des Reiches in Richtung auf den franzoesischen Kolonialbesitz. Seine Dienststelle befand sich in der Vertretung von Madagaskar, nicht weit von der Madelaine entfernt. Ausgesuchte madagassische Plastiken begleiteten den Weg hinauf in sein Arbeitszimmer. Seine Taetigkeit war so ganz anders als man es sich damals und auch heute noch vorstellt. Niemals ging es darum, unsere Hand auf jenen franzoesischen Besitz zu legen. Das war auch gar nicht noetig, geschweige denn moeglich. In fast allen Gebieten Outre-Mer standen die franzoesischen Politiker und Militaers gehorsam zum Marschall Pétain. Ueberall erst mussten sie in offener Schlacht besiegt werden. Manchmal ging die englische militaerische Anstrengung an die Grenze des Verfuegbaren. Insbesondere gerade Madagaskar leistete monatelang haertesten Widerstand gegenueber den britischen Landeversuchen. Es gab nur wenige Franzosen in den anderen Kontinenten, die nicht schon damals erkannten, dass hinter dem europaeischen Krieg die angelsaechsische Absicht der Vernichtung eines unabhaengigen Frankreichs stand. Selbst einem De Gaulle, der als eifrigster Erfuellungspolitiker dann in Algier auftrat, war dieses Thema keineswegs fremd. Hasslauer war erst kuerzlich im FHQ gewesen und hatte am Ende seines Vortrages den Obersten Kriegsherrn auf die Gefahren unserer Ostpolitik hingewiesen, hatte ihm ungeschminkt gesagt, dass man den Russen und Ukrainern gegenueber das Steuer herumwerfen muesse. Adolf Hitler hat ihm woertlich geantwortet: "Dazu ist es jetzt zu spaet". Bevor Hasslauer dazu etwas sagen konnte, hatte sich aber Bormann genaehert und den Fuehrer aus einem untriftigen Grund fortgezogen. Diesen Vorgang habe ich spaeter im "Weg" noch zu Lebzeiten Hasslauers veroeffentlicht und Letzterer bestaetigte mir daraufhin erneut brieflich aus seinem sueddeutschen Wohnort die Richtigkeit des Berichteten. Sehr viel spaeter, im Jahre 1986 und aufgrund meiner Erwaehnung Hasslauers in meinem 9. Buch, teilte mir Dr. De Roussel, seinerzeit Minister im Kabinett Pétains, mit, dass er persoenlich den Kapitaen gekannt hatte. Er sei ein ausgesprochener Befuerworter franzoesicher Weltgeltung gewesen und haette in diesem Sinne bei seinen Vorgesetzten in Berlin immer jede Zustimmung gehabt.

Hasslauer fuehrte mich im Kolonialministerium in der Rue d'Oudinot ein. Ich hatte ihm von meinem Interesse an einem Einblick in die rechtliche Verwaltung jener Gebiete aus akademischen Gruenden gesprochen. Dort im Ministerium war ein groesserer Raum den deutschen Verbindungsoffizieren zugewiesen worden. Von dort aus konnte ich ueber das im Ministerium archivierte Material frei verfuegen. Es schien mir richtig, mich auf einen konkreten, viel diskutierten Vorgang zu beschraenken: die Arbeitsdienstpflicht der Eingebore-

nen. Man hatte das schon damals hier und dort und natuerlich besonders nach der Entkolonialisierung als einfache Sklaverei bezeichnet. Es war in seinen Wirkungen alles andere als das. Unter haeufigem Bezug auf die (geheimen) Berichte der Generalinspektoren (die ehemalige Gouverneure oder Generalgouverneure waren) versuchte ich, das komplexe Thema in die Hand zu bekommen.

Ein anderer Gegenstand, mit dem ich mich dort beschaeftigte, war, Klarheit zu schaffen ueber die damalige Lage in der Sahara. Wo lag eigentlich die Grenze direkter Einwirkungsmoeglichkeit fuer Vichy? An der Kueste entlang schloss dieser Bereich sogar Dakar ein, doch im Innern? Ein deutschen Sonderfuehrer hatte bereits von sich aus Material gesammelt ueber die von Sueden aus Aequatorialafrika kommenden Vorstoesse der "Freien" Franzosen. Diese waren damals noch nicht bis nach Fort Lamy im Tschad vorgedrungen. Das aber war ein zentraler Angelpunkt fuer das gesamte Hinterland Nordwestafrikas. Ich kam auf die Idee, dass ein Unternehmen mit der Absicht der Besetzung dieses Stuetzpunktes ein lohnendes Ziel waere und sammelte dafuer Unterlagen. Unterstuetzt wurde ich dabei von Sonderfuehrer Dr. Abel, den ich zunaechst als Verfasser eines kleinen Buechleins "Deutsch-Tuareg fuer den Dienstgebrauch" und dann auch persoenlich in Berlin kennenlernte. Auch er war der Meinung, dass ein "Unternehmen Lamy" erfolgreich sein wuerde, wenn man es so bald wie moeglich startete. Es verstand sich, dass wir diese Absichten vor unseren franzoesischen Freunden streng geheim hielten. Immer wieder kam es vor, dass sich junge Franzosen aus Frankreich nach Algier absetzten, um irgendwo in Afrika Dienst zu tun.

Es wimmelte in Paris von deutschen Offizieren und ganz besonders von deutschen Sonderfuehrern. Das war so eklatant, dass man sich folgenden Witz erzaehlen konnte: Es treffen sich zwei Loewen, der eine mager, der andere vollgefressen. "Nanu", sagt der magere, "wie kommt es denn, dass du so dick bist?" Antwortet der Andere: "Ja, ich lege mich immer vor dem Sitz des Militaerbefehlshabers auf die Lauer und verschlinge so taeglich einen Sonderfuehrer. Bis heute haben die noch gar nicht gemerkt, dass da welche fehlen..."

Die letzte groessere Aufgabe, die mir noch in Compiègne bevorstand, war die Organisierung des Orts gegen feindliche Fallschirmjaeger. Da kam ich mit Einheiten zusammen, von deren Existenz wir bisher ueberhaupt keine Ahnung hatten. Alle mussten jetzt unter einen Stahlhelm gebracht werden, und in verschiedenen, immer weiter ausholenden Uebungen, wurden so manche dabei aus einem festen Dornroeschenschlaf geweckt. Es kostete einige, nicht ohne Humor praktizierte Muehe, aus diesem Sammelsurium einen einigermassen kriegstuechtigen Haufen zu machen, der in der Lage sein sollte, Compiègne wenigstens so lange zu verteidigen, bis Verstaerkungen heran waren.

Dann kam ueber Nacht der uns alle voellig ueberraschende Befehl zur Aufloesung unserer Dienststelle. In dem weiten, im Osten eroberten Raum mussten Kommandanturen eingerichtet werden. So wurden die Arbeitsbereiche in Frankreich vergroessert. Kreiskommandanturen verschwanden und Feldkommandanturen uebernahmen den Gesamtbereich eines Départements. Wie ein Blitz in einen Huehnerhof schlug die Nachricht ein. Die letzten Einkaeufe ueberstuerzten sich und unser Adjutant fuhr ein um das andere Mal aufgeregt nach Paris, um seine wertvolle Haut vor dem kalten Wind im Osten zu retten. Die Hauptleute Doernte und Fehler, betagt an Jahren, sahen nur veraechtlich dem Treiben dieses jungen Herrn zu, nicht ahnend, dass es ihm tatsaechlich gelingen sollte, einen Befehl zu erwirken, wonach er im warmen Frankreich bleiben konnte. Er wurde zu einer der verbleibenden Kommandanturen versetzt. Man wird seine Freude an ihm gehabt haben. Ich war der andere, der blieb. Wegen noch nicht

erfolgter Heilung meines gelaehmten Armes und auf besonderen Wunsch des Feldkommandanten in Amiens, der mich dringend als Abwehroffizier brauchte, fuhr ich mit Sack und Pack nach Norden, nicht ohne die Fahrt gleich zu einem Abstecher in den wichtigen, im Bau befindlichen Flugplatz Montdidier nutzen, der als Basis unserer Fernaufklaerung dienen sollte und daher eines der wichtigsten Schutzobjekte in meinem neuen Arbeitsfeld war. Bei der Abfahrt machte ich ein letztes Foto von meinen Kameraden an der Verladerampe, von wo sie ins Donetzgebiet fuhren. Was aus ihnen geworden ist, weiss ich nicht.

Amiens war ausgesprochen nuechtern im Aussehen, hielt ueberhaupt keinen Vergleich aus mit dem liebenswerten baumgeschmueckten Compiegne. Verstaerkt wurde dieser Eindruck noch demjenigen, der ueber Montdidier in die Stadt kam. Graue Fabriken, viele Eisenbahnanlagen, lange, baumlose Strassen mit kleinen einfoermigen, zumeist aus Backsteinen erbauten Haeusern an beiden Seiten, Als einziges Bunt die plumpe Riesenreklame fuer diesen oder jenen Apperitiv, hingehaengt an grosse stumpffinstere Haeuserwaende. Das Zentrum in der Naehe der Somme war von Bomben zerschlagen, die Truemmer laengst zuseiten der Fahrbahnen zusammengeschichtet. Mitten aus diesen ungeordneten Steinhaufen ragte wohlbehalten die Kathedrale empor: Massarbeit der Stukas, wie in Beauvais, in Rouen, in Caens und so vielen anderen Orten. In der Naehe dieses Zentrums lagen die Dienstraeume. Der Feldkommandantur unmittelbar benachbart war das Palais des Praefekten, ihr gegenueber das Kasino.

General Genée hiess nicht etwa der Praefekt, sondern mein Feldkomandant. Ein kleiner, lebhafter, sehr belesener und gebildeter Herr im Pensionsalter, liebenswuerdig und zugleich preussisch genau. Wir frassen sofort einen Besen aneinander. Die Bruecke heisst deutlich genug Franzosenfreundlichkeit. Er bringt mir vom ersten Augenblick an grenzenloses Vertrauen entgegen. Ich habe in allem voellig freie Hand. Meine Vermutung ist, dass hier eine Beurteilung zugrunde liegt, die Hauptmann Doernte abgegeben haben duerfte. Sein Ia ist ein Hamburger, Hauptmann Feige. Er schenkt mir einen Cognac zur Begruessung ein und organisiert meine Quartiersfrage. Von ihm uebernehme ich auch meinen Arbeitsbereich, denn es hatte bisher fuer dieses Département keinen Ic gegeben. Die gespannte innere Lage, die hohe Bevoelkerungszahl und die zum Département gehoerige Kueste machen es notwendig. In einer Frage laesst sich meine Aufgabe zusammenfassen: "Was macht der Feind?"

Also, da sitze ich nun in einem geraeumigen Raum, habe ein Telefon vor mir, schaue in einen grauen Himmel hinaus und bin der Mann, der feststellen soll, wer uns hier feindselig ist in dieser Provinz und welche Absichten man gegen uns verwirklichen moechte. Ganz anders als in Compiegne wird mir hier eine umfassende Aufgabe gestellt, in deren Rahmen ich sehen muss, was auf mich zukommt. Da waren also zunaechst einmal die Englaender auf der gegenueberliegenden Seite des Kanals, und dann diejenigen, die hierzulande auf ihrer Seite meinten, ihre alte Groesse wiedererlangen zu koennen. Sie waren gemeinsam gegen die boesen deutschen Eindringlinge, gegen Vichy und gegen eine deutsch-franzoesische Freundschaft ueberhaupt. In Erscheinung waren sie bisher nicht getreten, eine aktive Widerstandsbewegung, so etwas wie die franctireurs des Ersten Weltkrieges gab es diesmal nicht, und man sah den Dingen damals, 1942, auch nicht an, dass es so etwas wieder geben wuerde. Die grosse Masse der franzoesischen Bevoelkerung war viel zu sehr eingenommen von dem korrekten Verhalten der deutschen Soldaten und Offiziere, als dass jemand bereit gewesen waere, fuer ein Abenteuer in englischem Solde sich blosszustellen. Vor allem gab es da auch einen nicht unerheblichen Hass gegen England, das Frankreich in diesen sinnlosen Krieg gehetzt hatte. Ich habe es erlebt, dass es Franzosen waren, die mir ihr massloses Erstaunen darueber zum Ausdruck brachten, dass Hitler die Englaender in Duenkirchen unbelae-

stigt abziehen liess. Die wenigen, die Buergerkrieg gegen die Besatzungsmacht wollten, hatten ein schweres Spiel, Genossen zu finden. "Feind" konnten daher nur ein paar Chauvinisten sein, ein paar trotzig Unbelehrbare, denen die notwendige geistige Flexibilitaet fehlte. Doch oft genug sassen gerade diese in einflussreichen Stellungen und konnten mit ihren subtilen Mitteln nach Art der Freimaurerei langsam und unsichtbar sich darum bemuehen, das Rad der Weltgeschichte in ihrem boesen Sinne zum Drehen zu bringen. War einem Buerger irgendetwas unangenehm, so fluesterten sie, dass das die Schuld der Deutschen sei. Ganz klar, dass sie niemals erwaehnten, wer mit einer tolldreisten Kriegserklaerung diese aufgefordert hatte, ins Land zu kommen. Also meine naechste Frage: Wer sind diese Einflussreichen? Wie sollte ich in meiner deutschen Uniform jetzt in Kriegszeiten in diese Kreise hineinkommen koennen? Ich hatte ja ganz bewusst schon vermieden, meine Freunde aus Friedenszeiten in Paris zu besuchen, um nicht als aufdringlicher Propagandist gebrandmarkt zu werden. Ich meinte, die Tatsachen wuerden das neue Europa fester zusammenfuegen, als es alles politische Gerede gekonnt haette. Ich uebersah damals, dass man mit brutalem Terror und mit einer Flut von verlogenen Darstellungen Franzosen und Deutsche wieder zu trennen verstand, den guten Willen unserer Generation verfaelschte und aus uns Verbrecher machte. Nicht also irgendwie vorprellend, sondern in abwartender Haltung wartete ich somit auf franzoesische Gespraechspartner. Und ich hatte Glueck. Sieh an, da kam schon einer. Herr Oberstaatsanwalt Mueller, aus dem von uns besetzten Strassburg nach Amiens versetzt. "Ich habe gehoert, dass Sie als Jurist sich hier jetzt um die gerichtlichen Angelegenheiten kuemmern werden". In Wirklichkeit hatte ich bis dahin niemals daran gedacht, doch kam mir der Gedanke keineswegs ungelegen. In erfreutem Tone antwortete ich darum: "Das ist allerdings der Fall und es freut mich, dass Sie mich aufsuchen, denn das erleichtert mir den Anfang". Ich fragte ihn nach seinen Buerostunden, nach seinem Arbeitsumfang und bat ihn, ihn einmal aufsuchen zu duerfen. Das Ganze verband ich mit der (ernst gemeinten) Bitte, er moege doch so freundlich sein und mir ein kleines Dossier aller derjenigen Formulare zusammenstellen, wie sie im Verlauf eines normalen franzoesischen strafrechtlichen Gerichtsverfahrens gebraucht werden, angefangen von der Voruntersuchung bis hin zur Verurteilung bez. dem Freispruch. Diese benoetigte ich fuer meine privaten Studien, fuegte ich wahrheitsgemaess hinzu. In der Tat liegen diese Formulare, mehrfach durchgearbeitet, heute noch hier in meinem Buecherschrank. Sichtlich erfreut, mir diesen "kleinen Dienst" tun zu koennen, verliess mich der grosse, knochige Mann. Ich war wieder alleine und dachte ein wenig nach. Warum war er gekommen? Er war Untersuchungsrichter. Seine Opfer sassen also im Gefaengnis. Kaum war ich soweit mit meinen Ueberlegungen, als ich den jungen Leutnant telefonisch zu mir bat, der die Feldgendarmerie in Amiens leitete. Mit ihm fuhren wir hinaus zum Gefaengnis. Der Riesenbau war ueberfuellt. Von der deutschen Wache wurde uns noch ein Soldat mitgegeben und wir gingen von Zelle zu Zelle. "Warum bist Du bestraft worden?" fragte ich den ersten. "Ich habe bei einer deutschen Dienststelle Brot geklaut". "Wieviel?" "Drei Wochen". Ich notierte. Dann zum Naechsten. Die Antworten ergaben eine lange Liste. Schon beim Notieren fiel mir Einiges auf. Ich steckte den Notizblock einstweilen in die Tasche und fuhr zum Kasino, denn es war Zeit geworden zum Abendessen. Zunaechst brauchten der Herr General und auch die anderen Herren nicht zu wissen, wo ich an jenem Nachmittag gewesen war. Also, puenktlich sein! Denn, von wem konnte Mueller wissen, dass ich Jurist war? Mit wem hatte er ueber mich gesprochen? Auch diese Frage musste geklaert werden. Mit wem in der Feldkommandantur war er befreundet? Wer schenkte ihm so viel Vertrauen, um ihm Einzelheiten per-

soenlicher Art ueber die Offiziere der Dienststelle mitzuteilen? Fragen ueber Fragen schon am ersten Abend. Ich fuehlte mich wie Poirot in Agatha Christies Krimis.

Das Abendessen in der Offiziersmesse verlief ohne Besonderheiten. Man freute sich, dass die beiden Soldaten, die man ans Meer in der Naehe der Sommemuendung abkommandiert hatte, wieder eine Sendung geraeucherter Aale geschickt hatten. Und der Herr General zeigte ein paar entzueckende Kinderschuhe, die ihm seine grossmuetige Freundin, Madame Reyvaux geschenkt hatte. Sie war Besitzerin einer Schuhfabrik und galt als ausgesprochen deutschfreundlich. Die meisten der anwesenden Herren schienen die Dame als Lieferantin aehnlicher Geschenke gut zu kennen. Mit dem Leutnant der Feldgendarmerie sass ich dann noch ein wenig zusammen und tauschte Erfahrungen innerdienstlicher Natur aus. Die Disciplin der Truppe im hiesigen Bereich war gut, Schwierigkeiten gab es immer wieder nur mit gewissen Offizieren, die vergessen hatten, dass Europa sich im Kriege befand. Den Abend verbrachte ich mit einer ersten Auswertung der Gefaengnisaussagen. -

Es vergingen einige Tage bis ich einen Spaziergang zum Gerichtsgebaeude machen konnte. Ich traf den Herrn Oberstaatsanwalt in seinem Arbeitszimmer. Er hatte bereits ein kleines Heft mit Gerichtsformularen fuer mich vorbereitet. Ich dankte ihm dafuer und bat ihn, mir ein wenig aus der gerichtlichen Praxis zu berichten, insbesondere bezueglich solcher Faelle, die fuer die Besatzungsmacht und im Zusammenhang mit den Kriegszeiten interessant sein koennten. "Ich habe laengst schon einmal erwartet, dass jemand von der Feldkommandantur zu mir kommen wuerde. Ich habe darum die Unterlagen so fuer Sie vorbereitet, dass Sie schnell einen Ueberblick bekommen. Denn, " so fuhr er fort, "natuerlich wird es Ihnen sehr daran liegen, dass Sie von meiner Seite unterstuetzt werden". Er uebergab mir verschiedene Strafakten. Ich erkannte einige Faelle wieder, von denen ich bereits im Gefaengnis gehoert hatte. Ich legte diejenigen Akten beiseite, die mich interessierten und bat ihn zum Schluss, sie mir doch fuer einige Tage ausleihen zu duerfen. Mit grosszuegiger Freundlichkeit wurde mir meine Bitte gewaehrt.

In meinem Privatquartier studierte ich den Inhalt, verglich Straftat und Strafmass, und kam zu einem ueberraschenden, eindeutigen Ergebnis: Wer etwa auf einem deutschen Flugplatz arbeitete, war fuer eine Kleinigkeit gleich auf Wochen eingesperrt worden, wer das gleiche Delikt in einem rein franzoesichen Rahmen begangen hatte, war oft sogar wegen Unerheblichkeit freigeprochen worden.

Am naechsten Morgen fuhr ich nach Montdidier und schaute mir die Arbeiten bei dem grossen Flugplatz an. Von den leitenden Ingenieuren erfuhr ich, dass alles viel zu langsam vonstatten ginge, dass es an Arbeitskraeften fehle, und dass tatsaechlich immer wieder Diebstaehle und aehnliche Delikte zu verzeichnen waren. Man wage aber kaum noch, diese anzuzeigen, da die Leute dann von der sehr deutschfreundlichen Justiz sehr hart bestraft und auf Wochen hinaus nichtstuend im Gefaengnis sassen. Das Bild rundete sich ab.

Der gute Herr Mueller war kein Dummkopf. Es war schwer, ihm beizukommen. Einen offenen Vorwurf jedenfalls konnte ich ihm vorerst schwer machen. Mir blieb nichts anderes uebrig, als auf den Engpass nicht genuegender Arbeiter in Montdidier hinzuweisen, "der ihm ja bekannt sein duerfte", und moeglichst mit Geldstrafen vorzugehen. Herr Mueller war betroffen, er habe ehrlich gemeint, uns mit der harten Bestrafung zu helfen. Ein wenig arrangiert kam es mir vor, dass bei dieser unserer Unterhaltung eine elegante, grosse Dame hereinkam. Oberstaatsanwalt Mueller spielte den Ueberraschten, kuesste ihr die Hand und stellte mir Madame Reyvaux vor, "eine Dame

der Gesellschaft aus Amiens, die bekannt ist fuer ihre Deutschfreundlichkeit, und die auch weiss, wie er als Elsaesser zu den Deutschen steht". Sie bestaetigte sofort in lebhafter Rede die Worte ihres Freundes und kuendigte dann gleich ihren Besuch in meiner Dienststelle an, da sie eine Reise ins Unbesetzte Frankreich zu machen haette.

Mir oblag es, die dafuer notwendigen Passierscheine anzufordern. Die Gesuche gingen mit meiner Stellungnahme zum Befehlshaber nach Paris und wurden dort entschieden. Die Dame war auch schon gleich am naechsten Morgen bei mir. Als erstes stellte sie mir eine Flasche Cognac "Plus de cent ans" auf den Tisch. D a s war aber ein ausgesprochener Regiefehler gewesen. Ich nahm das "kleine Geschenk" dankend an und wir kamen zum Thema. Sie sagte, sie muesse Leder einkaufen, und dazu muesse sie, wie schon bisher, wieder einmal nach Lyon fahren. In wenigen Minuten war die Formalitaet bei mir erledigt. Ich versprach ihr, den Vorgang noch heute auf dem Dienstweg weiterzugeben nach Paris. Als besondere Gefaelligkeit und wirklich ganz ausnahmsweise gab ich ihr eine Visitenkarte von mir mit, sodass sie den fertigen Schein direkt in Paris bei der zustaendigen Stelle abholen konnte. So war es ihr moeglich, die Reise schon in wenigen Tagen anzutreten.

Und dann ging der Passierschein wie zugesagt sofort mit Kurier ab nach Paris, doch dabei die Bitte, die Dame, die sich selbst mit einer Karte von mir bei der Dienststelle vorstellen wuerde, weiterhin zu beschatten und an geeignetem Ort, am besten vielleicht an der Eisenbahngrenzstation, etwas genauer zu untersuchen. Mir waren naemlich Zweifel gekommen, dass man in Nordwestfrankreich Leder aus dem Midi kaufen musste, wo doch die meisten Kuehe in der Normandie, und in der Bretagne weideten.

Am 19.August 1942 ereignete sich das englische Landeunternehmen von Dieppe. Ich hatte viel damit zu tun, denn Dieppe lag in unserem Arbeitsbereich. Die gelandeten Englaender waren gefangen genommen worden. Die franzoesischen Behoerden und die franzoesische Bevoelkerung hatten sich eindeutig auf die deutsche Seite gestellt. Unsere Feldkommandantur konnte dazu beachtenswerte Einzelheiten melden. Nirgends etwa waren "wie zufaellig" die deutschen Anmarschstrassen durch Feldfahrzeuge blockiert worden. Nirgends etwa Beobachtungen den herankommenden Landsern verschwiegen worden. Nein, im Gegenteil, ueberall wurden die deutschen Soldaten aufmerksam gemacht auf Gelaendevorteile, ueber stoerende Graeben, wurden ihnen Bruecken und Stege gewiesen. Die Haustueren wurden vor den heranlaufenden Invasoren verschlossen. Alle oertlichen Behoerden standen mit ihrem gesamten Personal den deutschen anrueckenden Verbaenden vorbehaltlos zur Verfuegung. Es sassen franzoesische freiwillige Wegweiser auf den Pkw und Lkw. Man erinnert, die Folge war, dass der deutsche Reichskanzler spontan tausende von franzoesischen Kriegsgefangenen aus der Gefangenschaft in die Heimat entliess. Das war bezeichnend fuer die damalige Lage. Es widersprach der Grossmaeuligkeit, mit der man spaeter von franzoesischer Résistance sprach.

Es blieb nicht aus, dass ich bei dieser Gelegenheit persoenlich an die Kueste kam. Im Vorbeifahren besuchte ich unsere kleine Aalraeucherei in Abbéville und dachte bei der Fahrt an Rommel, der diesen Panzermarsch sommeabwaerts 1940 vornahm und dann nach Norden der Kueste entlang abbog zu seinem gewagten und so erfolgreichen Vorstoss von Sueden her nach Duenkirchen. Fast nirgends hatte dieser Blitzkrieg Spuren hinterlassen. Am Atlantik selbst hatte man mit dem Bau des Atlantikwalls begonnen. Noch waren die gigantischen Werke, die dort in spaeteren Jahren standen, nicht vollendet, doch schloss sich schon das Bild der europaeischen Verteidigung. Europa versuchte, nach eigener Façon seelig zuwerden.

Als ich nach Amiens zurueckkam, lag da ein Schreiben aus Dijon. Man hatte Madame Reyvaux an der Grenze untersucht und hatte bei ihr Postkarten aus der Vorkriegszeit mit Luftaufnahmen von Amiens gefunden. Auf diesen war mit Tinte die Lage der deutschen Dienststellen eingezeichnet worden. Die Taeterin sass im Gefaengnis und wartete auf ihre Aburteilung als Spionin im Dienste der Allierten. Ich ersuchte darum, die Frau nach Amiens zu ueberstellen. Man fuehrte sie in meinen Dienstraum. Kurz darauf brachte man auf meinen Befehl auch den Herrn Oberstaatsanwalt. Ich bat ihn, Platz zu nehmen. Die beiden sahen sich ernst und gefasst an.

Die folgende Unterhaltung dauerte keine halbe Stunde. Ich machte den beiden klar, dass sie ihr Leben verwirkt haetten. Es war gar nicht notwendig, da noch auf Einzelheiten einzugehen. Ich machte ihnen aber auch klar, wie laecherlich sich all ihr Tun ausmachte im Gesamtrahmen. Gerade das fehlgeschlagene Dieppe-Unternehmen muesste ihnen doch gezeigt haben, wie die Bevoelkerung in Wirklichkeit daechte, dass sie ausgesprochene Aussenseiter waeren, denen kein Hahn nachkraehen wuerde, wenn ich sie unters Schafott braechte. Ich sagte ihnen aber auch, dass natuerlich die Moeglichkeit eines Sieges der Alliierten gegeben sei. Aber auch dann wuerde nicht ihre schmutzige Handlungsweise dazu beigetragen haben, sondern alleine das Uebergewicht der aussereuropaeischen Maechte. Ich kam zum Schluss: "Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Die gegen Sie vorliegenden Anklagen werden zu den Akten gelegt. Sie koennen nach Hause gehen. Keinem von ihnen wird jemals wieder ein Passierschein ins Unbesetzte Frankreich bewilligt werden. Sie sorgen aber dafuer, dass in Amiens und im weiteren Département Somme kein Ueberfall oder Attentat auf deutsche Soldaten oder Dienststellen erfolgt. Sie brechen jegliche Beziehungen zu englischen Agenten ab. Sie verhindern das Eindringen ortsfremder Leute aus dem maquis nach Amiens. Sie haben jeden Wohnsitzwechsel der Gendarmerie mitzuteilen.Ich mache Sie beide ganz persoenlich haftbar fuer irgendwelche Anschlaege gegen die Deutsche Wehrmacht. Meinen Sie, dass Sie ein solches Versprechen abgeben koennen?" Das Angebot wurde angenommen. Ich bequemte mich noch zu folgender Bemerkung: "Ich erwarte von Ihnen keinerlei Agententaetigkeit auf deutscher Seite. Ich erwarte nicht, dass Sie uns Franzosen denunzieren. Ich weiss, wie Sie denken, wie altmodisch und rueckstaendig Sie dem Neuen Europa gegenueber stehen und dass Sie Hilfe aus Washington erwarten. Das haben Sie mit sich selber auszumachen. Ich warne Sie jedoch, fuer solchen Unsinn Propaganda zu machen!" Ich gab den beiden die Hand vor dem Hinausgehen.

Dann nahm ich einen Schluck Cognac "mehr als 100 Jahre alt" und ging, kaum hatten sie sich empfohlen, beinahe im Laufschritt hinueber zum General Genée. Ich berichtete ihm, was ich angerichtet hatte. Seine erste Bemerkung war: "Sie verstehen, gut vorzutragen". Doch, das war das Wenigste, schien mir. Er war einverstanden und verschloss die Unterlagen, die ich mitgebracht hatte. Er bat mich darum, den anderen Herren der Kommandantur nichts von dieser Abmachung zu sagen. Mit lieblichen Kinderschuechen und aehnlichem war es natuerlich jetzt aus.

Im Kapitel "Albanien" bringe ich eine Karte aus dem Geheimarchiv der nordamerikanischen Abwehr. Sie bestaetigt, was Amiens dann widerfuhr: Bis zur Landung der Alliierten kam es zu keinem Ueberfall auf Deutsche.

Mit dem Ohr am Volke hoerte ich bald, was geeignet war, unseren Gegnern Stimmvieh zu verschaffen. "Sie kaufen Frankreich leer" war ein oft gehoerter Satz. Obwohl gerade das von der Deutschen Militaerverwaltung verhindert wurde, kamen doch gerade auf diesem Gebiet die ungeheuerlichsten Dinge vor. Meine Aufgabe war es, hier einzuschreiten. Eines mittags

kommt der Leutnant der Feldgendarmerie zu mir und meldet mir, dass er einen grossen Lastzug mit Anhaenger festgehalten habe. Als befehlender Beifahrer habe sich ein Luftwaffenmajor Otto ausgewiesen. Der Inhalt der Wagen sei Eigentum des Reichsmarschalls. Es handelte sich um auserlesene alkoholische Getraenke. Wir machten sehr kurzen Prozess. Noch waehrend neben mir der Herr Major Otto mit einer Luftwaffendienststelle in Paris telefonierte, wurden die Wagen auf den Hof der Feldkommandantur gefahren. Ich sehe die diecken Brocken noch heute da unten stehen. Die Feldgendarmerie begann, den Inhalt auf die drei Soldatenheime zu verteilen, die es in Amiens damals gab. General Genêe war diesmal keineswegs mit meiner Eigenmaechtigkeit einverstanden. Er war aergerlich, denn er hielt uns fuer viel zu schwach ge genueber einem Manne wie Hermann Goering. Tatsaechlich wurden wir von einer ganzen Reihe hoher und hoechster Luftwaffenstellen aus dem Reich angerufen, erhielten Fernschreiben aus Paris, doch - beati possidenti - die Ware war verteilt. Es kam zu keinem "Kriegsgerichtsverfahren", wie General Genêe befuerchtet hatte, und wir hatten in Paris ueberall die Lacher auf unserer Seite. Ja, unser Vorgehen machte Schule, Wir sprachen ueber den Draht mit unseren Kameraden in Laons und machten sie darauf aufmerksam, dass die Wagen fast sicher in einigen Wochen versuchen wuerden, dort durchzukommen. Sie legten sich auf die Lauer.

Warum sollte ich meinen Urlaub nicht in Suedfrankreich verbringen? Warum sollte ich nicht auf diese Weise Staedte und Doerfer dieses schoenen Landes kennenlernen, in die ich noch nie gekommen war, die jenseits der Grenzen meines Geldbeutels lagen, und von denen ich so oft jetzt in Buechern und Zeitschriften las? Das nichtbesetzte Frankreich war fuer uns Ausland. Schon wahr. Aber es war doch auch Frankreich, und ich meinte, mir sollte es moeglich werden, als Angehoeriger der Militaerverwaeltung Urlaub dorthin zu bekommen.

Zunaechst fragte ich den General und Hauptmann Feige. Sie hatten beide keine Einwaende, begruessten sogar den Plan aus dienstlichen Gruenden. Mein Gesichtskreis konnte sich dadurch nur erweitern. So schrieb ich also ein Gesuch um Ausstellung eines Passierscheines an den Militaersbefehlshaber in Paris und erhielt diesen auch ohne Schwierigkeiten schon nach wenigen Tagen. Die Reise sollte von Lyon nach Marseille und weiter am Mittelmeer entlang bis Narbonne gehen, von dort parallel zu den Pyrenaeen landeinwaerts ueber Toulouse nach Bordeaux und sodann wieder ueber Tours und Orleans zurueck nach Paris. Natuerlich fuhr ich in Zivil, Das verbot mir nicht, eine Pistole in der Tasche zu haben.

Im Eisenbahnwagen 1.Klasse war es eine angenehme Fahrt. Wir naeherten uns Dijon. Ein deutscher Offizier ging durch den Wagen. Er sah sich auch meinen Passierschein an und sagte nur: "Les français controleront après Dijon". Ich dankte kurz und der Zug fuhr weiter in die Nacht hinaus. Dann kam ein franzoesischer Offizier. Wir waren also bereits im unbesetzten Teil. Ich zeigte auch ihm den Ausweis. Er gruesste kurz und sagte mir, ich bekaeme ihn bei Oberst... auf dem Bahnhof in Lyon zurueck. Ich wunderte mich und sagte, dass ich nicht die Absicht haette, in Lyon zu unterbrechen, ich wolle nach Marseille durchfahren. Er schuettelte mit den Schultern: "C'est l'ordre pour tous les officiers". Nun gut, wenn das Befehl sei, ich stieg in Lyon aus und der Zugoffizier stand schon bereit, mich zum Bahnhofskommandanten zu fuehren. Ich nahm in einem grossen Ledersessel Platz und hatte das Gefuehl ein Gefangener zu sein. Ein Oberst erschien: "Vous etes sous-lieutenant?" fragte er mich und schaute mich an, als waere er mein Vorgesetzter. "Oui, mon colonel, de l'armêe allemande" erwiderte ich aufstehend. Er war sicht-

lich erstaunt. Dann fragte er mich, wieso ich zu diesem Passierschein gekommen waere. Ich war in einer komischen Lage. Was ging das diesen Herrn eines von uns besiegten Landes an? Doch, warum nicht hoeflich bleiben? Und das sagen, was allenfalls nichts schaden konnte. Er antwortete: "Man hat Ihnen einen Ausweis gegeben als Angehoerigen der f r a n z o e s i s c h e n Armee". Mir ging ein Licht auf. Und ich laechelte, doch der Herr Oberst laechelte keineswegs. "Ich muss Sie mit dem naechsten Zug zurueckschicken!" Da wurde ich aergerlich. Ich verlangte sofort Verstaendigung der in Lyon sitzenden deutschen Waffenstillstandskommission. Man rief diese an und ein Hauptmann sollte zum Bahnhof kommen.

Als er hereinkam, stellte ich mich kurz vor als "Ic der Feldkommandantur Amiens". Mit seinen Augen gebot er mir dazu schnell, nicht weiter zu reden, drehte sich um und teilte dem Oberst kurz mit, dass ich mit ihm zu den deutschen Dienstraeumen gehen wuerde. Diese befanden sich in einem grossen Hotel direkt jenseits des Bahnhofsplatzes. Auf dem Wege dorthin erklaerte ich kurz das Wesentlichste, dass ich mit Erlaubnis meiner Vorgesetzten die Absicht haette, eine voellig undienstliche Urlaubsreise in den Sueden zu machen. Er hielt das fuer unwahrscheinlich, so etwas sei ihm bisher noch nicht vorgekommen. Er bat mich, es ihm nicht uebel zu nehmen, wenn er mich zunaechst einmal in einem der Hotelzimmer seiner Dienststelle einsperrte, waehrend er versuchte, sich mit Amiens telefonisch in Verbindung zu setzen. Spaet in der Nacht steckte er den Kopf durch die Zimmertuer und teilte mir mit, dass er mit Hptm. Feige persoenlich gesprochen habe: es sei alles in Ordnung und ich koenne morgen früh um sechs Uhr weiterfahren nach Marseille.

Doch es war garnichts in Ordnung. Der Spass ging erst richtig los. Schon sehr bald wurde ich belehrt, dass weder die Deutschen noch die Franzosen mir ein einziges Wort geglaubt hatten und mich irgendwo auf der jeweiligen Gegenseite als gefaehrliches Subjekt einrangierten. Als ich im Dunkeln der ausgehenden Nacht ueber den Platz zum Bahnhofsgebaeude hinueber gehe, da loest sich von einem der Baeume ein Schatten und folgt mir. Als ich in der sonst menschenleeren Bahnhofshalle meine Fahrkarte loeste, da hatte sich gleich eine kleine Schlange hinter mir gebildet, zwei Mann standen und loesten ebenfalls. I. Klasse "aller Marseille". So hatte auch die andere Partei den Anschluss nicht verpasst.

Mein Lyonnaiser Hauptmann hatte mir den Namen eines guten Hotels genannt. Aus sehr subjektiven Gruenden strebte ich diesem jetzt schnellstens zu, denn ich hatte im Zuge bemerkt, dass ich irgendwo einen Floh aufgegabelt hatte. Rund um den Bauch juckte es mich und ich hatte gar keine richtige Freude an den gruenen Pappelwaenden gehabt, die da draussen quer zum Rhonetal standen und uns wie von Kulisse zu Kulisse hindurchliessen, bis wir zum Schluss in einem Felsenloch verschwanden und erst wieder angesichts des tiefblauen Mittelmeers wieder an die Oberflaeche kamen, mitten in einer von vielen grauen Steinkloetzen ausgefuellten Muschelschale, in die sich diese von Herrn Vauban so elegant geschuetzte Stadt schmiegte.

Im Hotelzimmer drehte ich mein Unterzeug ueber einer schoenen Riesenbadewanne um und um, und siehe da, ein kapitaler Floh huepfte hinein. Es war kein Wasser in der Wanne. Das Tier huepfte an den weissen Waenden entlang und gab mir eine herrliche Vorstellung seiner Kuenste, doch ueber den Rand hinaus reichten die Spruenge nicht. Meine Stiche waren viel zu frisch, als dass ich ihn so bald erloest haette. Ich liess ihn vielmehr lustig weiterturnen und besah mir erst einmal die Stadt.

Eine Linie der Strassenbahn gab es, die machte eine richtige Stadtrundfahrt. Ich stellte mich vorne auf die ueberfuellte Plattform und fuhr bis an

die Endstation. Dabei kamen wir zunaechst in ausgestorbene Aussengebiete und alle Fahrgaeste verliessen, einer nach dem andern, den Wagen. Nur ich blieb, und ausser mir zwei Herren, beide auch seltsamerweise auf der vorderen Plattform. Also, das Spiel ging weiter. Immerhin, aber wer war nun der deutsche Beschatter und wer der franzoesische? Waehrend ich vor und unter uns das leicht schaeumende Mittelmeer bewunderte, die wenigen tiefgruenen Baeume in den Felsen stehen sah, die sich bis an den Strassenrand herantuermten, fragte ich den einen der beiden harmlos, ob er Marseille kenne. Beide uebersprudelten mich zugleich mit Bemerkungen, wenn ich hier fremd sei, so wuerden sie mir gerne alles zeigen. Ich floss ueber vor Dankbarkeit und lobte die so bekannte suedfranzoesische Hoeflichkeit. Ich selbst sei aus Belgien. Frueher hatte man mir naemlich mehrfach gesagt, meine Aussprache sei so wie die eines Belgiers, und zudem, beide mussten ja laengst wissen, dass ich ein deutscher Offizier (mit dunklem Auftrag) war, und beide mussten daher bei dieser meiner ersichtlichen Unehrlichkeit nur noch mehr an den hohen ethischen Wert ihrer derzeitigen Existenz glauben. Unkosten durften da ganz bestimmt nicht gescheut werden. Wir fuhren soeben wieder die Corniche entlang zur Stadt zurueck. Ich sah hinaus aufs Meer und fragte, ob man nicht jene Insel dort draussen besuchen koenne. Es war das beruehmte Chateau d'If, die geheimnisumwitterte Insel des Grafen von Monte Cristo. Der Hauptmann in Lyon hatte mir gesagt, dass man leider das interessanteste von Marseille, eben jene schwerbefestigte, romantische Insel jetzt nicht besichtigen koenne, obwohl sie sicher keinerlei militaerische Geheimnisse berge. Ich erwartete also eine bagatellisierende, wegwerfende Bemerkung, wonach sich das nicht lohne, doch einer der beiden antwortete sogleich, er koenne das sicher arrangieren. Der Dritte wurde sofort in die Einladung mit eingeschlossen (das war ich dem Hauptmann in Lyon jawohl schuldig). Ich hatte nichts gegen dieses Programm, denn so sahen ja sogar vier deutsche Augen die etwaigen Geheimnisse, mochte mein freigebiger Freund auch meinen, er haette einen Komplizen mit sich von einer befreundeten Waffengattung.

Ein schnittiges Motorboot stach mit dem deutschen Meisterspion und seinen beiden Supermeisterbeschattern in See. So richtiges Urlaubswetter war es und ich genoss in vollen Zuegen die herrliche Luft. Ich machte auch meinen Begleitern gar kein Hehl daraus und legte mich ruecklinks auf eine Bank und schaute in den Himmel, meine Leica mit der einen Hand schussbereit auf dem Bauch festhaltend. Doch, je harmloser ich schien, ja frohgemuter und liebenswuerdiger, um so mehr spuerte ich, wie die beiden Armen nach Auffaelligem fahndeten. Mehrfach setzte ich den Fotoapparat an, doch machte ich keine einzige Aufnahme. Immer wieder schaute ich hindurch, auf die Insel, auf Land zu, und immer wieder sahen sich auch meine beiden Begleiter das Motiv mit ernsten Augen an und wiederholten, was ich dazu meinte: "Ein sehr schoenes Bild". "Aber es lohnt doch nicht, zu knipsen". Und immer wieder schaute ich durch den Sucher und die beiden Freunde verdrehten gleichzeitig ihre Haelse in derselben Richtung, und nickten sich verstaendnisinnig zu. Nur dann, wenn ich im Sonnenbaden die Augen schloss, dann behielten sie sie auf und goennten sich keine Ruhe. Vergebens lud ich sie ein, sich doch auch bequem lang zu legen.

Man merkte nichts davon, dass wir etwa auf der Insel angemeldet worden waren. Alles sah improvisiert aus: ein Soldat an der Anlegestelle rief seinen Vorgesetzten. Dieser zeigte sich erfreut ueber den Besuch einiger Urlaubsreisender und zeigte uns die Kasematten und die Zelle, in welcher der Graf von Monte Cristo angeblich gehaust hatte. Immer wieder fragte man mich,

ob ich nicht noch mehr sehen moechte, war die Hoeflichkeit und Zuvorkommenheit in Person, sehr bereit, mir alles zu zeigen. Geheimnisse gaebe es hier nicht, und wozu auch, wo Frankreich doch gar keine politischen Ambitionen mehr habe. Ich als Belgier wuesste ja gut genug, dass Deutschland jetzt alle Pflichten zum Schutze Europas auf sich genommen habe. Verstaendnisvoll nickte ich und fuegte hinzu, dass ich mich nicht um Politik kuemmere, worauf wieder meine beiden Freunde durch eifriges Murmeln bekundeten, sie seien voellig gleicher Meinung. Es war ein herrlicher Nachmittag und wir trennten uns auf der Cannebiere wie uralte Bekannte, nicht ohne dass ich sie zu mir nach Bruessel auf nach dem Kriege einlud. Voller Wichtigkeit notierten sich beide die nette Adresse, von der beide wussten, dass sie von vorne bis hinten gelogen und kein i - Tuepfelchen davon wahr war.

Die naechste Station war Sete. Abends hatte ich noch den armen Floh erloest und Wasser in die Badewanne laufen lassen. Seine Spruenge waren schon bedeutend schwaecher geworden. Hinterher ass ich in dem grossen Essraum und konnte mich daran ergoetzen, wie an zwei getrennten Tischen die italienische und die deutsche Waffenstillstandskommission mehr oder weniger in Begleitung geraeuschvoller Tischgespraeche ihr Mal einnahmen. Der Sprecher des "Radio Monte Carlo", den ich in der Bar kennenlernte, erzaehlte mir hunderte von Anekdoten, wie sich die beiden befreundeten Gruppen in der Gunst der Maitressen und am schwarzen Markt befehdeten und sicher auch argwoehnisch bespitzelten. Er zeigte mir den Agenten des Secret Service und den "Amerikaner", die in dieser illustren Runde natuerlich nicht fehlen durften. Es war ein Vorgeschmack von dem, was man im Perahotel in Istambul erlebte. Hier wie dort wurde die eigentliche wertvolle "Ware" ganz wo anders gehandelt, in viel harmloserer Umgebung.

Es war ein schoenes grosses Hotel am Kai mit Sicht auf den regen Hafenverkehr, in welchem der Kommandant der Waffenstillstandskommission in Sete Quartier bezogen hatte. Erst im Hotel erfuhr ich ueberhaupt von seiner Existenz. Ein baumlanger, urwuechsiger Hamburger Kaufmann war es, so gerade das Richtige fuer diesen wichtigen Einfuhrhafen nordafrikanischer Produkte. Weinfass lag an Weinfass vor den Lagerhallen und die Betriebsamkeit stand nicht vor jener in Friedenszeiten zurueck, wie mir mein Beobachter berichtete. Wein war es in erster Linie, was Algier hierher lieferte. Wir schlenderten die Hafenstrasse entlang. Es war ein Bild wie im tiefsten Frieden - vor hundert Jahren. Denn die Trachten waren noch die gleichen, wenn man die Arbeitsanzuege und hohen Stiefel so nennen konnte, und die Schnurrbaerte ebenfalls. Man ahnte, dass hinter dieser Kueste irgendwo in Tarascon ein Zirkusloewe gezeigt wurde, wenn man die verschmitzten Gesichter sah. Und man verstand auch, dass das Mittelmeer hier immer eher verband als trennte, dass sein westliches Becken von Natur aus franzoesisch sein musste. Ein wenig mehr noch als im Hafen von Sete sprach uns davon, was wir am naechsten Tage sehen sollten. Abends erzaehlte ich meinem freundlichen Gastgeber bei einem handfesten Skat, zu dem noch ein Unteroffizier abkommandiert wurde, unter welchem glitzernden Stern meine Reise stuende. Er bekannte, dass man ihn noch nicht verstaendigt hatte ueber mein Erscheinen, doch heckten wir dann einen grausamen Plan aus, um wenigstens die franzoesische Konkurrenz moeglichst abzuschuetteln.

Wir fuhren am kommenden Morgen in seinem Wagen nach Aiguesmortes im Rhonedelta. Mitten in dieser Kieselwueste, die als eigene unvergleichliche Landschaft fuer sich den Namen Camargue traegt, liegt die von Ludwig dem Heiligen errichtete Stadt, von der aus er seinen Kreuzzug ins unglaeubige Tunis startete. Damals war es Hafenstadt und die Wellen des Meeres umbrandeten

ihre heute noch stehenden festen Mauern. Heute zieht in zahlreichen, Kiesel gesaeumten Armen die Rhone daran vorueber und muendet erst fast 100 km weiter suedlich ins Mittellaendische Meer. So liegt die Stadt seit Jahrhunderten abseits aller politischen Wirren. Ihre Eroberung lohnte niemandem mehr, weswegen sie auch vollkommen in ihrer urspruenglichen Gestalt erhalten blieb, ein richtiges Freiluftmuseum. Wehrhafte Tuerme und Mauern umgeben sie und nur durch die urspruenglichen Tore geht auch heute der einzige Weg ins Stadtinnere. Nicht um ein einziges Haus ist die Siedlung seit ihrer Gruendung gewachsen, nicht ein einziges Dach sieht man ausserhalb ihrer dicken Mauern. In einem fuer den gut gehenden Fremdenverkehr vorbildlich gefuehrten Restaurant am Marktplatz assen wir zu Mittag. Kurz nach uns war ein altes Vehikel ebenfalls auf den Platz eingebogen und ein junges Paar setzte sich unter den Sonnenschutz des Nachbarrestaurants. Man konnte nicht behaupten, dass es die Gegenseite an Phantasie fehlen liess. Wir laechelten uns zu und freuten uns, den beiden auf Staatskosten eine so schoene Fahrt geschenkt zu haben.

Wir fuhren nach Montpellier zurueck. Die Universitaetsstadt war in diesen Jahren, aehnlich Toulouse, geistiges Zentrum des nationalen Widerstandes gegen die Besatzungsmacht. Was in Frankreich "anstaendig" geblieben war, fand sich hier ein und die Herren Professoren liessen keine Gelegenheit aus, an die nationale Pflicht der Jugend zu erinnern. Doch einen Weg fuer die Zukunft konnte keiner weisen. Das von Pétains Mitarbeitern beschrittene Minimum einer Erhaltung der Familie, der Autoritaet, der inneren Sauberkeit, des Glaubens, wurde auch hier nicht zu aktiver politischer Arbeit ausgebaut. Nach einem Bummel durch die Stadt und Einsicht in die Buchlaeden mit ihren vielen lesenswerten Neuerscheinungen (die uns von den Verkaeufern empfohlen und von Personen aus dem Publikum in ihrem nationalen Wert unterstrichen wurden), nach dem Kauf einiger solcher kleiner Werke, die heute laengst vergessen sind und nur von der damaligen grossen Unruhe zeugen, die Frankreichs Jugend fuehrungslos durchtobte, gingen wir gemeinsam auf den Bahnsteig und an den Zug, der nach Sueden fuhr. Unser Kriegsplan wurde in Funktion gesetzt. Wir stellten uns vor eine Wagentuer, als verabschiedeten wir uns. Die Schaffner forderten zum Einsteigen auf, der Bahnsteig leerte sich, auch ich tat, als sagte ich meinem Wirt ein letztes Lebewohl, doch der Zug fuhr an, ich schlug die Tuer hinter mir zu und sprang ab und wir gingen vom Bahnsteig hinunter.

Und hinein in unseren Wagen und auf die Chaussee in Richtung Sète. Schnurgerade ging da in einiger Entfernung rechts von uns die Eisenbahnlinie und wir sahen auch den Zug. Doch unser Weg machte grosse Kurven, manchmal waren wir dem Zuge weit voraus, dann wieder ging es im Bogen zurueck und wir sahen mit Sorge, wie der Zug aufholte. "Das Problem wird die grosse Zugbruecke an der Hafeneinfahrt sein. Wir muessen darueber hinweg, bevor der Zug kommt.", meinte der Hauptmann. "Haben Sie uebrigens gesehen, wie noch jemand aus dem fahrenden Zug hinten wieder heraussprang?" fragte ich ihn. Er lachte nur: "Genau, wie vorgesehen". Wir rasten weiter, der Gegner irgendwo hinter uns her, falls er so schnell und ganz unvorhergesehen ueberhaupt noch ein Fahrzeug ergattert hatte. Wir kamen gerade noch rechtzeitig an, man liess uns an der Zugbruecke passieren. Ich erreichte den Zug, als er gerade wieder abfahren wollte. Es stieg niemand mehr hinzu. Ich fuhr weiter nach Narbonne an der spanischen Grenze. Der Hauptmann winkte mit grossem Taschentuch ueberschwenglich mir nach.

Von Narbonne aus benutzte ich einen anderen Zug, der mich weiterbrachte nach Carcassonne. Ich habe niemanden mehr auf der weiteren Reise bemerkt, der sich fuer mich interessierte. Wir befanden uns im Vorfeld der Pyrenaeen und beruehrten geschichtstraechtigen Boden. Die ersten Mauern von Carcasso-

nne bauten die Westgoten, 6 hundert Jahre spaeter errichteten die Grafen von Carcassonne den zweiten Ring. Es war die Zeit der Albigenserkriege, die damals dem Thron Petri einen blutigen Ruf einbrachten. Die mittelalterliche Stadt war restauriert worden und im Hotel zum Loewen in der Cité wohnte - wie koennte es an so auserlesenem Ort auch anders sein - eine Luftwaffeneinheit. Sie hatten Platz fuer mich fuer zwei Naechte. Ich habe Jahrzehnte spaeter aus der Naehe erleben koennen, wie die grossen Fragen des Midi ungeloest noch heute im Raum stehen. Wo schon konnten rohe Waffengewalt und Scheiterhaufen religioese Fragen loesen? Ich habe in meinen Buechern den Werken De Sedes und Anderer Widerhall im deutschsprachigen Teil Europas verschafft. Nicht zu verhindern war bei diesen ins Esoterische greifenden Fragen, dass sie hier und dort Gegenstand ungebildeter Spekulanten wurden. Doch unberuehrt von dieser grossen Vergangenheit um sie herum, lebten die Angehoerigen der Luftwaffe dort weitab vom Laerm der Zeit. Sie verbrachten ein Leben wie im Paradiese, mitten im Kriege. Ich war nicht neidisch, doch haette es ruhig ein wenig reihum gehen duerfen in jenen Jahren.

Dann setzte der Zug mich in Toulouse ab. Nach dem mittelalterlichen Carcassonne jetzt das Zentrum des politisch aktiven Frankreich. Wieder wie in Montpellier sah ich in den kleinen holzumrahmten Schaufenstern der im Innern sich ueber zahllose Regale ausbreitenden Buchhandlungen neuverlegte Schriften, deren Inhalt den Reden eines Fichte an die Nation glichen, eines Arndt, eines Schleiermacher. Die Verleger Frankreichs wussten, was ihre Pflicht war in jenen Jahren fremder Besatzung. Kaum ein Wort der Kritik an ihren geschichtlichen Vorbildern, kaum Themen, die Kluefte aufreissen koennten, keine Angriffe gegen die Verlierer von gestern oder die saeumigen Verbuendeten. Die Pflicht der Selbstdisciplin in persoenlichen wie in nationalen Dingen wurde da an grossen Vorbildern der eigenen Geschichte gezeigt, und dass ein nationales Unglueck schon halb ueberwunden ist, wenn es als solches von allen gemeinsam getragen wird. Ich ging in einen Buchladen und kaufte noch dieses und jenes. Die Auswahl war gross. Man fuehlte, wie sehr es vielen aufgestoerten Franzosen im Leibe brannte, wenigstens mit dem Wort noch zu helfen. Der junge Verkaeufer war ein sehr guter Propagandist seiner sehr guten Sache. Er freute sich, mir belgischem Nachbarn bestaetigen zu koennen, dass viele Buecher gekauft wuerden. Fernsehen gab es damals noch nicht.

Auch an diese Erlebnisse musste ich spaeter mit Bitterkeit denken, als ich erlebte, wie das deutsche Volk auf die Besatzung reagierte, wie sie schwerste Verbrechen der Sieger tatenlos hinnahm und es sogar dann noch fertigbrachte, diese zu beschoenigen und zu rechtfertigen. Meint man, dass die notwendige Anzahl elektronischer Druckkoepfe charakterliche Haltlosigkeit zu ersetzen vermag? Dass die laufende Beseitigung Verantwortungsbewusster und die Ersetzung biologischer Masstaebe durch nihilistische Schatten die Konstruktion eines kuenstlichen Naehrbodens erlauben, auf welchem Leben auf laengere Sicht hin noch moeglich ist? Erinnere ich die gesunde und unschuldige Reaktion der franzoesischen Jugend auf die ersten Schlaege, die dieses Jahrhundert ihrem Vaterlande austeilte, so aber auch das bestimmte damalige Gefuehl, dass mit einer solchen Jugend Europa noch eine Zukunft hatte. Es kam, schien mir, nicht darauf an, ob man mit der Légion als Freiwilliger nach Russland ging oder Vichy ablehnte, was zaehlte, war der auf beiden Seiten gueltige gleiche Masstab: vor allem die Nation! Wie aber wurde gerade diese Haltung dann ueber Generationen hinaus immer staerker bekaempft und beschmutzt! Frankreich hat dadurch erst den Krieg verloren, im danach folgenden "Frieden". Man ist sich heute dieser Tatsache bewusst, und wieder

weniger an den Ufern der Seine als an der Garonne.

Vom Zuge aus sah ich noch einmal die schoenen Tuerme der Kathedrale wie Zuckerwerk in den Himmel ragen. Auf der andern Zugseite ahnte man hinter den ansteigenden Huegeln die Wand der Pyrenaeen. So kamen wir an die Zonengrenze, denn Deutschland hatte diese so gezogen, dass die gesamte von England gefaehrdete Atlantikkueste in deutscher Hand blieb. Ein aelteres Ehepaar sass mit mir im gleichen Abteil. Feine Leute, schien es mir, die nach Bordeaux zurueckwollten. An der Grenze mussten wir aussteigen und den Zoll mit unseren Sachen passieren. Gleich darauf merkte ich, dass ich meine schoenen schweinsledernen Handschuhe auf dem Zolltisch liegen gelassen hatte. Ich ging zurueck. Ein franzoesischer Zollbeamter erklaerte mir, dass madame sie mitgenommen haette. Ich fragte sie in dem bereits anfahrenden Zuge. Erstauntes Gesicht: "Mais non, monsieur!" So benahmen sich also die Schieber, die ueber Zonengrenzen hinweg mit ihrem eigenen Vaterland Geschaefte machten. Die gestohlenen Handschuhe brachten mich auf diesen Gedanken und alle vorher mit den beiden gefuehrte Unterhaltung war wertlos geworden.

Bordeaux bot wenig Interessantes. Es war eine Kaufmannsstadt. Mir schien, hier galt nur das Geschaeft. Gutes Buergertum, fleissig und geschaeftsgewandt, hatte den Ertrag der umliegenden Weinberge verstanden, in klingende Muenze umzusetzen. Kriegsschaeden gab es keine. Bekanntlich waren die Deutschen so schnell angekommen, dass noch nicht einmal die in Paris auf dem Bahnhof D'Orsay aufgestapelten Geheimakten, einschliesslich derjenigen des Gross-Orients eingetroffen waren. Man konnte sie noch in Paris selbst uebernehmen und durchsehen.

Eine Autofahrt in die grossen Pinienwaelder im Westen war etwas einmaliges. Hier wurde das Terpentin gewonnen, jenseits der Waelder lag das Meer mit den schoensten Badestraenden, die ich in Europa kennengelernt, Biarritz als bekanntester, ganz im Sueden.

In Tours verliess ich erneut den Zug. Die Stadt erlebte die letzte Verteidigung gegen die vorstuermenden Deutschen. Viele Truemmer zeugten von diesem verzweifelten Widerstand, doch ebenso auffaellig war, dass die unzaehligen historischen Bauten dieser in der Geschichte fuer Frankreich immer wieder bedeutenden Stadt erhalten geblieben waren. Man erlebte damals erneut, wie sich die deutsche militaerische Fuehrung ihrer Pflicht gegenueber geschichtlichen Zeugen sehr bewusst war, und nicht nur die Fuehrung, sondern ein tiefsitzendes Verantwortungsgefuehl das gesamte Heer kennzeichnete. Es ist heute noch einfach belegbar, dass Englaender und Amerikaner, von der Benediktinerabtei in Monte Cassino bis zur Kathedrale von Rouen, keinen Sinn fuer Europaeische Tradition hatten und bedenkenlos mit Fuessen traten, was ihnen bei ihrer brutalen Kriegfuehrung im Wege stand.

Von Blois mit seinem weltberuehmten Treppenturm an seinem wunderbaren Renaissanceschloss aus machte ich einen Abstecher in das vertraeumte Montoire. Hier war es, wo Adolf Hitler dem besiegten Marschall von Frankreich die Hand gereicht hatte und wir hofften heissen Herzens auf die dauernde Bruederschaft der beiden grossen europaeischen Schicksalsgenossen. Doch alles war nur ein Anfang geblieben. Der Einladung nach Paris aus Anlass der Ueberfuehrung des Herzogs von Reichstatt, war der Marschall nicht mehr gefolgt. Seine chauvinistische Umgebung hatte ihm mit Erfolg einzureden vermocht, er solle dort von der Gestapo verhaftet werden. Ich greife vor: Im Jahre 1958 besuchte ich mit meiner Frau den Pantheon in Paris. Die Fuehrerin, eine franzoesische Studentin, sagte der zuhoerenden Gruppe:

"Und hier ruht der Sohn Napoleons, der Herzog von Reichstatt. Wir verdanken es Adolf Hitler, der ihn von Wien nach Paris ueberfuehren liess". Unberuehrt vom Laerm des Tages lag das Oertchen Montoire. Schilf und Seerosen bedeckten seine gruenen Teiche und Efeu hing ueber alten Mauern. Montoire schlief in sommerlicher Hitze, und es wird weiter schlafen. Keine Bronzeplatte spricht von den Beiden, die sich hier trafen, und die neuen Geschichtsbuecher erwähnen es nicht mehr oder bezweifeln die Ehrlichkeit des Wollens. Alle diejenigen aber, alle jene Hunderttausende von Franzosen, die ihr Leben gaben, damit ein schoeneres, ein sauberes Europa erstehe, sie wurden und werden verleumdet als widerliche Bestien, als "Kollaborateure" mit dem Satan, ihre Frauen und Kinder wurden mit Mezgermessern oeffentlich hingeschlachtet oder aber nach dem Abschneiden der Haare nackend durch die Gossen gejagt oder in Loewenkaefige im Pariser Zoo gesperrt. Das wurde aus unseren hohen Idealen! Und wir sollen den Fluch, den wir auf den Lippen haben, hinunterschlucken?

Ueber Orleans ging meine Fahrt zurueck nach Paris und in der Schnelle dieser Fahrt verstand ich, warum seinerzeit die deutschen Truppen so bald nach Paris den Namen Orleans im Wehrmachtsbericht erwaehnen konnten. Denn weit nach Norden holt die Loire aus und nur eine Stunde Bahnfahrt trennt die beiden Staedte. Am Mittag sass ich wieder an einem Kaffeetisch an einem belebten Boulevard. Die Sommersonne spielte durch die Baeume und frohgesinnte Menschen belebten die Strassen. Deutsche Uniformen zwanglos unter ihnen, als gehoerten sie seit je zu diesem Bild. Und viele dieser deutschen Offiziere und Soldaten taten ungezwungen, als waeren sie in Paris geboren. So selbstverstaendlich und heiter wob sich alles ineinander auf diesen Boulevards. Ein Bild moege diese Atmosphaere vermitteln.

Hauptmann Feige empfing mich mit einem erleichternden Stossseufzer. Und teilte mir mit, dass ich als deutscher Offizier niemals die Genehmigung zu meiner Urlaubsreise "ins Ausland" bekommen haette. Nur dem Irrtum der Passierscheinstelle und unserer Unkenntnis der Formulare haette ich ihn zu verdanken gehabt. Die in Paris waren gar nicht auf den Gedanken gekommen, dass der Antragsteller d e u t s c h e r Offizier gewesen sei, denn derartige Antraege bearbeite nur das OKW selbst, und zwar in Zusammenarbeit mit dem Auswaertigen Amt. "Ich hatte schon Angst", fuegte er hinzu, dass sie von Narbonne aus noch einen kleinen Abstecher nach Spanien machen wuerden"....

Die deutschen Erfahrungen mit unseren Fallschirmjaegern wurden auf die Lage in Frankreich uebertragen. Man musste damit rechnen, dass der Gegner durch Luftlandetruppen das Land von innen her wieder in Besitz zu nehmen versuchte. So wurden die Dienststellen in allen groesseren Orten zu Verteidigungsgemeinschaften zusammengefasst (In Compiegne hatte ich das bereits selbst durchzufuehren gehabt). Der rangaelteste Offizier wurde Verteidigungskommandant. Das aber war damals oft genug bei diesen rueckwaertigen Truppenteilen ein alter Herr, der im II. Weltkrieg keine Erfahrung mehr gesammelt hatte. Die Hauptlast, eine derartige Verteidigung wirksam zu organisieren, lag daher zumeist bei seinen juengeren Hilfskraeften. Zu diesen gehoerte ich im Falle Amiens. Ich begann damit, ueberhaupt erst einmal eine Liste aller im Ortsbereich sitzenden Einheiten aufzustellen. Es kam erstaunlich viel zusammen. Dann ging es daran, einen Alarmplan auszuarbeiten, Alarm- und Verteidigungsbereiche festzulegen, und dann in verschiedenen Teiluebungen, alles dabei moeglichst unbemerkt von der Bevoelkerung, die Leute der verschiedenen Dienststellen miteinander bekannt zu machen. Ich bemerkte fast ueberall, wie gerne Offiziere und Mannschaften diese Plaene aufgriffen. Sie fuehlten sich doch jetzt wieder irgendwie gesicherter in der fremden Umgebung.

Von dem militaerischen Wert dieser Einheiten hatte ich allerdings keine grosse Meinung. Eine mit modernen Waffen ausgeruestete Luftlandetruppe wuerde schnell mit Einheiten der Feldpost, der OT, Feldkommandanturen, Kfz-Instandsetzungsabteilungen u. ae. fertig werden.

Auch waehrend meiner Amienser Zeit musste ich meine Besuche im Lazarett in Paris fortsetzen, wenn auch nicht mehr so haeufig. Es kristallisierte sich das dann endgueltige Bild der Laehmung heraus: Ich konnte jetzt auch einige Bewegungen mit dem Oberarm machen, ihn aber nicht nach oben heben, Mit dem Unterarm und mit der Hand konnte ich alle Bewegungen wieder machen.

Alouette besuchte mich ein paar Mal am Wochenende in Amiens. Wir liessen uns dann ein fertiges Essen von dem besten Restaurant der Stadt ins Haus tragen, dazu die entsprechende Flasche Rotwein. Bei einem dieser Besuche - die Welt ist ja so klein - berichtet sie mir von einem gewissen Herbert Sahling, den sie in ihrer Dienststelle bei De Brinon kennengelernt hatte. Es war mein hamburger Studienfreund. Ich erfuhr, dass er mit seiner Frau, einer Franzoesin, in Paris lebte. Ich besuchte ihn und war betroffen von dem Schicksal, das ich da miterlebte. Kennengelernt hatte er seine Frau vor dem Kriege, als sie eine Ferienreise nach Hamburg machte. Kurz vor Kriegsbeginn hatten sie sich verlobt. Die junge Frau war nach Paris zurueckgekehrt, als der Krieg ausbrach. Ihre Umgebung, ihre Familie beschimpfte sie als Verlobte eines Deutschen. Dann kamen diese siegreich ins Land und die boese Maske vom schrecklichen boche fiel. Herbert wurde an eine Dienststelle in Paris versetzt und konnte heiraten. Und Sie wollen jetzt gleich wissen, wie es weiterging? Herbert wurde nach Deutschland versetzt und nahm seine Frau mit sich. Die Luftangriffe in Deutschland zwangen sie, sich zu trennen und sie zog zu seinen Eltern am Puettkampsweg in Hamburg-Hochkamp, Er fiel am 12. April 1945 bei Aub in Unterfranken. Sie musste auf Befehl der Englaender Deutschland verlassen und kam als Verfemte wieder in Paris an, wo sie sich das Leben nahm. Das waren die Bausteine fuer das Neue Europa! Hoch lebe der edle Sinn der Sieger von 1945!

Von der Infanterie zur Abwehr

General Genée wurde abgeloest von einem Oberst Daser. In seinem Auftreten gaenzlich ungeeignet fuer die ihm hier uebertragene Aufgabe, ein sturer, ungebildeter Soldat, fast ohne franzoesisch Kenntnisse, bestenfalls fuer den Kasernenhof geeignet. Mein Kamerad Feige ueberraschte mich nicht, als er mir mitteilte, er wolle sich versetzen lassen. Ich fasste den gleichen Entschluss. Schon mit General Genée hatte ich angesichts der Entwicklung meiner Verwundung und meiner Plaene in der Sahara davon gesprochen und das Afrika-Korps anvisiert. Er aber machte mich auf einen anderen Weg aufmerksam, der eher zum Erfolg fuehren koennte. Mein Gesuch einer Versetzung zum Afrika-Korps wurde darum von General Genée abgeaendert in eine Versetzung zur Dolmetscher-Lehrabteilung des OKW in Berlin fuer einen Arabisch-Kurs. Dort in Berlin waere dann fuer mich das Sprungbrett, das mich bis nach Fort Lamy tragen wuerde, wie er laechelnd meinte. Er gab mir eine vollstaendige Ausgabe der Schriften von Konfutse mit und bat mich, ihm das Buch in seiner Berliner Wohnung am Pariser Platz wieder zurueckzugeben. Oberst Daser, zwischen den Kriegen hoher Funktionaer im "Stahlhelm", blieb allein auf weiter Flur und sass also jetzt da, wohin er in dem 20 Jahre lang gewuenschten Revanchefeldzug gestrebt hatte.

Mein Fahrbefehl erlaubte mir einen letzten Besuch in Compiègne. Weinend verabschiedete sich die kleine tapfere Alouette von mir, Buergermeister und Polizeichef wuenschten mir ein Frohes Wiedersehen nach dem Kriege (Befehl ausgefuehrt im Jahre 1958, als ich auf einer Fahrt von Argentinien nach Hamburg dank einer Unterbrechung der Schiffsreise in Le Havre kurz die Staetten meines ehemaligen Wirkens wieder besuchen konnte). Alouette gab ich ein Paket mit meinen Zivilkleidern zur Aufbewahrung mit. Es waren Dinge, die ich mit gewisser Befriedigung mir hatte anschaffen koennen, ein heller Regenmantel, eine Jacke, eine sommerliche Hose, ein paar Schuhe und Kleinigkeiten. Bisher hatte mein Kleiderschrank niemals solche schoenen Dinge gesehen. Mir schienen sie in Chantilly sicherer als im bombardierten Hamburg.

In dem Schulgebaeude, Berlin NW 21, Stephanstrasse 2, also am Rande des Militaerischen Bereichs hinter dem Lehrter Bahnhof, hatte ich mich bei Major Jordan, dem Kommandeur der Dolmetscher-Lehrabteilung des OKW zu melden. Als erstes wies man mir ein nahegelegenes Quartier an bei Frau Schulz in der Rathenowerstrasse 58 im dritten Stock. Die Flure und Zimmer waren da vollgestellt mit klobigen, massigen Moebeln, der Blick ging ueber die Alleebaeume hinweg in das beschriebene Kasernengelaende. Diese berliner menschliche Umgebung war neu fuer mich, denn waehrend meines Aufenthalts in Doeberitz war ich kaum in Berlin gewesen.

Die Berliner sind, wie ich meinte damals feststellen zu koennen, ganz andere Menschen als die Hamburger. Sie sind beide grundehrlich, doch jeder auf seine Art, der Berliner pflegt gerne grob zu unterstreichen (ohne es so zu meinen), der Hamburger macht aus der Wirklichkeit gerne etwas Froehliches und gewinnt ihr mit Vorliebe einen etwas (aber nur etwas) anstoessigen Humor ab. Der Berliner macht aus einem Geschehen liebend gern etwas ernsteres als in Wirklichkeit vorliegt und beobachtet dann, wie der Angesprochene es aufnimmt. Liess er sich ins Bockshorn jagen, so hat er bei ihm verloren. Hamburger wie Berliner meiden alles Gezierte,beide schauen auf das Wesen der Dinge, der Hamburger mit zeitlicher Weitsicht, der Berliner ohne Ruecksicht auf die Folgen. Den Haerten des Krieges war der Berliner vielleicht eher gewachsen, ihm genuegte die bittere Notwendigkeit des Augenblicks, um ohne viele Klagen fest zuzupacken. Der Hamburger hatte Sorgen um die Zukunft, und war darum bemueht, seine Arbeit in die neue Lage einzufuegen. Da sie aber beide handfeste Arbeit - des Kopfes wie der Hand - leeren Phrasen vorzogen, waren sie in Notzeiten im buergerlichen Beruf gleich brauchbar wie in Uniform. Der gleiche Motor ihres Handelns sass tief in ihnen drinnen. Fuer einen Hamburger (Altona eingeschlossen), war es angenehm, in Berlin zu leben. Dass die Stadt damals deutlich im Pulsschlag des Reiches vibrierte und der Gedanke, Reichshauptstadt zu sein, unterschwellig ueberall mittat, hob alle Taetigkeit und Aeusserung auf ein ehrendes Niveau. Frau Schulz und auch die uebrige Hausgemeinschaft, die ich gelegentlich im Luftschutzkeller kennen lernte, war urwuechsiger, echter Berliner Schlag. Ich haette es mir zum Beispiel damals ueberhaupt nicht vorstellen koennen, dass ein Berliner Buergermeister private Gelder annehmen wuerde, wie es 1986 mitgeteilt wurde.

Es gab wohl kaum eine Sprache, die nicht auf der Dolmetscher-Lehrabteilung unterrichtet wurde. Es war eine Einrichtung der Wehrmacht und das Sprachstudium auf die militaerischen Belange ausgerichtet.Spezial lexika fuer die verschiedenen Fronten wurden zusammengestellt, in denen das Platz fand, was der Soldat braucht: geographische Ausdruecke, Waffen und Waffenteile, technische Begriffe an Maschinen, Kfz, Verkehrsangelegenheiten, politische Vokabeln. Und der Unterricht erfolgte von Landeskennern. Gegenstand war etwa die Uebersetzung eines Aufrufs in einem eben besetzten Gebiet, Ge-

So bereiteten wir uns vor: T u n e s i e n .

Karte mit Ortsbezeichnungen in arabischer Schrift.

spraeche in einer automechanischen Werkstatt, Beschreibung eines Gelaendes, Anordnungen an die landeseigenen Behoerden und aehnliches. Vieles davon hatte ich schon in der Praxis in Frankreich kennen gelernt, denn mein erster Kursus fand in franzoesischer Sprache statt. Sonderfuehrer Link war unser junger und sehr um unsere Fortschritte bemuehter tuechtiger Lehrer. Die Schueler setzten sich aus allen Dienstgraden zusammen, hatten alle bereits gute Kenntnisse in der entsprechenden Sprache. Denn Voraussetzung fuer die Aufnahme war eine Aufnahmepruefung, die das sicherstellte. Neben mir sass

auf der Schulbank ein Hauptmann Loewe, der ebenfalls als Rekonvaleszent aus dem Frontdienst kam. Insgesamt waren wir wohl 20 Franzoesisch-Schueler.

Ein Kurs dauerte drei Monate. In seinem Verlauf erlebte man einen dauernden Wechsel in der Schuelerschaft, entsprechend den Anforderungen der Truppe und den Neueintretenden. Nach Ablauf meines ersten Kursus begann ich auf Wunsch der Abteilung einen zweiten in Arabisch. Hier war mein Lehrer ein junger Palaestinadeutscher, der mit seiner Familie nach der Vertreibung aus seiner Heimat in den Schwarzwald gezogen war. Wir befassten uns -

im Gegensatz zu dem Studium des klassischen Arabisch an der Hamburger Universitaet - mit dem Vulgaerarabischen, und in meinem Kursus mit den aegyptischen und syrischen Dialekten. Fuer mich privat befasste ich mich unter der Anleitung meines Freundes Dr. Abel noch mit dem Tunisischen. Damit in Zusammenhang stellte ich in maghribinischer Buchstabenwahl fuer mich Karten von Nordwestafrika her, Ich ergaenzte sie mit wirtschaftlichen und physikalischen Daten, stellte eine detaillierte Uebersicht ueber die gegenwaertige Verwaltung auf und gab dem ganzen den Rahmen von Heften, die in meine Kartentasche passten. Es ist mir moeglich, mich noch heute an dieser Arbeit, an den arabischsprachigen Beschreibungen zu erfreuen, denn sie befindet sich wohlbehalten (und ja leider auch niemals im Ernstfall benutzt) in meinem Buecherschrank in Bariloche in Argentinien.

Eine weitere Vorbereitung fuer mein Vorhaben bestand darin, dass ich eine Tropenausstattung erhielt, mit entsprechenden luftdicht verschliessbaren Aluminiumkisten und Kleidung. Bei Braun, dem altbekannten Geschaeft fuer Tropenausruestung am Grossen Burstah in Hamburg vervollstaendigte ich meine Anschaffungen. Ich fuehlte mich, als waere ich dabei, eine richtige Expedition vorzubereiten.

Der Geist in diesen Lehrgaengen war aber im allgemeinen weit entfernt von Kriegsstimmung. Man fand kaum jemanden, der hier sich vervollkommen wollte, um besser dienen zu koennen. Viel eher fand man solche, die darauf aus waren, eine ruhige Kugel zu schieben. Das lag wohl auch in der Natur der Sache. Die Bevoelkerung auf der Strasse war im Gegensatz dazu irgendwie verbissener, weit weg vom Aufgebenwollen. Da fahre ich mit der S-Bahn, hatte den Arm in der Schlinge. Neben mir stehen zwei Maenner mittleren Alters, hager, unbeachtet von den Mitreisenden. Ihre Unterhaltung gefaellt mir nicht. Sie beurteilen die in der letzten Nacht zerbombten Haeuser, die man vom Zug aus sehen kann. Es geschieht wie bei der Beurteilung einer militaerischen Lage. Ploetzlich stoesst der eine den anderen an. Er merkte, dass ich sie mit Interesse beobachtete. Da aber schnallt's auch schon bei mir. Und ich erinnere mein Erlebnis am 1. Kriegstag in Bahrenfeld. So deutlich und laut ich kann, rufe ich in den Raum: "Bitte helfen Sie mir, diese beiden Maenner mitzunehmen zur naechsten Bahnhofswache". Sofort sind sie von Maennern und Frauen umstellt. Der eine will mir etwas sagen. Ich bruelle ihn regelrecht an: "Halten Sie den Mund. Auf der Polizei koennen Sie reden, vorher nicht". Und ich rufe wieder: "Groesste Vorsicht, dass keiner von den beiden entwischen kann!" Am Bahnhof Friedrichstrasse liefere ich sie ab, nenne die Dolmetscherlehrabteilung als meine Dienststelle, warne noch einmal, gar nichts in Hoerweite der beiden zu besprechen. Es waren feindliche Agenten, die die Bombenabwuerfe lenkten. Sie wurden beide ausgeschaltet. So teilt man mir telefonisch an meine Arbeitsstaette schon nach drei Wochen mit.

Mein Bruder wird aus dem Osten mit Gelbsucht ins Lazarett nach Magdeburg verlegt und ich kann es einrichten, ihn zu besuchen. Es versteht sich, dass hohe Politik das letzte ist, von dem wir sprechen. Er amuesiert sich ueber meine Wuestenplaene und bezeichnet sie als "wueste Plaene". "Abwarten und Teetrinken" ist meine Antwort. Ich konnte ja nicht wissen, dass man jemanden mit franzoesisch und arabisch-Kenntnissen nach - Bulgarien schicken wuerde.

An jedem zweiten Wochenende fuhr ich auf Urlaub im ueberfuellten Urlauberzug vom Lehrter Bahnhof aus nach Hamburg, Das war natuerlich eine grosse Freude fuer meine dort lebenden Grosseltern. Aber auch ueber diesen Stunden standen nicht nur die Schatten des Krieges, sondern auch das Verhaengnis.

Gewoehnlich kam ich schon am Sonnabend vormittag in Hamburg an. Ich klingelte oben an der Etagentuer. Von hinten aus der Kueche kam ein freudiger Ruf und waehrend ich noch auf Wassereimer und Luftschutztuete neben mir blickte, hoerte ich meine Grossmutter auf dem Flur herbeilaufen. Sie nestelte drinnen aufgeregt am Riegel, riss die Tuer auf und lag mir dann gluecklich in den Armen: "Dor buest Du jo, min Jung". Dann gingen wir zusammen zur Kueche. Ich legte meine Aktentasche auf den Tisch und packte aus: Etwas schmutzige Waesche, einige Zwiebeln und ein Kohlkopf wohl. Daneben noch die Zweitages-Urlauberkarte, und die Bescherung hatte schon ihr Ende. Sodann ging ich regelmaessig erst einmal nach vorne in das Wohnzimmer und setzte mich an meinen Schreibtisch. Das war meine Friedensillusion. Ich konnte lange so sitzen, gluecklich, als schrieben wir noch 39 und nicht 42. Dann stand ich wieder auf, machte wohl die Tueren meines Buecherschranks sperrweit auf und sah die Ruecken meiner Freunde entlang. Hier und da fasste ich kurz hinein in die Wellenlinie von Leder und Leinen, als wollte ich mich dessen auch ganz sicher vergewissern, dass solche Welt wirklich noch bestand in dieser leeren Zeit des Krieges und des Zerstoerens. Der Ruf meiner Grossmutter weckte mich aus meinen Traeumen und ich schloss die wartenden Schaetze wieder ein.

Ich ging den schmalen Flur zurueck und setzte mich zu ihr in die Kueche. Dabei hoerte ich, wie es jetzt zu Hause zuging: Das Einkaufen dauerte immer stundenlang und es war nicht leicht im Winter Schlange zu stehen. Aber zumeist liess man die alte Frau doch vorruecken. So kam sie immer noch recht leidlich zurecht. Man wusste, dass "Grossmuetterchen" es nicht leicht hatte. Und man wusste auch in der Nachbarschaft, welche Last sie zusaetzlich mit "Hopa" hatte.

So recht von sich aus sprach sie gar nicht gerne davon. Ich musste immer erst fragen: "Was macht Hopa?" Das H vor der sonst ueblichen Anrede hatte ich mir seit meiner Kindheit angewoehnt und "Hopa" war inzwischen auch fuer alle anderen zum festen Begriff geworden.

Zumeist war er spazieren. Immer haeufiger aber war es dann geschehen, dass er den Weg nicht wieder nach Hause fand. Jahrzehntelang hatten meine Grosseltern in der Sophienallee im Nordtteil der Stadt in Eimsbuettel gewohnt und diese alte Adresse schwebte ihm auch jetzt noch vor. Doch regelmaessig loeste sich das kleine Verhaengniss dadurch, dass ein Anwohner jenes Hauses in Eimsbuettel den freundlich fragenden Alten in oft recht humorvoller Unterhaltung zur naechsten Polizeiwache geleitete. Dort kannte man den gutmuetigen Ausreisser schon bald und telefonierte nur unseren Nachbarn, dass Hopa darauf warte, abgeholt zu werden. Laechelnd erschien dann die alte Dame von gegenueber mit dem Bescheid an unserer Tuer und meine Grossmutter machte sich daran, ihren "jugendlichen" Springinsfeld wieder einzufangen. Die plattdeutsche Begruessung in der Wache ("Na, wat hest Du Deert dorwedder mokt?") wurde bei meinem Grossvater zumeist mit einem freudigen Ausruf eingeleitet, doch hatte meine Grossmutter - vor allem als sich diese Prozedur zu oft wiederholte - nicht mehr viel fuer Scherze uebrig und es gab unter dem froehlichen Gelaechter der Polizeibeamten einige Knueffe, die aber ganz und gar keine moralische Wirkung bei dem voellig unschuldig dreinschauenden Hopa zeitigten.

Meine Grossmutter bat Hopa dann, nicht alleine auszugehen, sondern in der Mittagssonne einen gemeinsamen Spaziergang mit ihr zu machen. Einige Male war das auch ganz gut gegangen. Dann aber haeuften sich die Faelle, dass Hopa morgens zeitig aufstand in der Absicht, zur Schule zu gehen. Fast 50 Jahre lang hatte er ja diesen Weg zu seiner Volksschule in der Jaeger-

strasse gemacht. Wenn man ihm dann sagte, dass er doch schon lange pensioniert sei, dann lachte er: "Das glaubst Du wohl selbst nicht! Ich bin noch frisch genug. Und die Jungen lernen etwas bei mir!" Dann ging er in die Kueche, suchte seine Schuhe und machte sich fertig fuer den Schulweg. Es war meiner Grossmutter einfach unmoeglich, ihn in solchen Augenblicken festzuhalten. Energisch, fast rebellisch hielt er fest an seiner Absicht. Da das endgueltige Ziel solcher Wanderungen ja immer die genannte Polizeiwache war, so liess sie ihn gewaehren. So ungewoehnlich alles dieses auch war, so machte doch das Fehlen junger, helfender Kraefte in diesen Kriegsjahren solche Loesung notwendig und es lief auch alles ruhig ohne Missklang ab. Alle fuehlten die Verpflichtung in sich, einem Menschen, der sein Leben lang fuer Andere gewirkt hatte, diese Zeiten zu erleichtern. Die fast froehliche Art meines Grossvaters, der im nachhinein ueber seine Vergesslichkeit so schalkhaft laecheln konnte, als haette er mit dem Geschehenen seiner Umwelt nur einen kleinen Streich gespielt, und die Gutwilligkeit, mit der er sich dann lenken liess, umgaben alles mit einem Anflug von Guete und Humor und liessen eigentlich niemals ein wirklich aergerliches Wort aufkommen. So trug man Hopa mit im Lebensstrom, ein jeder ein wenig mit seinen Kraeften.

Wenn das so sich zutrug, so spielte vielleicht auch der Gedanke mit, dass der Krieg nicht ewig dauern wuerde und ich dann die Dinge selber wieder fester in die Haende nehmen koennte. Stillschweigend war man sich so uebereingekommen, diesen Menschen mit hineinzutragen in eine ruhigere Zeit.

Angefangen hatte die Gedaechtnisschwaeche schon vor Kriegsbeginn. Mit der Zeit aber war sie schwerer geworden. Doch man lachte damals noch bei den leichten Luftangriffen der ersten Kriegsjahre, wenn Hopa abends im gemeinsamen Luftschutzkeller des Hauses, in Decken gehuellt, zwischen den vermummten Gestalten sass und in vollem Ernst meiner Grossmutter halblaut sagte: "Du, jetzt scheint mir aber in dieser Geheimversammlung genug debattiert worden zu sein. Dat ward Tid, dat wi no Hus gohn". Wenn sich dann das Lachen gelegt hatte, sagte ihm wohl eine der Nachbarinnen: "Sie sind doch zu Hause!" Dann schaute er sich in dem balkengestuetzten Raum mit den Feldbetten an den Waenden um und in dieser lustigen Stimmung um ihn her mochte er die Behauptung seines Gegenuebers als Scherz auffassen, wenn er verschmitzt laechelte und mit drohendem Finger abwehrte: "Nein, nein hier wohn' ich nicht", und, sich seiner Frau wieder zuwendend, argwoehnisch auf einen von oben aus der Wohnung bekannten Polsterstuhl zeigte: "Wie kuemmt de Stohl hierher?", was zu neuem Lachausbruch fuehrte, dem sich Hopa willig anschloss. Der fast 90 jaehrige war bester Laune, doch schien ihm alles ungewohnt und irgendwie verdaechtig. Als oben in der Naehe die Flakbatterien zu schiessen begannen, nahm er einmal seine Decken vom Schoss und wollte hinaus: "Die Burschen machen da draussen wieder Unfug. Ich werde mal fuer Ruhe sorgen!" Nur mit Muehe liess er sich dann von seinem Vorhaben abbringen. Aufrecht sass er in voller Ruestigkeit im Stuhl und lauschte weiter.

Er wusste nicht, dass Krieg war, er wusste aber auch oft nicht mehr, wo er sich ueberhaupt befand und ploetzlich konnte er abends in der Stube die Zeitung zusammenfalten und uns auffordern, ihn nach Hause zu bringen. Alles Zureden nuetzte nichts. Er liess uns keine Ruhe. Er blieb bei der Idee, er waere bei Freunden und er muesse nach Hause. Soweit ich dann da war, schien es mir das Einfachste, auf seine Wuensche einzugehen. Wir zogen unsere Maentel an und gingen fort. Um den dunklen Haeuserblock herum betraten wir erneut die Wohnung. Gluecklich kam er dann nach solchem Gang in die warme Stube zurueck. Sein Gesicht strahlte, wenn er seine Frau am Naehtisch

erkannte und der weitere Abend verlief in ruhiger Unterhaltung. Dann sassen wir wieder zusammen wie frueher und auch Hopa nahm vollen Anteil an den Gespraechen. Manche Anekdote erzaehlte er und manche Lehre gab er weiter an den Enkel. Er erkundigte sich nach meinen Studien und sprach den Wunsch aus, mich einmal noch vor seinem Tode im Richtertalar sehen zu koennen.

Die alten Freunde waren einer nach dem anderen aus dieser Welt abberufen worden und der Kreis der Schulkollegen immer kleiner geworden. Reih'um besuchten sich die Wenigen und lebten dann ein paar Stunden in ihrer liebgewonnenen Vergangenheit. Mit der Unruhe des Krieges aber, der Gefahr ploetzlichen Alarms, den kleinen Lebensmittelrationen und verschlechterten Verkehrsverhaeltnissen wurden diese Besuche immer seltener und es blieb als treuester Freund des alten Paares nur der Buecherschrank mit seinen ehrlichen selbstlosen Schaetzen.

Hopas Lieblingsbuecher waren Biographien. Als junger Mann hatte er die grossen Geister miterlebt, die unsere heutige Welt mit ihrer Technik und weltweiten Ideen formten. Sein heiligster Besitz war jener kleine Buecherschrank, den er vor mehr als siebzig Jahren mit dem ersten selbstverdienten Geld gekauft hatte. Mit leicht zitternden Haenden stand der alte Lehrer vor dem Schrank und waehlte sich ein Buch als Abendlektuere. Dann rief er mich herbei und zeigte auf den Titel: "Dies musst Du mal lesen, wenn Du Zeit hast", oder er blaetterte in selbstgefertigten Aufsaetzen aus seiner Seminarzeit: "Ja, was man nicht alles damals schon geschrieben hat..." Behutsam schloss er dann den Schrank, strich wie liebkosend mit der Hand entlang der Vorderleiste und wandte sich wieder dem Tisch zu. Umstaendlich putzte er mit seinem grossen, weissen Taschentuch den Kneifer ab und setzte ihn sich auf. Mit den Fuessen schob er einen zweiten Stuhl zurecht und legte ein Bein darauf. waehrend er sich mit der Linken den Schnurrbart strich, oeffnete er das Buch. Seitwaerts an den Tisch gelehnt, sass er so stundenlang dann und las. Ihm gegenueber haekelte meine Grossmutter und ab und zu nur fiel ein Wort in diese Ruhe. Unvergesslich sehe ich diese Abendstunden vor mir. Leise tickte unsere grosse Standuhr in die Stille hinein. Unter der Lampe lag die Abendzeitung neben dem Naehzeug und das rote Tuch des Lampenschirms huellte alles uebrige in warmes Halbdunkel. Draussen irgendwo fuhr gerade eine Strassenbahn vorbei. Dann war es wieder still. Friedvoller Abend eines guten Menschen. Manchmal fragte meine Grossmutter wohl etwas. Wie am Schnuerchen zaehlte Hopa dann die grossen Staedte Englands auf oder nannte Fluesse in Afrika und Suedamerika. So frisch wie einst vor Jahrzehnten, konnte er erzaehlen von dem, was er gelehrt oder auch von seinem eigenen Lebensweg, wie er durch bittere Not hindurch (die er nicht so nannte, die man aber als solche heraushoerte) vom armen Waisenknaben in einem schleswigholsteinischen Dorf durch die grossmuetige Hilfe eines Bauern in Hamburg Volksschullehrer wurde. Er war schweigsam und begann niemals von sich aus, doch antwortete er gerne auf alle Fragen. Bis zu seinem Ende habe ich ihn so in lebhafter Erinnerung.

Doch solche ruhevollen Stunden wurden immer seltener, die Verhaeltnisse mit laengerer Dauer des Krieges immer schwieriger. Es verging bald keine Nacht mehr ohne Luftalarm. Energisch ruettelte ihn dann meine Grossmutter wach und nur unter grossen Schwierigkeiten und dauerndem Zureden gelang es ihr, ihn anzuziehen und dazu zu bringen, in den Keller zu gehen. Voellig erschoepft und regelmaessig als Letzte kamen sie dann dort an und immer erst, wenn schon laengst rundherum der Kampf in voller Staerke tobte. Hilflos, ganz verstoert, liess Hopa sich auf seinen Sessel dirigieren. Oft kam die Entwarnung erst nach Stunden und die alten Leute konnten nur noch ein wenig

schlafen. Morgens frueh aber kam es vor, dass Hopa sich schon wieder regte, um zur Schule zu gehen. War er fort, dann begann das Leid des Einholens und dauerte bis Mittag. Am Nachmittag der Weg zur Polizeiwache nach Eimsbuettel und abends 10 g Butter auf dem Tisch. So konnte es nicht weitergehen! Der Zustand war zu einer ernsten Gefaehrdung der Gesundheit und des Lebens meiner Grosseltern geworden.

Bei jedem Besuch hoerte ich erneut von diesen Schwierigkeiten und erlebte sie oft selber mit. Ich musste mich entscheiden. Ewig wuerde ich nicht in Berlin verbleiben. Der Tag des neuen Einsatzes rueckte naeher und damit auch das Ende meiner Urlaubsfahrten und der Moeglichkeit, persoenlich einzugreifen.

Auf einem sonntaeglichen Spaziergang durch die Feldwege in Othmarschen ging mir alles dieses durch den Kopf. Ein wenig Schnee lag hier und dort am Boden. Durch das weitmaschige Netz der dunklen Aeste ging mein Blick hinein in kahle Gaerten. Oede lagen sie und warteten auf einen sonnigen Fruehling. Was konnte es fuer mich noch Groesseres geben, als meinen lieben Grosseltern einen gluecklichen Lebensabend nach dieser schweren Zeit zu schenken, sie in eine Welt der Ruhe und des Friedens zu geleiten? Vorbei an stillen Bauernhaeusern ging ich zwischen glatten Buchenstaemmen in den kleinen Forst an der Kirche hinein. Voegel suchten Nahrung in dem welken Laub am Boden und flogen vor mir auf. Unter einem Schutzdach hatte jemand ihnen Brotkrumen gestreut. So hatte ja auch ich die Pflicht, fuer Hopa ein Schutzdach ausfindig zu machen. Er musste fort von diesen Grossstadtschwierigkeiten. Aber, wohin sollte er? Es musste doch moeglich sein, ein Heim zu finden, wo es ihm gut ginge und er nichts entbehrte, wo er bleiben konnte, bis der Frieden uns erneut vereinigte. Ich wandte mich der Wohnung wieder zu.

Nach meiner Rueckkehr sprach ich dann mit meiner Grossmutter. Sie pflichtete mir bei und ich schrieb nun an verschiedene Altersheime. Dann fuhr ich wieder nach Berlin. Inzwischen liefen die Bescheide ein und ich traf meine Wahl: Klasse Ib der Altersabteilung im Eppendorfer Krankenhaus. Das war das beste, was ich finden konnte. Persoenlich ueberzeugte ich mich von der Unterbringung in den neuen Raeumen jenes Heimes und machte mir ein Bild vom Personal. Nach manchem Hin und Her gestattete man mir auch, dass ich waehrend eines Urlaubs an einem Sonntag Morgen Hopa dorthin braechte.

Es war im Januar 1943. Die Nacht war ohne Angriff verlaufen. Morgens trat meine Grossmutter in mein kleines Schlafzimmer und setzte sich zu mir ans Bett. Ernst sah sie mich an: "Ich weiss nicht recht. Muessen wir ihn wirklich in ein Heim geben? Es kommt mir so ungewohnt vor, daran zu denken". und nach einer Pause, in welcher ich nur schweigend an die Decke schaute: "Ich weiss, ich habe es selber vorgeschlagen. Aber jetzt scheint es mir doch beinahe nicht mehr noetig. Es ist ja bisher alles gut gegangen und wir werden es auch so schon schaffen". Sie sah mich fragend an. Ich war aergerlich: "Du weisst selbst, wohin dieses Leben fuehren muss: Entweder wird Euch eine Bombe eines Tages beide toeten oder Du gehst bei diesen Schwierigkeiten einfach langsam zu grunde und Hopa hat dann niemand mehr, der fuer ihn sorgen kann. So ist er aber jetzt am Rande der Stadt untergebracht. Du kannst ihn taeglich, wenn Du willst, besuchen. Das Essen ist dort sogar besser noch als hier. Du hast Ruhe, kannst wieder mal ein wenig an Dich selber denken. Und Hopa kann sich dort mit Gleichaltrigen unterhalten, hat erfahrenes Aufsichtspersonal, kann seine Buecher lesen und in schoenen Anlagen spazieren gehen. Ich habe Dir ja schon gesagt, was ich selbst gesehen habe. Ich glaube, dass Hopa es dort nicht schlecht hat".

"Ja, das moechte ich auf keinen Fall, dass es ihm schlechter geht", und mit einem ploetzlichen Traenenausbruch beugte sie sich ueber mich: "Oh, wie ist das alles doch so schrecklich! Wenn bloss dieser Krieg zu Ende waere!". Dann loeste sie sich und ging hinaus.

In der warmen Kueche ging eine grosse Prozedur vor sich. Spruehend voller Laune liess Hopa sich das steife Vorhemd anziehen, liess er sich die altgewohnte Fliege unter den Eckenkragen binden und zog den guten, dunklen Rock an. Lachend meinte er, als ich eintrat: "Ja, ja, da scheint was Grosses zu passieren", drehte sich dann seiner Frau zu: Du, was soll das eigentlich alles?" Wie die Vorbereitung zu einem Fest schaute ja das Ganze aus. Wir sagten ihm fast gleichzeitig: "Du musst zum Arzt und Dich dort vorstellen". Beruhigt brummte er: "So, so, ja, ja". Ein altes, laengst auskuriertes Blasenleiden mochte dem kerngesunden Greise in Erinnerung gekommen sein. Jedenfalls fand er den Vorgang ganz plausibel. So setzten wir uns an den Fruehstueckstisch. Alle Reste waren aus der Speisekammer hergeholt worden und Hopa ass sich satt.

Dann ging ich mit ihm fort. Nur eine Aktentasche mit Hausschuhen und anderen Kleinigkeiten hatte ich bei mir. Meine Grossmutter wollte ihn am naechsten Tag besuchen und die restlichen Sachen nachbringen. Vom Balkon aus winkte sie uns nach. Dann verdeckte eine Haeuserwand die Wohnung.

Es war ein warmer Wintermorgen und ich ging neben meinem Grossvater her, wie es vor 20 Jahren schon gewesen war, als ich in den ersten Schultagen auf Spaziergaengen seinen Belehrungen lauschte. Ich dachte an die einzige Reise meiner Jugend, als mich mein Grossvater trotz der kleinen Pension einmal nach Bad Wildungen mitgenommen hatte. Seit jenen kleinen Maerschen durch die Waelder am Rande des Kurorts liebte ich ihn und fuehlte mit den Jahren in mir die Verpflichtung immer staerker werden, einmal diese Aufopferung und selbstlose Erziehungsarbeit zu vergelten. In geringem Masse meinte ich heute morgen diese Pflicht abtragen zu koennen, indem ich ihn in eine gute Heimstatt fuehrte. Alle Schwierigkeiten schienen mir so gluecklich wie nur moeglich geloest zu sein.

Hopa holte fest aus und zeigte gespraechig mit seinem Spazierstock auf die Laeden oder die Kinoauslagen. Er erzaehlte, wie es seinerzeit hier ausgesehen hatte, als er 1882 zum ersten Male nach Hamburg kam, um seine Lehrerpruefung abzulegen. Selten hatte ich ihn so aufgeraeumt gefunden, wie an jenem Morgen. Alles war ihm gegenwaertig, was er frueher erlebt hatte, nur die Gegenwart erfasste er nicht mehr, vergass sehr schnell, was er in diesen Tagen hoerte oder sah. Wir mussten dann mit der Strassenbahn durch jene Stadtteile, in welchen er den Hauptteil seines Lebens zugebracht hatte. Er drehte sich auf seinem Sitz halb um und schaute hinaus: Dort hatte er seinerzeit Moebel gekauft, dort im Kaisercafé am Schulterblatt hatte er an manchem Abend gegessen und Musik gehoert, dort an der Eimsbuettler Chaussee wohnte sein alter Zahnarzt und hier musste man den Eppendorfer weg hinauffahren, wenn man nach Hoheluft wollte. Lebendig schilderte er jene laengst verstorbenen Mitmenschen und liess in mir ein Bild der "guten, alten Zeit" erstehen. Waere ich nicht nach reiflichem Ueberlegen zu meinem Entschluss gekommen, ich haette schwankend werden koennen an diesem Morgen. Schoen, wie nur ein Wintertag sein kann, lagen die breiten Strassen vor uns. Ruhig und gut gekleidet, wie im Frieden, gingen die Menschen zur Kirche. Je weiter wir fuhren, desto unruhiger aber wurde Hopa: "Du", raunte er mir zu, "sind wir nicht zu weit gefahren? Hier wohnen wir doch nicht". "Wir fahren doch zum Arzt" antwortete ich und er nickte beruhigt: "Ach so, ja, ja". Und einige Minuten spaeter ganz genau dasselbe Gespraech. So ka-

men wir am Ziel an. Etwa 1 km hatten wir noch zu Fuss zu gehen, eine Kleinigkeit fuer meinen koerperlich so ruestigen Grossvater, der ja taeglich ein Mehrfaches dieser Strecke zuruecklegte.

Dann traten wir ins Tor des grossen Hauptgebaeudes und gingen durch die Anlagen des Lazarettgelaendes. Interessiert schaute Hopa zu den Fenstern hinauf und sah sich die Menschen an. Dann entdeckte er an einer Hauswand ein grosses Rotes Kreuz und nickte erkennend. Ploetzlich blieb er stehen: "Weist Du, es waere besser, wenn mich der Arzt ordentlich untersuchte und ich ein Paar Tage hierbliebe. Du musst dann nur zu Hause Bescheid sagen, was los ist, damit Homa sich nicht beunruhigt und weiss, wo ich bin". Ich war bestuerzt. Gab es ein Fuehlen von Ungesagtem auch in solchem Alter noch? Meinte Hopa angesichts des grossen Krankenhauskomplexes, dass ich ihn aus ernsterer Sorge um seine Gesundheit hierher gefuehrt hatte? Wollte er mir den Weg erleichtern, mit entgegenkommen? Ruhig und voll kindlichen Vertrauens stand der alte Mann vor mir und sah mich an. Ich konnte ihm ins Auge sehen, denn ich wollte ja sein Bestes. Der liebste Mensch auf Erden war er mir: "Sicher, Hopa, wir werden tun, was der Arzt sagt", antwortete ich, "ich bin ja dabei". Wie zwei gute Freunde gingen wir dann Seite an Seite weiter.

Dann standen wir im Vorraum des Altersheims. Hopa schaute verstaendig auf die weissgkleideten Waerter und Schwestern. Kurz darauf trat der Arzt ein. Er gab meinem Grossvater die Hand, begruesste dann auch mich und meinte, ich koennte schon wieder gehen. Er wuerde die Unterbringung und alles Weitere jetzt uebernehmen. In der Tuer stellte er mir noch einen aelteren, sympathisch aussehenden Waerter vor. Ich beeilte mich, diesem noch kurz die Schwaechen meines Grossvaters zu sagen. Er nickte verstehend. Noch einmal sagte Hopa eindringlich zu mir: "Du musst also meiner Frau sagen, dass ich noch einige Tage hierbleibe". Ich versicherte ihm das und fuegte, so leichthin wie moeglich noch ein "Auf wiedersehen!" an. Bruederlich nahm der alte Waerter meinen Grossvater unter den Arm und ging mit ihm hinein.

Sicher, fuer mich war es ein Abschied, denn ich wusste nicht, ob ich den Krieg heil durchstehen wuerde, ob ich Hopa wiedersehen wuerde. Aber ich war erleichtert, ich hatte meine Pflicht getan und meinem alten Grossvater ein nettes Heim verschafft. In dem sicheren Gefuehl, etwas Gutes getan zu haben, kehrte ich zur Arbeit nach Berlin zurueck. Bestaerkt noch wurde ich in meiner Haltung, als nach einigen Tagen ein Brief von meiner Grossmutter eintraf, worin sie mich verstaendigte, dass sie in Eppendorf gewesen sei und sich dortselbst alles gut entwickelte. Es waere ideal. Und sie faende jetzt auch Zeit und Ruhe, um sich ein wenig um sich selbst zu kuemmern.

Alles war also nach Wunsch geloest. Zufrieden sass ich ueber meinen Vokabeln, als ploetzlich nach etwa einer Woche ein Telegramm eintraf: "Hopa in Irrenanstalt Langenhorn eingeliefert. Komme sofort". Ich las den Text wieder und wieder und war betroffen. Ich verstand das nicht. In fuenf Tagen war mein Urlaub moeglich. Ich bereitete alles vor. Da traf an jenem Freitag abend, kurz vor meiner Abfahrt, ein zweites Telegramm ein: "Hopa gestorben".

Ich erinnere noch alles, wie wenn es gestern erst gewesen waere: Ich fuehlte einen Schleier vor den Augen, als versaenke die Welt um mich herum, als schwanke der Fussboden. Ich ging ans Fenster und sah auf die Bewegungen auf der verschneiten Strasse. Zwecklos schien mir das Gewimmel dort unten und das Vorbeifahren eines Autos. Nur wie ein grosser Fleck erschien es mir, ein Haufen Schwarz von rechts nach links durchs graue Feld gezogen. Ich sah

die toten Aeste der Kastanie leblos vor einem grauen Himmel stehen. Eine Seele fuehlte ich nicht mehr in diesen Bilder.... Von dort gibt es kein zurueck ....Nie mehr wuerde ich meinen Grossvater sehen....Wie konnte das geschehen?

Fast mechanisch ging ich fort zu meinem Lehrgangsleiter und erhielt den notwendigen Urlaub fuer Beerdigung und Erbschaftsabwicklungen. Niemandem sagte ich ein Wort von dem, was mich bewegte.

Schweigend stand ich in jener Nacht im Halbschlaf zwischen anderen Urlaubern im vollen Zug und schweigend ging ich dann im grauen Morgen durch die menschenleeren Strassen vom Bahnhof aus nach Hause. Schweigend setzte ich mich zu meiner Grossmutter in die Kueche. Unfasslich leer war alles um mich her. "Du brauchst Dir keine Vorwuerfe zu machen", sagte sie dann. Ich fragte, wie es denn gekommen sei.

Viel wusste Homa mir nicht zu berichten. Als sie zum zweiten Mal zu Hopa kam, da fiel ihr auf, dass er so muede war und sie hatte den Waerter nach dem Grund gefragt. Der aber hatte sie beruhigt: Es waere alles in Ordnung. Aufgefallen war ihr nur ein kleiner Ausschlag an der Hand. Voller Unruhe war meine Grossmutter am naechsten Tage wieder hingefahren. Und wieder war Hopa muede, lag am hellen Tag im Bett, was bis dahin jahrzehntelang nicht ein einziges Mal vorgekommen war, und waehrend der schleppenden Unterhaltung fiel der Arm des Alten unter der Decke herab, und sie sah, wie er von einem Ausschlag bedeckt war. Entsetzt sprang ein Waerter hinzu und steckte ihn wieder unter die Decke. "Kann so etwas von einer Injektion kommen?" fragte sie mich jetzt mit weiten Augen. Ich nickte nur, langsam den Abgrund erkennend, vor dem wir standen. Empoert war meine Grossmutter vom Bettrand aufgestanden und hatte nach einem Arzt verlangt. Als ein solcher endlich kam, forderte sie die sofortige Entlassung ihres Mannes: "Wenn es hier so zugeht, dann nehme ich meinen Mann sofort wieder mit nach Hause. Geben Sie sofort die Kleider heraus! Ich gehe nicht vorher fort!" Beruhigend hatte der Arzt gemeint, dass ihr ein solcher Entschluss selbstverstaendlich freistuende. Aber, es sei besser, ihn nicht in dem augenblicklichen Schwaechezustand mitzunehmen. Sie moege doch morgen wiederkommen. Es wuerde alles vorbereitet. Empört hatte meine Grossmutter den Arzt verlassen. Am naechsten Tage aber teilte man ihr kuehl und sachlich mit, dass ihr Mann an jenem Morgen wegen eines laengeren Schwaechezustandes in die Irrenanstalt Langenhorn eingeliefert worden sei. Der Arzt vom Vortage war nicht zu sprechen. Meine Grossmutter war am Ende ihrer Kraefte.

Zusammengebrochen sass sie am Kuechentisch und schaute auf den leeren Platz ihr gegenueber. Das gute, ruhige Gesicht war hart und ernst geworden.

Was soll ich noch berichten? Zwei Tage nur hatte Hopa dort in Langenhorn noch gelebt. Auch meine Grossmutter bekam ihn nicht mehr zu Gesicht.

Ich fragte in kurzem Brief dort an wegen der Todesursache, und erhielt als Antwort: "Altersschwaeche". Ich gab den voellig ungenuegenden Bescheid mit einer Darstellung des Falles an den Oberstaatsanwalt in Hamburg. Eine letzte Hoffnung hatte ich, dass dieser Fall gerecht geprueft wuerde.

Nach einigen Wochen erhielt ich die Mitteilung, "dass eine Nachfrage beim Eppendorfer Krankenhaus und in der Irrenanstalt Langenhorn ergeben hat, dass keine Schlafmittel verabreicht worden waren und dass der Tod eine ganz natuerliche Folge des hohen Alters gewesen ist". Eine Leichenobduktion war nicht vorgenommen worden trotz aller dafuer von mir vorgebrachten Gruende. Ein amtliches Schreiben, ein Dokument.....

Hauptmann Loewe war in Kontakt gekommen mit der Abwehr. Durch ihn erfuhr ich ein wenig, was das war, dieses militaerische Sicherheitsinstrument

des Staates. Er hatte sich im Tuerkischen vervollkommnet und sollte vor einem Abwehreinsatz in der Tuerkei auf einen besonderen Lehrgang der Abwehr in Brandenburg geschickt werden. Er fragte bei seiner zukuenftigen Dienststelle an, ob man mich auch brauchen koenne und erwaehnte meine Gedanken zu einem Unternehmen Richtung Fort Lamy.

Uber Major Jordan wurde ich telefonisch zu einem Major Abshagen bestellt, der im Oberkommando der Wehrmacht am Tirpitzufer seine Dienststelle hatte. Es stellte sich heraus,dass er IIa, das heisst Personalchef der Abw II war. Nach einer laengeren Unterhaltung verfuegte er meine Versetzung zur Abwehr II.

Die Abwehr teilte sich in drei grosse Gruppen. Abw I befasste sich mit dem Erkennen der feindlichen Absichten und Moeglichkeiten, war also das, was man so romantisch als "Spionage" bezeichnete, Abw II befasste sich mit der Stoerung der feindlichen Absichten mit Mitteln, die der eigentlichen Truppe im allgemeinen nicht gelaeufig waren. Unter Beruecksichtigung des Voelkerrechts - ein Punkt, der im Gegensatz zu den angelsaechsischen Abwehrdiensten in der Wehrmacht ganz gross geschrieben wurde - als Voraussetzung allen Handelns, war im uebrigen alles erlaubt, was dem Feinde militaerischen Schaden zufuegte, wie etwa Brueckensprengungen im feindlichen Hinterland, zersetzende Fluesterpropaganda in der feindlichen Truppe, Unternehmen in Uniform und in Zivil weit hinter den feindlichen Linien, um den dortigen Nachschub zu zerstoeren u.ae. Es war also ein Frontdienst besonderer Art. Abw III wiederum befasste sich mit der Erfassung der feindlichen Abwehrorganisationen. Besonders bemerkenswert war bei dieser Truppe, was wir III F - Spiel nannten, naemlich die Verwendung und "Umdrehung" eines feindlichen Nachrichtenagenten gegen seine urspruenglichen Auftraggeber, indem man ihn zum Schein fuer diese weiter "arbeiten" liess, ihm dafuer sogenanntes "Spielmaterial" zur Verfuegung stellte, also Mitteilungen ueber unsere Truppen,die der Mann angeblich erkundet hatte, und deren Weitergabe dem Gegner den Eindruck machten, als sei der Agent tuechtig und zuverlaessig.

Die Abteilung Abw II hatte einen eigenen Truppenteil, aus welchem sich ihre Leute normalerweise rekrutierten. Das war die "Division Brandenburg", eine Eliteeinheit der Wehrmacht, die in der Stadt Brandenburg stationiert war, und die an allen Fronten in Sondereinsaetzen bekannt geworden ist. Bei dieser Division hatte ich jetzt einen Kursus mitzumachen. Ueber dem Eingang zur dortigen Offiziersmesse standen die Worte "Hie Brandenburg allewege!". Es war der Schlachtruf, der alle verband, die einmal durch diese Tuer gegangen waren. An der langen Tafel war das Ritterkreuz keine Seltenheit und ebensowenig selten war es, dass waehrend des Essens ein Bursche hereinkam und einem der Anwesenden einen Funkspruch uebergab, dass dieser sich erhob, den Kommandeur am Kopf des Tisches gruesste und zu einem Einsatz fortging.

Die Ausbildung entsprach den spaeteren Eventualitaeten. Ich lernte Kradfahren, Fallschirmspringen, Eisenbahnschienen und Bruecken sprengen, mit unsichtbarer Tinte schreiben, Geheimkodes aufsetzen und entschluesseln, erhielt Unterricht in fremden Uniformen und Rangabzeichen, Psychologie, habe viel geritten, geschwommen, gerudert, wurde mehrfach aerztlich von oben bis unten untersucht und war bis auf den behinderten linken Arm gesund, und schloss dort einige Freundschaften fuers Leben. Das war Brandenburg fuer mich. Wie sehr ich mich ins Geschirr legte, belegt noch eine kleine Narbe ueber dem linken Auge. Mit Volldampf jagte ich mein Krad in ein Gebüsch und ein Zweig zerbrach an jener Stelle.

Der Kurs in Brandenburg ging seinem Ende entgegen. Tatenduerstig er-

schien ich am Tirpitzufer, in Afrikauniform, mit den bekannten grossen Plaenen. Mein Freund Abel aus der Dolmetscherlehrabteilung sollte mit. Er verstand Tuareg. Doch die Wehrmachtsberichte sahen etwas anders aus. Die Alliierten waren am 8. November 1942 in Marokko gelandet, und man dachte nicht mehr an grosse Offensiven von Tunis oder Tripolis aus. Laechelnd meinte Major Abshagen: "Da Sie sich nun ja auf arabisch und franzoesisch vorbereitet haben, waere es fuer die Abwehr gar nichts besonderes, wenn wir Sie mal, sagen wir, nach Bulgarien schickten". Er meldete mich daher zunaechst einmal bei Hauptmann Eisenberg an, der irgendwo in diesem Bienenstall zwei Stock hoeher ein kleines Buero hatte, ausgefuellt mit vielen Landkarten rund um sich herum und hinter dem Schreibtisch leere Schnapsflaschen exotischer Provenienz (die ich spaeter noch ergaenzte). Bei ihm lernte ich seinen Saufkumpan und nebenbei tuechtigen Abwehroffizier, den Grafen Thun kennen, und auch den jungen Oberleutnant Naumann zu Koenigsbrueck, der dann bald darauf nach Madrid ging und mir bei spaeteren Zusammentreffen Interessantes von dort erzaehlte. Um gleich das Bemerkenswerteste davon einzuschalten, weil es unabhaengig von meinem eigenen Gang durch die Ereignisse berichtet werden kann:

Eines Tages, gleich nach der Besetzung Marokkos durch die Amis - Sie erinnern, dass die Franzosen sich dort tapfer wochenlang gegen die amerikanische Uebermacht an der Kueste wehrten - erscheint ein Schwager des Sultans im spanischen Ceuta beim deutschen Konsul. Unter dem Vorwand, dringend zum Zahnarzt zu muessen, hatten die Amerikaner ihn gehen lassen. Er wuenscht, einen Vertreter des Fuehrers zu sprechen. Ein Abwehroffizier, der arabisch und franzoesisch verstand, kommt herbeigeflogen und empfaengt von ihm ein Handschreiben des Sultans Mohammed, in welchem dieser einen deutsch-marokkanischen Militaerpakt anbietet, die Zahl seiner Maenner in den verschiedenen Landesgegenden aufzaehlt, die Waffen nennt, die aus der Luft, zusammen mit deutschem Rahmenpersonal, und wo abgeworfen werden muessten. Er verpflichtet sich, das Land wieder von den Amerikanern zu saeubern. Die Antwort Hitlers aber ist negativ. Er sieht in einem solchen Vorgehen einen Verrat an Frankreich und Spanien. Und Weizsaecker uebergibt sogar den Vorgang dem spanischen Aussenministerium. Dieses erfaehrt seinerseits Canaris und er verweigert weitere Zusammenarbeit mit dem Auswaertigen Amt, da die Handlung Weizsaeckers einem Landesverrat gleichkaeme, denn W. muesse wissen, dass das spanische Auswaertige Amt in allen Zimmern den Englaendern offenstehe. Der Sultan unternimmt sogar noch eine zweite aehnliche Demarche, doch wieder mit negativem Erfolg.

Zugleich hoere ich von einem Abwehrkameraden, der beim Vatikan eingebaut ist, dass man einen von mir vorgebrachten Vorschlag an den Luftwaffenchef Italiens weitergeleitet habe, worin dargestellt wird, wie man mit Lufttorpedos gegen einige Stauseen die elektrifizierten Eisenbahnen zwischen Algerien und Marokko ausser Gefecht setzen koennte, denn nur ueber den Pass von Oudja am dortigen Stausee entlang geht dort der gesamte alliierte Nachschub nach Algerien. Die technischen Einzelheiten hatte ich in meinen erwaehnten Studien zusammengetragen. Man antwortet der Abwehr, dass das mit Lufttorpedos nicht moeglich sei. Vierzehn Tage spaeter vernichten die Englaender auf diese Weise die Edertalsperre mit verheerenden Folgen.

Noch Vieles mehr erfaehrt hier im Amt einer vom andern. Und das ist auch notwendig, denn wir brauchen ein wirklichkeitstreues Gesamtbild, wenn

wir erfolgreich arbeiten wollen. Alle Berichte werden mir hingeschoben, damit ich sie durchlese. "Lese-Lese" nennt man diese Stunden im Amt. Bei einem spaeteren Besuch entdecke ich dabei den schoen bebilderten Bericht einer Segelbootfahrt nach Suedafrika. Eine sportliche Leistung ersten Ranges. Von Bordeaux ging es aus. Vor der marokkanischen Kueste kreuzen meine Kameraden die Torpedoboote der Amerikaner, die dort gerade landen. Eines naehert sich und schnell wird auf unserem Segler ein dreifaches Hurrah auf Roosevelt ausgebracht. In Suedafrika wird an einem ausgemachten Punkt an der Kueste des Indischen Ozeans Verbindung hergestellt mit V-Leuten, die dann bis Kriegsende erfolgreich in dauerndem Funkverkehr mit dem Reich stehen. Zufaellig treffe ich selbst lange nach dem Kriege in Suedafrika einen der Beteiligten (ich komme noch ausfuehrlicher darauf zurueck) und kann ihm im Rahmen einer groesseren Geburtstagsfeier, in einer Saalecke, Weinglaeser in der Hand, sagen, dass ich selbst jenen schoenen Bericht ins Feuer geworfen habe. Mein Gespraechspartner ist an dieser Mitteilung ausserordentlich interessiert. "Wissen Sie, wir haben bei allen Verhoeren durch die Englaender nach dem Kriege immer jegliche Verbindung mit den Deutschen abgeleugnet, aber wir wussten natuerlich nicht, ob sie nicht etwas in Deutschland finden wuerden". Warum nicht gleich an dieser Stelle erwaehnen, dass eine Gruppe unserer vielen dortigen Freunde ein von Abw II geliefertes Sendegeraet in ein Auto eingebaut hatte, und dass man zum Senden in den Hof des Polizeipraesidiums von Johannesburg zu fahren pflegte. Die Englaender haben sich bis zuletzt vergeblich mit ihren Peilungen bemueht,

Die bunte Welt Bulgariens

Von Hauptmann Eisenberg (der sich dienstlich kurz "Eisen" nannte), erfahre ich, dass in Sofia eine IIer-Dienststelle unter der Bezeichnung "Wirtschaftstransportstelle Sofia" arbeitet, deren dienstlicher Auftrag unter anderem der Schutz der Chromerztransporte aus der Tuerkei nach Deutschland ist. Dorthin also werde ich abkommandiert, in Zivil wie alle anderen Angehoerigen jener Dienststelle im neutralen Bulgarien, mit deutschem Dienstpass als Angehoeriger der Botschaft ausgestattet. Meine Dienststellung ist Hilfsoffizier. Als solcher ist dort bereits ein ranggleicher Oberleutnant Ziegler taetig. Ausserdem ein Palaestinadeutscher, Leutnant Wolf. Der Leiter der Dienststelle ist Oberstleutnant Fechner, ehemaliger k.u.k. Offizier und alter Hase auf dem Balkan, ruhig im Ton, fest in der Sache, in der er sich sehr gut auskennt und nichts vormachen laesst, liebenswuerdig und doch hart, beste alte oesterreichische Schule. So lerne ich ihn kennen und schaetzen.

Die Dienststelle befindet sich in einem Gartenhaus in einem Viertel am Rande der Stadt. In aehnlichen Gartenhaeusern, ebenso hinter hohen Ziegelmauern und mit schoenem Rasen befinden sich die Residenzen der in Sofia akkreditierten Diplomaten gleich uns gegenueber das des Amerikaners, der allerdings seine Bude geschlossen hat. Auch unter den niederen Dienstgraden bei uns einige Wiener, insbesondere das aus drei Damen bestehende weibliche Personal. Da alles Zivil traegt, fuehrte man fuer die Offiziere die Anrede "Herr Doktor!" ein. Da mein Zivil ein schaebiger, recht abgetragener Anzug ist, wie ich ihn als Student bei Kriegsende eben trug, sehe ich nicht gerade aus wie ein Dr., lasse mich aber nicht zu einem beseren Aussehen erweichen, da ich an Kleinigkeiten merke, dass das fuer meine bulgarische Umgebung eine gewisse Tarnung ist. Denn ich wohne in der Strasse Neofit Rilski bei Frau P., und fuer diese bin ich deutscher Handelreisender in Fischkonserven. Ich habe da von der Seehandelsbank in Altona her noch einige Fachkenntnisse. Aber, um es einzuschalten: Man glaube ja nicht, dass da viele Grundlagen not-

wendig sind, um eine Legende berufsmaessig aufzubauen. Es wird erstaunlich wenig in dieser Richtung nachgeforscht. Ich wurde nicht ein einziges Mal in Bulgarien nach Einzelheiten etwa ueber die Konservierung von Seefischen gefragt. Ich hatte frechweg behauptet, ab und an nach Varna ans Schwarze Meer zu fahren, um dort die Faenge zu inspizieren, und stellte spaeter fest, dass dort ueberhaupt keine Fische angeliefert wurden.

Doch mache ich mir in jenen Tagen Gedanken zu dem Thema. Zum ersten Mal in meinem Abwehrdasein tritt die Frage der "Legende" an mich heran, das heisst, als was ich erscheinen will. Und ich mache mir (wie ich spaeter noch einmal erwaehne), im Laufe der Zeit eine Art Lehrbuch zurecht: Die Legende muss rechtzeitig ausgearbeitet werden, schon bevor man ins Arbeitsgebiet kommt und bevor man dort angemeldet wird. Sie muss als Legende, also als Nicht-Wahrheit, allen denjenigen bekannt sein, mit denen man dienstlich zusammenarbeiten muss, das heisst allen denjenigen, die wissen, dass man in Wirklichkeit deutscher Offizier ist. Sie darf aber in keinem Falle denjenigen als solche bekannt sein, mit denen man sonst noch verkehrt, weder am einen Ende noch am andern, weder der eigenen Familie noch den neuen Freunden. Und die Verbindung zwischen diesen beiden Gebieten darf nur aus einem einzigen Strang bestehen, und dieser Postweg muss besonders gesichert sein. Denn er benachbart etwa in einem Schreiben den richtigen und den Einsatznamen, nennt etwa auf dem Umschlag den Dienstgrad. Ich darf also auf keinen Fall Gruesse an Freunde und Verwandte durch die bulgarische gewoehnliche Post geben. Es darf keinerlei Post von diesen an meiner Quartiersadresse in der Neofit Rilsky eintreffen. Es darf nur ueber die Feldpost geschrieben werden (im vorliegenden Fall). Aus Liebhaberei etwa gesammelte bulgarische Briefmarken darf ich vorerst nicht in der Heimat vorzeigen. Ich darf auch Privatbriefe, die in der Dienststelle ankamen, nicht etwa mit ins Privatquartier nehmen oder in einem Kaffeehaus lesen. Unendlich sind die Verstoesse, die ich in meinem Gesichtsfeld gegen diese Vorschriften erlebe. Ich gehe auch niemals den gleichen Weg zwischen meiner Wohnung und der Dienststelle. Ich wähle immer wieder andere Strassenzuege, nehme mal die Strassenbahn oder gar ein Taxi bis in die Naehe, Ich gehe zu einsamen Tageszeiten, etwa um zwei Uhr mittags, wenn ich leichter erkennen kann, ob mir jemand folgt. Denn dieses Land steht ja nach wie vor in festen diplomatischen Beziehungen zu Sowjetrussland, dem grossen slawischen Bruder. Ich darf annehmen, dass es hier in Sofia von russischen (und natuerlich auch alliierten) Agenten nur so wimmelt. Und ich erfahre mit der Zeit, dass es in der Tat so ist. Ich bin an einem Ort gelandet, wo Abwehrarbeit sehr schwer ist. Ihr groesster Feind liegt im deutschen Charakter begruendet, von sich Aufhebens zu machen, angeben, zu viel reden. Ich zwinge mich dazu mich zum Gegenteil hinzubewegen: das Bild eines ganz armen Wuerstchens, das nichts leistet, dumme Fragen stellt, selbst in der eigenen Dienststelle so erscheint.

Dabei bekomme ich schon bald von Oberstleutnant Fechner einen wichtigen Auftrag: Ich soll das Unternehmen "Richard" in Bulgarien aufbauen. Fuer den Fall des deutschen Rueckzuges aus Bulgarien (Rueckzug = Richard) sollen im Lande einheimische Funker verbleiben, sollen Depots angelegt werden zur spaeteren Bezahlung von V-Leuten und Funkern und zur Ausstattung von mit Fallschirmen abgesetzten Agenten.

Es ist eine verteufelte Arbeit. Da muessen wir also einen jungen Mann suchen, der antibolschewistisch eingestellt ist, der zuverlaessig ist, der intelligent ist und der bereit ist, spaeter fuer uns zu funken, wenn wir ueber alle Berge sind und ueberall Kommunisten nach ihm fahnden. Dabei darf schon vom allerersten Augenblick an niemand von uns mit ihm direkt in Verbindung

kommen, denn dann koennte er "verbrannt" sein, bevor er ueberhaupt anfing zu arbeiten. Er darf seinen normalen Arbeitsrhythmus nicht aendern, muss aber unter irgendeinem Vorwand auf acht Wochen auf Funkausbildung nach Brandenburg. Etwa wegen einer dringenden Operation in Budapest, waehrend er in Wirklichkeit in Wien das Funken lernt. Und dieses auf cyrillisch, in bulgarisch, mit vielen Codeabkuerzungen. Er muss ueberhaupt auch erst lernen, was ein Panzer ist, was ein Bomber ist usw. Dann kommt er zurueck. Inzwischen hat er sich auf "seinem" Apparat eingearbeitet, kennt ihn auch technisch und kann ihn reparieren. Anstatt aber, dass er wie bisher in einem Haus bei Wien sitzt, muss er sich jetzt zuhause mit dem Apparat einrichten. In Teilen bringt er ihn dorthin. Er muss ihn so einbauen, dass niemand von der Familie ihn bemerkt, weder die Kinder noch die saubermachende Frau. Und dann muss er die erste verabredete Probesendung starten. Von jetzt an kommt er mit keinem einzigen Deutschen mehr in Kontakt, weder mit seinen Funklehrern, noch mit irgendwelchen anderen. Er meidet sie wie die Pest. Und er sendet vorerst in ganz grossen Abstaenden, nur um ein Lebenszeichen von sich zu geben und beginnt seine eigentliche Funktaetigkeit erst, wenn die Deutschen fort sind. Er meldet, was er sieht. Er gibt schriftlich an befohlene Orte Meldungen, die ihm gefunkt werden und die dann dort ein ihm unbekannter Agent abholt. Er erhaelt Anweisung, wo fuer ihn Geld liegt, und er graebt es aus. Und macht im uebrigen dabei tagtaeglich seine ganz harmlose, gewoehnliche Arbeit. Wir werden spaeter noch erfahren, wie diese Geschichte nach 1945 auslief.

Es gibt aber auch weniger Erfreuliches zu berichten. Wir stehen im fuenften Kriegsjahr und Bulgarien ist eine Insel des Wohllebens. Da gibt es denn auch viele Deutsche, die ihren dienstlichen Aufenthalt als fette Etappe auffassen. Die KO-Bulgarien, die "Kriegs-Organisation" Bulgarien, wie sich der Kopf aller drei Abwehrstellen in Sofia betitelt, wird gefuehrt von dem sehr faehigen Oberst Delius. Horrende Schiebungen gehen vor sich. Einmal kann die deutsche Zollfahndung bei Pressburg einen ganzen Donauschlepp voller zusammengekaufter Waren beschlagnahmen. Die Gelder fuer diese umfangreichen Einkaeufe koennen garnicht nur aus dem Wehrsold beglichen worden sein. Es taucht der dringende Verdacht auf, dass dienstliche Gelder dafuer verwandt wurden. Auf der Deutschen Botschaft geht es aehnlich zu. Es frisst in mir, mich in einer solchen Umgebung bewegen zu muessen. Ich spuere, dass auch Oberstleutnant Fechner sich daran stoesst. Er gibt mir darum bald schon den weiteren Auftrag, mich mit allem dem zu befassen was sich an dem neuralgischen Punkt der sogenannten "Neutralen Zone" tut.

Der mir zugeteilte Unteroffizier Tuemmler ist gerade dabei, mich in diese vor allem voelkerrechtlich komplizierte Materie einzuweisen, als bei uns auf der Dienststelle unser hoechster IIer-Chef, Herr Generalmajor Lahousen erscheint. Er ist in Uniform, rote leuchtende Biesen an den Hosen. Das ist ein Faustschlag ins Gesicht unserer vollgetarnten Arbeit. Nach einem kurzen Gang durch die Dienstraeume fordert er mich auf, ihn zu einem Spaziergang durch die Stadt bis zur KO zu begleiten, mich so also allen irgendwo ihren tuerkischen Kaffee trinkenden Agenten so richtig vorzufuehren. Ich tue, was ich in dieser Lage kann, um den infamen Plan zuschanden zu machen, gehe salopp neben ihm, eine Hand in der Hosentasche, einmal links neben ihm, einmal rechts von ihm, als waeren wir alte Freunde aus der Heringsbranche. Er nutzt seinerseits den gemeinsamen Weg, mir Zweifel in den deutschen Endsieg einzuimpfen. "Jetzt beginnt Russland, die Chinesen einzusetzen. Die ersten Hunderttausende sind bereits an der Front eingetroffen". So kindisch diese Argumente sind, so klar sie die dahinterstehende Absicht verraten,

n a c h dem Kriege erfahre ich, wie mit dieser Methode Führungsentscheidungen beeinflusst wurden. So wurde das Englandunternehmen (und es wurde das auch in einem Film ueber Canaris gezeigt) unter Hinweis auf eine durch Oel in Brand setzbare Kueste abgeblasen, so wurde Kesselring in Italien getaeuscht mit der Behauptung, die alliierte Landung erfolge sicher nicht bei Nettuno - wo sie dann doch stattfand. Herr Lahousen hat sich dann vor dem Gericht der Feinde in Nuernberg selbst die Maske vom Gesicht gerissen, als er dort als Belastungszeuge gegen deutsche Offiziere und Staatsmaenner auftrat. Ich brauche ihn also hier nicht zu schonen. Drei Tage vor der Kapitulation Italiens, dem sogenannten Badoglio-Putsch, wird er zusammen mit anderen hohen deutschen Abwehroffizieren von deren italienischem Partner Roatta eingeladen.Bei diesem Treffen zieht dieser eine Minox hervor und haelt sie einem jeden Deutschen mit den Worten vor: "Sie glauben gar nicht, wie klar diese Camara arbeitet. Ich werde Ihnen morgen die Bilder zustellen, die ich jetzt gemacht habe". Die Herren haben stillgehalten.

Nach der Debellatio Griechenlands nahmen die Bulgaren als unsere Verbuendeten Thrazien in Besitz. Bulgarien erfuellte sich so den Wunsch, am Mittelmeer zu stehen. Das war der Preis fuer unser Durchmarschrecht. Dorthin ans Mittelmeer fliesst auch ihr Nationalstrom, die Maritza. "Schaeume, Maritza" beginnt die bulgarische Nationalhymne. Der Hafen an ihrer Muendung, das tuerkische Dedeagatsch, nennen sie Alexandroupolis. Eine Eisenbahn fuehrt entlang der Maritza bis dorthin und dann der Kueste entlang weiter ueber Varna bis ins ferne Saloniki.

Doch e i n Mann hatte vorausgesehen, was es bedeuten wuerde, wenn Bulgaren griechisches Gebiet besetzten, Franz von Papen, Botschafter des Deutschen Reiches in Ankara. Er sah voraus, dass die Bulgaren die griechische Bevoelkerung verjagen wuerden und dass dann die Europaeische Tuerkei von ihnen eingekreist waere. Die Versuchung aber, dann diese anzugreifen, waere unwiderstehlich gewesen. So wurde auf seine Veranlassung hin eine "Neutrale Zone" zwischen der Europaeischen Tuerkei und Thrazien geschaffen. Jene Hoehen, die schon 1912 vor Edirne europaeisches Schicksal wurden, rueckten so ins militaergeographische Abseits. Ausserdem gab das den Griechen, die vor den mordenden Bulgaren aus Thrazien flohen, ein Rueckzugsgebiet. Es braucht kaum unterstrichen zu werden, dass eine solche "Neutrale Zone" fuer uns Abwehrleute ein richtiges Schlaraffenland war. Was bewegte sich da nicht alles durcheinander!. Zunaechst einmal war es die einzige offene Landgrenze des von Deutschland besetzten Europas. Sogar der Orientexpress verkehrte mit alter Puenktlichkeit wieder, nachdem die OT die internationale Bruecke bei Marasch wieder hergestellt hatte. So umwehte uns Abwehrleuten ein Hauch romanttscher Spionage, wenn wir in der Neutralen Zone zu tun hatten.

Doch zunaechst gilt es noch einiges von unserer Taetigkeit im eigentlichen Bulgarien zu berichten. Da war zunaechst einmal Plovdiv, das alte tuerkische Philipopel. Mitten im Lande lag diese bedeutende Stadt an der Maritza. Ich waehlte den Zeitpunkt einer landwirtschaftlichen Messe, um mich dort umzusehen. Vor allem hatte ich in jener Stadt einen Mann eingebaut, der dafuer verantwortlich war, dass von englischer Seite keine Sabotage an der Eisenbahn erfolgte. Denn auf dem Schienenstrang des Orientzuges kamen die lebenswichtigen Chromerze aus der Tuerkei nach Deutschland. Unsere Aufgabe war es, diesen Chromerztransportschutz durch alle Balkanlaender hindurch so zu organisieren, dass kein Sand in die Bremsbuechsen geschuettet, keine Mine unter die Schienen gelegt wurde. Auf den wichtigsten Bahnstationen sass daher ein deutscher Soldat, getarnt durch einen Zivilberuf, der sich seiner-

seits eine Reihe von Bahnarbeitern und Beamten angeworben hatte und so seinen Arbeitsbereich mit einem Tag und Nacht funktionierenden Netz von Aufsehern zudeckte. Es ist meines Wissens auch niemals zu einer Stoerung gekommen, sehen wir ab von den spaeteren Partisanenueberfaellen auf jugoslawischem Gebiet. Einmal sogar lieferte uns ein Mitarbeiter das Geld ab, das ihm als Vorschusslohn fuer Sabotageakte ein englischer Agent gezahlt hatte. Natuerlich gab man es dem ehrlichen Burschen sofort wieder zurueck. Die Abneigung, ja Wut gegen die Englaender war im ganzen bulgarischen Volk gross. Sie wuchs nach den militaerisch so voellig sinnlosen Terrorbombenangriffen auf das schoene, neue Zentrum von Sofia, auf jene Bauten, die den ganzen Stolz der Bulgaren ausmachten, naturgemaess noch an. Ich merkte an den Unterhaltungen, dass auch von Seiten der russischen Propaganda im Lande nichts gegen diese Haltung gegenueber den "Mordfliegern", wie man sie nannte, getan wurde.

Auf meine Frage, wie ich mich zu einer solchen Fahrt nach Plovdiv am besten anzoege, empfahl mir Oberleutnant Ziegler Schaftstiefel. Das war, wie ich unterwegs dann sofort merkte, das falscheste, was er haette mir raten koennen. Ich war auf Sichtweite als Deutscher abgestempelt. Und ich zog schon damals meine Parallelen zu dem "Spaziergang" neben roten Biesen durch Sofia, denn es kam mir in Erinnerung, dass es Ziegler war, der Lahousen in meiner Gegenwart vorschlug, ihn durch die Stadt zu begleiten. Fast automatisch war es so, dass sich ein russischer Agent zu mir ins Eisenbahnabteil setzte. In plumper Art wandte er sich an die anderen Mitreisenden, einfache Bauern aus der Umgebung Sofias: "Nicht wahr, die Deutschen sind liebe Menschen...", worauf ein betretenes Schweigen folgte, denn was sollte man schon auf solche Albernheiten antworten. Und dann bat er mich um meinen Namen und Adresse, um mich nach dem Kriege aufsuchen zu koennen. Ich war schlagfertig genug, mit einem falschen Namen zu antworten, aber fuegte diesem die richtige Adresse hinzu. Wahrhaftig kein Glanzstueck. Aber was sollte das schon auf diese Entfernung hin bedeuten? Ich wurde spaeter eines besseren belehrt. Wir waren in Brandenburg keineswegs auf derart direkte Angriffe in Unterhaltungen aufmerksam gemacht worden. Wir wurden erst durch Schaden klug.

Die Messe in Plovdiv war sehenswert. Die Natur schenkte diesem fleissigen Volk einen Reichtum landwirtschaftlicher Produkte, wie ich ihn anderswo selten sah. Es war Erdbeerenzeit und die Pferdefuhrwerke, hochbeladen mit uebervollen Koerben fuhren durch die Stadt zum Bahnhof. Bohnen, Erbsen, jede andere Art Gemuese, spaeter Fruechte, Weintrauben, Traubenmarmelade, alles in ueberschwenglicher Fuelle, mit unuebertroffenem Geschmack und zu niedrigsten Preisen. Dazu Eier, Kaese, Wuerste, Ausserdem Getraenke. Und dann der Tabak. Dass diese Menschen hundert Jahre alt werden konnten, verstand man bei solcher Diaet.

Bei einer der naechsten Fahrten ins Land hinaus ging es weiter nach Sueden im Wagen. Die Chaussee war erst im Ausbau begriffen, und an mehreren Stellen wurde die Arbeit von Juden verrichtet, die von der Regierung zu diesen Zwangsarbeiten abkommandiert worden waren. Auffallend war ihre gelbe, sehr strapazierfaehige gute Arbeitskleidung und auffallend auch war uns ihre froehliche Stimmung und ihr offensichtlicher Arbeitseifer. Aufsichtspersonal stellten sie selber. Nur das technische Personal bestand aus nichtjuedischen bulgarischen Ingenieuren. Es machte mehr den Eindruck einer Freizeitbeschaeftigung als einer Zwangsarbeit. Wieder einmal naeherten wir uns einer solchen arbeitenden Gruppe. Sandhaufen am Wegrand, Wagen voller Steine kuendeten schon die Baustelle an. Da stand eine Gruppe am Weg und gab uns ein Zeichen zum Anhalten. Ob wir nicht einen ihrer Kame-

Sofia
Bulgarien
Vitoscha
Plovdiv
Rila
Chaskovo
Maritza
Rhodopen
Svilengrad
Edirne
Ada
Jvailovgrad
Neutrale Zone
Thrazien
Sufflion
Xanthi
Komotini
Europäische Türkei
Kavalla
Dedeagatsch
Samothraki
Imbros
Dardanellen
Kleinasien

raden in den naechsten Ort mitnehmen koennten, baten sie uns ohne Umschweife auf deutsch. Er sei eben umgekippt und sie wuessten nicht, was er hatte. Wir setzten den jungen Mann hinten in unseren Steyr 220 und fuhren weiter. Die Unterhaltung war bemerkenswert. Der Mann hatte keinerlei Aversion gegen uns Deutsche, auch nicht etwa gegen die bulgarische Regierung. Diesen Arbeitsdienst nahm er eher als Sport und Kriegsbeitrag, "besser als sich totschiessen zu lassen", wie er meinte.

In Harmanli sass eine deutsche Ier-Funkstelle. Ich kam eines Tages mit der Eisenbahn in diesem tief im Gruenen liegenden beinahe traeumerischen suedbulgarischen Ort an und benutzte in der Hitze des Tages eine der auf dem ganzen Balkan damals ueblichen Pferdedroschken, um zu der in einem Landhaus installierten Dienststelle zu gelangen. Beim Einsteigen fragte mich ein junger Mann auf deutsch, ob er nicht den gleichen Weg mitfahren duerfte. Wir kamen ins Gespraech, das auf deutsch und franzoesisch gefuehrt wurde. Ob ich schon mal mit meinen eigenen Haenden mein Brot verdient haette, mit Handarbeit also, fragte mich mein Gegenueber. Ich konnte ihn diesbezueglich beruhigen, ihm vom deutschen Arbeitsdienst erzaehlen und von unserer Meinung ueber die Kapitalisten. Der kommunistische Agent, als der er sich mehr und mehr entpuppte, war ganz und gar kein unsympathischer Wegbegleiter, aber eine wesentliche Lockerung seiner ideologisch festgefahrenen geistigen Bahnen konnte ich nicht erreichen. In den Haenden solcher Leute liegt heute jenes Land, gelenkt dabei von Intelligenteren, denen Worte nur Mittel zum Zweck sind und die ein so naives, harmloses wie fleissiges Volk wie das bulgarische mit wenig Muehe am Bande halten.

Bei Svilengrad verlaesst die Maritza bulgarischen Boden. Der Orient-Express, der ihrem Lauf folgt, trat hier ueber auf das Gebiet der Neutralen Zone. So war dieser Ort als Endstation des im Kampf befindlichen Europa von grosser abwehrmaessiger Bedeutung. Von den wohl zwanzig Reisenden, die ein solcher Zug mit hinausnahm in die uebrige Welt, konnte man sicher sein, dass fuenf davon hauptamtliche Agenten waren, dass zehn weitere Gelegenheitswuensche fremder Dienststellen mitfuehrten und die restlichen fuenf nach dem Eintreffen in Istambul bei Kaffee und Kuchen oder einer Zigarette und Kognac gehoerig ausgefragt wurden. Die Festung Europa hatte eben eine ganze Reihe von Loechern in ihrer Umwallung. Ihre Mauern waren in keiner Weise der Bedeutung und dem Ernst der Lage angepasst. Bedenkt man, dass seit 1945 Europa zerschlagen, gefesselt, entmannt am Boden liegt, dass jener Krieg das Schicksal der Welt besiegelte, indem er an die Stelle europaeischen Verantwortungsbewusstseins, europaeischer Wertung die haltlosen Wahnideen der Freimaurerei setzte, dass Phrasen die Menschheit ins Unglueck stuerzen, wo vorher das Glueck der Menschen Ziel der Fuehrungsrolle der weissen Menschheit war, so kann man rueckblickend nur mit Schaudern feststellen, wie ueberall in jenem Kampf mit geradezu straeflichem Leichtsinn "Haerten" vermieden wurden. Dass die eigentliche HAERTE unseres Schicksals in keinem Augenblick damals erfasst wurde, das war die erste aller Ursachen fuer den Ausgang jenes Krieges.

In der gruenen Uniform bulgarischer Zollbeamter taten zwei unserer Leute Dienst in Svilengrad. Einer jener Befehle, die streng durchgefuehrt wurden, war das Verbot, Buecher, Zeitungen und Zeitschriften mit ins Ausland zu nehmen. Denn am schwierigsten zu entschluesseln waren ja die sogenannten Buchschluessel, die als Unterlage den Text eines Buches auf einer bestimmten Seite desselben haben. Die so abgenommenen Bucher wanderten alle nach Sofia, wo sie bald im Keller der ehemaligen Judenschule eine

stattliche und hoechst wertvolle Bibliothek ergaben. Jedem Buchbesitzer wurde eine Quittung erteilt, die ihm die Rueckgabe des Buches nach Kriegsende garantieren sollte. Es war bemerkenswert, wie bis zum allerletzten Moment deutscher Praesenz in Sofia mit allerschaerfster Strenge darauf geachtet wurde, dass kein einziges Exemplar dieser Bibliothek auch nur auf Stunden etwa an einen wissbegierigen Deutschen "ausgeliehen" wurde. Ich muss laecheln, wenn ich damit etwa vergleiche, wie in gewissen Laendern Suedamerikas selbst in Friedenszeiten mit Zollgut und Postpaketen umgegangen wird, ganz zu schweigen von der Pluenderung aller deutschen Wohnungen nach 1945 durch die Besatzer.

Mit meinem Zug war auch ein paepstlicher Legat fuer Kenia angekommen. Waehrend er sich in dem kleinen Bahnhofsgebaeude bei der drueckenden Hitze und mit einem Slivovitz mit den bulgarischen Zollbeamten unterhielt, wurde sein Koffer einer kleinen Revision unterzogen. Wir fanden Dinge, die mit einem paepstlichen Diplomaten recht wenig zu tun hatten. Wir nahmen sie ohne Gewissensbisse an uns (Heute haette man Ablichtungen davon hergestellt). Dann kam der Koffer wieder wohl verschlossen an seine Stelle in den Gepaeckwagen. Wir haben niemals etwas von einer Beschwerde jenes Herrn gehoert, wohl aber hat man sich aus Berlin fuer die Sendung bedankt.

Der Aufenthalt dauerte mehrere Stunden. Ich benutzte sie zu einem Spaziergang. Ueber mehrere Rangiergeleise hinweg, auf denen eine kohlschwarzdampfende Lok Gueterwagen verschob, ging ich einen schmalen Feldweg an jungem Maisfeld entlang, hinaus in Richtung der blauschimmernden Osthaenge der Rhodopen. Unendliche Stille lag ueber allem. Auf der grauen Landstrasse vor mir begegnete ich als einzigen Menschen einer Baeurin mit ihrer Tochter, beide, wie hier ueberall in den schoenen weissbunten Trachten Suedbulgariens. Zwischen Erlen und Akazien schlaengelte sich ein Bach am Wege entlang. Dort, wo das grasbewachsene Ufer abgebroeckelt war, schimmerte rotbraune Erde hervor. Ein starker Wasserbueffel aeste auf der anderen Seite des Wassers und ein Hirtenjunge lag unter einer ausladenden gruenen Weide und traeumte blinzelnd zu mir herueber. In weitem Bogen kehrte ich zurueck zum Bahnhof. Ueber den gruenen Baeumen stand als Wegweiser die schwarze Rauchwolke der Lokomotive. Eine Schildkroete kroch im Gras vor mir wackelnd dahin, Eidechsen huschten vorueber, und hin und wieder flog ein Vogel in den Tabakfeldern auf, die jetzt mit ihren breiten, wuchtigen Blaettern auf beiden Seiten den Weg saeumten. Dann kamen Weinfelder und schon lag vor mir wieder die schmutziggelbe Zeile der Bahnhofsgebaeude.

Der leerer gewordene Zug setzte sich endlich wieder in Bewegung. Langsam ging es auf griechischem Boden durch die Neutrale Zone bis nach Marasch. Erst in jener Grenzstadt zur Tuerkei hielten wir wieder. Links hatte uns die ganze Zeit hindurch in einem Gelaendeeinschnitt die Maritza begleitet, oft verdeckt von den hohen Weidenbueschen an ihren Ufern. Rechts lag offenes Gelaende mit vielen einzelnen kleinen Hoefen.

Der "Bahnhof" von Marasch war ein weiter leerer Platz, auf dem sich bei Ankunft des Zuges der ganze Ort zu versammeln pflegte. Alle diese mueden Gesellen, die den lieben langen Tag ueber an ihren Holztischchen vor der Kneipe sassen oder irgendwo im Schatten eines verfallenen Zaunes den Tag verpennten, hatten sich fuer dieses Ereignis auf die Beine gemacht. Zwischen ihnen in Uniform ein griechischer Polizist und irgendwo, etwas im Hintergrund in der Uniform eines deutschen Zollbeamten (wo hatte er die bloss hergekriegt?) unser Unteroffizier Jaeckel. Er hatte mir vorher brieflich schon eingeschaerft, dass ich so schnell wie moeglich aussteigen und den Platz verlassen solle. Die Richtung seiner Behausung hatte er mir angegeben. So sprang

ich denn von dem gerade haltenden Zug (ich hatte diesmal ganz gewoehnliche Hosen an, nichts mehr von Schaftstiefeln), zwaengte mich hindurch durch die Phalanx von Weibern und Kindern, die bei dieser Gelegenheit schnell ein Huhn oder Eier oder eine Mehlspeise verkaufen wollten, vorbei an den dahinter herumlungernden Burschen, die alle kein Auge von dem Zuge liessen, um ja nichts von dem zu verpassen, was da an den Fenstern sass, ging eine der hellen, staubigen Dorfstrassen entlang in die beschriebene Richtung. Dann verlangsamte ich meinen Schritt und liess Jaeckel aufholen. So kamen wir etwa gleichzeitig bei seinem Hause an.

Eine volle Schuessel Yoghurt war die willkommene Begruessung. Zucker gab es nicht in diesem Erdenwinkel, doch es schmeckte auch so einmalig gut.

In diesem Ort hatte Jaeckel auch einen R-Funker eingebaut. Ich kannte den Mann unter seinem V-Namen und wusste, dass er bereits inzwischen in Wien von einem Brandenburger fertig ausgebildet worden war. Jetzt sagte mir Jaeckel, dass wir am Abend einen kleinen Spaziergang machen wuerden und dabei wollte er mir im Vorbeigehen den grossen Holzstoss zeigen, unter dem der Sender eingebaut worden war. Mehrere Latten und Stangen ragten dort hoch hinaus und an einer von ihnen war auch die Antenne befestigt. Schmale, winklige Dorfstrassen waren es, die wir dann entlangschlenderten. Hinter den Holzzaeunen lagen die kleinen, strohbedeckten Haeuser und Huetten. Huehner und Schweine tummelten sich auf den schmutzigen Hoefen, Hunde verbellten uns. Kleine, uebervolle Gemuesegaerten unterbrachen das graue Bild. In einer Wegkurve ragte hinter so einem Zaun der anvisierte Holzhaufen empor. Ich sah ihn mir an, ohne dabei unser langsames Tempo zu aendern. Der Mann hatte wirklich alles gut vorbereitet. Unseren Weg aber setzten wir fort bis vorbei an den letzten Haeusern. Vor uns lag ein huegeliges, fast baumloses Land. Die Weidenkronen in einem Tal deuteten uns den Lauf der Maritza an. Drueben lag der weisse Kasten des tuerkischen Zollhauses und dahinter wieder einfoermig und eintoenig steppenartige Huegel bis hin an den Horizont. Es sah ganz nach Asien aus und war ja doch noch der letzte Zipfel des geographischen Europa, jenes letzte europaeische Gebiet, das die Tuerken 1912 so verzweifelt und erfolgreich verteidigt hatten, wohl wissend, dass dieses Vorfeld von Konstantinopel und der Dardanellen entscheidend ist fuer den Bestand des Staates. Hier in den Huegeln sah ich bei einem weiteren Gang am anderen Tag die Reste der einstigen bulgarischen Befestigungen und Schuetzengraeben. Alles war zusammengefallen und mit einer soliden Grasdecke ueberwachsen. Sogar die Trasse einer Feldbahn konnte man noch unter der Pflanzendecke erkennen.

Die Weiterfahrt ans Aegaeische Meer war deswegen schwierig, weil die Bahn dorthin ein Stueck ueber tuerkisches Gebiet fuehrte. Ich wollte diesen Weg moeglichst vermeiden, um nicht allzusehr unter die Augen der an der Bahn "lagernden" fremden Agenten zu kommen. Insbesondere Edirne/Adrianopel war fuer mich ein heisses Pflaster. So fuhren wir am naechsten Tag mit einem Pferdefuhrwerk an die Ada hinunter, ein aus den Rhodopen kommender Nebenfluss der Maritza. Das Fahrzeug lenkte unser eingeborener Funker, sodass ich auf diese Weise unterwegs ungestoert einmal mich mit ihm unterhalten konnte. Was war schon verdaechig, wenn wir jemanden dingten, uns nach Sueden zu bringen? Ein praechtiger Kerl, Tabakbauer, handfest und zaeh, der seine immer schon schicksalschwer von der grossen Politik umwitterte Heimat bis weit hinter den Horizont kannte, der in allen Orten ringsum gute Freunde hatte und ueber die Stroemungen in diesem Grenzland zwischen Tuerken, Griechen und Bulgaren von diesen laufend ins Bild gesetzt wurde. Die europaeischen Kabinette hatten seit hundert und mehr Jahren ihre letzten

V-Leute hier in den Huetten zwischen Aegeis und dem Schwarzen Meer und erfuhren so, wenn sie gute Leute an sich zu binden verstanden (was nicht nur vom Geld abhing), aus erster Quelle, was in Sofia, Istambul oder Athen ausgeheckt wurde. Es hat sich erwiesen, dass diese Bemerkung bis auf den heutigen Tag Mitte der achziger Jahre dieses Jahrhunderts zutrifft und morgen eher an Bedeutung gewinnen wird. Die Neugier, mit der man mich dreissig Jahre nach dem Kriege beim Aussteigen aus der Olympicmaschine in Alexandroupolis anschaute, war mir bezeichnend dafuer. Was das damals anging, so hatten wir uebrigens in der Tat "gute Leute".

Das Pferdefuhrwerk wurde auf einer alten Faehre an einem gottverlassenen Flecken ueber die traege dahinfliessende Ada gefuehrt. Ein weites, sonnendurchgluehtes Land nahm uns auf. Stunden um Stunden ging es im Schritt dahin zwischen Tabakfeldern und Weingaerten. Keine Menschenseele weit und breit. Eine kleine Staubwolke stand in der zitternden Luft hinter uns und Staub legte sich auf Pferde und Menschen. Im Schatten einiger uralter Weiden tranken die beiden Braunen aus einem Tuempel, waehrend wir uns die Beine vertraten. Und weiter ging es in den Mittag hinein. Dann sahen wir ueber dem Gruen der Felder einsam und stolz den Felsen mit der Ruine von Didimothekon herausragen. Aus der Ebene heraus wuchs dieser alleinstehende Felsenberg und trug die Reste einer alten Ritterburg. Es war der Unterschlupf Karls XII. gewesen nachdem er 1709 von Peter dem Grossen in Poltawa besiegt worden war. Die Pforte hatte ihm diesen Adlersitz zugewiesen. Dort oben in den Mauerresten wollte ich morgen vormittag um 11 Uhr unseren Mann aus Dedeagatsch treffen.

Draussen vor der Stadt liess ich mich absetzen. Der Wagen machte kehrt und ich wanderte sozusagen "von hinten" in den Ort hinein. Es war eine ganz und gar griechische Kleinstadt. Die Faulenzer sassen in Massen vor den Cafés und schwatzten oder besahen sich aufmerksam den unbekannten Voruebergehenden. Schoene weisse Anzuege aus natuerlicher Seide trugen viele von ihnen, denn wir waren mitten im Seidenanbaugebiet, und mit Handel und Wandel war es nichts in diesen Jahren. So trug man eben selbst, was dabei herauskam. Man sah so auch: diesen Typen war Handarbeit, Schwitzen in Feld und Garten recht zuwider. Das taten bloss die gefuerchteten Bulgaren im Norden. Und die Haeuser versuchten alle, richtige kleine Bauwerke nachzuahmen, mit schoenen Fassaden; man fragte nur nicht, wie es dahinter aussah. Man wollte mehr zeigen, als man in Wirklichkeit hatte. In Bauernhuetten wohnten eben nur die Fleissigen. Zwei voellig verschiedene Lebensauffassungen begegneten sich hier. Der griechische Haendler (der es bekanntlich selbst einem Juden schwer macht), der dem sauer Arbeitenden mit ein paar Worten das Produkt seines Schweisses abnahm, war nicht beliebt in Bulgarien. In der martialischen Tuerkei war er es aus anderen Gruenden nicht.

Mein Weg fuehrte mich zur Feldkommandantur und in ihr zu dem dortigen Mann von Abw I. Es war ein ehemaliger Ostafrikaner, der hier wie in einem Bienenkorb sass und fleissig mitsummte. Wir assen gemeinsam zu Mittag und hatten gerade die obligaten Atebrintabletten als Vorspeise hinuntergeschluckt, als eine Kutsche vorfuhr. Eine tiefverschleierte Frau stieg aus und ging geradenwegs in die Feldkommandantur hinein. Mein Hauptmann entschuldigte sich. Ich beobachtete, wie die Schoene sich im Nebenzimmer einen Schleier nach dem andern abnahm und aufatmete. Dann kam sie zu uns an den Tisch. Eine Tuerkin war es, alte gute Freundin meines Gegenuebers, wie dieser sie vorstellte. Ich erlaubte mir eine Bemerkung, ob sie nicht auch meinten, dass jemand, der in solcher Verkleidung und Vermummung ankomme, nicht gerade besonders hier auffalle. Die beiden lachten und entdeckten mir, dass gerade das geschehen solle. Denn am heutigen Tage wuerde ein wirklich wichtiger

Mann erwartet, der wahrscheinlich jetzt bald kommen werde, wenn naemlich alle bezahlten Zuschauer der Komoedie dabei waeren, das grosse Ereignis der Verschleierten zu besprechen und weiterzugeben. Und schon stolperte am Posten vorbei durch den Toreingang ein alter Bauer mit einem Sack voll Gemuese auf der Schulter. Er brachte einen dicken Umschlag mit, Notizen eines Agenten am Bosporus.

Es war in jenen Tagen, da ich von einem aehnlichen Spiel in Istambul selbst erfuhr. Ich moechte es meinen Lesern nicht vorenthalten. Da war eines Tages ein auffallender Germane erschienen, protzig und wichtig tuend. Er schmiss nur so mit dem Geld herum (wer wusste damals schon, dass seine Pfundnoten eine geschickte deutsche Faelschung waren?), lud alle moeglichen wichtigen tuerkischen und anderen Persoenlichkeiten zu Golf und Tennis ein und liess bei allen Kellnern und Friseuren ganz vertraulich durchblicken, dass er deutscher Abwehroffizier sei. Wie die Fliegen haengten sich an ihn die fremden Agenten, waehrend so ganz nebenbei Kamerad Moisitsch aus Graz dem Kammerdiener des britischen Botschafters Knatchbull-Huggesen die Plaene ueber die alliierte Invasion in Frankreich abnahm. Cicero bekam dafuer genuegend Pfundnoten, um sich ein schoenes Hotel zu bauen, das noch heute im Zentrum von Konstantinopel zu bewundern ist. Und IDA-Istambul, der wichtigste Abwehrmann am Ort, musste Jahre nach Kriegsende freiwillig sein Geheimnis den Englaendern lueften, da sie nichts von ihm wussten. Weiteres darueber lesen Sie bitte in den Buechern von Herbert Rittlinger nach.

Am naechsten Morgen schlenderte ich hinaus in die Umgebung und bestieg den Burgfelsen auf kaum sichtbaren Pfaden. Ein einziger Torbogen war noch erhalten geblieben. Ich schritt durch die gruenueberwucherten Mauerreste. Die einzigen Bewohner waren eine kleine Herde Schafe und Falken, die im Gemaeuer nisteten. Es war noch frueh fuer das vorgesehene Rendezvous und ich setzte mich an die dem Ort abgekehrte Seite der oberen Kuppe und schaute ins Land hinein. Unter mir umfloss ein Fluss den Felsen. Eine grosse Schlange wand sich durch das Wasser, hinueber zum andern Ufer. Es war das erste und letzte Mal, das ich so etwas erlebte. In Gedanken war ich bei denen, die hier vor vierhundert Jahren Geschichte machten, jener Handvoll Schweden, die um ein Weltreich rangen. Dann kam auch unser Unteroffizier um die Mauer herumgeschlendert und setzte sich neben mich. Eingebaut war er als Geologe in Dedeagatsch, bereits erwaehnter Endpunkt der Bahn, die ans Mittelmeer fuehrte. Dedeagatsch war fast menschenleer, denn die Bulgaren hatten alle Griechen aus Thrazien vertrieben, als sie den Landstrich besetzten. Es handelte sich dabei um Griechen, die zum Teil erst Anfang der 20er Jahre von den Tuerken aus Kleinasien vertrieben worden waren. Bulgarische Uniformen beherrschten heute das Bild vom Stadtrand von Dedeagatsch an bis ueber Kavalla hinaus. Im Zentrum von Dedeagatsch aber machte sich noch der Einfluss der Feldkommandantur geltend und verhinderte Massaker und Vertreibungen. Auch eine Insel dort vor der Kueste "gehoerte" jetzt den Bulgaren, das sagenumwobene Samothraki. Die naechste Insel, Imbros, war bereits tuerkisch, und dahinter lagen die Dardanellen. Hauptkriegsschauplatz im I.Weltkrieg und Schauplatz der unruehmlichsten Abenteuer des Abenteurers Winston Churchill, Grab tausender von Briten. Von diesen Inseln sprachen wir. In Dedeagatsch sass naemlich auch ein Abw I-Mann und der hatte schon mehrfach einem V-Mann Goldstuecke gegeben fuer Auskuenfte, die bisher nicht nachkontrolliert worden waren: dass die Englaender naemlich dabei seien, auf Imbros einen U-Bootshafen anzulegen. Wir beschlossen, der Sache nachzugehen. Ein bulgarischer Oberleutnant, der auf Samothraki Dienst tat, und mit dem unser Geologe in Verbindung

stand, sollte eingespannt werden. Wir wollten uns mit ihm bei Dedeagatsch treffen.

Am naechsten Tage fuhr ich mit dem Zug, der jetzt wieder auf dem rechten Ufer der Maritza kursierte, weiter. Im Abteil sass mir ein kleiner Mann gegenueber, der anfing, seine Seidenpakete zu sortieren. Ich kam mit ihm ins Gespraech und erstand zu einem sehr guenstigen Preis den Stoff zu einem herrlichen Anzug. Wir sprachen franzoesisch und es ergab sich, dass der Mann fuer die Tuerkei hier taetig war. Offensichtlich wollte er auch fuer die Deutschen "arbeiten" und so zweimal an der gleichen Ware verdienen. Ich notierte mir seine Anlaufadresse, Namen und Haus in Suflion mitten in den Maulbeerplantagen, doch Abwehr I meinte nachher, von solchen Leuten koennte man hundert taeglich anwerben.

In einem kleinen Hotel in Dedeagatsch bezog ich Quartier und gab mich aus als Angehoeriger der Feldkommandantur in Didimothekon. Die bulgarischen zivilen Behoerden aber nahmen mich allsogleich unter die Fittiche, wie ich schon bald merken sollte. Selbst bei einem Erkundungsgang durch die seewaerts gelegenen, mit niedrigen gruenen Bueschen dicht bedeckten Haenge ausserhalb des Ortes versuchte man, mich zu verfolgen. Ein Mann folgte mir in grosser Entfernung bis ans Meeresufer. Ich rutschte eine wilde Steilkueste hinunter und schlug ihm in einer ans Meer fuehrenden Bodensenke einen Haken und wir sahen uns erst am Abend wieder in einer Kneipe am Ort, wo ich mit einigen jungen Leuten beim Billardspiel sah,dass sich eine Nase von aussen gegen die Fensterscheibe presste. Abredegemaess suchte mich dann auch der inzwischen aufgefundene bulgarische Oberleutnant in jener Kneipe auf. Wir kamen ueberein, schon am naechsten Morgen einen Besuch seiner schoenen Insel zu machen. So, dass alle es hoeren konnten, pries er die schmackhaften Tintenfische und den herrlichen Wein der Insel und lobte als erstklassige Sehenswuerdigkeit die Ruinen der geheimnisvollen Mysterien des Dionysoskultes, dem auf Samothraki im Gegensatz zu anderen griechischen Kultstaetten zwei w e i b l i c h e Kabiren vorgestanden haben sollten. Wie konnte ich ahnen, dass am gleichen Tage ein anderer "Geologe" sich mit Rucksack aufgemacht hatte, die Insel aus den gleichen hintergruendigen Absichten zu besuchen? Erst 1986 erfuhr ich davon, dass Herbert Rittlinger, damals bei Abw I in Sofia und auf dem Wege nach Konstantinopel, sich ebenfalls der dunklen Behauptungen angenommen hatte. Doch, waehrend er mangels anderer Moeglichkeiten als Einzelgaenger auf Samothraki blieb und dort mit klarem Gespuer den Zweitausender erklomm, um auf dessen seeseitigem Ruecken wieder hinabzusteigen, gingen wir Imbros selbst an. Vier Segelstunden entfernt lag die tuerkische Insel von Samothraki entfernt. Sogar die Dardanellen dahinter sah man deutlich liegen. Vier Mann hoch brachen wir in einem Fischerkutter spaetnachmittags auf, zwei Bulgaren und zwei Deutsche, natuerlich alle als biedere Fischer angezogen. Wir landeten nach einem lautlosen Zickzack auf der Grenzlinie eines vom Festlande herkommenden tuerkischen Leuchtfeuers an einer felsigen, unbewohnten Kueste. Das Boot versteckten wir in einer kleinen, von niedrigen Hoehen eingerahmten Bucht unter duftenden Straeuchern. Dann legten wir uns in der Naehe des Bootes schlafen, um am naechsten Morgen unseren Erkundungsgang anzutreten. Wir mieden Haeuseransammlungen, sahen uns aber mit dem Fernglas alle Buchten und Anlegeplaetze an. Es war ein friedliches Bild wie auf unserer gebirgigeren bulgarischen Insel. Von irgendwelchen groesseren Hafenbauten nirgends auch nur die Spur! Nach unserer

Rueckkehr in der naechsten Nacht, die nicht ohne angestrengtes Rudern geschafft werden konnte, holten wir auf Samothraki das Fest mit Wein und Tintenfischen nach und erfuhren, dass der "Geologe" wieder inzwischen auf das bulgarische Festland zurueckgekehrt sei. Aber das eigentliche Gruseln ueberkam mich erst, als ich 1986 erfuhr, was "Geologe" Rittlinger in der gleichen Nacht erlebt hatte, als wir auf Imbros zusteuerten. Er hatte an dem ins Meer tauchenden Steilhang in einer Mulde gehangen und war Zeuge gewesen, wie dort unten ein englisches U-Boot Materialien auf einen griechischen Fischerkutter verlud. Es war also doch etwas Wahres an den Aussagen des V-Mannes, nur eben nicht auf Imbros. Uns jedoch, die wir in jener Nacht an diesem Tatort draussen auf hoher See vorbeiruderten, hatte offensichtlich Dionysos, Patron der Seefahrer beigestanden. In Sofia aber trafen damals zwei verschiedene Berichte ein: aus meinem sprach das schadenfrohe Laecheln eines Besserwissers ueber unnuetz ausgegebene Goldstuecke, aus dem andern die Moeglichkeit, beim naechsten Mal den Tommies einen Haufen Handgranaten direkt auf den Kopf zu werfen.

Mehrmals noch musste ich die Neutrale Zone besuchen. Immer wieder waehlte ich andere Wege, um das Land besser kennen zu lernen und weniger aufzufallen. Von einer mit der Bahn unternommenen Fahrt erinnere ich die Bekanntschaft mit der Tochter von Papens. In Rotkreuzuniform stand sie draussen auf dem Gang des Wagens und erzaehlte mir, dass sie in einem Lazarett auf der Krim eingesetzt sei und Urlaub zum Besuch des Vaters in Ankara bekommen haette. Die staemmige Dirn machte in Aussehen, Unterhaltung und Lebenseinstellung jenen Eindruck selbstverstaendlicher Pflichterfuellung, den man damals so voellig ohne Aufhebens bei unserer Jugend immer wieder erlebte.

Einmal fuhr ich im Wagen, anstatt den Zug zu nehmen. Bei Chaskovo bog ich auf einer kaum befahrenen Strasse ab in die Rhodopen und traf bei Iwailowgrad auf den Oberlauf der Ada. Dem Aussehen nach haette der Ort in einer abgelegenen Schlucht im hintersten Afghanistan liegen koennen. Bis ganz in die Naehe von Marasch konnte ich meinen Wagen bringen, dann ging es zu Fuss weiter durch die Ebene mit ihren Tuempeln und Teichen. Meinen Fahrer schickte ich mit dem Auto zurueck in die Rhodopen, wo er von Bergdorf zu Bergdorf auf unvollstaendiger Strasse bis nach Komotini kam, wo ich dann einige Tage darauf mit der Bahn von Dedeagatsch aus eintraf. Die Rueckfahrt machten wir ueber Xanthi, diesmal mit vier Mann hoch. Nach einem erfrischenden Bad in einem kristallklaren Gebirgsbach ging es hoeher und hoeher ins Gebirge hinein. Felsbrocken mussten wir aus dem Wege raeumen, was uns oft Stunden aufhielt und alle unsere Kraefte und Geniekuenste in Anspruch nahm. Dann verschwanden wir in tiefen Waeldern und durchquerten das Rilagebirge mit seinen Zweitausendern. Wenige Menschen begegneten uns in diesen auch heute wieder so abgelegenen, verkehrsfeindlichen Landstrichen. In Dorfkneipen genossen wir unseren Yoghurt und unterhielten uns mit den freundlichen Bauern. Im Walde begegneten wir einige Male juengeren Einzelgaengern, die uns misstrauisch nachschauten. Wir hatten den Eindruck, dass sich hier etwas vorbereitete, was man spaeter als Partisanengebiet zu bezeichnen pflegte.

Das bekannteste Ausflugsziel in der naeheren Umgebung von Sofia war die Witoscha ueber der Stadt, der 2.300 Meter hohe Hausberg der Landeshauptstadt. Mit der Strassenbahn fuhren wir bis an den Fuss und begannen dann den Anstieg durch waldreiche Taeler. In Begleitung einer Gruppe von jungen Bulgaren beiderlei Geschlechts zogen wir hinauf zu der oben befindlichen Jugendherberge. Auch junge Kommunisten waren an jenem Abend

Die Jugendherberge in der Witoscha oberhalb von Sofia.

(und wohl recht haeufig) dort oben in dem ueberfuellten Aufenthaltsraum zu Gast. Fuer einen Augenblick machte sich daher eine bedrohliche Atmosphaere breit, bis dann einer der Unseren das Lied von der Lily Marleen anstimmte, die einen den Text auf deutsch, die andern ihn auf bulgarisch singend, und schon war die Harmonie hergestellt. So brach der Belgrader Sender auch hier das Eis, wie er es ja selbst drueben im Wuestensand der Sahara bei den Tommies getan hatte.

Sofia war eine schoene Stadt und es pulsierte in ihr ein ruhiges Leben ohne hektische Uebertreibungen. So, wie dieses Land damals ueberall Ruhe und Zufriedenheit und Selbstverstaendnis atmete, so strahlte auch die Hauptstadt die Atmosphaere einer Residenzstadt in guten alten Zeiten aus. Zar Boris war ueberall beliebt und stand unangetastet hinter den Tagesereignissen. Sein Steckenpferd war, Lokomotive zu fahren. Wie typisch fuer seine arbeitsame Umgebung! Abends erging sich dann die Jugend der Grossstadt, die so gar nichts technischmodernes an sich hatte, auf dem Boulevard Zar Oswoboditel bis hin zum Zar-Boris - Garten, wo, wie im Tiergarten der Kaiserzeit in Berlin, Militaerkonzerte gegeben wurden. Die ganze breite Allee dorthin war ein einziger Korso, vorbei an der Alexander Newski-Kathedrale und der Universitaet bis hin zur Residenz des Zaren, die mit hohen, gruenueberwucherten Mauern umgeben war. Ihr gegenueber lag das sehr geraeumige Restaurant und Kaffee Bulgaria, Treffpunkt aller Fremdlinge. Ein wenig weiter, um die Ecke herum, lag die Koenigliche Oper. Tausende von jungen Menschen, oft in kleinen Gruppen scherzend und lachend, gingen in der linden Luft der Sommerabende in beiden Richtungen die halbe Nacht lang vorueber, gruessten ihre Freunde und Bekannte, so wie es abends damals am Pincio in Rom oder vor dem Grand Palais auf den Champs Elysées der Fall war, eben ueberall dort, wo noch nicht die hetzende Peitsche utopischer Ideologien die Menschen aufgescheucht hatte zum wahnwitzigen Siegeszug in Richtung "Fortschritt".

Ein zweites Sofia war die Geschaeftsstadt. Sie begann jenseits der gruenen Anlagen gegenueber der Oper mit dem modernen Gebaeude der Staatsbank, und fuehrte ueber die Handelsstrasse der Lege zu der uralten Sveta Nedelja, in deren Schatten man bei Battenberg den beruehmten Eierlikoer trank, der aus der Flasche herausgeschlagen werden musste. Ein wenig weiter nur stand man an der grossen Moschee. Auf dem gleichen

Grundstueck an ihrer Rueckwand befand sich das beruhmte archaeologische Museum mit interessanten Resten aus der bewegten Vergangenheit dieses Landes, in dem Voelker und Religionen in vielen Kaempfen erst in geschichtlicher Zeit aus mongolischen und slawischen Elementen das heutige Bulgarien formten. Die Grosszeit fuer solche Funde hatte damals aber noch gar nicht begonnen. Erst im weiteren Verlauf des XX. Jahrhunderts erblickten kostbare, einmalige Goldschaetze von Skythen, Trakern und Goten wieder das Licht der Welt.

Arbeitsmaessig war ich nicht zufrieden. Oberstleutnant Fechner war nach Wien zurueckgekehrt und hatte die Dienststelle Oberleutnant Ziegler ueberlassen. Dieser, mir wie gesagt ranggleiche Offizier aber hatte eine mir fremde Dienstauffassung. Nichts kam voran, man lebte in den Tag hinein, besorgt um eigene kleine Vorteile dabei. Hinzukam, dass Ziegler vom ersten Tage an das Erscheinen eines weiteren Offiziers in der Dienststelle irgendwie als Stoerung empfand. Erst langsam durchschaute ich, dass er der Meinung war, ich sei ihm als eine Art Aufpasser geschickt worden. So etwas war aber nur dort denkbar, wo ein schlechtes Gewissen pochte. Es kam daher kaum ein sachlicher Ton im Wohlleben der Dienststelle auf. Hinzukam, dass meine Verwundung noch nachwirkte. Kurzum, mein Herz machte eines Tages einen Huepfer und ich lag mit einem schweren Nervenanfall in meinem Privatquartier. Der Arzt der Gesandtschaft stellte hohes Fieber fest, gab mir eine Traubenzuckerspritze und befahl einen sofortigen Erholungsurlaub.

Mein enger Mitarbeiter, Uffz Tuemmler, uebernahm meine R-Angelegenheiten. Er hat sie klug und geschickt weitergefuehrt. Mehrfach noch schrieb er mir, in welch unerfreulicher Umgebung er arbeiten muesse. Kurz vor Kriegsende liess sich dieser tapfere und pflichtbewusste deutsche Soldat auf eigenes Draengen hin im Fallschirm ueber Suedalbanien absetzen, in der Absicht, dort mit nationalen Banden den Vormarsch des Gegners auf dem Balkan zu unterbinden. Er wurde so ein Opfer falscher Feindlageberichte, die auf der KO Bulgarien allzuleicht entstanden wegen der fehlenden direkten Fuehlung mit dem Gegner. Man hat niemals wieder etwas von ihm gehoert. Die Englaender fragten mich bei meinen Vernehmungen nach dem Kriege ebenfalls nach ihm, natuerlich in der liebevollen Absicht, ihn moeglichst lebendig den Titopartisanen ausliefern zu koennen. Vom ganzen Umfang unsinniger Feindlagekarten made in Sofia kann ich spaeter noch auf meinem Vormarsch auf Debar berichten.

In einem Abteil I.Klasse fuhr ich nach Berlin. Ausser mir war es belegt mit Paketen von Angehoerigen meiner Dienststelle. Nachdem ich meine Fracht am Tirpitzufer abgeliefert, eine aerztliche Untersuchung ueber mich hatte ergehen lassen und ein wenig "Lese-Lese" bei Hauptmann Eisen betrieben hatte, fuhr ich mit Marschbefehl weiter in den Elsass.

Oberhalb von Kolmar, im Erholungsheim "Drei Aehren" (Trois Êpis), fernab von den Sorgen jener Tage, inmitten bis an den Horizont reichender gruener Waelder, fand ich meine Ruhe und Kraft bald wieder. Meine Grossmutter kam aus Hamburg, mich besuchen und in taeglich laenger werdenden unvergesslichen Spaziergaengen durchwanderten wir die schoenen Vogesen. Vierzehn Tage lang sog ich die Herbstsonne ein, suchte Steinpilze im Wald und ging durch die alten Kirchen der deutschen Doerfer und pflueckte Weintrauben im Vorbeigehen auf dem Rueckweg ins Lazarett.

In den Schluchten Albaniens

Die Herbstsonne beschien mich auf der Terrasse von"Drei Aehren", als ein Sanitaetsgefreiter an mich herantrat: "Herr Oberleutnant, Sie werden aus Berlin verlangt". Ich stand auf und ging ans Telefon. Mir war bekannt, dass ueber das sogenannte Adolf-Netz unser Amt direkte Verbindung hatte mit ganz Europa. Major Abshagen war am anderen Ende: "Wie geht es Ihnen? Sind Sie wieder so weit hergestellt, dass Sie eine Aufgabe auf dem Balkan uebernehmen koennen?" Ich fragte den neben mir stehenden Arzt. Der antwortete: "In fuenf Tagen koennen Sie gehen". Darauf Abshagen: "Ich erwarte Sie in einer Woche hier bei mir, fertig zu sofortiger Weiterfahrt ins neue Einsatzgebiet". "Zu Befehl, Herr Major!", und ich lag wieder auf der Terrasse und blinzelte ueber die herrlichen Vogesenwaelder hinweg in die Herbstsonne hinein. Ich war Abshagen dankbar fuer diesen Anruf. Er hatte mich nicht vergessen. Ich fuehlte mich jetzt zur Abwehrfamilie gehoerig und wollte es ihm bei meiner Meldung in Berlin zu verstehen geben.

Abshagen erklaerte: "Nach dem Zusammenbruch Italiens wurde das italienische Albanien zunaechst Niemandsland. Die Kommunisten versuchen, es so schnell wie moeglich in ihre Hand zu bekommen. Ich habe einen Trupp, der in Finnland lag, nach Skopje geschickt, damit er von Mazedonien aus in Albanien nach dem Rechten sieht. Vor allem geht es mir um jenen Teil Albaniens, der voelkerrechtlich jugoslawisches Gebiet war und den sich die Italiener vor zwei Jahren aneigneten. Der Abwehrtrupp traf auch bereits in Skopje ein, doch hatte der Truppfuehrer vor Tagen einen schweren Unfall bei Sprengstoffversuchen. Sie uebernehmen den Trupp zunaechst in Vertretung des Truppfuehrers. Er liegt im Lazarett in Skopje, wo Sie ihn selbst sprechen werden".

Eine halbe Stunde musste ich auf dem Bahnhof in Skopje warten, bis endlich ein Renault-Lkw vorfuhr, um mich zu holen. Ich wunderte mich, dass dafuer kein kleines Kfz zur Verfuegung stand. Ein blonder, etwas zu dienstgefaelliger Bursche stellte sich vor, er sei Schreibstubenunteroffizier, und der andere Lkw sei nicht fahrbereit. Er fuhr mich zur Einheit hinaus. Zunaechst ging es durch die engen Strassen Skopjes, das die Tuerken noch damals Ueskuep nannten. Verwahrlost gekleidete Maenner hockten vor Kneipen, deren Tueren nicht immer in ihren Angeln hingen, Schlagloecher waren das Bemerkenswerteste an der Strasse. Dann kamen wir an Obstgaerten vorueber, die bereits ihr Laub verloren hatten, ueber eine Geroellhalde gelangten wir auf eine lange hoelzerne Bruecke, bis wir dann nach 15 kilometer Fahrt in einem Barackenlager in der kleinen Ortschaft Jostov anlangten. Anwesender Rangaeltester war der Spiess, der mir vor der Schreibstube meldete, die in einer der zumeist leerstehenden Baracken eingerichtet war. Das Ganze machte einen vernachlaessigten Eindruck. Es war, als waere hier eine Einheit aufs Abstellgeleis geschoben worden. Ich fragte nach der augenblicklichen Beschaeftigung. Man war mit Instandsetzung beschaeftigt. Zur Einheit gehoerte auch ein Leutnant, Fritz Skoberne mit Namen. Dieser war gerade abwesend. Der Hauptfeldwebel konnte mir nichts ueber Feindlage und Aufgabenmoeglichkeiten sagen. So fuhr ich denn gleich zurueck ins Lazarett, aber auch hier wurde ich nicht schlauer. Der verletzte Truppfuehrer schien mir eher ein erfahrener Troupier als gerade Abwehroffizier. Am Abend traf dann Skoberne ein und waehrend wir zu Abend assen - mit Schafskaese und Rotwein fuehrte sich Mazedonien bei mir ein - berichtete er mir, was er wusste. Es war eher eine Vorlesung ueber die ethnischen Verhaeltnisse in Ostalbanien und im Kossovogebiet als

eine Feindlage, die mir da vorgetragen wurde. Irgendeine Feindberuehrung hatte der Trupp seit seinem Eintreffen aus Finnland nicht gehabt und wohl auch nicht gesucht. Von dem naechst erreichbaren albanischen Ort Tetovo wusste man nur, dass er von mohamedanischen Albanern bewohnt sei. Skoberne zeich-

Vor einer Dorfkneipe in Mazedonien.

nete mir in grossen Umrissen den Raum auf, wo wir mit derartigen Albanern zu tun haben wuerden, und in welchen Gegenden Prawoslawen, also griechisch orthodoxe Serben und Mazedonier lebten. Danach war vor allem die von Skopje aus nach Westen und nach Albanien hineinfuehrende Strasse zumindest bis Gostivar hin in mohamedanischem Gebiet gelegen. Das aber versprach, dass man dort eine uns zugeneigte Bevoelkerung antreffen wuerde. Damit war also auch bereits unser Eingreifen klar: Bereits am naechsten Morgen starteten wir mit einem Vorkommando nach Tetovo und der Rest der Einheit hatte im Laufe des Tages zu folgen. Und von Tetovo aus ging es mit dem Vortrupp ebenfalls noch am gleichen Tage weiter nach Gostivar, denn von irgendeiner Feindberuehrung war bisher nicht die Rede. Wir waren in ein militaerisches Vakuum hineingestossen. Skoberne half mir mit seinen serbokroatischen Sprachkennt-

Prizren
KOSSOVO
Jugoslawien
nach Belgrad
Skopje
Albanien
Shar-Planina
Tetovo
Polog
Nistrovo
Gostivar
Mazedonien
Peshkopeia
Bukovic
Vele
nach Skutari
Debar
Kicevo
Pressek
Tirana
Prilep
Struga
Ohrid
Ohrid See
Bitolj
Lin
Elbasan
Prespa See
Pogradec
Sveti Naum
N
Albanien
Griechenland

nissen, den ersten Kontakt mit den oertlichen Honoratioren aufzunehmen. In Tetovo "eroberten" wir ein grosses italienisches Verpflegungs- und Waffenlager. Es war nur aufzuschliessen. Man hatte es ganz vergessen. Mit uns zog auch sofort aus Skopje ein kleiner Trupp einer deutschen Eisenbahnpioniertruppe, um den Bahnhof der dortigen Kleinbahn wieder in Betrieb zu nehmen. Ich werde noch auf diese wichtige Bahn zu sprechen kommen muessen. Der Spiess fragte einmal, ob der Truppfuehrer von meinen Anordnungen wuesste. Ich sagte ihm, dass ich ihn ins Bild setzen wuerde, sobald es mir zeitlich moeglich sei. In der Tat habe ich ihn niemals wieder gesehen, und meine vorgesetzten Dienststellen haben niemals mehr andere Befehle an mich gerichtet als an den "Truppfuehrer Abwehrtrupp 214".

Drei Tage brauchte es insgesamt, bis der gesamte Trupp mit allen seinen zum Teil nicht fahrbereiten Kfz nach Tetovo verlagert war. Weitere zwei Tage benoetigten wir, um unseren ersten Vorposten in Gostivar ordnungsgemaess unter Unteroffizier Jacob und zwei weiteren Mann fest zu besetzen und durch Funk mit Tetovo zu verbinden. Die ersten Verhandlungen mit nationalen Albanern hatten stattgefunden. War das ein Land, in welches wir hier gekommen waren! Wir waren in Europa, und doch meinten wir oft genug, irgendwo in Asien, in Persien oder in Tibet zu sein. Nicht nur die Blutrache unter den verschiedenen Clans war uns neu. Hier gab es Voelker, die Vielen in der Heimat nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, Gegen und Tosken, Zigeuner, Aromunen, Zinzaren, Tuerken, Mohammedaner, Orthodoxe und Katholiken, deren Vorfahren schon katholisch waren, als noch die Wotanseiche stand. Und alle legten in ihrem taeglichen Leben immer in erster Linie Wert auf diese Unterscheidung. Und sie stachen voneinander mit ganz deutlich erkennbaren Verhaltensregeln ab. Und sie kannten Treue und Gemeinsamkeitsgefuehl im eigenen Kreise, wie wir es nicht mehr kannten, und Feindseligkeit aus tiefster Seele gegenueber ihren Nachbarn. Wir verstaendigten uns auf serbisch, denn niemand von uns verstand die Sprache der Skipetaren, ich selbst war auf italienisch und bei einigen wenigen Gebildeten auf franzoesisch und sogar in drei Faellen auf die deutsche Sprache angewiesen. Erst nach einigen Wochen hatten wir es so weit gebracht, dass wir uns in den wichtigsten Dingen muehselig verstaendigen konnten. Mit dem Lernen der Zahlen fing es an. Meine Leute, die inzwischen aus ihrem Dornroeschenschlaf aufgewacht waren und sich in der Erfassung der neuen Lage lebhaft tummelten, ueberboten sich mit Berichten von kleinen Erlebnissen. Als Geld hatte man den Napoleon, und als ich bereits etwa vierzehn Tage in Tetovo residierte, da fuehrte man mich auf den Markt. Autos gab es da natuerlich nicht, nur Panjewagen, gewoehnlich einspaennig, und bei ihrer Ankunft waren sie voll mit Weibern, Huehnern und einigen Saecken mit Zwiebeln, Kartoffeln, Kukuruz, selbstgemachten Wuersten und eigengeraeucherten Schinken, Schafs- und Ziegenkaese, Yoghurt in irdenen Gefaessen. Im Gegensatz zu den leuchtenden Farben auf den blumenreich bestickten Gewaendern der Mazedonier waren die Frauen zumeist in schwarz gekleidet, die Maenner trugen ausnahmslos den weissen Ketsch, den Fez, den man bei den Tuerken zumeist als schwarze Kopfbedeckung kannte. Man fuehrte mir gleich eine Frau vor, tiefverschleiert. Fuenfundzwanzig Napoleon sollte sie kosten. Der Vater selbst bot mir die Kleine an.

Bald schon darauf erlebten wir in Gostivar das Beiramfest. Im ersten Stock eines Holzhauses im Zentrum des Ortes sassen an langer Bank die fuehrenden Persoenlichkeiten der Gegend. Eine knarrende alte Holztreppe ging es hinauf. Ueberall standen Neugierige herum, die meinen Begleitern und mir ehrerbietig Platz machten. Als ich den oberen Stock betrat, da erhoben sich die Anwesenden. Waren das malerische Gestalten, die Fustanella

Jacob und Fahris in Gostivar.

Mefail aus Kicevo.

mit den Schlitzaermeln ueber die Schultern geworfen, im breiten selbstgefertigten Guertel ein edelsteinbesetzter Tuerkendolch oder eine Pistole von ehrwuerdigem Alter im Arm, die selbst in solchen Augenblicken unter Freunden nicht einen Augenblick aus der Hand gelegt wurde, oder mit einer italienischen Flinte bewaffnet, alle selbstverstaendlich das graue Albanerkaeppi auf dem Kopf, Schnurrbaerte, die mit ihren Enden in alle Himmelsrichtungen zeigten, dann gab man sich die Hand, es waren harte und feste Griffe, dazu klare, harte Augen, die mich - ich wollte meinen, etwas zu theatralisch - dabei fixierten. So gingen wir von einem zum andern, in sicher streng vorgeschriebener Rangordnung. Und schon hatte man ein Glas in der Hand und es wurde

zugeprostet. Und dann gab es draussen auf der Ortsstrasse Laerm von einer anrueckenden Kavalkade. Wir traten auf den schmalen, langestreckten Holzbalkon hinaus und jubelten dem Anfuehrer der Schar zu, der da mit den Seinen aus einem der Nachbardoerfer angelangt war. Die da unten entluden in ihrer Freude ihre Flinten irgendwo in die Luft und die Kugeln schwirrten uns recht deutlich pfeifend um die Ohren. Alles bruellte, lachte und schoss durcheinander. Wir erwiderten winkend und lachend, waehrend man uns einen neuen Sliwowitz ins Glas schenkte, das wir noch in der Hand hielten. Skoberne und mein Unteroffizier D., die beiden, die sich auf serbisch verstaendigen konnten, hatten alle Haende voll zu tun, uns bei jedem Neuhinzukommenden alles zu berichten, was man von seinen bisherigen Heldentaten vortrug. So ging das Feiern an und dauerte bis tief in die Nacht hinein. Doch, zwischendurch wurde in einem Nebenraum unter unserer Leitung gehandelt und geschachert. Denn fuer etwas musste es doch genutzt werden, diese gesamten Sippenfuehrer einmal beieinander zu haben. Wieviel Gewehre willst Du, wenn Du Deine Blutrache gegen jene Familie einstellst? Und wieviel Munition brauchst Du? Die Zahlen wurden immer hoeher und ueberschritten schon den nicht klein bemessenen Bedarf einer aengstlichen italienischen Armee, der der Rueckzug abgeschnitten war. Doch wir hatten ja genug zu verschenken. Darauf kam es nicht an. Doch wir gaben nur unter der weiteren Bedingung, das man uns helfe, das Land wieder ganz in die Hand zu bekommen, uns zur Seite zu stehen alle Strassen und Bruecken wieder fahrbereit zu machen. Alle stimmten dem begeistert zu. Mensch, sagte ich mir, wuerde das eine Raeuberbande werden, wenn wir mit diesen Burschen zu Felde zogen! Und da ich nun mal nicht die Absicht hatte, mich auszuruhen, kam der Augenblick schon sehr bald, wo diese Vision Tatsache wurde.

Und nun zurueck zu unserer Kleinbahn. Sie war von den deutschen Truppen im ersten Weltkrieg angelegt worden und ging von Skopje aus ueber Tetovo und Gostivar weiter nach Kicevo und von dort bis nach Struga am Ohridsee. An ihrem suedlichen Ende stiess sie so auf unsere Hauptnachschublinie fuer die im "eigentlichen" Albanien, also in Durazzo - Tirana - Skutari entlang der Adriakueste liegenden deutschen Verbaende. Der deutsche Nachschub benutzte eine eben erst von den Italienern fertiggestellte hervorrgende Strasse, die bis Elbasan in einem wilden Tal, dann aber auf dem Gebirgskamm bis vor Tirana fuehrte. Wir mussten sie spaeter mehrfach benutzen, um Verbindung aufzunehmen mit der in Tirana stationierten Armee.

Die Eisenbahn war von den Italienern bei ihrem Abzug an mehreren Stellen zerstoert worden. Das heisst, man hatte die auf der Strecke vorgefundenen Lokomotiven in den Abgrund gestuerzt und an mehreren Stellen die Schienen aufgerissen. In Struga lag eine deutsche Feldkommandantur, die ihrerseits etwa gleichzeitig mit uns nach Norden vorgefuehlt hatte. Sie erreichte es dann, dass regulaere deutsche Truppe in Batallionsstaerke in Kicevo stationiert wurde. Bis dort war man mit Lkw gekommen, da die Eisenbahn noch nicht funktionierte. Weiter nach Norden, also insbesondere in das Gebiet des Bucovic, des Buchenpasses zwischen Gostivar und Kicevo war bisher keine deutsche Truppe gekommen. Es war prawoslawisches Gebiet, und damit von einem anderen Menschenschlag besiedelt, als wir ihn bisher kennengelernt hatten. Das war zu bedenken, wenn ich jetzt an eine Befriedung dieses Gebietes dachte. Jene Mazedonier waren fuer Partisanenwerbung schon deswegen anfaelliger, weil die Bewegung Titos sich in erster Linie auf diese Bevoelkerungsteile stuetzte, seine Verbaende also oft genug familiaere Bindungen dorthin hatten. Doch andererseits, einmal fuer unsere Sache gewonnen, handelte es sich um deutlich brauchbarere Menschen,

Strasse in Struga

Festgefahren im Pressek.

fleissig und ordnungsliebend, arbeitssam und zuverlaessig, wollte man sie mit den romantischveranlagten Albanern vergleichen.

Waehrend wir uns mit diesen Ueberlegungen beschaeftigten, und uns fragten wie wir unsere Beherrschung Ostalbaniens festigen koennten, tauchte gleichzeitig ein anderes wichtiges Objekt vor uns auf. Weiter nach Suedwesten, gerade noch im urspruenglich jugoslawischen Hoheitsgebiet, aber dennoch von der Truppe in Tirana aus nicht entfernt erreicht oder auch nur ohne grosse Gelaendeschwierigkeiten erreichbar, lag die Stadt Debar, oder, wie die Italiener sie tauften, Dibra. Es war eine rein albanische Stadt, die Bevoelkerung eng verwandt mit unseren Burschen in Tetovo und Gostivar. Sie war in Feindeshand, war von ihm sogar zu einer Hochburg in den weni-

gen Monaten nach dem Badoglioputsch ausgebaut worden. Alles, was wir in jenem Augenblick wussten, war, dass dort italienische Badogliotruppen und Kommunisten gemeinsam regieren sollten. Die Stadt war Strassenknotenpunkt fuer das innere Albanien. Ihr Besitz entschied ueber weite Gebiete des Landes. An den uns zugekehrten Seiten war sie durch starke Fluesse geschuetzt, die Reka und den Drin. Und die Bruecken ueber diese Fluesse waren gesprengt worden. Vor allem aber lagen diese Bruecken an einem durch die genannten Fluesse geschaffenen Durchbruch. Noerdlich zog sich schuetzend vor dem innern Albaniens die Sharplanina entlang, suedlich bis Struga hin das Jabanizagebirge. Beide lernten wir spaeter in unseren Einsaetzen als schwere Bewegungshindernisse kennen.

So musste ich mich denn entscheiden, welches der beiden Objekte ich als erstes angehen sollte, die durchgehende Befriedung des von der Eisenbahn durchzogenen Gebietes mit der damit erreichten festen Verbindung zwischen Skopje und Struga, oder die Liquidierung der Feste Debar, von der aus der Feind sich stoerend oder sogar erobernd nach allen Seiten weiter ausbreiten konnte. Vor der Tuer stand der Winter, und das hiess oben in den Bergen Schnee und in den Taelern Regenzeit mit angeschwollenen Fluessen und damit fuer uns begrenzte Bewegungsfreiheit. Noch in den Herbsttagen also mussten b e i d e Aufgaben geschafft werden!

Die Vorbereitungen waren in beiden Faellen gleichartig: Vorverlegen des Trupps nach Gostivar. Vorfuehlen dann von dort aus auf den beiden dort abzweigenden verschiedenen Wegen nach Sueden. So jagte denn in den folgenden Wochen ein Einsatz den andern und die dreissig Maenner meines Trupps, die die Dringlichkeit unseres Vorgehens sehr gut auch erkannt hatten, haben ein jeder fuer dreie gearbeitet. Ja, wirklich fuer Drei. Da war zB unser Funker Mueller. Zwischen den Funkzeiten fuhr er einen der Lkw, und ausserdem holte er uns die Verpflegung aus Skopje. Also Funker-Fahrer-Furier. "Drei F" nannten wir ihn seitdem. Und es war eigentlich schwer verboten, dass Funker noch irgendetwas anderes taten. Sie sollten immer einsatzbereit sein. Ich habe es ihm auch nicht befohlen, meine Leute taten freiwillig, was sie nur aus sich herausholen konnten. Diesbezueglich waren sie wie Pferde, die zu lange im Stall gestanden hatten. Sie waren froh, dass der Krieg fuer sie wieder einen Sinn bekam, und sie sagten es mir auch.

Debar als Erstes, entschied ich mich, und zwar wegen des schon bald zu befuerchtenden Ansteigens der Fluesse, Auch hielt ich es fuer richtig, den Gegner zunaechst an seiner staerksten Stelle zu treffen.

Vor einem solchen Einsatz war es notwendig, dass ich mich persoenlich in Kragujevac bei Generaloberst Rendulic, dem Oberbefehlshaber der 2. Panzerarmee meldete. In allen Nachschubfragen unterstand ich der Armee. Wenn ich auch meine Weisungen von Abw II aus Berlin hatte, gewisse Richtlinien von meinem Abwehrkommando in Belgrad erhielt, so war es mehr als Anstand, mit der Truppe dauernd in enger Fuehlung zu bleiben und so also der Armee meine Absichten zu melden und ueber die bereits erreichte Lage Vortrag zu halten.

Meine Fahrt verband ich damit, mir einen Kuebelsitzwagen zu holen. Mein Schirrmeister fuhr mit und heimste gleich Saecke voller Ersatzteile ein. Spaet abends, so erinnere ich noch, hatten wir auf der Hinfahrt eine Reifenpanne. Um uns herum voellig unbekanntes Land, Feindlage ein grosses Fragezeichen. Es war serbisches Gebiet. Mit der einen Hand schnarrte ich die Dynamotaschenlampe und leuchtete meinem Kameraden, in der andern hielt ich die Maschinenpistole, bereit, beim ersten Schuss aus dem Dunkeln zu antworten. Doch ausser dem Schnarren der Lampe war weit und breit

kein Laut in der schlafenden winterlichen Natur zu hoeren.
Noch heute bin ich sehr damit zufrieden, dass ich mich dem OB persoenlich melden konnte. Sein Adjutant war der Sohn des Chirurgen Sauerbruch. Denke ich an jene Begegnung, die damaligen soldatischen Unterhaltungen und den Eindruck, den ich gewann, so wundere ich mich heute, dass dieser Generalstabsoffizier dann spaeter nicht den Mut fand, die von einem Juden retouchierten und im Hinblick auf Ludendorff und manches andere gefaelschten Memoiren seines beruehmten Vaters in der Oeffentlichkeit richtig zu stellen. Und Rendulic? Es war der Mann, den man sich vorstellt, wenn man sein hervorragendes und immer noch so lesenswertes Buch "Gekaempft, gesiegt, geschlagen" kennt.
Zu einer persoenlichen Meldung bei meinem Kommando in Belgrad reichte die Zeit nicht. Die Wiederholung meines Besuches - ich hatte es auf der Hinfahrt nach Skopje aufgesucht - musste fuer spaeter aufgeschoben werden. Dafuer hatte mich die 2.Pz-Armee beim XXI. A. K. in Tirana angemeldet und das wesentliche meiner Plaene mit Funk voraus durchgegeben. Vor allem war mir zugesagt worden, dass das Unternehmen von jenem A. K. durchgefuehrt werden sollte, das heisst, dass deutsche Truppen dafuer eingesetzt werden sollten und ich mit meinen albanischen Freiwilligenverbaenden nur einen Fluegel der Umfassung uebernehmen sollte. Es hat sich spaeter herausgestellt, dass diese Kraeftverteilung eine Katastrophe verhuetete. Waeren wir alleine vor Debar gewesen, es waere wahrscheinlich zu einem furchtbaren Gemetzel gekommen, und zwar mit sehr zweifelhaftem Ausgang. Erst nach dem Kampf erkannten wir die uns bis dahin unbekannte wirkliche Staerke des Gegners.
Also musste ich jetzt nach Tirana, und alles musste Schlag auf Schlag in schnellstmoeglichem Tempo vor sich gehen. Um Zeit zu sparen, hatte mir das AK eine Weihe (so hiess das kleine Flugzeug) auf einer Wiese etwa in der Mitte zwischen Tetovo und Gostivar bereitgestellt. Im letzten Augenblick nahm ich noch meinen Feldwebel Hugo mit auf den Flug. Im Krad fuhren wir an den Startplatz und schon versanken unter uns die Pappelwaende. Wolkenverhangen lagen Albaniens Berge und es war laengst dunkel geworden, als wir nach langem Suchen, schon bedenklich an der Grenze unseres Benzinbestandes, unter uns die Lichter von Tirana in einer Wolkenluecke leuchten sahen.
Major Ulrich hiess der Komandeur des vorgesehenen Unternehmens. Ich sprach mit ihm am naechsten Morgen alles Notwendige durch. Die Unterredung fand in dem nicht ganz fertiggewordenen Prachtbaudes Faschio statt, den die Italiener am Ende der ebenso breiten wie imponierenden Viale dell Impero in Tirana fuer ihren Vizekoenig errichtet hatten. Ein besonderes Merkmal waren die unzaehligen Ofenrohre, die rechtwinklich nach oben gebogen, aus den verschiedenen Bueroraeumen herausragten, die dort jetzt die Deutsche Wehrmacht eingerichtet hatte. Den Tag nutzte ich dann noch dazu, mir einen Eindruck von der albanischen Hauptstadt zu verschaffen, und auch dem SS-Gruppenfuehrer Grafen Vitzthum in seiner dortigen Dienststelle einen Hoeflichkeitsbesuch zu machen. Er war der SD-Beauftragte fuer Albanien. Natuerlich hatte er ebenso wenig Kenntnisse von den Verhaeltnissen im Innern wie alle uebrigen deutschen Militaerdienststellen. Ich wurde bewundert wie ein Bote aus einer anderen, undurchsichtigen, fuerchterlich gefaehrlichen und sehr aufregenden Umgebung und ein Haudegen wie Vitzthum beneidete mich offensichtlich, dass ich nicht wie er am Schreibtisch sondern in so einem Gelaende taetig sein durfte.
Wir setzten das Unternehmen auf den 16. September fest. Es fehlten

also zehn Tage bis dahin. Die Kolonne des Major Ulrich sollte auf der Strasse Struga-Debar den Drin entlang vorruecken. Ich sollte von Gostivar her kommen. In den ersten Morgenstunden des 16. September wollten wir beide dann in den Hoehen am Stadtrand liegen, meine Verbaende die Ost- und Nordseite umfassend, Major Ulrich von Sueden kommend, nach Westen hin umfassend ausholen.

Die Rueckfahrt von Tirana nach Tetovo im eigenen, nachgezogenen Kfz war eine kleine Weltreise. Zunaechst ging es wieder entlang der Kueste. Das heisst vom Meer sah man niemals etwas. Wir fuhren durch subtropische Gaerten und Plantagen. Erst vor Skutari sahen wir die Adria. In Sicht der so geschichtstraechtigen Stadt, die in ihrer blendenden Schoenheit sich am jenseitigen Ufer des gleichnamigen Sees aus der wilden Berglandschaft erhob, bogen wir landeinwaerts den albanischen Gebirgen zu. Bald waren wir auf einer Bergstrasse, die erst soeben von den Italienern angelegt worden war, also von den besten Strassenbauern, die Europa damals kannte. Sie fuehrte wieder wie schon die Strasse auf dem Herweg, bis auf den Kamm hinauf und bot so herrliche Einblicke ins Land der Mirdite zur Rechten und links hinueber zu den Nordalbanischen Alpen und Montenegro. In Prizren machten wir Station. In Vogelfluglinie waren wir hier eigentlich schon sehr nahe an Tetovo herangekommen, doch trennte uns von dort die unwegsame Sharplanina. Fuer alle Faelle nahm ich Kontakt auf mit dem Ortskommandanten, der ja geographisch, wenn auch nicht verkehrsmaessig mein Nachbar war. Ich versprach ihm, von mir aus ueber die jetzt bereits verschneiten Berge hinweg noch einmal Verbindung mit ihm aufzunehmen. In den wenigen Stunden Aufenthalt bekommen wir den Eindruck einer rein albanischen Stadt, voll pulsierenden Lebens im seelischen Bett des Korans. Die Weiterfahrt fuehrte unter Umgehung des hohen Gebirges in grossem Bogen zunaechst bis in serbisches Land. In Urosevac ging es dann suedostwaerts voran auf der mir schon bekannten Strasse nach Skopje. Wichtig war fuer mich, dass ich in diesem serbischen Staedtchen bereits die Moeglichkeit hatte, ueber das Eisenbahntelefon mit meiner Schreibstube in Tetovo zu sprechen. So gewann ich Zeit, denn ich konnte bereits Befehle durchgeben in Vorbereitung des eigentlichen Einsatzes. Das Unternehmen als solches konnte natuerlich am Telefon nicht erwaehnt werden. Schon bei meinem Abflug hatte ich befohlen, dass alles fuer militaerische Einsaetze erforderliche, nach vorne verlegt wuerde, das hiess zunaechst einmal nach Gostivar. Skoberne hatte aus einem ebenfalls erbeuteten italienischen Artilleriepark in Skopje zwei italienische Gebirgsgeschuetze erbeutet. Dazu in reichlicher Menge Munition. Auch diese Geschuetze standen jetzt bereits in Gostivar, und zwar so in einem Bauernhof separat gelagert, dass jeweils eine Maultierlast beisammen lag. Das gab mir mein Spiess jetzt durch.

Ausserdem erfuhr ich in dem kleinen hoelzernen Bahnwaerterhaeuschen zwischen Schneegestoeber und aufs Dach platternden Regenguesse, dass meine Leute sowohl in Richtung Debar wie in Richtung Kicevo auf den Strassen durch kleine Spaehtrupps taeglich vorfuehlten. Zu Feindberuehrung war es nicht gekommen, obwohl uns eigene Agenten immer wieder von der Existenz feindlicher Spaehtrupps sprachen.

Auf Schlammstrassen, doch ohne laengere Unterbrechung setzten wir die Fahrt durch wieder albanisch bewohntes und damit partisanenfreies Gebiet fort bis Skopje und gleich ueber Jostov in Richtung Tetovo. Die Berge zu beiden Seiten hatten bereits Schneekuppen und der uns entgegenfliessende Wardar war breiter geworden als noch vor vierzehn Tagen. An der kleinen Moschee, die links an der Strasse hinter Jostov mit ihrem Minarett fuer den Glauben des Propheten wirbt, vorbei stiegen wir langsam an bis zur alten tuerkischen

Bruecke ueber den Wardar. Dann kam die von den Italienern so bezeichnete Grenze und bald schon die ersten Holzhaeuser von Tetovo. Am naechsten Morgen fuhren wir im Krad mit Beiwagen, also zu dreien ab in Richtung Kicevo. Bald schon kamen wir an die Schneegrenze und hatten unser Problem, ohne Schneeketten ueber den Buchenpass zu kommen. In einigen scharfen Kurven ging es in das breit vor uns liegende Tal von Kicevo hinunter. Kahle Pappeln bildeten einen durchlaessigen Vorhang vor den Haeusern und darueber rundum dunkle Bergeshoehen. Es war notwendig, den dortigen Ortskommandanten von unserem Vorhaben zu verstaendigen. Im uebrigen hatte ich mir vorgenommen, mit Ausnahme meiner Offiziere und Portepeetraeger niemandem etwas von dem Mitwirken deutscher Truppenteile mitzuteilen. Alle anderen Angehoerigen meiner Einheit und vor allem auch alle Albaner blieben so bis zum letzten Augenblick in dem Glauben, dass es sich um ein Unternehmen vornehmlich albanischer nationaler Banden handelte. Am liebsten haette ich auch diesen Teil bis zum Vortage des Angriffs geheim gehalten, doch war das bei den Reisegeschwindigkeiten, mit denen ich bei den Albanern rechnen musste, von vorneherein ausgeschlossen. So konnte ich also nicht verhindern,dass der Gegner sicher von meinen Vorbereitungen in Tetovo und Gostivar erfuhr, doch enthielt ich ihm die wirkliche Staerke des geplanten Unternehmens vor. Auch das Datum selbst liess ich noch offen, verlangte nur, dass alle Verbaende am 14. September in Gostivar bereitstehen muessten. In der Tat sind es denn auch diese wenigen Tatsachen gewesen, die in Umrissen dem Gegner in Debar durch Boten mitgeteilt wurden, wie wir dann spaeter erfuhren. Nach albanischen Verhaeltnissen, naemlich Palaver hin und Palaver her und "Hannemann, geh Du voran", konnte man dort in Debar mit einem Angriff dieser Burschen so um den 20. September herum rechnen. Ich hatte also ein weiteres Ueberraschungsmoment auf meiner Seite.

Dem Ortskommandanten von Kicevo, einem Hauptmann der Infanterie, nannte ich allerdings nun das genaue Datum und sagte ihm, dass ich damit rechne, dass in jenen Tagen, also kurz vor dem 20. September mit Entlastungsangriffen von kommunistischen Banden auf Kicevo zu rechnen sei, die den Zweck haetten, mich von meinem Vorhaben auf Debar abzubringen oder aber wenigstens eine Abzweigung und Verzettelung unserer Kraefte zu erreichen. Ich empfahl ihm daher, von sich aus in jenen Tagen kein Unternehmen zu starten, sondern vielmehr an den Ortsraendern in Verteidigungsstellung zu bleiben, gegen die der aufgeregte Feind dann anrennen muesse.

Wir mussten Benzin sparen. So fuhren wir ohne Motor vom Pass hinunter bis Gostivar. Laengere Zeit schon sahen wir dort vor uns einige Lichter der Stadt. Denn, sowohl in Tetovo wie in Gostivar gab es elektrischen Strom. Kleine Werke, von Wasserkraft aus Gebirgsbaechen getrieben, waren trotz des zweimaligen Wechsels der Herren intakt geblieben. Um Vorauszugreifen: Erst bei Kriegsende zerstoerten die einrueckenden roten Banden die Maschinen und Leitungen. Haesslich kalt war es geworden und wir waren froh, uns dann im Quartier wieder aufwaermen zu koennen.

Als ich dann am naechsten Mittag nach einem kurzen Abstecher nach Tetovo wieder in Gostivar eintraf, da standen im Hof unserer Dienststelle, die Gesichter zur Wand, drei Partisanen. Hugo hatte einen Spaehtrupp in Richtung Debar gemacht und war urploetzlich hinter einer Wegkurve, die um eine Felsnase fuehrte, auf sie gestossen. Sieger wurde, wer die kuerzere Leitung hatte. Die blutige Hand des einen bewies, dass es Hugo war. Auf meinen Befehl wurden die beiden Unversehrten tuechtig durchgepruegelt und dann laufen gelassen. Den Dritten nahm ich im Volkswagen mit nach Skopje zum Lazarett. Wir beide waren alleine im Wagen, auf voellig verkehrsloser Landstrasse. Auch

auf den Feldern rundum war laengst die Ernte eingestellt worden und es setzte der Winterschlaf ein. Da platzte ein Reifen. Gemeinsam wechselten wir das Rad aus. Als ich wieder in den Wagen steigen wollte, da sprang der Partisan noch einmal hinaus und reichte mir meine Maschinenpistole, die ich neben dem Wagen bei der Arbeit auf die Strasse gelegt hatte. Wie leicht haette das ins Auge gehen koennen! Ich schaute mir daraufhin den Bengel etwas genauer an. Es ergab sich, dass er der Sohn des damals in Kairo residierenden Ministerpraesidenten der jugoslawischen Exilregierung war. Der Mann kam, wie beabsichtigt, also jetzt ins Lazarett mit dem schriftlichen Befehl in Haenden, sich nach der Heilung wieder bei mir zu melden. Man nahm also an, dass es sich um einen Freiwilligen handelte. Er hat sich auch tatsaechlich etwa 14 Tage spaeter wieder in Gostivar zurueckgemeldet. Dann nahm ich ihm das Versprechen ab, nicht wieder in einer irregulaeren Truppe mit der Waffe in der Hand gegen uns zu kaempfen und schickte ihn nach Hause. Er war in Kicevo beheimatet. Wieder Wochen spaeter, um dieses Kapitel abzuschliessen, sass ich in Kicevo in unserer derweilen dort eingerichteten Dienststelle, als eine aeltere Frau hereinkam. Sie hatte ein grosses Paket unter dem Arm. Es war die Mutter jenes Burschen, und sie brachte mir als Geschenk zwei kleine Teppiche mit orientalischen Szenen und ein selbstgenaehtes Nachthemd. Ich bin heute noch beruehrt, wenn ich an diese Szene denke. Einer der Teppiche hat meine eigene Odyssee spaeter noch bis in meine erste Wohnung in Bariloche in Argentinien durchgehalten. Von ihrem Sohn allerdings konnte die alte Mazedonierin mir nur sagen, dass er wieder "im Dienst" sei. Ich fuhr sie in ihre Wohnung am Ortsausgang in Richtung Prilep, rechts des Weges, zurueck und sehe sie noch vor der Haustuer ihres Holzhauses hinter dem hohen Lattenzaun stehen und winken.

Es ist jetzt aber wirklich an der Zeit, unsere Verbuendeten vorzustellen. Da war also erst einmal Djemail aus Gostivar, ein handfester Albaner, der etwa ueber 500 Mann verfuegte. Sodann war da Mefail aus Kicevo, einer, der an die Drei Musketiere erinnerte, adlig in Haltung und Gesinnung vom Scheitel bis zur Sohle, mit wohl ebenfalls 500 Mann. Bedeutend weiter schauend als seine Bundesbrueder sah er unseren Kampf damals bereits in dem groesseren Rahmen, in welchem er Vielen erst nach dem Kriege erschien. Er sah vor sich den verzweifelten Versuch, den Untergang seiner alten Kultur zu verhindern. Er sah, dass mit den Partisanen sich eine neue Zeit anmeldete, in der es keinen Koran mehr geben wuerde und in der die Maschine an die Stelle maennlicher Tugenden treten wuerde wie sie bis dahin im freien Albanien Gueltigkeit gehabt hatten. Mit Hilfe von Unteroffizier D. hatte ich mehrere laengere Unterhaltungen mit diesem Gaufuersten der Skipetaren, deren ernster Inhalt nur allzutraurige Wirklichkeit wurde. Zentrales Anliegen war allen diesen Albanern die Ehre, niemals das Geld.

Als Dolmetscher diente uns in Gostivar der alte treue Fahris. Er hatte schon im I. Weltkrieg den Deutschen gedient und freute sich, wieder deutsch sprechen zu koennen. Uffz. Jacob, aus Thueringen gebuertig, war dort mein Dienststellenleiter geworden. Er verstand sich mit dem guten Fahris vom ersten Kennenlernen an in einer echten ehrlichen Freundschaft. Eine ganze Reihe kleinerer, das heisst mit weniger Mannschaft auftretender Fuehrer kamen aus den umliegenden Ortschaften hinzu. Alle waren ausgepraegte Kaempfertypen und ausgesprochen kameradschaftlich. Krieg war ihnen seit eh und je zweiter Lebensinhalt. Dass sie dabei nicht vergessen hatten, dass das Wort "Krieg" von "kriegen" herkommt, und sie daher auch immer gerne etwas kriegen wollten, setzte wohl ihren Kampfwert nicht herab, komplizierte mir nur immer hinterher die ganze Geschichte.

Eine tuerkische Bruecke.

Auch Italiener fanden sich bei uns ein, Strandgut der Kapitulation. Zunaechst war da ein Marinefeldwebel namens Petica, aus Rom gebuertig. Sehr belesen und sich bei mir einfuehrend mit passenden Bemerkungen ueber die albanischen Verhaeltnisse, die er erstaunlich gut zu kennen schien. Mein Spiess jedoch hatte schon gleich in diesem Falle eine bessere Nase. Er war ihm von Anfang an nicht gewogen und schickte daher den "Drueckeberger" gerne "in die Gegend", um ihn nicht unter Augen zu haben. Viel spaeter, in Rom tauchte dieser Bursche dann noch einmal, diesmal ohne Maske, auf.

Zwei andere, junge Italiener hatten sich ebenfalls bei uns gemeldet, wie sich schnell herausstellte, wegen der schlechten Verpflegung und Unterbringung die man ihnen im Lager bei Debar bot. Ich schickte sie nach Debar zurueck. Sie sollten sich in dem dortigen italienischen Lazarett krank melden und einige Tage umsehen und uns sodann berichten, was sie gesehen hatten. Sie kehrten auch richtig bald wieder zurueck, und erzaehlten uns wahre Raeuberpistolen. Sie waren sicher niemals wieder in Debar gewesen. Wir schoben sie ab ins Gefangenenlager nach Skopje. Dasselbe Schicksal teilte auch ein weiterer Feldwebel, den wir wegen seines Bartes kurz Balbo nannten. Eine gutmuetige Seele und die Feigheit in Person, war auch er fuer uns nicht zu gebrauchen und kam darum nach Skopje ins Lager.

Dann kam da ein feingeschniegelter Herr aus Skopje zu mir, angezogen wie in Friedenszeiten im Zentrum von Tirana. Er kam mit einem Empfehlungsschreiben eines in Skopje sitzenden Ier-Mannes. Er war danach Agent der Italiener gewesen und stellte sich uns zur Verfuegung. Unter der Bedingung

allerdings: Bezahlung natuerlich nur in Gold. Ich opferte aus unserem Bestand tatsaechlich ein Goldstueck - es war das erste und auch das letzte, welches wir bis Kriegsende ausgaben - und erwartete ihn dann zurueck mit genauen Angaben ueber die Absichten des albanischen Kommunistenfuehrers Hodscha. Der Bursche kam uns niemals wieder zu Gesicht. Fuer die Ier-Arbeit war das kein seltener Fall. So etwas war niemals ganz zu vermeiden.

Dann erschien da ein islamischer Geistlicher, wie ein richtiger Hodscha Turban auf dem Kopf, und ein schmieriges Gewand ging ihm langhinunter bis an den Boden. Er stellte sich vor als islamischer Geistlicher, Angehoeriger des Bektaschi-Ordens, der in etwa aehnlich den maechtigen Jesuiten in der katholischen Welt, das geistliche Rueckgrat der Tuerkenherrschaft auf dem Balkan darstellte. Nach deren Zusammenbruch in den beiden Balkankriegen hatte der Orden seinen Hauptsitz an unbekanntem Ort in Albanien beibehalten.

Die Welt der Skipetaren im Winter.

Politische und religioese Ziele waren bei ihm eng miteinander verbraemt. Religioes waren die Bektaschi natuerlich antikommunistisch eingestellt und hielten diese Richtung bis in unsere Tage durch, wenn auch 1959 der Grossmeister des Ordens, Abbas Hilmi, sich nicht scheute, von dem spaeteren russischen Botschafter in Ankara, Lawritschew, eine schoene Stange Goldes entgegenzunehmen unter der Bedingung, die Anhaenger des Ordens im Nahen Osten und auf dem Balkan fuer Moskau umzustimmen. Politisch waren diese Dunkelmaennner um eine Staerkung des tuerkischen Einflusses in Europa bemueht. Goldstuecke waren bei mir nicht mehr zu bekommen, dafuer aber das Angebot gegenseitiger Verstaendigung ueber die kommunistische Taetigkeit in Albanien. Es war ja damals noch alles in Fluss und rief nach einem Entgegentreten nicht nur auf militaerischem Gebiet. Als erstes sagte mir der unangenehme Schmutzfink vor mir, dass ich am naechsten Tage den Besuch eines

Der Hof von Halil Alia (Januar 1944).

ehemaligen Ministers des Koenigs Zogu haben wuerde. Doch der Herr sei mit Vorsicht zu geniessen. Er sei bereits in allen politischen Lagern gewesen und staende in bester Beziehung mit Hodja selbst. Jener Mann erschien denn auch tatsaechlich am naechsten Tag, eingefuehrt von dem Buergermeister von Gostivar, einem freundlichen, westlich gekleideten Herrn, der einmal in Paris etwas studiert hatte und daher sich mit mir auf franzoesisch verstaendigen konnte. Diese beiden Herren kamen also nicht in den sonst bei meinen Besuchern ueblichen albanischen Phantasieuniformen, sondern in gewoehnlichen Strassenanzuegen, der Herr Minister aD sogar mit einem Spazierstock in der Hand. Sie meinten, damit einen hoeheren Stand auszudruecken. Monsieur le Maire erbat fuer seinen Freund, an dem bevorstehenden Feldzug gegen Debar teilnehmen zu duerfen. Ich sagte ihm, er koenne gerne mitmarschieren, er und seine kleine Begleitmannschaft, doch duerfe niemand von ihnen sich ohne Abmeldung von uns entfernen.

Und als letzter ist da noch ein Deutscher vorzustellen. Stunden nur, bevor es losgehen sollte, erschien ein Sonderfuehrer aus der altbekannten lieben KO Bulgarien. Halb in Uniform, halb in Zivil, im schoenen, grossen Mercedes, hatte er sich - und das soll nicht ins Laecherliche gebogen werden! - auf den bandengefaehrdeten Strassen bis hier durchgeschlagen, mit einer Feindkarte in der Hand, die er auf Ersuchen von Oberst Delius bei mir berichtigen sollte. Er hatte keine Ahnung von unserem gerade anlaufenden Feldzug, wollte nur die gutnachbarlichen Beziehungen aufnehmen und fuer Sofia Klarheit in der Lage in Ostalbanien beschaffen. Gerne war er bereit, sich mit seinem Mercedes in unsere Armada einzugliedern, doch erst einmal besahen wir uns seine Feindlagekarte. "Wissen Sie, wir staunen naemlich, wie Sie hier so waghalsig zwischen ganzen feindlichen Armeen sich herumbewegen koennen und noch gar keine Verluste haben", leitete er das Gespraech ein. Ja, da war auf der Karte wirklich allerhand hineingeschrieben worden, da standen Zahlen, von einem Oval oder Kreis umrandet, der das betreffende Gebiet bezeichnete, in welchem sich die hunderttausende befinden sollten. Links von unserer Vormarschstrasse standen danach 100.000 Mann in den

Abstieg von Peshkopeia nach Fuza Ali.

Bergen (wovon die wohl lebten?) und rechts etwa auf den Hoehen der Sharplanina in Schnee und Eis also, 120.000 und hinter uns im Polog zwischen Tetovo und Gostivar im Quellgebiet der Wardar nochmal 100.000 und in Debar alleine standen zwei italienische Divisionen unter ihren Generalen kampfbereit und weitere 50.000 Mann bester Partisanenelitetruppe, mit Panzerwagen und Artillerie ausgeruestet. Mir wurde selbst ein bischen schwach, als ich das alles da eingetragen sah. Quelle: V-Maennermeldungen von Abw. I. Die Partisanenzahlen um uns herum waren reiner Humbug, das stand schon jetzt fest, denn in den bezeichneten Raeumen kreuzten unsere eigenen Banden seit Wochen, ohne auch nur einen Schwanz zu Gesicht zu bekommen. Aber Debar? Es stimmte tatsaechlich, dass zwei italienische Divisionen nach der Kapitulation, die in Tirana unterzeichnet worden war, sozusagen spurlos verschwunden waren. Es war sehr gut moeglich, dass sie sich im Raume Debar befanden. Von ihrer Kampftauglichkeit waren wir aber keineswegs sehr ueberzeugt. Ob vielleicht gar die Albaner mit den Tapferen genau so aufraeumen wuerden wie die Abessinier einstens mit ihnen in Adua? Auf jeden Fall schien es ratsam, das ganze Unternehmen streng nach den Regeln der Kriegsschule aufzubauen, Vorhut, Haupttrupp, Nachhut, und die Feinderkundung musste weiter auf hoechsten Touren laufen, also Spaeher nach vorne, Leuchtzeichen vereinbaren und genuegend Leuchtmunition dabei. Alle vor uns in den Hoehen abseits liegenden kleinen Doerfer waren in Augenschein zu nehmen. Denn eines wunderte mich ausserordentlich: Die Partisanen hatten in keiner Weise den zeitlichen Vorsprung genutzt, den sie vor mir gehabt hatten. Sie haetten viel leichter noch als wir von Skopje aus, in umgekehrter Richtung aus Debar ausruekken und Gostivar und Tetovo besetzen koennen. Niemand haette sie daran gehindert, und reiche italienische Beute waere ihnen in ihre Haende gefallen. Es konnte in jedem Falle mit dem strategischen Koennen der dortigen Chefs nicht weit her sein. Jetzt waren sie bereits in die Defensive gedraengt worden, wir waren nach allen Regeln der Kriegskunst mit unserem Angriff in der guenstigeren Ausgangslage.

Deutlich ueberraschend fuer unsere eigenen Verbuendeten begannen wir

Bei Ejup Suelfi in Nistrovo.

am 14. September morgens schlag fuenf Uhr im Stockdunkeln den Abmarsch. Und standen so genau wie leicht vorausberechnet am Abend jenes Tages auf halbem Wege nach Debar. In aller Eile beeilten sich die Mannen Djemails, mitzukommen. Reiter waren in die umliegenden Doerfer geschickt worden und im Laufe des naechsten Tages stieg unsere Streitmacht von Stunde zu Stunde. Die Leute aus Tetovo allerdings stiessen erst waehrend der eigentlichen Kampfhandlungen zu uns und legten sich neben und zwischen uns in die Kammlinie der Huegel vor Debar. Mit Nachhut im Sinne der HDV war es also nichts geworden. Und die Vorhut mussten wir natuerlich selbst stellen.

Debar selbst lag etwa 20 km vor uns. Auf etwa 10 km vor uns kreuzte die Strasse die an Debar vorbeifliessende Reka. Die eiserne Bruecke war gesprengt. Ihr Eisenwerk lag im schaeumenden Fluss. So mussten wir mit allen unseren Fahrzeugen durchs Wasser. Noch am Abend des 15. September legte ich einen Vortrupp von ganzen drei Mann unter die zerschossene Bruecke. Inzwischen wurden an unserem augenblicklichen Gefechtsstand unsere Kanonen und schweren italienischen Granatwerfer eingeschossen. Der Herr Minister stand aufmerksam dabei und bewunderte mit den Albanern den lauten Knall und die fragliche Treffsicherheit der am gegenseitigen Talhang in den Felsen zerberstenden Granaten. Einen seiner Leute, der "in einem benachbarten Dorf sich etwas zu Essen holen wollte", brachten wir ihm wieder zurueck mit dem Bemerken, dass das naechste Mal sofort geschossen werden wuerde, wenn einer von seinen Leuten sich unerlaubt von der Truppe entfernt. Denn es war klar, auf solchen Spaziergaengen konnten (und wurden) Nachrichten an den Feind weitergegeben.

Mitten in der Nacht fuhr ich mit dem freimuetig mir zur Verfuegung gestellten Mercedes los, kreuzte die Furt neben den Eisentruemmern der Bruekke und fuhr die Strasse Richtung Kicevo bis zur naechsten Ortschaft links hinauf. Von dorther erwartete ich naemlich die Gruppe nationaler Albaner unter Mefail. Bei ihnen stand Leutnant Skoberne, und ich wunderte mich, dass sie noch nicht eingetroffen waren. Doch weiter konnte ich mich nicht entfernen. Zudem war der Starter beim Uebergang durch das Wasser nass geworden und ich konnte es nicht wagen, den Motor in dieser gottverlassenen Gegend abzu-

Kriegsmarsch im Herzen Albaniens, zwischen Peshkopeia und Nistrovo.

stellen, waehrend ja schon zum Weitermarsch nach Debar aufgebrochen wurde. Im Morgengrauen kamen wir wieder zurueck an die Bruecke und im Halbschlaf fuhr mein Gefreiter Wassmann hoch und schoss mir, waehrend ich durch das Wasser stolperte, eine Kugel reichlich dicht am Kopf vorbei. Ich habe so schnell schimpfend reagiert, dass es nicht mehr zu einer zweiten Kugel kam. Den Wagen musste ich naemlich drueben stehen lassen. Durch Regenguesse war die Reka in diesen wenigen Stunden so stark angestiegen, dass es der Wagen nicht mehr schaffte.

Kurz darauf erschien puenktlich unsere Vorhut und wir gingen vor auf Debar. Keine Menschenseele begegnete uns. Stinkend erfuellte eine Schwefelquelle am anderen Hang des mit Geroell angefuellten Flusstales die Luft. Dann standen wir an der zerschossenen Bruecke, drei Kilometer vor der Stadt. Auch hier kein Posten. Sechzig Mann waren notwendig, unsere Gebirgsgeschuetze ueber die Betontruemmer hinunter und drueben wieder hinaufzuziehen. Auf dem einen stehengebliebenen Brueckengelaender balanzierten die Mannschaften hinueber. Am Ufer links vor uns lag eine kleine Muehle und wir verhoerten den ortsansaessigen Mueller.

Es stimmte, zwei italienische Divisionen waren hier bei Debar stationiert, doch nicht mehr als Soldaten, sondern als ---- auf Stunden und auf Tage ausgeliehene Gefangene der albanischen Bauern in der Umgebung. Hodja persoenlich lebe in der Stadt und bei ihm zu Besuch sei ein gewisser Tito aus Jugoslawien. Und es gaebe zwei italienische Panzerspaehwagen, die ab und an durch die Stadt fuehren. Die einzige Verbindung der Stadt mit ihrer Umgebung bestuende nach Norden, in Richtung Peshkopeia. Die Kommunisten haetten eine allgemeine Mobilmachung angeordnet und seien dabei, ihre Leute taeglich zu schulen. Alle Maenner haetten Waffen und Munition, die sie bei sich nach

alter albanischer Tradition zuhause aufbewahrten. Immerhin, es waren nicht gerade unbedeutende Nachrichten. Es war klar, dass hier die Moeglichkeit einer Gefangenennahme des albanischen und des jugoslawischen Partisanenfuehrers denkbar wurde. Dazu war es nach den Worten des Muellers notwendig den Nordausgang der Stadt so schnell wie moeglich zu sperren. So sandte ich denn sofort den Unteroffizier Harms mit zwei weiteren Leuten in einer schluchtartigen Vertiefung vor der Stadt nach rechts ins Gelaende mit dem Auftrag, so schnell wie moeglich die dort querverlaufende Strasse nach Peshkopeia zu erreichen, und zu sperren. So bald es moeglich war, wollte ich ihm Verstaerkungen nachschicken.

Es war mittlerweile sechs Uhr morgens. Wir legten uns auf die Hoehen rechts des Weges und konnten von dort aus hinuntersehen auf die Stadt. Wohl achthundert Meter vor uns begannen die ersten weissen Haeuser. Ein Kirchturm und eine Moschee ueberragten den Komplex. Hinter uns floss in sehr breitem, kiesigem Bett die Reka und traf sich dahinten in etwa zwei Kilometern Entfernung mit dem Drin, der von Norden kam. Auf dessen anderem Ufer sah man mit blossem Auge den Einschnitt der Strasse im Hang, auf der Major Ulrich heute morgen erwartet werden durfte. Hinter mir wiesen meine Leute die immer noch eintreffenden Albaner in ihre Bereitstellungsraeume auf den Hoehen ein und praegten ihnen besonders ein, sich nicht ueber den Kamm hinaus zu zeigen. Alles geschah in vollstaendiger Stille und immer weiter zog sich der Bogen der von uns besetzten Hoehen nach Norden umfassend die Haenge entlang. In meiner Naehe waren die Granatwerfer und eines der Geschuetze in Stellung gebracht worden. Das andere fehlte noch, und sollte auch nie mehr erscheinen, denn auf dem weiteren Anmarsch war das Rohr dazu "verloren gegangen". Alle spaeteren Vernehmungen blieben erfolglos. Schuetterumpf, ein Wiener, der auch sonst zu nichts zu gebrauchen war, behauptete, es an einer bestimmten Stelle am Wege niedergelegt zu haben und Wassmann behauptete, es dort niemals gefunden zu haben. Balkankrieg? Nein, etwas mehr. Darum ein Wort an dieser prekaeren Stelle ueber das Menschenmaterial eines solchen Abwehrtrupps. Man meine um Gotteswillen nicht, dass man da also ausgesuchte Leute zusammengestellt haette! Natuerlich waren in den Offiziersraengen und bei Unteroffizieren und Feldwebeln vorbildliche Soldaten und Fachleute, doch im uebrigen war man nicht mit besonderen Kriterien vorgegangen, als man die Leute zusammenstellte. Erst nach diesem ersten, von mir durchgefuehrten Unternehmen, konnte ich mir einen ersten Ueberblick ueber die Brauchbarkeit meiner Leute machen. Einige von ihnen liess ich denn auch zu anderer Verwendung ans Kommando zurueckmarschieren. Was das verlorengegangene Geschuetzrohr anging, so hatte ich erst fast am Ende des Krieges Beweise dafuer in der Hand, dass der genannte Wiener frueher Mitglied der kommunistischen Partei gewesen war. Rueckblickend duerfte es sich also um nichts anderes als um Sabotage gehandelt haben; das Rohr war in irgendeinen Abgrund geworfen worden.

Zwischen den von uns besetzten Huegeln folgte die Strasse in einer Art Schlucht zur Stadt hinein. Auf diesem Wege sahen wir jetzt eine malerische Gruppe von drei Reitern naeher kommen. Langsam schritten die braven Pferde vorwaerts und wir konnten Einzelheiten erkennen. Die drei waren bewaffnet mit italienischen Flinten, hatten die weissen albanischen Kaeppchen auf und traeumten vor sich hin, bis sie eben bereits zwischen den Unsrigen waren und bei unserem Anruf vergebens zu fliehen versuchten. Vor und hinter ihnen standen bereits unsere Leute in dem Hohlweg und sie kamen mit erhobenen Haenden heran. Bei der Untersuchung fanden wir interessante Post. Sie hatten Befehle bei sich an Leute in den Doerfern, die wir gestern und

vorgestern passiert hatten. Es hiess darin, dass wir in den naechsten Tagen einen Angriff auf Debar beabsichtigten und dass man unseren Vormarsch sofort melden und ihn durch Stoerfeuer von den beiderseitigen Hoehen moeglichst lange aufhalten solle. Dem waren wir also zuvorgekommen. Dann verhoerten wir sie ueber die Staerke der Partisanenverbaende im Ort. Nach ihren Aussagen war die Zahl wohl fast tausend Mann gross, doch der Kampfwert noch gering. Waehrend dieses Verhoeres, das ohne einige Backpfeifen nicht abging, ging oben auf den Hoehen die Schiesserei los. Die braven Skiptaren hatten nicht laenger mehr stillliegen koennen. Beim Erscheinen der ersten lebenden Wesen unten in der Stadt hatte man diese aufs Korn genommen. Es blieb mir nichts anderes uebrig, als nun auch unsere Artillerie ins Gespraech zu bringen. Wenn schon Ueberraschung, dann sollten die da unten auch merken, dass wir nicht nur mit Flinten gekommen waren.

In diesem Augenblick war mein Unteroffizier Harms mit seinem Trupp bis auf die Hoehen an der noerdlichen Ausfallstrasse vorgestossen. Er berichtete spaeter, dass er bei seinem Eintreffen gerade noch dort unten auf der Strasse zwei Autos davonfahren sah. Darin sassen, wie wir dann erfuhren, die Herren Hodscha und Tito.

Waehrend das Geschütz also moertelaufwirbelnd in die weissen Kasernenmauern hineinschoss, die wir dort unten sahen, meldete man mir, dass Major Ulrich mit seiner Spitze ebenfalls drueben an der Strasse stehe. Aber auch er stand jetzt vor einer zerschossenen Bruecke und so verzoegerte sich sein Eingreifen, bis die mitgefuehrte Pontonbruecke gelegt war. Ich griff mir einen herumstreunenden Esel und setzte mich auf den Holzsattel, und ritt dann auf dem Biest die steinige Ebene neben der Reka soweit hinunter, bis ich mich auf Rufweite den drueben haltenden deutschen Soldaten genaehert hatte. Mein Hintern war blau und gruen von dem so herrlich gefederten Sattel und den Rueckweg machte ich zu Fuss. Ich rief einen Offizier heran, der dann ueber diesen Kameraden auf dem Esel da unten genauso staunte wie die neben ihm stehenden Landser. Ich rief ihm zu: "Melden Sie schnellstens Major Ulrich, dass wir auf jenen Hoehen liegen, jedoch zunaechst nicht angreifen, da der Gegner im Besitz von zwei Panzerspaehwagen ist. Es ist gut, wenn er sofort darum als Erstes Pak ueber die Bruecke schickt. Mein linker Fluegel liegt dort auf jener Hoehe. Dort befindet sich ein Feldwebel von mir. Im uebrigen besteht die Streitmacht fast nur aus Albanern, die als Kennzeichen eine weisse Armbinde mit einem roten Adler tragen. Es liegen schlecht ausgebildete Partisanenverbaende im Ort und die Offiziere von zwei italienischen Divisionen, die aber kaum Lust haben, sich zum Kampf zu stellen".

In erstaunlich kurzer Zeit war die Bruecke fertig und schon bald darauf hoerten wir links von uns Gefechtslaerm und die schweren Einschlaege der Pak-Geschuetze. Die beiden Panzerspaehwagen waren tatsaechlich in Funktion getreten. Doch viel zu spaet waren die Wackeren aus den Federn gekommen, denn beim Heraustreten aus der Huegelkette und bevor sie noch uns von der Seite her haetten aufrollen koennen, begegneten ihnen schon Major Ulrichs Panzerabwehrkanonen. Wir besahen uns am naechsten Tage die zerbeulten Reste der italienischen Fahrzeuge. Sie sollen noch Jahrzehntelang als Turistensensation dort gelegen haben.

Den ganzen Tag zog sich die Knallerei hin. Der Gegner hatte sich am Stadtrand festgesetzt und feuerte aus allen Rohren mehr blind als genau in die Gegend. So wurde vereinbart, erst in der Abenddaemmerung die Stadt zu stuermen. Ich begab mich dazu an meinen rechten Fluegel. Durch ein tief eingeschnittenes schluchtartiges Tal, das zu beiden Seiten mit Baeumen und Straeuchern bewachsene Haenge aufwies, schlaengelte sich unser kleiner

Heereswurm hindurch. Mehrfach erhielten wir Beschuss von den stadtwaertigen oberen Talraendern, doch verstummte dieses vereinzelte Feuer immer sofort, wenn wir antworteten. So kamen wir mit Anbruch der Nacht an die ersten Haeuser oben am Nordende der Stadt heran. Unsere Leute hatten sich bald in einem Haus verschanzt und in dem gegenueberliegenden Gebaeude lag der Gegner. Ich lag, an eine Mauer gepresst und jagte eine Leuchtkugel aus meiner Leuchtpistole hinueber. In ihrem Licht erkannten wir den Gegner und unser MG hielt ihn nieder, waehrend wir mit einem Sprung ueber den freien Platz und an die gegenueberliegende Wand heranwaren. So ging es mehrmals voran, bis dem Gegner der Atem oder die Lust verging, weiter zu machen. Er verduennisierte sich kurzerhand. Ich hatte mich mit einer der Leuchtpatronen in der Eile eines Sprunges selbst an der Hand verletzt (Mittelfinger der rechten Hand. Die "schreckliche" Verwundung ist noch heute sichtbar). Es war die einzige Verwundung ueberhaupt, die auf unserer Seite zu verzeichnen war. Die Albaner drueben hatten vier Tote und wohl zwanzig Verwundete. Unsere Leuchtkugeln gingen jetzt hoch in den Nachthimmel, um den anderen Teilen anzuzeigen, wo wir jetzt vordrangen. "Weiss" hiess "Hier sind wir" und wir sahen, dass die Leute Ulrichs ebenfalls schon im Zentrum der Stadt waren. Wir igelten uns fuer den Rest der Nacht in unserem oberen Stadtteil ein und warteten auf den Morgen. Djemail schmierte mir Tabak auf den Finger und gab mir einen Schnaps.

Als wir dann im Morgengrauen in das Stadtzentrum hinuntergingen, da waren wir nicht die ersten. Unsere Albaner waren bereits auf den Beinen und wir sahen, wie sie die Laeden leerten und abzuschleppen begannen, was sie fuer nuetzlich und nahrhaft fanden. Eine schwer bepackte Kolonne wanderte jetzt so schnell wie moeglich durch den Regen zurueck nach Gostivar, links ein Sack Mehl und rechts ein toter Hammel, so zog gerade ein Pferd beladen an mir vorueber, angetrieben von einem lachenden Spitzbuben in Pelzjacke, Pluderhosen und Schnabelschuhen. Den Tetover Bundesgenossen, die zum Teil erst im Anmarsch waren, lief das Wasser im Munde zusammen.

Doch, ehrlich gesagt, die Deutschen hatten auch nichts anderes im Sinne als "besorgen", nur dass ihre Objekte anderer Art waren. Wie magnetisch angezogen standen alle Chefs vor dem Fahrzeugpark der Italiener. Mit Heisshunger stuerzten sich die Schirrmeister in die Fahrzeuge und berichteten ihren Einheitsfuehrern, was sich lohnte und was nicht. Ein Machtwort von Major Ulrich beendete die Geschichte und es wurde ehrlich geteilt. Ich bekam drei schoene Diesel- Lkw. Niemals haette ich mir einen solchen Zuwachs traeumen lassen! Ich war von da an sehr viel leistungsfaehiger und einsatzmaechtiger geworden als ich es vorher war.

Skoberne hatte Quartier gemacht. Es war ein herrliches grosses Haus, quadratisch, mit nach allen vier Seiten abfallendem Dach, wie es tuerkische Bauweise war. Eine Reihe hoher Fenster, die aufgeteilt waren in kleinen, holzverschalten Teilen, ging um das ganze Gebaeude herum. Drinnen lief eine breite Bank um den gesamten Raum, bedeckt mit vielen bunten Kissen, Wasserpfeifen standen herum. Das Haus hatte als Versammlungs- und Festraum den Kommunisten gedient. Und waehrend ich mir den mit verschnoerkelter Holzvertaefelung verzierten, alten tuerkischen Raum ansah, erschien auch - es war wie in tausend und einer Nacht - die dazugehoerige Bajadere. Sie stellte sich vor einen Spiegel und band ihr kohlschwarzes Haar auf und zu. Ich besah mir den Vogel etwas naeher, und waere er nicht so dreckig gewesen, wer weiss, an was mich Debar n o c h erinnert haette.

Der Herr Minister kam zu mir, ganz aufgeregt: "Ja, warum haben Sie mir das nicht vorher gesagt, dass auch deutsche Truppen kommen wuerden!

Es waere bestimmt nicht so blutig verlaufen!" Ne, mein Lieber, und vor allem wuerde man dir jetzt nicht solche Vorwuerfe machen, dass du ein so schlechter Spion gewesen bist.

Die italienischen Soldaten stroemten jetzt in die Stadt, befreit von ihren oft sicher ebenso unfreiwilligen Frohnherren. Was mit ihnen anfangen? Auf meine Anordnung zogen sie, ihre eigenen Feldwebel an der Spitze, hinaus an die zerschossene Rekabruecke und begannen, mit ihren Haenden, ohne sonstige Werkzeuge, dort in den steinigen Berghang die Abfahrt zu einer Furt zu graben, dann diese selbst in einem breiten Band aus kleineren Steinen im Wasser zu legen und auf der andern Seite ebenso einen Aufstieg aus der broeckeligen Wand herauszureissen. In zwei Tagen war die so nuetzliche und notwendige Arbeit beendet! Nicht ein einziger deutscher Soldat stand daneben. Vielen der Italiener war es freier ums Herz, da ihre Offiziere nicht mehr bei ihnen waren. Viele von ihnen fragten mich, ob sie nicht mit uns weiterkaempfen duerften. Ich besprach mich mit meinen Offizieren, also mit Leutnant Skoberne und mit dem anderen, an diesem Tage nach dem Sturm auf Debar eingetroffenen zweiten Hilfsoffizier. Sie hatten beide nicht viel uebrig fuer Italiener, sie wollten keine italienische Einheit fuehren. So waehlte ich denn aus den zahlreichen Angeboten nur einige wenige aus, einige als Fahrer fuer die neuen Lkw, einige als Soldaten, die mir sagten, dass sie alte Faschisten seien, und bei denen ich meinte, mich auf sie verlassen zu koennen. Ich habe diese Entscheidungen niemals auch nur fuer Augenblicke bereut. In ihnen herrschte ein guter Geist, sie waren tapfer und ausdauernd, zuverlaessig und packten zu, wo immer es noetig war, auch ohne dazu befohlen zu werden. Wir alle haben danach unsere Meinung ueber den italienischen Soldaten geaendert und geben die Schuld an dem haeufigen Versagen den Offizieren.

Am Abend jenes Tages hoerten wir von uns zum ersten Mal im Wehrmachtsbericht. Ich glaube aber, Major Ulrich wurde dann doch vergebens zum Ritterkreuz vorgeschlagen. Sein Unternehmen war wohl von entscheidender Bedeutung fuer ganz Albanien gewesen und hatte im Gefolge die schnelle Befriedung weiter Provinzen, doch war es fuer eine solche Auszeichnung vielleicht auf deutscher Seite zu unblutig verlaufen. Es hatte nicht einen Toten gegeben. Vielleicht hatte man uebersehen, dass es bei weniger Umsicht und weniger weitschauender Vorbereitung auch anders haette ausgehen koennen. Was mich anging, so hatte ich mich an jenem Tage mit ihm in der Wolle. Er wollte mich naemlich unbedingt als Ortskommandanten einsetzen. Es war etwas schwer, ihm auseinanderzusetzen, dass ich erstens ihm nicht unterstellt waere und dass zudem der Fuehrer einer Abwehreinheit derartige Taetigkeit nun einmal nicht uebernehmen koenne.

Meinen neuen Hilfoffizier sowie Unteroffizier Moeller liess ich in Debar zurueck mit dem Auftrag, in Richtung Peshkopeia vorzufuehlen, also nach dort, wohin die beiden roten Chefs gefluechtet waren. Ich aber fuhr mit meinem neuen Kfz 15 nach Gostivar zurueck, vorbei an den schwerbepackten Eseln und Pferden unserer heimwaertsziehenden Bundesgenossen. Mein Fahrer war der neue Beuteitaliener Grilli aus Genua. Er blieb es mehr als ein Jahr kreuz und quer auf dem Balkan. War etwas an dem Wagen nicht in Ordnung, so kam er nicht zum Essen, bis er nicht alles repariert hatte. Ging etwa unser Koch Friedel mit einem Teller Suppe dann zu ihm hinaus, so wies er ihn mit einem Schwall unverstaendlicher italienischer Schimpfworte zurueck. Mein Wagen aber war zu jeder Tag- und Nachtzeit fahrbereit und aufgetankt. Niemals brauchte etwa jemand irgendwo deswegen auf mich zu warten, weil etwa mein Wagen nicht in Ordnung war. So etwas, wie es mir bei meiner Ankunft damals in Skopje passierte, ist niemals mehr vorgekommen,

nicht in den unuebersichtlichsten und verzwicktesten Lagen. Immer still und bescheiden, fleissig und willig, einem unausgesprochenen inneren Gesetz gehorchend, war Grilli der beste Soldat, den man sich denken kann.

Erneut musste ich nach Tirana. Diesmal ging die Fahrt andersherum, naemlich zunaechst nach Skopje und dann quer durch Mazedonien nach Prilep und weiter nach Bitolj, Ohrid, Struga, Elbasan, Von Struga an folgten wir der alten roemischen Heerstrasse ueber Librashd. In Bitolj lag oben am Stadtrand auf steilem Huegel der monumentale Rundbau des weit ins Land blickenden deutschen Kriegerdenkmals aus dem Ersten Weltkrieg. Bei der Fahrt durch Ohrid spuerte man die offene Weite des Sees, den man mehrfach zwischen den Haeusern zur linken zu Gesicht bekam. Man ahnte, dass es hier im Sommer Monate voller suedlicher Waerme und Ruhe gab wie sonst nirgends in dem gebirgigen Land. Zwischen strohbedeckten Lehmhaeusern und groesseren Gehoeften schlaengelten sich steinige Pfade ans Ufer hinab, wo denn auch malerisch vor dem blauen Wasser eine kleine Moschee ihr Minarett in den Himmel reckt. Das Storchennest auf ihrem Dach ist leer, die Bewohner weilen derzeit irgendwo in den Suempfen des Sudans. Der Marktbetrieb belegt den Reichtum des Bodens und den Fleiss der Bewohner. Das gleiche Bild dann in Struga, wo das Muendungsgebiet des Drin zu einem guttragenden Ackerland wurde. Ein Stueck noch geht es im Bogen um den Ohridsee herum nach Sueden und dann auf einer seit jahrtausenden begangenen Strasse nach Westen hinueber ins Tal des Shkumbin. Ruinen alter Tuerkenbruecken und Befestigungen passieren wir, bis wir in das lebhafte Elbasan kommen. Wir befinden uns in einem wirtschaftlichen Zentrum Suedalbaniens. Unsere Strasse fuehrt hier schnell und stetig hinauf auf den Gebirgskamm. Erst gerade von den Italienern fertiggestellt, zeigt sie deren Willen, dem Lande eine notwendige Infrastruktur zu geben. Vorbei an Bergformen und an Gesteinsschichten, die die Aufmerksamkeit auch des Nichtgeologen mit ihren Schichten und Kurven finden, und die von Schluchten begrenzt werden, die oft von Abhaengen eingeschlossen werden, die mehr als tausend Meter steil abfallen, geniessen wir in dieser Bergfahrt mutterseelenalleine ohne jeglichen Verkehr die neuerrichtete Autobahn des faschistischen Italien.

Diesmal meldete ich mich nicht nur beim Ic des Armeekorps, sondern besuchte auch meinen Abw II-Kameraden, Hauptmann Lange, Ritterkreuztraeger seit seinem Fallschirmeinsatz im Kaukasus. Er war bei der Einnahme Tiranas dabeigewesen und hatte sich seine Beute an italienischen Fahrzeugen dreist mit der Nummerierung HL No. 1 usw. versehen, wie er mir laechelnd im Hof seiner Dienststelle zeigte. So haben wir also jetzt vier Wehrmachtsteile, meinte er, WH, WL, WM und eben HL, Hauptmann Lange. Wie doch ein jeder Trupp den Geist seines Truppfuehrers atmete! Ich fand seine Maenner bei Wein, Weib und Gesang in einer feudalen Villa des Orts, als gaebe es gar keinen Krieg auf Erden. Und ich wusste doch ganz genau, dass gerade in diesem Augenblick Langes Leute wieder dabei waren, einen kleinen Streich auszuhecken. Wenige Tage danach schon konnten sie die Gefangennahme eines englischen Generals in den albanischen Bergen melden. Und ich Neuling hatte einen Tag vor dessen Gefangennahme im gleichen Haus mit dem Briten in Peshkopeia geschlafen, ohne von dem so gastfreundlichen Doppelspiel meines albanischen Wirtes zu ahnen. Doch ich greife ein wenig voraus.

In Tirana befand sich wie erwaehnt auch eine Dienststelle des SD. Ein durchkommender SD-Leutnant hatte mich in Tetovo gebeten, ihn einmal in Tirana zu besuchen. Der junge Mann fragte mich damals nach eventuellen Juden in Ostalbanien. Ich war etwas betroffen, denn es schien mir entschieden besser, man komplizierte die Dinge nicht noch mehr, etwa durch Ein-

fuehren eines Judensterns. So fuehrte ich eine Aussprache mit dem leitenden SD-Offizier, dem SS-Gruppenfuehrer Graf Vitzthum herbei. Hauptgegenstand unserer Unterhaltung aber waren Unterlagen ueber die juengsten geschichtlichen Ereignisse in diesem vergessenen Winkel Europas, die ich inzwischen zusammengetragen hatte. Koenig Zogu trat darin auf, Italiens Hand und auch ein Prinz zu Wied. Es war mir gelungen, alles mit genauen Daten und Namen in seinem wesentlichen Hergang zusammenzutragen. So stand in meinem Memorandum mehr als in selbst einschlaegigen Geschichtswerken. Die deutsche Albanienliteratur, Dr. Busch-Zantner, Hugo Adolf Bernatzik und zuletzt der deutsche Gesandte Erich von Luckwald waren mir als Autoren mit ihren einschlaegigen Werken bekannt. Man hatte viel Wert auf die bunte Folklore gelegt, aber es waren Zusammenhaenge unbekannt geblieben, die man nur erfuhr, wenn man sich selbst in die entferntesten Schlupfwinkel begab und es gelang, das Vertrauen der Alten zu erlangen. Wollte man volksnah in Albanien regieren, so war dazu eine detaillierte Kenntnis von hunderten von Familiengeschichten erforderlich. Selbstverstaendlich war ich weit davon entfernt, eine solche in so weniger Zeit erlangt zu haben, doch war bereits klar, dass diese Elemente ein gewichtiges Wort mitredeten und dass man in dieser Richtung Augen und Ohren aufhaben sollte. Das war ein Gesichtspunkt, der neu war, ueberall wo ich damals Vortrag hielt. Ich war der - inzwischen in den kuestennahen Gebieten von den Ereignissen ueberholten und Luegen gestraften - Meinung, dass die Bevoelkerung Albaniens in ihren traditionellen herkoemmlichen Zusammenhaengen bestaerkt werden sollte, als einzig wirksames Gegengewicht gegen oberflaechliche Verwaltungsformen, ideologische Schwaetzereien und technische "Fortschritte". Heute wurden alle von mir noch angetroffenen Reste eigentlich albanischen Lebens vielfach verschuettet. Sie wurden zu musealen Schaustuecken eines belehrenwollenden Turismus mit weltanschaulichen Absichten. Vitzthum verstand mich damals und winkte nur ab, als ich auf die Anfrage ueber Juden zu sprechen kam. Wir verstanden uns daher schnell, bis auf einen Punkt: Es tat ihm Leid, dass ich bei der Abwehr war und nicht beim SD. Ich besiegelte die echte Freundschaft mit dem ehrlichen Haudegen mit dem Versprechen, ihm fuer seinen Stab ein "echt ostalbanisches Schwein" zu schenken, ein lebendiges natuerlich. Und weil dann mein Zweiter dieses Schwein, ein Bein am Band, alleine ohne Begleitung, quer durch die eben beschriebenen Karl-May-Berge bis an die Roemische Heerstrasse, dann ein Stueck in einem Lkw, und dann durch das von Soldaten wimmelnde Tirana bis zur Behausung des SD-Haeuptlings fuehrte, nannte man ihn dann im Lande Skanderbegs bald rundum den "Schweineleutnant". Wir waren so bei den Landsern populaer geworden und diese hatten wenigstens eine gewisse Ahnung, wie man dort hinten, hinter den Sieben Bergen bei uns lebte.

Als ich dann aber Vitzthum zu einem Besuch bei uns einlud, war ich nicht ganz aufrichtig. Ich legte keinen Wert darauf, mein Reich fuer Personen und Dinge zu oeffnen, die mir damals doch nicht so ganz geheuer schienen. Tatsaechlich meldete er sich eines Tages durch Funk an und es blieb mir nichts anderes uebrig, als kurz hinter Struga einen kleinen Partisanenueberfall zu inszenieren. Der Gruppenfuehrer und seine ordengeschmueckte Begleitmannschaft konnten unter den pfeifenden Kugeln gerade noch ihre Wagen wenden und "wie durch ein Wunder" ohne Verluste entkommen, wie sie mir dann mitteilten. Ich blieb also alleine und konnte mir das eroberte Gebiet mit seinen vielfachen ethnischen und religioesen Problemen ohne sachfremde Einmischung einrichten.

Dann suchte ich auch den Gesandten Neubacher auf, Er war Beauftragter des Fuehrers fuer den Suedosten, wie seine Dienstbezeichnung lautete. Ich

hatte mir Unterlagen ueber die voelkische und sprachliche Verteilung in Ostalbanien mitgenommen. Ausgearbeitet worden war das von einem Truppangehoerigen, der als Professor fuer Slawistik in der wissenschaftlichen Welt einen Namen hatte, und dem ich waehrend unseres Debareinsatzes einige Leute an die Hand gegeben hatte, um ein stichhaltiges Bild von den lokalen Verhaeltnissen in dem fraglichen Raum aufzustellen. Er ging damals von Ort zu Ort, nahm dann genaue Volkszaehlungen vor, bei denen weder die eine noch die andere Faktion uebervorteilt wurde. In grossen Kartenblaettern wurden die Ergebnisse nach Art der ueblichen statistischen Erfassungen eingetragen. Es war eine Arbeit, wie sie keine noch so reichlich dotierte internationale Kommission jemals besser haette aufstellen koennen. Vor allem waren wir damals ja voellig unabhaengig. Nicht einmal unsere eigene Regierung wusste von unserem Vorhaben, wie sich gerade jetzt beim Gesandten Neubacher ergab. Die verschiedenen Karten wurden massstabgerecht gezeichnet und alles in einem umfangreichen grossformatigen Werk zusammengebunden. Diese Arbeit nun legte ich dem Gesandten vor. Es ergab sich daraus natuerlich, wo eine zukuenftige Grenze bei Beruecksichtigung der voelkischen Eigenarten bestmoeglich verlaufen muesste. Deutlich war die von den Italienern vorgenommene Grenzberichtigung in ihren Folgen "gerechter" als die von den Jugoslawen beanspruchte (und noch heute zu dauernden blutigen Verfolgungen fuehrende) Frontlinie, die zahllose Albaner zu Auslandsalbanern macht. Neubacher hoerte sich meinen Vortrag in Unterhosen an, denn ich hatte ihn fruehmorgens aus dem Schlaf geklingelt und wir knieten so auf dem Fussboden seines Hauses in Tirana ueber den Karten. Er war sichtlich beeindruckt von unserer Arbeit und hielt sie fuer zukunftstraechtig. Er fuegte jedoch mit allem Ernst hinzu, dass jegliche derartige, auch noch so vorbereitende Arbeit mit aller Schaerfe vom Reichsaussenminister von Ribbentrop untersagt sei. Der vom Aussenminister weitergegebene Fuehrerbefehl laute eindeutig: "Keinerlei Politikum schaffen!" Wir haetten lediglich militaerische Aufgaben und haetten uns streng an diese Abgrenzung unserer Taetigkeit zu halten. Mit diesemBescheid war ich in keiner Weise einverstanden. Ich hielt es fuer richtig, meinen Worten damit Nachdruck zu verleihen, indem ich darauf hinwies, dass ich mit meiner Ernennung zum Attaché im Nachwuchshaus des Auswaertigen Amts schliesslich schon Beamter des Hoeheren Auswaertigen Dienstes sei, und man mir damit wohl die Faehigkeit zusprechen muesse, die Reichweite meines Vortrages zu ermessen. Und ich fuhr fort, dass ich es fuer ausgesprochen falsch hielte, uns politischer Massnahmen in Gebieten zu enthalten, in denen wir dank unserer militaerischen Staerke praesent sind. Spaeter, wenn wir wieder aus diesem oder jenem Grunde abgezogen seien, koennten wir das nie wieder mit solchem Nachdruck tun. Es gaelte zB, auf den konkreten Fall gemuenzt, darum, zu wissen, wen und was wir, offen oder unter der Hand, foerdern und was wir bekaempfen sollten. Und man sollte dazu faehiges Personal ueberall auf dem Balkan bereitstellen. Das sei sogar eine sehr dringliche Aufgabe. Ich fuegte hinzu, dass man uns Abw. II-Offizieren nicht zumuten koenne, mit unseren in der Wahl sehr weitgefaecherten Mitteln eine von der Hohen Politik verpatzte Lage wieder zurechtzubiegen, wenn die Moeglichkeit bestuende, diese Lage von vorneherein so zu gestalten, dass sie auch mit schwachen Truppen zu einem friedlichen Zusammenleben gestaltet werden koenne. Ich sagte deutlich, dass ich (und ich liess dabei klar durchblicken, dass ich bei der Abwehr keineswegs der Einzige sei, der so daechte) bereits in anderen Frontabschnitten im Osten persoenlich erlebt haette, dass eine ideologisch verrannte kurzsichtige Eroberungspolitik uns Feinde ueber Feinde geschafft haette, wo man uns mit

Freundesarmen empfangen hatte. Und ich drueckte meine Befuerchtung aus, dass Aehnliches jetzt auf dem Balkan vor sich ginge (und dachte dabei an die blutigen Geschehnisse im kroatischen Raum, von denen ich bis zu jenem Augenblick nur vom Hoerensagen wusste, die ich aber dann spaeter vielfach bestaetigt bekam). Und ich hielt mich fuer verpflichtet und berechtigt, noch einen weiteren Gedanken auszusprechen: Der Fuehrer ist an die Macht gekommen, weil er dem Deutschen Volk nach dem Versailler Gewaltfrieden aus dem Herzen gesprochen hatte. Er wird nur dann genauso die Macht in einem Neuen Europa erringen und erhalten, wenn er mit gleicher Zustimmung von den Voelkern Europas in ihren heissesten Wuenschen getragen wird. Das seien keine Phrasen. Ueberall stossen wir Abwehroffiziere auf Menschen, die in ihren nationalen und sozialen natuerlichsten Lebenssehnsuechten betrogen wurden. Es wuerde uns gar nichts kosten, diese zu befriedigen zu trachten, von den Russen und Ukrainern bis hin zu den Albanern in meinem kleinen winzigen Ostalbanien. Neubacher verschloss sich keineswegs meinen Ausfuehrungen und ich glaube auch, dass es nicht nur "diplomatische" Taktik war, wenn er meinen Worten grundsaetzlich zustimmte. Doch blieb er auf dem mir mitgeteilten offiziellen Standpunkt stehen: Irgendwelche ins Politische weisenden Vorgaenge seien der Truppe und auch ihm selbst (!) strengstens untersagt.

Um nichts zu versaeumen, trug ich dem Sonderbevollmaechtigten des Fuehrers auch die bereits bei Vitzthum vorgebrachten juengsten geschichtlichen Entwicklungen vor. Er erhielt von meinen diesbezueglichen Darstellungen eine Abschrift, waehrend ich die eingangs vorgelegten Kartenblaetter wieder an mich nahm. Sie wurden von mir nach dem Kriege nach Argentinien gerettet und von dort aus dem "Goettinger Arbeitskreis" zum Verbleib zugestellt.

Um an dieser Stelle beim Thema zu bleiben, sei schon hier erwaehnt, dass ich den besagten Gefreiten/Professor dann an der Universitaet Skopje mit Vortraegen ansetzte, in denen er einen alten Zankapfel aufgriff: Wohin gehoert Mazedonien? Zu Serbien oder zu Bulgarien. Er ging das Thema von der linguistischen Seite an und sprach es - wie es uns in unsere militaerische Lage damals passte - Bulgarien zu. Diesen Einsatz darf man wohl als charakteristische Ier-Arbeit bezeichnen.

Zurueck ging die Fahrt in "meine" Berge. Auf dem Markt in Bitolj belud ich das Dach meines Wagens mit Riesenporry fuer unsere Kueche. Ich fand in den Karten eingezeichnet eine Abschneidung ueber Murgas, Doljenci und Staravec, die mich direkt nach Kicevo fuehrte. Endlich hatten wir im Morgennebel einen Gebirgszug hinter uns und meinten, auf langgezogener Landstrasse ausholen zu koennen. Der Nebel lag wie eine dichte graue Wand vor uns. Da kam es ueber mich und ich rief Grilli zu: "Halten!". Der Wagen machte noch seine zwanzig Meter und hielt - genau vor einer Bruecke, die nicht mehr da war. Wir haetten bei einem Sturz in die Tiefe beide den Hintern fuer immer zugekniffen. Wir fuhren durch die Furt an der Seite der zerstoerten Bruecke und im Weiterfahren frug der Italiener mich: "Wie haben Sie das im Nebel sehen koennen?" Ich antwortete wahrheitsgemaess: "Ich habe nichts gesehen". Seitdem war ich fuer ihn eine Art Halbgott. Ich selbst stehe heute noch vor einem Raetsel.

Niemand begegnete uns auf der insgesamt 80 Kilometer weiten Strecke. In den Orten war es fast menschenleer. Doch alle weiteren Bruecken waren intakt und gegen Mittag langten wir in Kicevo wohlbehalten an.

Unangenehme Nachrichten erwarteten mich dort. Der Ortskommandant hatte am 15.September einen Spaehtrupp nach Istvor gesandt und so bis dahin die Albaner unter Mefail begleitet, eben jene Gruppe, die ich am Morgen vor dem Sturm auf Debar oberhalb der zerschossenen Eisenbruecke erwartet

hatte. Auf dem Rueckmarsch war der deutsche Spaehtrupp dann von einer Hoehe aus angeschossen worden. Genau das war also eingetreten, was ich vermutet hatte. Entgegen aller taktischen Vernunft und allen strategischen Notwendigkeiten hatte der Fuehrer des Spaehtrupps aber im Sturm die Hoehe genommen und mehrere Tote waren zu beklagen.

Weiter ging es nach Gostivar und Tetovo, schon so sicher wie in Friedenszeiten auf diesen Strecken. Kurz nur hielt ich mich in meiner Hauptstadt auf. Dabei erfuhr ich, dass mein Rechnungsfuehrer Haehnel an jenem Morgen vor dem Angriff auf Debar beinahe beim Ueberschreiten des Flusses ertrunken wäre. Ich war boese. Einer liess ein Geschuetzrohr verschwinden und den andern hielt es nicht in der Stube. Was hatten meine Schreibtischsoldaten an der Front zu suchen? Und gerade mein Rechnungsfuehrer, der fuer mich unersaetzlich war. Ihm unterstanden auch alle Verpflegungsangelegenheiten, die Versorgung mit Waffen und Munition und mit Kfz-Ersatzteilen. Er hatte unsere Gold- und Devisenbestaende zu verwalten, alles Vertrauensangelegenheiten, die kein Chef ueberpruefen konnte, und gerade von meinem Unteroffizier Haehnel alles so gewissenhaft gefuehrt, dass ich niemals mir Sorgen und Gedanken um diesen Teil der Truppe zu machen brauchte. Da hinten klappte es immer.

Und schon wieder ging es weiter, ueber Kicevo und Struga zurueck nach Debar. Zum ersten Male fuhr ich auf der Strasse entlang der gesamten Strekke der bereits erwähnten Eisenbahn. Seit der Einnahme von Debar war auch dieses mehr suedlich gelegene Gebiet ruhig geworden: In Debar wollte ich sehen, was mein Hilfsoffizier inzwischen erkundet hatte. Doch ich fand keinen Leutnant mehr in Debar vor. "Der ist gestern morgen mit dem ihm zugeteilten Unteroffizier in Richtung Peshkopeia aufgebrochen" hiess es. Die waren wohl ganz des Teufels! Ich also sofort hinterher. Und wenige Kilometer vor Peshkopeia, nach waghalsigem Queren verschiedener angeschwollener Baeche sehe ich sie vor mir marschieren, neben ihnen zwei Esel, der eine davon beladen mit links und rechts verteilten italienischen Munitionskisten. Erst als ich neben ihnen halte, bemerken sie mich. Ein heranreitender Partisan haette diesem Stilleben leicht ein Ende bereiten koennen. Wir setzen uns an den Wegrand und palavern, waehrend Grilli am Wagen herummacht. In Sichtweite vor uns liegt das Staedtchen. Verschlossene Haeuserfronten, an denen oben manchmal ein kleiner Holzbalkon klebt. Fenster klein wie Schiessscharten und auch als solche gedacht, im oberen Stockwerk, uralte tuerkische Ziegeldaecher. Mein Leutnant berichtet, dass er eine Einladung von dem bedeutendsten Familienoberhaupt in Peshkopeia, Halil Alia erhalten habe. (Im Jahre 1985 wird ein Ramiz Alia Nachfolger Hodschas als Praesident von Albanien). Dieser habe ihm sein Haus zum Uebernachten zur Verfuegung gestellt. Bis an seine Tuer allerdings und von dort weg musste der Gast fuer sich selber sorgen. Wir beschliessen, zusammen weiter in die Stadt zu fahren. Der stattliche, vierschroetige Bau ist schnell gefunden und schon sitzen wir in dem verraeucherten Hauptraum und trinken unseren Begruessungsraki. Dann weist uns unser Gastgeber unsere Raeume im oberen Stock an und entschuldigt sich fuer diesen Abend wegen dringender, unvorhergesehener Geschaefte. Am naechsten Morgen sehen wir, wie ein anderer Gast unten vor der Tuer verabschiedet wird, und erfahren einige Wochen spaeter, dass es ein englischer General war, der bei dieser Gelegenheit einige Goldstuecke in Alias Hand gelassen hatte. Einige Tage darauf war er Hauptmann Lange ins Netz gegangen. Wir aber wissen in diesem Augenblick noch nichts von all diesem und beginnen also unsere Verhandlungen. Die Munitionskisten als kleines Praesent und Vor-

ausgabe fuer zukuenftige gute Beziehungen tun ihre Wirkung. Wir haben in Zukunft so in Peshkopeia einen zuverlaessigen Bandenchef und koennen bald schon mit seiner Hilfe noch weiter nach Norden vorstossen.Ein Foto, dass mein Unteroffizier Jacob dann bei dem von unserer Seite naechsten Besuch machte, erinnert an diese Umtriebe. Von meiner Seite bestand keine Veranlassung, diese Beziehungen einfrieren zu lassen, als ich von dem britischen General hoerte. Der ernstere gemeinsame Feind war der allen auf der Haut brennende Hodscha. Das englische Gold wurde sicher nicht gegen uns benutzt. Halil Alia wurde Ende 1944 von Partisanen erschossen.

Auf der Rueckfahrt habe ich Musse, mir ein wenig diese Bergwege im eigentlichen Innern Albaniens anzusehen, die ich jetzt schon so oft gefahren bin (Mein Leutnant wandert inzwischen mit einem Schwein darauf entlang). Dass ich sie nicht als Globetrotter befahre, sondern mir dauernd jeden Baum, jeden Berg genau merken muss, dass ich mit angespannter Aufmerksamkeit fahren muss, erhoeht nur das Erlebnis dieser wilden Landschaft. Fahre ich zum Beispiel von Tetovo nach Skopje, so queren wir zunaechst die fruchtbare Ebene des Polog mit ihren vielen, jetzt abgeernteten Feldern. Dann kommt die schoene Tuerkenbruecke, deren Fahrbahn oben ueber dem Brueckenbogen einen scharfen Knick macht. Es wird bergig und wir fahren zwischen kahlen Hoehen hindurch, die dann spaeter im Jahr ein eisiger Wind entlangfegt. Hinterher naehern wir uns wieder dem Fluss, ueber den uns jene Bruecke fuehrte. Es ist kein anderer als der Wardar, der dann durch ganz Mazedonien hindurch bei Saloniki ins Aegeische Meer fliesst. Hohe Weiden und viel Unterholz begleiten den Flusslauf auf unserer Seite, Dorf reiht sich an Dorf, jetzt schon eindeutig im prawoslawischen Siedlungsgebiet. Einstmals als geistige Zwingburg gedacht, steht dann rechts des Weges eine heute verfallene Moschee mit schlankem Minarett. Hier hat man Zeugen der Vergangenheit ruhig belassen und stoert sich im Bewusstsein eigener Staerke nicht an den Wahrzeichen besiegter Gegner, wie es spaeter im verkommenen Mitteleuropa geschah. Die Landstrasse wird hier zur breiten schnurgeraden Dorfstrasse, auf der sich alles bewegt, was unseren durchfahrenden Wagen behindern koennte, Huehner und Hunde und vor allem Esel. Bei so einem Grautier hilft kein Hupen, ja es hilft auch nicht, ihn etwa am Schwanz oder bei den Ohren zu ziehen. Er bleibt einfach stehen solange es ihm gerade gefaellt. Dann kommen wir an den Rangierbahnhof von Jostov. Links liegen die Baracken die wir anfangs bewohnten und wo mein Vorgaenger seine ungluecklichen Experimente mit dem Sprengstoff machte, den er in den italienischen Depots fand. Bald kreuzen wir erneut den hier schon deutlich breiteren Wardar, dieses Mal auf einer langen, langen, sehr wackeligen, mit Brettern und Bohlen zusammengezimmerten Bruecke, die ein breites Tal voller Schotter und Geroell ueberquert. In mehr oder weniger breitem Rinnsal bahnt sich der Wardar, mal auf dieser, mal auf der anderen Teilseite, seinen Weg hindurch. Einmal allerdings sahen wir die ganze Breite des Tales ausgefuellt mit wilden schaeumenden Wassern. Ein paar Tage Regen dort oben bei uns in den Bergen hatte ihn sofort so anschwellen lassen. Und dann sind wir in Skopje, und der Leser ist mir hoffentlich nicht boese, dass ich ihm eine Fahrt schilderte, die ich mit ihm bereits einmal in umgekehrter Richtung fuhr.

In Skopje liegt in einem fast runden Talkessel zu unserer Linken die eigentliche alte Tuerkenstadt. Bei einem der vielen Silberschmiede bestelle ich eine herrliche Dose, alte tuerkische Filigranarbeit, wie man sie damals noch ueberall im Orient sah. Doch, da ich weiter muss, mit dem Zug nach Belgrad, ueberlasse ich die bezahlte Arbeit dem Kuenstler zur Aufbewahrung bis zu meiner Rueckkehr. Als ich dann wieder da bin, steht an der Stelle des Hauses

ein riesiger Bombentrichter. Die Englaender hatten inzwischen auf ihre Art Krieg gefuehrt.

Mit Oberstleutnant Strojihl, dem Chef meines vorgesetzten Abwehrkommandos, gehe ich die Gesamtlage in Ostalbanien durch. Zwei groessere militaerische Aufgaben liegen da zunaechst noch vor mir: Die breitraeumige Sicherung des Raumes, durch welchen die Kleinbahn bis nach Struga fuehrt. Und die Zerstoerung eines Bandenzentrums, welches sich etwa auf der Mitte dieser Bahnlinie, abseits von ihr schon halbwegs in den mazedonischen Bergen, also in rein bulgarischem Sprachgebiet gebildet hat, und das nach der Zerschlagung von Debar sich durch mehrere kleine Ueberfaelle im Raume von Kicevo bemerkbar gemacht hatte. Man sprach uns von einer sechzig Mann starken Bande aus Montenegrinern.

Wieder wird auf Wunsch der Heeresgruppe das Unternehmen in Verbindung mit regulaeren deutschen Verbaenden durchgefuehrt. Bei der ausserordentlichen Unuebersichtlichkeit dieses Raumes fuer mich eine erfreuliche und sehr gern akzeptierte Zusicherung.

Der Ausgang des Unternehmens ist diesmal Kicevo. Angesetzt wird es in Form eines Kesseltreibens, wobei von allen Seiten gleichzeitig die mittuenden Verbaende den Pressek, so heisst die Landschaft, mit seinen verschiedenen Ortschaften besetzen. Eine Verbindung zwischen den einzelnen, aus verschiedenen Richtungen anrueckenden Verbaenden ist nicht moeglich. Fuer Kfz oder Krad befahrbare Wege gibt es nicht. Es werden daher lediglich Orte festgesetzt, an welchen man sich zu bestimmten Zeitpunkten treffen will, an denen die Truppenteile, soweit sie nicht durch Feindberuehrung daran gehindert werden, eintreffen sollen. Jede Kolonne darf sofort von ihrer vorgesehenen Marschroute abweichen, wenn sie Feindmeldungen aus anderer Richtung hat. Der Feind ist unberechenbar und schnell beweglich. Jeden Feind schlagen und ihn dann ohne Pause jagen, bis er sich stellen muss, ist der Grundsatz bei allen Einheiten in diesem Unternehmen. Es muss vermieden werden, dass nur halbe Sache geleistet und etwa das Gebiet ohne Ergebnis in muehevollen Maerschen durchgekaemmt wird und der Gegner morgen wieder irgendwo auf einer Hoehe auftaucht. Er muss auf jeden Fall aus seinem Versteck herausgeholt und kampfunfaehig gemacht werden.

Es ist bereits Oktober und viel Regen erschwert unsere Bewegungen. Am Abend des ersten Tages, schon bei Dunkelheit, erreichen wir einen kleinen Weiler suedwestlich von Sliwowo. Es ist uns gelungen, trotz der felsigen und schmalen Bergwege bis hierher ein Krad mit Beiwagen zu fahren, sodass wir nach rueckwaerts in guter Verbindung mit Kicevo und unserer dort eingerichteten Funkstelle bleiben. Waehrend wir uns in einem Holzschuppen langmachen, jagt der Spiess draussen einige Ferkel, die er gerne fuer unsere Kueche haben moechte. Die Albaner stehen bei dem Spektakel im letzten Tageslicht untaetig und ein wenig angewidert dabei. Wie koennen diese Unglaeubigen nur so hinter Schweinefleisch her sein. Uebrigens ist diese ganze Gegend mit ihren Eichenwaeldern, also Eichelmast fuer die Schweine, schon von weitem als Land der Orthodoxen erkennbar. Der Weg bis hierher ging dauernd durch Eichenwald oder Buchenwald.

Wie im Gesamtplan vorgesehen, marschieren wir am naechsten Morgen um sieben Uhr weiter Richtung Sliwowo. Bald erfuellt Staub und leichter Rauchgeruch die Luft. An den oberen Haengen glaubt man den Widerschein von Feuer zu erkennen. Dann hoeren wir das Bruellen von Vieh und schon treiben Albaner Kuehe, Schafe und Ziegen in groesser Zahl an uns vorbei zurueck. Ich kann mir noch kein Bild machen von dem, was dort vorne geschah. Wir ueberschreiten eine mit hohem Wald bestandene Passhoehe und

sehen vor uns das brennende Sliwowo liegen. Unsere Freischaerler haben Krieg auf eigene Rechnung gemacht. Vor aller ernsten Gefahr sicher, weil wir in der Naehe waren, sind sie uns zuvorgekommen und haben in der Nacht den weitverstreuten Ort ueberfallen. Auf irgendeine bewaffnete Gegenwehr sind sie nicht gestossen. An brennenden Holzhaeusern laufen wir mehr als gehen wir zu dem naechsten sich anschliessenden Ort vor und retten, was noch zu retten ist vor den auch dort schon raeubernden und brandscha tzenden Albanern. Der Hass der Religionen tobte sich aus, wie es bei den Tuerken ueblich war. Von Partisanen keine Spur. Die Bevoelkerung laeuft zu uns und bittet flehentlich um Hilfe. Bald stehen meine Leute in der Kette und Eimer auf Eimer Wasser wird in brennende Balken gegossen. In den Wohnstuben entdecken wir die letzten versteckten Kuehe. Bei dem Haus, welches ich mir als Quartier ausgesucht habe, steht die Bauersfrau weinend hinten im Garten vor ihren mutwillig zerstoerten Bienenstoecken. Mich packt die Wut und ich fahre, so schnell es nur geht, mit unserem Krad, Fahrer Gesler, zurueck. Alle Partisanenverfolgung wird sinnlos, wenn wir so etwas dulden wuerden. Gerade das haben ja in grossem Umfang die Parteibonzen in der Ukraine und im Baltikum gemacht! Ich jage ueber Kicevo hinaus und erreiche die Spitze des Raubzuges oben am Buchenpass. Djemail aus Gostivar fuehrt sie an. Ich stehe mit gezogener Pistole vor ihm und bruelle ihn an. Er versteht sehr schnell deutsch. Ich verstelle die enge Passstrasse mit dem Krad. Gesler hat seine Maschinenpistole im Anschlag. Langsam begreifen die Herren, dass wir es ernst meinen und fangen an, zu verhandeln. Zwanzig Kuehe lasse ich passieren, das ist das Ergebnis. Alles andere muss Djemails Bruder wieder zurueckfuehren. Die Kompanie in Kicevo stellt mir einige Soldaten, die die Durchfuehrung ueberwachen.

Es ist ein anderer Menschenschlag, diese Orthodoxen. Sie sind tatkraeftiger, arbeitsamer, umsichtiger als die Mohammedaner, mit denen ich bisher zu tun hatte. Darum auch sind sie wohlhabender als Jene, haben mehr Vieh, bauen fleissiger und besser organisiert ihre Felder an, sortieren genauer ihr Saatgut, sorgen besser fuer ihr Vieh, sind, insbesondere was die Frauen anbelangt, in einer Form gekleidet, die einen ausgesprochenen Schoenheitssinn verraet und zeichnen sich, wie wir dann auch bald schon sehen, durch ein kulturell bedingtes Hoch und Tief in ihrem Leben aus, kennen neben dem Jahreslauf ihres beruflichen Alltags die Sonntagsruhe, oft mit farbigen Festen ausgefuellt. Fehlt auch das praeponderante kriegerische Gehabe der Albaner, so wissen doch auch sie, mit der Waffe umzugehen, wenn es nottut. Mehrfach schon bewiesen sie Mut, indem sie requirierende Partisanengruppen abwiesen. In wenigen Tagen schon haben sie einen Arbeitsdienst in ihren Doerfern organisiert, der die Truemmer aufraeumt, der die Strassen und Bruecken ausbessert und der in Gemeinschaftsarbeit Haus auf Haus wieder aufbaut. Vor allem versehen sie die Eisenbahnlinie wieder mit den notwendigen Telegrafenmasten. Ich erfuhr erst in jenen Tagen, dass eine eingleisige Eisenbahn nicht verkehren kann, solange es kein Bahntelefon gibt. Dann heben sie am Pass bei Istvor Holzscheit auf Holzscheit, um langsam, in dreitage langer Arbeit eine von den Partisanen in die Tiefe geworfene Lokomotive wieder auf die Schienen zu stellen, und hurrah! Wir koennen Eisenbahn fahren! Man macht sich keine Vorstellung davon, was das fuer uns bedeutete! Jetzt war Struga nur noch einen Katzensprung entfernt. Und wir richteten sofort einen regelmaessigen Verkehr ein, fachtechnisch sehr gut und unermuedlich beraten von den Eisenbahnpionieren in Tetovo, die sich nicht scheuten, immer bei unseren Spitzen zu sein und immer so schnell wie nur moeglich die Telefonleitungen zu legen und das Brennholz fuer die Maschinen zu beschaffen. Die einheimischen Lokomotivfueh-

rer meldeten sich, ohne dass wir sie erst suchen mussten. Durch die Bevoelkerung ging die Einrichtung dieses Verkehrs von Skopje bis Ohrid und Struga wie ein Lauffeuer. Alle Wagen waren vollbesetzt, und bald schon mussten wir einen zweiten Zug taeglich verkehren lassen. Auf dem Dach des jeweils ersten Wagens sassen deutsche Soldaten, doch niemals kam es auch nur zum Versuch eines Anschlags. Damit war dann Ostalbanien friedlicher trotz seiner schroffen Berge und undurchdringlichen Waelder, als etwa das alte Kulturland Kroatien.

Doch ich bin wieder ein wenig den Dingen vorausgeeilt. Am Abend jenes Tages, da das erste Vieh wieder eintraf und das Vertrauen in unseren guten Willen Fuss fasste bei den Bewohnern dieser Doerfer, kamen unsere neuen Freunde zu uns und berichteten: In jenen Haeusern dort hinten im Wald auf der naechsten Hoehe, werden heute nacht die gesuchten Montenegriner uebernachten. So gehen wir also um Mitternacht los, im Gaensemarsch schmale kurvenreiche Pfade, bergauf und bergab im Waldesdunkel, immer in Tuchfuehlung mit dem Vordermann, damit man sich nicht verliert. Denn gesprochen darf auf keinen Fall werden. Auch keine Feldflasche darf etwa anschlagen oder ein Stein in die Tiefe rollen. Morgens um drei Uhr liegt im Dunkel eines tiefen Tales das gesuchte Dorf unter uns. Lautlos pressen wir uns an die Wand einer verfallenen Scheune. (Ich quaele mich ab, ein bloedes Niesen zu verhindern und kneife dauernd meine Nase) Ich schicke zwei Mann in den Ort voraus. An dem aufkommenden Hundegebell dort unten wissen wir, dass sie an den Haeusern angekommen sein muessen. Nach etwa einer Stunde kommen sie zurueck. Kein Schuss war gefallen. Sie berichten: Die Partisanen, etwa sechzig Mann stark, also die ganze von uns gesuchte Brigade, der Gegenstand unseres Unternehmens, sind nach kurzem Abendessen, das sie von der machtlosen Bevoelkerung requiriert haben, weitergezogen. Man hat meinen Kundschaftern auch die Richtung genannt. Da wir diese Richtung wissen und annehmen, dass sie in diesen unruhigen Tagen im Freien uebernachten werden, gehen wir einen schmalen Saumpfad auf der Hoehe entlang weiter, der ihnen den Weg jenseits des Tales abschneiden muss. Wir nehmen an, dass sie dort erst nach Tagwerden erscheinen werden. Diese Kriegslist stammt von den ortskundigen neuen Freunden aus Sliwowo. Sie haben sich schnell bei uns bewaehrt. Oben auf dem Kamm legen wir uns dann in Stellung und warten hinter Felsstuecken und unter Bueschen. Im Morgengrauen kommen sie tatsaechlich heran, hatten also gleich hinter dem zuerst von uns anvisierten Dorf irgendwo geschlafen. Vergebens halte ich die Albaner, die bei uns sind, zurueck. Viel zu frueh fangen sie an zu ballern, stellen sich dabei aufrecht auf die Boeschung und schiessen darauf los. Zwei Bauchschuesse bei ihnen sind die Folge. Auch der Gegner hat Tote und Verwundete, wie wir deutlich erkennen koennen, doch nimmt er sie mit in den uneinsehbaren Busch. Da wir ihm den Weg ueber den Pass abschneiden und oberhalb ihnen folgen, ziehen die Roten sich ins Tal hinunter. Dann marschieren sie in jenes tiefeingeschnittene Tal mit steilen Felsen zu beiden Seiten, das nach Sueden fuehrt. Gegen Mittag werden sie dort auf eine von uns erwartete Kolonne der Brandenburger stossen, die ihnen entgegenkommt. Wir koennen diese nicht verstaendigen, hoffen nur, dass sie eine aufmerksame Spitze haben, Die Partisanen meinen uns noch hinter ihnen und stuerzen sich verzweifelt ins Feuer. Ein Ausweichen links oder rechts ist unmoeglich. Die Maschinenwaffen der Deutschen machen schnelle Arbeit und vernichten die ganze Brigade.

Noch weiss ich nichts von diesem Erfolg und verfolge mit einigen ausgesuchten Maennern vorsichtig den feindlichen Haufen. Ich bin kaum in die eigentliche Schlucht eingedrungen, als ich schon die feldgraue Reihe der mir entgegenkommenden Brandenbruger in einiger Entfernung erkenne und mich mit lautem Rufen verstaendig mache. Einige Schafe, diesmal sehr freiwillig, werden uns

von der Bevoelkerung gespendet und den Rest des Tages wird gefuttert und gezecht.

Von da an ist Ruhe in unserem Arbeitsgebiet. Alle unsere Fahrzeuge fahren unbehindert und einzeln auf den gesicherten Strassen. In jedem noch so kleinen Ort sitzt ein Mann von mir (ein einziger!) als Ortskommissar. Und ich erlebe das lustige Spiel, dass sie sehr bald schon die Partei ihrer Schuetzlinge ergreifen, wenn es "zwischen staatliche" Probleme gibt. Wenn ich meinen Mann in Kicevo hoere, so spricht er mir schlecht von den Gaunern in Slivovo und mein Mann in Slivovo schimpft ueber die Banditen in Istvor, und viceversa. Sie entpuppen sich langsam, alle diese einfachen Gefreiten und Unteroffiziere, als wirkliche kleine Vizekoenige. Dass sie es dabei nicht schlecht haben, sehe ich an den vollen Schuesseln, die man ihnen bereitet. Sie uebertrumpfen sich mit Plaenen und Vorhaben, wie die Produktion erhoeht, das Wildwasser gebaendigt, Waelder gerodet, Bruecken gebaut werden koennen. Es erinnert mich diese positive Aktivitaet in meinem spaeteren Leben an so manchen deutschen Kolonisten im suedamerikanischen Urwald. Dieses Verhalten sticht ueberall deutlich ab von dem anderer Voelker.

Es wurde auch Zeit, dass wir uns einrichteten, denn der Winter ist ins Land gezogen. Bald koennen wir nur noch mit Schneeketten fahren. Einmal muehen Gesler und ich uns einen halben Tag lang am Pass bei Istvor mit meinem Krad ab, das auf der eisigen Strasse einfach in den Busch hineingeglitten ist, ein ander Mal geschieht mir, begleitet also von Grilli, meinem Leutnant und meinem Unteroffizier D. das gleiche mit meinem Kfz 15 und wir haben alle aeusserste Muehe, den Wagen wieder fahrbereit zu bekommen. Ansonsten haetten wir in gottverlassener Schneewueste bei 15 Grad unter Null uebernachten muessen. Die letzten 10 Kilometer vor Struga faellt soviel Schnee, dass unsere Eisenbahn ihren Dienst in der dortigen Ebene einstellen muss, bis Freiwillige die Schienen wieder freigeschaufelt haben. Mir bleibt so eines Tages nichts anderes uebrig, als wadentief zu Fuss von Struga bis an den naechsten Ort am Rande des Gebirges zu wandern und dort die Bahn zu nehmen. Die voellige Stille um mich herum, die weisse Flaeche unter der irgendwo die Geleise liegen, die in schwarzen Waenden drohenden Gebirge am ganzen noerdlichen Horizont, ein einsamer Raubvogel am grauen Himmel, sind meine Welt endlos mutende vier Stunden lang, bis ich in Trebinista eintreffe.

Da tritt eine neue, voellig andersartige Arbeit im Sueden an uns heran. Die Bulgaren hatten damals ja ganz Mazedonien besetzt. Es war das der Preis fuer ihre Bundesgenossenschaft. In Ohrid liegt eine starke Garnison, an ihrem "heiligen" Ohridsee also. Doch gerade noch innerhalb der alten mazedonischen Grenzen, auf Jugoslawischem Gebiet, zwischen Prespa- und Ohridsee, ausgerechnet also am Rande des jetzt besetzten Gebietes, liegt ihr prawoslawisches Nationalheiligtum, die uralte Kirche von Sweti Naum. Ethnisch ist dieses Gebiet zweifellos mazedonisch. Ohne viel bei der deutschen Wehrmacht anzufragen, besetzen jedoch oertliche bulgarische Einheiten aus Sicherheitsgruenden den Raum bis kurz vor die kleine albanische Stadt Pogradec am Suedwestufer des Ohridsees. Es kommen zwei Sonderfuehrer der Heeresgruppe, ein bulgarischer Offizier und ein deutscher Oberst bei mir in Tetovo vorbei und fragen mich um Rat. Meine Meinung ist, dass man alle Grenzverschiebungen bis auf nach dem Kriege verschieben sollte, um nicht Unruhen in einer Gegend zu schaffen, die derzeit voellig ruhig ist. Ich erinnere die deutschen Herren an die bulgarischen Greuel in Thrazien, und dass es uns hier nicht angenehm waere, wieder neue Fehde ausbrechen zu sehen. Auch mache ich darauf aufmerksam, dass die wichtige deutsche Nachschubstrasse von Osten nach Westen kaum 15 km noerdlich von Pogradec bei Lin vom Norden kommend vom Ohridsee nach Westen abbiegt und

Aus dem Geheimarchiv des OSS. (Kreise auf der linken Karte): OSS.-Kampfgruppen in Frankreich, die schon lange vor der Invasion gebildet waren. (Schraffierte Fläche rechts): Sicherheitszonen in Jugoslawien. Hier konnten alliierte Flugzeuge ohne Feindberührung Menschen und Material für die Partisanen absetzen.'

Frankreich

Jugoslawien

Italien

Albanien

Man vergleiche mit den beiden oberen Karten:
Die in den unteren beiden Karten schraffierten Gebiete waren meine Einsatzraeume. In Frankreich gab es dort keine OSS-Kampfgruppen und in Jugoslawien und Albanien lagen diese Gebiete ausserhalb der den Alliierten deklarierten Sicherheitszonen. Die drei kleinen Flecke auf der oberen Karte in Ostalbanien galten bei unserem Eintreffen nicht mehr als solche. So spiegeln diese beiden Karten aus dem Geheimarchiv der OSS-Kampfgruppen der Alliierten die Erfolge unserer Einsaetze wider. OSS = Office of Strategic Servi ces, der amerikanische Militaerische Geheimdienst.

durch Unruhen in dieser fuer uns abseitsliegenden Zone leicht gefaehrdet werden koennte. Auf alle Faelle schicke ich sofort Unteroffizier D. nach Pogradec, um mir zu berichten, was dort los sei. Eine moderne Autobahn haben die Italiener in westlicher Umrandung des Sees vorgesehen und bereits an ihr gebaut, wie er mir dann berichtet. Tatsaechlich hat sich sowohl der albanischen wie der griechischen Minderheit in jener Stadt bereits grosse Unruhe bemaechtigt. Ich teile daraufhin eigenmaechtig dem bulgarischen Offizier in Ohrid mit, dass deutsche Truppen die von den Bulgaren ueberschrittene Grenze in zehn Tagen besetzen werden, notfalls sich den Weg dorthin mit Waffengewalt erkaufend. Tatsaechlich fallen die Herren in Ohrid auf diesen Bluff herein und ziehen sich in der naechsten Woche brav auf ihre alten Stellungen zurueck. D. hatte zusaetzlich bei einer nochmaligen Fahrt nach Pogradec meine Drohung in Fluesterpropaganda im Raum selbst in Umlauf gebracht, und alles wartete nun auf befreiende deutsche Truppen, die niemals kamen, aber auch nicht mehr zu kommen brauchten. Vollstaendig ehrlich meinte ich es, wenn ich in den Gespraechen in dem kleinen Kasino in Ohrid dann meinen bulgarischen Gespraechspartnern gegenueber die Meinung ausdrueckte, dass hier unbedingt eines Tages eine andere Grenzziehung notwendig sei. Selbst unter den sozialistischen Bruedern ist bis heute jedoch nicht die Rede davon.

Zu gleicher Zeit macht Jacob, mein Ortskommissar in Gostivar, den schon angedeuteten Vorstoss ueber Peshkopeia hinaus nach Norden. In langer Kolonne nationaler Albaner geht es im Fussmarsch durch die verschneiten Berge zur Festung Halil Alias, dem staerksten Mann in jener Provinz. Zusammen mit ihm und Ejup Suelfi von Nistrovo werden regelrechte Buendnisvertraege gezeichnet, die uns Eingang verschaffen ins wilde, verschlossene Land der Mirdite. Damit aber haben wir jetzt de facto die Grundlage geschaffen fuer eine praktisch voellige Befriedung auch Inneralbaniens. Wir beabsichtigen, im kommenden Fruehjahr unsere Hauptarbeit in den Raum um Peshkopeia zu verlegen und zwischen hunderten von Familienoberhaeuptern ein wenig divide et impera zu spielen.

In weiterer Vorbereitung dieser Absichten schicke ich jetzt im schneebedeckten November zwei Mann von Tetovo aus quer ueber die bis auf 2.700 m ansteigende Shar-Planina nach Prizren. Es geschieht in Erfuellung eines Versprechens, das ich ja dem dortigen Kommandanten bei meiner Fahrt von Tirana her gegeben hatte. So wird denn die direkte Verbindung mit dieser bedeutenden nordalbanischen Stadt hergestellt, denn was im November moeglich ist, kann spaeter im Fruehjahr und im Sommer kein Problem mehr sein. Nicht nur die groesseren Orte, selbst die gewagtesten Hoehenwege sind uns jetzt bekannt und fest in unserer Hand.

Dass selbst der Englaender nicht mehr mit Freunden in diesen Bergen rechnet, erfahren wir schon bald. Auf einen halb scherzhaft vorgetragenen Vorschlag des OB hin machen wir eines Tages einen Ausflug in die verschneiten Berge westlich von Tetovo. Dort legen wir dann Feuer an, so in Gruppen gestaffelt, wie wir es aus einer erbeuteten Partisanenanweisung erfuhren. Es ist das Zeichen fuer die britischen Versorgungsflugzeuge. Verpflegung und Waffen haben sie bei solchen Zeichen ihren Mitkaempfern versprochen. Doch trotz minutioeser Ausfuehrung bequemt sich kein Flugzeug, uns zu beschenken. Ostalbanien ist fuer sie abgeschrieben.

Meiner Einheit gebe ich Unterricht ueber albanische Geschichte. Eine grosse Karte wird angefertigt und zweimal in der Woche wird gepaukt. Wir beginnen unter Anleitung eines Lehrers, auch albanisch zu lernen. Die ersten Kontakte mit bisher abseits gestandenen, wichtigeren Persoenlichkeiten gelingen. Wir sind so richtig dabei, uns unser kleines autonomes Reich hier

mitten im kriegstollen Europa aufzubauen. Da trifft von der Heeresgruppe der Befehl ein: Sachen packen. Zu neuen Aufgaben auf nach Belgrad! Wir schreiben 1943. Es ist keine Zeit da fuer mehr als notduerftige militaerische Bereinigung. Es gibt auf dem Balkan noch andere Gebiete, wo es schlimmer aussieht als hier im jetzt beruhigten und geordneten Albanien.

Also mache ich mich auf die Socken, um alle Orte noch einmal zu besuchen und mich persoenlich von den vielen gewonnenen Freunden zu verabschieden. Von Struga aus fahre ich den mir bekannten Bogen ueber Bitolj und Prilep aus, als uns auf unserem Weg ein Besoffener mit dem Kopf in die Windschutzscheibe geraet. Ich fahre den Mann ins Krankenhaus nach Prilep. Und komme mit dem hervorragend deutsch sprechenden Arzt ins Gespraech. Er ist auch Arzt der regionalen Partisanenverbaende, wie er mir sagt, und fragt mich nach meiner Meinung ueber die Verhaeltnisse nach dem Kriege. Ich verhehle ihm nicht, dass Deutschland den Krieg verlieren wird, mit Deutschland aber wird es Europa sein, das in einen tiefen moralischen Abgrund stuerzen wird. Schon jetzt sieht man an dem verbrecherischen Verhalten der Partisanen und der Russen genauso wie an dem Bombenterror der Englaender, wohin die Dinge gehen. Ich sage ihm voraus, dass das so disciplinierte deutsche Heer nach dem Kriege als ein Haufen von Barbaren verschrieen sein wird. Er glaubt mir nicht, denn das widerspraeche doch dem persoenlichen Erlebnis von Millionen von Europaeern. Er fragt mich, ob die Sehnsuechte, mit denen die Partisanen in den Kampf ziehen, erfuellt werden. Ich bin der Meinung, dass die Technik vieles verbessern werde, aber dass keine Ideologie den Charakter eines Volkes veraendere. Wir tauschten unsere Adressen aus, doch habe ich niemals wieder etwas von ihm gehoert.

Dem braven Mefail in Kicevo druecke ich zum letzten Mal die Hand. Er ist betroffen von meiner Abreise. Wir ahnen sehr wohl beide, dass wir uns nach dem Kriege nicht wiedersehen werden, wiewohl wir es uns fest versprechen. Er, wie wohl alle anderen albanischen Freunde gingen laengst unter in dem grossen Morden, das mit dem Abzug der Deutschen auch in Albanien einsetzte. Tetovo und Gostivar, so hoerte ich dann aus Zeitungsnotizen, wurden fast dem Erdboden gleichgemacht. Das war ihr Sieg!

In unserem altbekannten Jostov verladen wir. Dabei ist auch eine Kiste mit kleinen Schweinen. Hugo, angeheitert, schiesst hinein und durch sie hindurch. Keines wird getroffen .....

Ein weiterer Hilfsoffizier meldet sich bei mir. Er erlebt gerade noch unsere letzten Tage in Albanien. Als allerletztes hoeren wir auch gerade noch, dass Hauptmann Lange bei einem Jagdausflug von hinten von einem unvorsichtigen Oberleutnant Lange in den Kopf geschossen wurde, und dass somit auch seine Einheit vorerst in Albanien zur Untaetigkeit verdammt wird, bis ihr Chef wieder hergestellt sein wuerde.

Am Adriatischen Meer

Die Zeit, die der Eisenbahntransport benoetigt, nutze ich zu einer kurzen Urlaubsfahrt nach Hamburg. In kalten Eisenbahnwagen sitzen wir eingehuellt in unsere Decken und fahren durch eine in allgemeiner Verdunkelung liegende Winternacht bis Wien. Max Paulsen hat gerade ein weiteres historisch interessantes Buch im Manuskript fertiggestellt. Er geht die Kriege und einzelne beruehmte Schlachten durch im Hinblick auf die dabei vorgekommenen Verluste. Der II. Weltkrieg stellt eine bis dahin nicht gekannte Ver-

mehrung der Menschenverluste dar.

In Altona sehe ich vor mir auf der Strasse einen jungen Nachbarn, von dem ich wusste, dass er irgendwo an der Kanalkueste als einfacher Soldat Dienst tat. Und ich wusste auch, dass dort Urlaubssperre war. Es handelte sich also um Fahnenflucht. Am gleichen Tage erfuhr ich, dass mein bester Freund bei Stalingrad geblieben war. Ich war empoert ueber den vor mir laufenden Drueckeberger. Pflichtgemaess meldete ich den Vorgang dem Wehrbezirkskommando bei der Johanniskirche. Doch einige Stunden danach erhielt ich durch einen Melder den Befehl, mich zur Gestapo in der Wilhelmstrasse in Hamburg zu begeben, wo man mich um die Einzelheiten fragen werde. Es blieb mir gar nichts anderes uebrig, als diese Dienststelle aufzusuchen, die mir seit 1933 bereits nie ganz gewogen war. Kurz bevor ich zur Truppe zurueckfuhr, informierte mich die Gestapo, dass der Mann tatsaechlich fahnenfluchtig gewesen und in ein KZ eingeliefert worden waere. Ich wunderte mich ueber eine so gelinde und gar nicht beim Militaer uebliche Bestrafung. In England etwa haette ihm sicher etwas anderes geblueht. Tags darauf war ich in Berlin am Tirpitzufer. In dem grossen Arbeitsraum bei Abw II trat Major Abshagen auf mich zu und sagte mir: "Die Gestapo hat uns informiert, dass auf Ihre Anzeige hin ein Ihnenbekannter Mann ins KZ geliefert wurde". Ich nannte ihm den Grund meiner Anzeige. Mein Gegenueber daraufhin: "Ja, und haetten Sie da nicht zum Wehrbezirkskommando gehen koennen?" "Das habe ich ja getan. Die haben mich zur Gestapo geschickt". Abshagen sah mir meinen Aerger an und ging zu seinem Schreibtisch zurueck. In meinen Beziehungen zu ihm hatte der Vorfall keinen Einfluss. Mehreres zeigte der Vorfall, einmal natuerlich die Politisierung im Sinne der herrschenden Partei, auch der militaerischen Heimatfront, zum andern, von welchem Format damals ein Personalchef bei Abw II sein musste, einer Drehscheibe militaerischer Vorgaenge. Da waere mit Halbheiten nicht viel getan gewesen, Es galt, in jedem Falle den Stier bei den Hoernern zu packen. Auch so nur wurde vermieden, dass borende Zweifel und Unklarheiten entstanden.

Im Juli 1986, spricht sich der Sprecher des Berliner Senats, ein gewisser Fest dafuer aus "Deserteure als Widerstandskaempfer zu wuerdigen" So wird vierzig Jahre spaeter das Opfer unserer Generation offen verhoehnt.

Selbstverständlich informierte ich Abshagen bei diesem Besuch auch ueber die Ergebnisse meiner etwa sechsmonatigen Taetigkeit in Albanien. Er bat mich darum, ihm laufend immer ein paar Zeilen zu schreiben, in persoenlichem Ton, damit er sich ein Bild machen koenne, wie es uns ginge. Da er solche Bitte beileibe nicht an jeden Truppfuehrer richtete, war mir klar, dass er mit mir im gegebenen Augenblick noch mehr vorhatte. Absichten, die mir niemals ausgedrueckt wurden, die wohl auch niemals konkrete Formen angenommen hatten, die aber mit dem Kriegsende sich zerschlugen. Denn mein Personalchef verschwand dann genauso schnell wie ich von der Bildflaeche. Abshagen ging nach London, von wo aus er fuer "Die Zeit" an damals sehr exponierter Stelle ruehrig taetig war und seine bekanntgewordenen Buecher schrieb.

Meinerseits erfuhr ich damals in Berlin von Angehoerigen, die im Vatikan taetig waren, dass Canaris direkte Friedensfuehler ueber Schweden ausgestreckt habe.

Meine Einheit stand auf dem Verschiebebahnhof bei Belgrad, als ich zurueckkam. Ich erfuhr von Strojihl mein neues Arbeitsgebiet: Dalmatien. Es waere einfach gelogen, wenn ich behauptete, mit einer solchen Marschrichtung sehr gluecklich gewesen zu sein. Das gleiche traf auf alle Angehoe-

rigen meiner Einheit und insbesondere auf meine damals drei Hilfsoffiziere. zu. Dalmatien war Teil von Kroatien. Kroatien war im blutigsten fuerchterlichsten Bruderkrieg verwickelt. Ueberall in Abwehrkreisen gab man der deutschen Aussenpolitik dafuer wesentliche Schuld. Und Dalmatien war einer der unuebersichtlichsten, heissesten Flecken der dort ueberall brennenden Erde. Die schrecklichsten Grausamkeiten hatte man an gefangenen deutschen Soldaten veruebt, die Verschlagenheit des Gegners kannte keine Grenzen. Viel Erfolg versprach ich mir nicht bei solchen Verhaeltnissen. Was wir bisher erlebten, war sicher nur ein Kinderspiel zu dem, was uns jetzt erwartete. Vertrauen und Einvernehmen innerhalb der Einheit waren die Voraussetzung fuer ein Arbeiten in Dalmatien.

So nahm ich kleine Veraenderungen im Personalbestand vor, Unteroffizier Harms und Gefreiter Wassmann wurden ausgetauscht. Leider verliess mich auch der so tuechtige und zuverlaessige, menschlich vornehme Unteroffizier Jacob. Dann zog die Lokomotive an, die festgezurrten Fahrzeuge baeumten sich ein wenig gegen die Holzkeile im Boden und ab ging es nach Norden.

Wir benutzten den Winteraufenthalt in Bihac dazu, unsere Fahrzeuge zu ueberholen. Der ganze Ort glich einer Art Wallensteins Lager mit seinen allen moeglichen Militaerdienststellen, einige wenige davon ortsgebunden, die meisten aber, wie wir, auf der Wanderschaft, und durch den Winter am Endpunkt der Eisenbahnlinie festgehalten. Im oft knietiefen Schnee stapften wir von unserem Haus zu diesem oder jenem Kfz-Park und holten uns die gewuenschten Ersatzteile. Der ganze leicht huegelige Ort war voll von Wegweisern und Schildern deutscher und einiger kroatischer Einheiten. Es gab von allem, was man wollte, so viel man brauchte. Die ausgefallensten Ersatzteile waren in Huelle und Fuelle vorhanden. Und alle gaben bereitwillig, wusste doch jeder Schirrmeister, dass jetzt alle Einheiten hier die Ruhe nuetzten, um sich fuer die Kaempfe und Einsaetze des kommenden Jahres auf Vordermann zu bringen. Hinten im Hof des von uns belegten Gebaeudes haemmerte es und rumorte es daher von morgens bis abends und unter notduerftig errichteten Verschlaegen lagen die Kraeder auseinandergenommen bis zur letzten Schraube. Alles das geschah unter der Aufsicht unseres baumlangen, ueberall mit lauter Stimme hoerbaren Schirrmeisters. Ein Fahrzeug nach dem andern unseres sehr vollstaendigen Autoparks wurde so vollkommen ueberholt. Als dann die Mitteilung der Kommandantur bekannt wurde, dass der erste Geleitzug zur Kueste in einer Woche starten wuerde, da konnten wir uns in jeder Beziehung einsatzbereit ihm eingliedern.

Es war ein grauer Wintertag. Tief lagen die immer noch schneeschweren Wolken auf den umliegenden Hoehen. In Fliegermarschtiefe rueckten unsere Fahrzeuge in die ihnen zugewiesene Luecke an der Ausfallstrasse. Wir hatten Musse, uns unsere Nachbarn vorne und hinten anzusehen und bekamen einen Eindruck von der Laenge dieses Riesenwurms, der sich nun in den naechsten Tagen durch das partisanenbesetzte Kroatien hindurchwinden wuerde, vorne die Minengefahr, an den Seiten die Banden und von oben die britischen Jaeger. Die Meldungen liefen den Geleitzug entlang, von vorne nach hinten und wieder zurueck. Der Geleitzugfuehrer musste seine ihm bis dahin ja fremde Waffe in die Hand bekommen. Kurz vor Mittag, alles war eingespielt, setzten sich die Fahrzeuge in Bewegung. Und holter di polter ging es ueber die schlechten Strassen bergauf und bergab durch das winterliche Land.

In den wenigen Orten, die wir durchfuhren, lagen kroatische Besatzungen. Fuer manche von ihnen waren wir seit Monaten die erste Beruehrung mit der

Aussenwelt. Durch Funk waren sie von unserem Eintreffen verstaendigt worden und hatten alles in ihren Kraeften moegliche getan, um die Strassen vor und hinter den Ortschaften von Feindkraeften und Minen aufzuklaeren. So ging die Fahrt denn ohne Unterbrechung bis weit ueber Nebljusi hinaus ohne irgendeine Stoerung. Dann aber hielten die Fahrzeuge vor uns. Weit vorne, ohne dass wir etwas davon gehoert haetten, war ein Lkw auf eine Mine aufgefahren und einige Stoerschuesse waren aus den Waldstuecken von links heruebergeschickt worden. Sofort hatte sich der stehende Geleitzug in einen Igel verwandelt. Am Strassenrand und an nahen, kleinen Huegeln lagen die Mgs und Fernglaeser suchten die Hoehen und Waldraender zu beiden Seiten ab. Doch es kam zu keinem Gefecht. Nach etwa einer halben Stunde ging es weiter und bald schon fuhren wir vorbei an den Resten des ausgebrannten Lkws. Herrliche Passstrassen ging es jetzt hinauf. Der Blick ging rueckwaerts auf das durchfahrene Land. Dunkel lagen in ihm schon grosse Flaechen, wo der Schnee bereits geschmolzen war. In Haarnaldelkurven ging es dann einen Steilhang bei Lapac hinauf und dort, wo man hier oben oder dort unter sich ein Stueck der Strasse sah, schob sich irgend ein Heeresfahrzeug voran, weit unten im Tal noch wimmelte es zu unseren Fuessen, ein Fahrzeug hinter dem andern. Bei Srb war die Strasse weithin ueberschwemmt vom tauenden Schnee und nur die Telegrafenstangen zeigten an, wo sie unter dem Wasser verlief. Ein Hilfsdienst musste eingesetzt werden fuer die kleineren Fahrzeuge und die grossen Raupenkfz zogen eines nach dem andern dort hindurch. Der Gegner liess sich selbst an dieser kritischen Stelle nicht sehen. Und dann kam spaet in der Nacht die Abfahrt aus dem Gebirge hinunter nach Knin. Alle Fahrzeuge fuhren die kurvenreiche und unbekannte Strasse mit vollen Lichtern. Es war ein unvergesslicher Anblick. Wie ein mit Lampen bestueckter Tiefseeaal schlängelte sich der metallene Wurm mit seinen tausend Feuern durch die dunklen Berge dort zu Tal. Sicher noch niemals vorher hatte diese Strasse einen derartigen Verkehr gesehen.

In der Spitze des Geleitzuges war mein Leutnant Skoberne mitgefahren, mit dem Auftrag, sogleich in Knin Quartier zu machen und ein wenig die Nase in die Luft zu stecken. Er stand jetzt bei unserem Eintreffen am Ortseingang und kletterte zu mir in den Kfz 15, meinen unverwuestlichen achtzylindringen Horchwagen: "Knin ist Gefechtsstand des XXX. A. K., ein gutmuetiger Ic, der sich von uns Wunder erhofft. Er moechte vor allem so schnell wie moeglich einmal mit der serbischen Minderheit hier in Kontakt kommen und mit dieser einen Burgfrieden schliessen. Fuehrer dieser Minderheit ist ein gewisser Djujic, Wojwode Momcilo Djujic. Ich habe noch nicht herausbekommen koennen, wo der Mann in den Bergen hier in der Umgebung steckt. Tatsache ist, dass das Gebiet zwischen Knin und Drnisch, das heisst der Kueste zu, von Serben besiedelt ist, die den Kroaten als Todfeinde gelten und daher nicht nur als Anhaenger ihres Koenigs sondern auch auf Grund unserer Allianz mit dem neuen Kroatien offiziell unsere erbittersten Feinde sind. Andererseits sind sie aber auch Gegner des Kommunismus und der Titobanden, die ihnen frueher schwer zugesetzt haben, mit denen sie derzeit aber in einer Art ungeschriebenen Waffenstillstandes leben". Das war sein Bericht, das Ergebnis von einem Tag "die Nase in die Luft strecken".

Wir gingen denn also zum Ic des Armeekorps. Versteckt lag es in einer nur durch einen langen Einschnitt ereichbaren tief versteckten Talsohle. Wir kamen sofort auf die Serben zu sprechen. Offenbar drehte sich hier alles um die Frage, wie sie einzuordnen seien. Der gute Generalstabsoffizier hatte deutlich keine Ahnung, wie man da vorgehen sollte. Nach einigem Gerede hin und her meinte ich kurzweg: "Ich habe bereits mit Djujic gesprochen". Mein

Die ersten deutschen Truppen treffen in Agram ein.
Es ist in zweiter "Blumenkrieg".

Gesprachspartner fiel aus allen Wolken. Ich fuegte hinzu: "Weitere Verhandlungen werden in den naechsten Tagen folgen und ich werde Ihnen umgehend das Ergebnis mitteilen". Draussen schuettelte Fritz Skoberne den Kopf: "Das kann nicht gut gehen. Sie haben Djujic doch noch gar nicht gesehen. Wir wissen nicht einmal, wo er steckt und wie er aussieht". Ich beruhigte ihn: "Es ist doch klar, dass wir schnellstens mit ihm zusammentreffen und auch handelseins werden muessen. Es gibt dafuer gar keine Alternative. Ich habe also nur vorweggenommen, was jetzt geschehen wird". Denn in der Tat: Dieses Gespraech m u s s t e stattfinden, sollte ich meinen eigentlichen Auftrag ueberhaupt in die Hand nehmen koennen. Und also w u e r d e es auch stattfinden.

Es hatte fuer mich nur eine ausserordentlich allgemein gehaltene Richtlinie gegeben: Schliessen Sie mir dort an der Adria die Grenze! Und wir konnten bei Ausfuehrung eines solchen Befehls nicht etwa an militaerische Aktionen denken. Dafuer war ein Abwehrtrupp nicht vorgesehen. Es gab hier auch gar nichts zu kolonisieren, nichts zu erobern, zu vernichten, oder zu beseitigen. Es gab also nur e i n e Aufgabe: den Frieden zu sichern, die Pax Germanica aufrechterhalten in einem Gebiet, in welches uns im uebrigen der Sog des Krieges und eine unbedachte Politik wider unseren Willen hineingezogen hatte. Zweimal war das sogar der Fall gewesen. Am 27. März 1941, zwei

Tage nachdem Cvetkovic und Markovic in Wien Jugoslawiens Beitritt zum Dreimaechtepakt unterzeichnet hatten, putschte in Belgrad das Militaer. Angefuehrt wurde die Erhebung von dem englischen Oberst Donovan, dessen dabei ausgeworfenen grosse Summen noch nach Jahren Gespraechsthema in Jugoslawien waren. Nur in Belgrad selbst, und auch dort nur in einigen Kasernen, schliessen sich serbische Heeresteile dem Putsch an. Das Militaer im uebrigen Lande bleibt unbeteiligt. An Stelle des Koenigs spricht ein anderer junger Mann ueber den Rundfunk zu "seinem" Volk. Der Koenig selbst weiss in jenem Augenblick ueberhaupt noch nichts von der Erhebung. Die in Belgrad gleichzeitig organisierten Demonstrationen gehen unter kommunistischer Fuehrung vor sich. Ein General Simovic uebernimmt die Regierung. Am 6.April 1941 beginnt so der uns aufgezwungene Balkanfeldzug. Bereits am 17. April endet dessen erste Phase mit der Kapitulation des Jugoslawischen Oberkommandos. Italien besetzt die Adriakueste und Jugoslawien zerfaellt in seine voelkischen Einheiten. Es wird ein Staat Kroatien gegruendet, dessen Bestand vom Deutschen Reich garantiert wird.

Doch diese Regelung haelt nicht lange. Im August 1943 werden die deutschen Verbaende auf dem Balkan gezwungen, das bisher von den Italienern besetzte Gebiet ebenfalls in ihre Obhut zu nehmen. Dazu gehoerte das frueher von uns behandelte Ostalbanien und dazu gehoerte Dalmatien. Und wieder einmal bewegen sich darum jetzt deutsche Truppen, nicht, um zu erobern, sondern um einen Kontinent zu retten vor der roten Flut und vor den Polypenarmen des Kapitalismus. Es geschieht dabei in einem Augenblick, da die vergangenen beiden Jahre in Kroatien eine Entwicklung herbeifuehrten, die laengst zum blutigsten Buergerkrieg ausgeartet war. Auf unserer Fahrt durch dieses Land waren wir durch Landstriche gekommen, da keine Menschenseele mehr lebte. Kein Haus hatte noch ein heiles Dach, kein Obstgarten, der nicht brutal abgeholzt worden war, in welchem die Bienenkaesten zerschlagen am Boden lagen. Kein Weg, kein Steg, auf dem man nicht vor einer moerderischen Kugel aus dem Hinterhalt sicher war. Vor einem solchen Hintergrund die Meeresgrenze sichern war ein glattes Ding der Unmoeglichkeit. Nach dem schmaehlichen Versagen der Italiener an der Adria und den Folgen einer unklugen deutschen Politik in Agram befanden wir uns in einem Raum, dem als allernaechstes erst einmal wieder eine gewisse Waffenruhe geschenkt werden musste. So sah der erste Loeffel aus, den wir auszuleeren hatten. Langsam nahm meine Aufgabe Gestalt mit diesen Unterhaltungen an. Die immer noch weiter vorsichgehende brutale Vernichtung der serbischen Minderheit auf kroatischem Boden musste unter allen Umstaenden und schnellstens gestoppt werden. Es musste ein gewisses Gleichgewicht der Kraefte hergestellt und auf diesem ein Waffenstillstand der beiden antikommunistischen Faktionen erreicht werden. Eigenes militaerisches Eingreifen kam daher ueberhaupt nicht in Frage, ganz abgesehen davon, dass es kraeftemaessig gar nicht moeglich war. Unsere Waffe hiess VERHANDELN. Im Augenblick war jeder zweite maennliche(und auch so mancher weibliche) Bewohner dieser Gegenden das, was man spaeter mit dem Wort "Kriegsverbrecher" bezeichnete, soweit es die Verlierer anging. Kurt Waldheim erhielt spaeter bei der"tonnenweisen Anfertigung von Kriegsverbrecherakten in Jugoslawien" (Wiesenthal) die Nummer 79924. Es war eine Lage, wie Tito sie sich nicht besser wuenschen konnte. Dieses grausame, gegenseitige Umbringen war das gefundene Fressen fuer ihn, und es gibt unter den Historikern aller Schattierungen niemanden, der an der Tatsache zweifelt, dass es die deutsche Kurzsichtigkeit in Agram war, die Tito stark gemacht hat.

So wie Skoberne (uebrigens oesterreichischer Sieger im Langstreckenski-

lauf) angesetzt worden war, schickte ich jetzt meinen Unteroffizier D. auf die Faehrte. Als Zentrum der serbischen Bevoelkerungsgruppe ergab sich der Ort Kossovo eben an jener Strasse, die der Geleitzug jetzt nahm, um zur Kueste zu gelangen. D. sprang ab und begab sich in eine Kneipe am Wegrand. Ein serbischer Major, Kapetanowitch, und eine junge Frau namens Nada Stanic (ihr Mann war von den Kroaten ermordet worden), waren die ersten Verbindungsleute, mit denen er Kontakt aufnehmen konnte. Inzwischen hatten wir herausgefunden, dass die Serben alles Interesse an einer moeglichst schnellen und positiven Zusammenarbeit mit den Deutschen hatten. Die Munition und die Waffen, die ihnen die Italiener zurueckgelassen hatten, gingen erschreckend schnell zur Neige. Doch in den Verhandlungen taten sie alles erdenkliche, um ihre Eile zu verbergen. D. handelte auf unserer Seite in gleicher, fast nonchalanter Weise. Beide Gespraechspartner taten, als waere nichts Dringendes zu erledigen, und beide waren doch in Wirklichkeit nur darauf erpicht, so schnell wie irgend moeglich zu einem Waffenstillstand zu kommen, der sogar am liebsten gleich in ein antikommunistisches Waffenbuendnis ausmuenden sollte. Nachdem man angefangen hatte, " von einer gelegentlichen Unterhaltung in einigen Wochen" zu sprechen (ich dachte an "meinen" Ic dabei), kam man am Ende zu dem festen Termin "uebermorgen abend um neun Uhr". Treffpunkt sollte ein abseits der Landstrasse gelegenes einsames Haus sein. Durch einen Garten sollte man an eine Treppe gelangen, durch die es zu betreten war. Unser Wagen blieb an der Rueckwand eines Schuppens versteckt stehen. Skoberne, D. und ich marschierten im Gaensemarsch, die Pistole am Koppel unter dem rechten Ellbogen, Huegel auf und Huegel ab, bis sich vor uns das bezeichnete Haus mit der besagten Treppe abzeichnete. Die Tuer tat sich auf und Major Kapetanowitch raunte auf deutsch: "Bitte schnell hereinkommen". Die Tuer schloss sich hinter uns und wir sahen in einem weiten, sonst leeren Raum einige abenteuerliche Gestalten vor uns. Die Vorstellung begann. Interessant klingende serbische Namen waren es, doch der Name Djujic fiel nicht. Ich fragte Kapetanovich. "Wir werden gleich nach ihm schicken. Wissen Sie, er war im Einsatz und hat sich daher wohl verspaetet" war seine Antwort. Der eigentliche Grund fuer dieses Versteckspiel war uns aber klar und auch voellig verstaendlich: Die Serben waren den deutschen Behoerden Feinde. Warum also sollte man nicht beabsichtigen, Djujic in eine von uns Deutschen gelegte Falle zu locken? Erst jetzt, nachdem man inzwischen hatte feststellen koennen, dass sich in der naeheren Umgebung nur diese drei Deutschen befanden, durfte sich der Serbenfuehrer hertrauen. Es wurde Slivovitz gereicht und man machte sich reihum ein wenig bekannter, ein jeder bemueht, den Charakter des Andern aus Worten und Gesten herauszulesen. Fuer Skoberne und D. war das leichter, da ihre Unterhaltung auf serbokroatisch erfolgen konnte. Ich behalf mich mit italienisch und deutsch. Dann ging die Tuer auf und der Wojwode kam schnell und bestimmt herein. Gross von Gestalt, schwarzer Vollbart, kluge Augen und ein festes, ruhiges Auftreten, das Verantwortungsbewusstsein ausstrahlte. Dem entsprach die Bewegung der Serben im Raum, die sofort Haltung annahmen. Wir gaben uns die Hand und waren auch schon beim Thema. Schnell begaben wir uns in medias res, nachdem die andern Serben den Raum verlassen hatten. Gemessen an ihrer Tragweite und ihren spaeter sogar weltweiten Folgen war die Unterhaltung ziemlich kurz. Ich bot einen Waffenstillstand an und garantierte, dass die grossen deutschen Verstaerkungen, die jetzt mit diesem und weiteren Geleitzuegen nach Dalmatien rollten, nicht gegen die serbischen Verbaende eingesetzt werden wuerden, sondern dieses Gebiet kampflos bis an die Kueste durch-

fahren wuerde. Djujic seinerseits forderte als Bedingung, dass wir ihn mit Waffen und Munition gegen die Titobanden ausruesteten. Ich sagte das zu. Dabei war mir bewusst, dass ich fuer eine solche Zusage niemals eine Rueckendeckung bei dem oertlichen AK erhalten wuerde. Sie widersprach unserer hohen Politik in Kroatien.

Ueber Funk teilte ich das Ergebnis dieser Verhandlungen dann meinem Kommandofuehrer in Belgrad, Oberstleutnant Strojhil mit und dieser gab sofort sein Einverstaendnis. Denn auch er erkannte, dass es dieses Abkommen war, welches mir den Ruecken freihielt fuer meine eigentliche Aufgabe. Vor allem war dann ja auch tatsaechliche Folge, dass bis zum Abruekken der deutschen Truppen aus Dalmatien in diesem ganzen Raum kein Serbe mehr seine Waffe gegen einen deutschen Soldaten erhob. Es war eine nicht unerhebliche Friedenszone geschaffen worden, eine ruhige Enklave im sonst so blutigen Kroatien, gerade landeinwaerts von Sibenik, wo ich mein Hauptquartier einzurichten dachte. Tito verlor in diesem Augenblick alle Anziehungskraft in einer ganzen Provinz.

"Die Kueste dicht machen gegen die Infiltration feindlicher Kraefte" war der dringende Wunsch der Heeresgruppe gewesen und ich spuerte, warum man diese Aufgabe - es gab wohl damals kaum eine schwierigere - gerade mir uebertragen hatte. Sie verlangte Distanz zu kurzsichtigen berliner ideologisch motivierten Richtlinien. Ich spuerte die ferne Hand des klugen Abshagen. Erst in den kommenden Wochen nahm der Auftrag dann konkretere Formen an: "Verhinderung der Einschleusung britischer Minen, Sprengstoffe, Waffen und Lebensmittel sowie das Abfangen feindlicher Agenten zwischen Churchill und Tito". Denn es ergab sich bald, dass tatsaechlich diese inselreiche Kueste mit ihren kaum bevoelkerten Karstschluchten und zahllosen Buchten fuer den Feind ein ideales Gelaende war, um Tito zu beschaffen, was er benötigte. Seitdem die Alliierten im Sueden Italiens auf der anderen Seite der Adria standen, und sie bereits von dort aus die Insel Lis in ihren Besitz gebracht hatten, war ihnen dieser geheimnisvolle Weg geoeffnet worden. Deutsche Marineeinheiten gab es hier ebensowenig wie deutsche Flugzeuge.

Die deutschen Stuetzpunkte an der Kueste lagen viele Kilometer auseinander. Tagsueber machten die Deutschen wohl ihre Spaehtrupps von Stuetzpunkt zu Stuetzpunkt, holten sich aber oft genug blutige Koepfe dabei. Und des nachts gehoerte die weite Karstlandschaft um die Ortschaften herum unbehindert den Partisanen.

In Sibenik lag ein Regiment. Die Division lag in Drnis, welches wir von Knin her jetzt auf halbem Wege zur Kueste durchfahren hatten. Der Regimentskommandeur, ein Bayer, empfing uns mit offenen Armen. Ihm war offensichtlich nicht ganz wohl hier in seiner Haut. Niemals einen Feind zu Gesicht bekommen und fast jeden Tag Tote, einmal durch feigen Ueberfall, das andere Mal durch Minen oder durch Tieflieger. Und dazu wissen, dass man fuer einen wirklich ernsten Angriff von See her kaum stark genug war. Er bot uns als Standort eine alte, verfallene Villa an, genau gegenueber dem Hafen, an dem natuerlichen breiten Kanal, der durch hohe Karstwaende hinausfuehrte auf die See, die dann weiterhin links und rechts von Inseln flankiert war. Genau eine Woche hielten wir es in diesem Vogelhorst aus. Schuettere Kiefernwaelder rundherum, tiefkreisende Jabos, die ihre Fruechte vor unseren Augen drueben in dem hochaufstaubenden Sibenik fallen liessen, keinerlei Kontaktmoeglichkeit mit der Bevoelkerung, sehr umstaendliche und darum gefaehrliche Anfahrtswege, genug, es gefiel uns da nicht und wir zogen um nach Zablace, einem Fischerdorf, noch etwas weiter draussen, direkt am offenen Meer gelegen, landeinwaerts von einem breiten Kranz kleiner Olivenhaine umgeben, die alle

von mannshohen Steinwaellen eingezaeunt waren. Der Regimentskommandeur war auch mit diesem Umzug zufrieden. Hauptsache war ihm deutlich genug, er hatte endlich Jemanden da vorne vor sich, der fuer ihn Ausguck hielt.

Erst eine kurze Woche waren wir an der Kueste, noch nicht einmal nach Zablace waren wir umgezogen. Da erfuhren auch wir, in was fuer ein Land wir gekommen waren. Am Nachmittag war ich zur Division nach Drnis gefahren. Der Regimentskommandeur hatte Anweisung gegeben, dass meine Fahrzeuge immer und ueberall passieren konnten. So wurden wir trotz der Tieffliegergefahr auch am hellichten Tage aus dem Schlagbaum an der Strasse oberhalb von Sibenik hinausgelassen auf die offene Wegstrecke. Mein Fahrer war Grilli, jener Genovese, den ich seit Albanien als treuen Soldaten und fleissigen Mechaniker schaetzen gelernt hatte. Hinten im Wagen, hinter ihm, sass Friedel, mein Verpflegungsunteroffizier aus Mecklenburg. Denn wir wollten bei der Division Verpflegung fassen. In der Abenddaemmerung fuhren wir von dort wieder zurueck. In langen Graden schiessen wir die Strasse dahin, dann kommen die Kurven kurz vor Sibenik. Es ist bereits dunkel geworden und wir fahren mit abgeblendeten Lichtern. Da blitzt es vor uns auf. Es klirrt im Wagen. Die Strasse macht eine Linkskurve abwaerts und ich greife ins Steuer, doch schon hat Grilli den Wagen wieder in der Gewalt. Erst jetzt erfasse ich: MG-Feuer, Partisanen. Es ist stockdunkel abseits der kleinen Lichtkegel unseres Wagens vor uns auf der sandigen Strasse. "Gas!" rufe ich Grilli zu, und wir gewinnen Abstand von den immer noch hinter uns herfliegenden Garben. "Verletzt?" frage ich Grilli und den hinter uns sitzenden Friedel. "Ich nicht, aber Friedel", antwortet Grilli. "Sein Kopf liegt auf meiner Schulter und er blutet". Ich rufe ins Dunkel nach hinten: "Friedel!" Keine Antwort. "Schnell fahren" bruelle ich Grilli zu, und der Junge tut, was er kann. Die Kurven werden geschnitten, mit vollen Lichtern und lauthupend naehern wir uns so dem Schlagbaum. Die ganze Wachmannschaft empfaengt uns, hat von den Schuessen gehoert. Im Licht einer Taschenlampe erkennen wir, dass Friedel einen Kopfschuss hat. Ich befehle, dass das Hospital telefonisch von unserem Kommen verstaendigt wird und ein Mann der Wachmannschaft muss sich auf das Fahrzeug setzen, um uns den naechsten Weg zu weisen. Inzwischen hat diese auch die Artillerie verstaendigt und wir hoeren hinter uns die Einschlaege in der Naehe des Ueberfalls. Am Eingang des Hospitals stehen schon Sanitaeter mit einer Tragbare, ein Arzt daneben. So tragen sie unseren Friedel in das Gebaeude. Ein dicker Streifen Blut zeigt auf den Fliesen den Weg, den sie ihn tragen. Er ist bewusstlos und stoehnt vor sich hin. Der Arzt beugt sich ueber ihn, kommt wieder hoch und sagt: "Nichts mehr zu machen". Er starb Minuten darauf, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben.

Am naechsten Morgen haben wir draussen vor unserer Villa den Wagen ausgewaschen und die Brote vom Blut gesaeubert. Einen Tag darauf haben wir ihn beerdigt, auf jenem kleinen Soldatenfriedhof, wohl zwei Kilometer ausserhalb Sibeniks, etwa hundert Meter am Hang links der Strasse, die die Kueste entlang nach Sueden fuehrt. Wer von unserer Einheit konnte, war dabei, und auch einige andere Kameraden aus Sibenik. Der Friedhof wurde nach unserem Abruecken von den Partisanen dem Erdboden gleichgemacht.

Bald schon ergab sich, dass diese Kueste mehr Aufgaben stellte, als ich mit meinen paar Mann meistern konnte. Allzuviele Moeglichkeiten hatte der Gegner, um hier ins Land zu kommen. Ich legte daher zunaechst einmal ein ganz grobes Netz von Aussenstellen in die Hauptorte. Das waren Zara im Norden, Vodice ebenfalls im Norden, Sibenik und Primosten im Sueden. Alle

diese Aussenstellen lagen auf dem Festlande selbst.

Als zu weit ausgreifend erwies sich unsere Absicht, nach Sueden bis Split hin zu wirken. Ich fuhr mit meinem Funker dorthin. Kurz vor der eigentlichen Stadt waren wir Zeuge eines Partisanenueberfalls geworden. Rote Freischaerler hatten dort eine kroatische Buchhandlung in Brand gesteckt und die beiden Angestellten lebend ins Feuer geworfen. Der Eigentuemer fluechtete in unser Auto. Velko Vasic hiess der aus Agram gebuertige Fluechtling. Ich besorgte ihm dann Papiere auf den Namen Radovan Stipanovic und liess ihn zu Djujic befoerdern. Wir trafen diesen kulturell hochstehenden klugen Menschen dann noch mehrfach, bis er mit unserer Hilfe dann spaeter weiter nach Italien und unter Umgehung der alliierten Kontrollen in die Schweiz fluechten konnte. Eines der vielen Schicksale, die wir damals begleiteten.

Mein Funker hatte sich in einem der grossen Hotels am Ufer eingerichtet. Dabei hatten ihm die Englaender die Arbeit etwas erleichtert, denn er fand ein schoenes geraeumiges Zimmer, in welchem an den vier Raendern der Decke entlang schon der Draht fuer seine Antenne gespannt worden war. Sein englischer Vorgaenger hatte allerdings Reissaus genommen. Entscheidend aber fuer unseren Entschluss, hier wieder abzubrechen war die Tatsache, dass hier vor der Kueste Riesenbrocken von Inseln wie Brac lagen, auf allen von ihnen deutsche Besatzungen, aber nicht die unuebersichtbare Inselwelt, die wir von Sibenik an nach Norden vorfanden und die d a s Loch in der Adriafront darstellte. So blieb es bei ganz gelegentlichem Hinhorchen bis nach Primosten, und dieses eher im Sinne einer Erkundigung unseres persoenlichen Vorfeldes als zur Vorbereitung von Erkundungsunternehmen.

Am beachtenswertesten waren die Berichte, die mir Hugo aus Vodice sandte. Nach ihrem Studium verlegten wir diesen Stuetzpunkt daher auf die davorliegende Insel Murter. Nach allem, was wir ermittelt hatten, waren wir damit bereits mitten in Feindesland. Das heisst tagsueber gruessten uns die Menschen freundlich, wir handelten Huehner ein und sahen ihnen zu beim Tintenfischfangen im Hafen, doch des Nachts, da transportierten sie Waffen und Minen. Wir fanden in ihren Kuechen halbleere Dosen englischer Konserven, wir sahen englische Kleidungsstuecke, den Dank fuer ihre naechtliche Taetigkeit. Doch weiter kamen wir zunaechst noch nicht.

Aus Belgrad sandte man einen Serben, der deutsche Uniform im Range eines Feldwebels trug. Alle Welt nannte ihn "Fritz". Er wurde wegen seiner Sprachkenntnisse abgestellt an die Cetniks. Ich bat ihn, mich ueber etwaige militaerische Aktionen an denen er beteiligt war, zu informieren, insbesondere mich auf dem Laufenden zu halten ueber die Aktivitaet der Partisanen, soweit er darueber etwas erfuhr. In dem spaeter zu erwaehnenden Unternehmen "Pashman" bat ich ihn um Mitwirkung unter Hinzuziehung einiger Serben. Er erwies sich als ein lebensfroher, aufgeweckter Soldat, der sich problemlos den mannigfaltigen Lagen im Kleinkrieg gewachsen zeigte. Die wenigen Male, da er in Zablace auftauchte, verbreitete er immer einen frischen, sieggewohnten Ton um sich herum. Noch vor unserem Abmarsch aus Dalmatien zog er mit den serbischen Cetniks ab in Richtung Belgrad.

Kaum hatten wir uns im Kuestenraum einigermassen eingerichtet, als ich dringend zur Heeresgruppe nach Belgrad gerufen wurde. Das hatte eine kleine Vorgeschichte. Major Kapetanovich hatte mir mitgeteilt, dass im Hauptquartier des Serbenfuehrers Draga Mihailowitch ein Emissaer Roosevelts eingetroffen sei und dass dieser Kontakte aufzunehmen wuensche mit der deutschen militaerischen Fuehrung auf dem Balkan. Djujic haette daraufhin vorgeschlagen, sich zunaechst mit mir zu unterhalten, und man wartete also auf eine Antwort

von mir. Selbstverstaendlich konnte ich eine solche Unterredung nicht ohne Genehmigung meiner vorgesetzten Dienststelle haben, so sehr mir sofort die ganz grossen Moeglichkeiten vor Augen standen, die sich da ergaben. Man vergesse nicht: Wir schrieben April/Mai 1944 (das genaue Datum erinnere ich nicht mehr). Ohne wesentliche politische Veraenderungen war der Krieg verloren! Fuer niemanden in der Abwehr konnte es damals darueber Zweifel geben.

Gerade aber auch im Hinblick auf die weitreichenden Aussichten, die sich da vielleicht ergaben, war allergroesste Geheimhaltung am Platze. Da nun das Abwehrkommando ohnehin gerade durch Funk den Vorschlag zu einem Zusammentreffen der Truppfuehrer in Belgrad zwecks gegenseitigem Kennenlernen und Gedankenaustausch gemacht hatte, wurde nun dieses Treffen als Aushängeschild fuer meine Fahrt genommen, die im uebrigen zusammen mit Major Kapetanovich, der Sekretaerin von Djujic, Nada, und zwei weiteren Serben vorgenommen wurde. Nada hatte, wie ich erfuhr, noch den Auftrag, wieder festere Verbindungswege zwischen Draga Mihailovitch und Djujic herzustellen. Sie waren nach dem Ausfallen der italienischen Kraefte zum Teil zerschnitten worden.

Die Fahrt von Sibenik nach Belgrad war damals ein Abenteuer besonderer Art. Zunaechst ging es noch im Bereich der eigenen Division bis Drnis in einem kleinen Geleit. Von dort durch das ruhige serbische Gebiet nach Bihac. Im uebrigen lag dieses Stueck Weges schon in Huegeln und Waldstuecken und war daher auch weniger gefaehrdet durch etwa ploetzlich auftauchende englische Tiefflieger. In Bihac wurde der grosse Geleitzug zusammengestellt, auf den wir angewiesen waren, um nach Behar an die Eisenbahn zu gelangen. An vorher bereits befohlene Plaetze setzten sich in der Hauptstrasse der Stadt in den spaeten Nachtstunden die Lkws der verschiedenen Versorgungseinheiten und die Einzelfahrzeuge, die ebenfalls nach Norden mussten.
Kurz vor dem ersten Tageslicht setzte sich die Kolonne in Fliegermarschtiefe in Bewegung. Letzteres bedeutete, dass ein bestimmter Abstand von Fahrzeug zu Fahrzeug nicht unterschritten werden durfte. Wie schon auf der Herfahrt begegneten wir auch diesmal keiner Menschenseele unterwegs auf der Fahrt durch das jetzt gruenende schoene kroatische Bergland, stiegen Paesse hinauf und wieder hinab und sahen uns dann um nach den anderen Fahrzeugen, die in langer Schlange durch die stille Landschaft zogen. Halbverbrannte Haeuser, Gaerten voller Unkraut, niedergerissene Zaeune, nicht bestellte Felder, das war das traurige Bild dieses vom Buergerkrieg zerfetzten Landes. Dann einige Ustaschsoldaten und auch in den Dorfstrassen nur Maenner in Uniform, und am andern Ortsende ging es wieder hinaus ins Niemandsland.

In Behar wartete schon der Zug auf uns. Wieder stiegen wir um in Sunja und waren nun auf der Hauptstrecke in Richtung Belgrad. Es war die Trasse des so weltberuehmten Orientexpress. Alles schlief mit der Waffe im Arm, zwei Wagen liefen vor der Lokomotive wegen der Minengefahr. Doch ohne Zwischenfall kamen wir in der serbischen Hauptstadt an. Ohne Kontrolle passierten meine serbischen Mitreisenden die deutsche Bahnhofskommandantur.

Draussen im Weissen Schloss lag das Kommando. Gleich mir waren auch die anderen Truppfuehrer auf mehr oder weniger komplizierten Wegen eingetroffen und ich lernte so persoenlich diejenigen kennen, die gleich mir irgendwo die schwere Last eines Abwehrtruppfuehrers trugen. Nannten sie mir den Ort ihres Einsatzes, so waren es immer Flecken heisser Erde. Wollte man eine Beurteilung finden, die auf alle zutrifft, so gab es unter ihnen keinen, den man einen Haudegen nennen konnte, aber ebenso wenig einen Duckmaeuser, einen weltfremden Theoretiker. Da war ein Universitaetsprofessor aus Graz, ein Industrieller aus Muenchen, ein Ingenieur, ja, sogar ein Musiker, aber kein Politiker und auch. war das Zufall?, kein Berufssoldat. Kurz, man musste sich wohlfuehlen in solcher Umgebung. Alle haben sie nach dem Kriege auf ihrem Gebiet ein wenig von sich reden gemacht. Er war nicht dabei, aber es ging doch nach seinem Motto: Neckermann machts moeglich. Auch er war ja bei der Abwehr.

Belgrad selbst starrte vor deutschen Soldaten in Uniform. Es war die grosse Zentrale im Suedosten, die Stadt, von der aus auch Lily Marleen die Welt erobert hatte.

Im Zusammenhang mit dem eigentlichen Sinn meiner Reise begab ich mich mit Oberstleutnant Strojihl zum Ic der Heeresgruppe, Oberstleutnant Hinterseher. Er gestattete mir muendlich, den Sonderbeauftragten Roosevelts aufzusuchen und mich nach seinem Anliegen zu erkundigen. Wie uns inzwischen von den Serben gesagt worden war, handelte es sich um einen serbischen, in Washington taetigen und wohnhaften Professor namens Mc Dowell. Im Storch flog ich zusammen mit Kapetanovich dorthin. Mc Dowell bat darum, mit einem verantwortlichen deutschen Militaer (er zielte deutlich auf einen Vertreter von Generalfeldmarschall Weichs hin, ohne dessen Namen zu nennen) politische Fragen zu eroertern, die die Lage auf dem Balkan betrafen. Diesen Vorschlag ueberbrachte ich Hinterseher, der daraufhin mit Genehmigung des Feldmarschalls erneut ins Hauptquartier von Draga flog. Der Inhalt der recht konkreten Vorschlaege wurde mir bekannt: Zuruecknehmen der deutschen Truppen bis an die Grenzen des ehemaligen Oesterreich-Ungarns, Errichtung eines selbstaendigen und neutralen Oesterreich-Ungarns. Als Beweis des guten Willens und der Ehrlichkeit dieser Vorschlaege wurde die Ruecknahme einer der beiden auf Kreta stationierten deutschen Divisionen unter dem Geleitschutz von ueber Wasser fahrenden britischen U-Booten tatsaechlich vorgenommen. Weichs flog ins Fuehrerhauptquartier - und kehrte mit einem voellig unkonzilianten NEIN zurueck. Dieses wurde damals den Serben nicht sofort mitgeteilt, sondern ausser der eben genannten Operation auf Kreta noch versucht, einige weiter Teilerfolge zu erzielen. Erst nach etwa einem Monat meines dortigen Aufenthalts kehrte ich der serbischen Hauptstadt wieder den Ruecken.

Und wieder ging es zunaechst mit der Eisenbahn und dann in Geleitzuegen. Doch ich hatte dafuer keine Geduld mehr. So stand Grilli in Drnis bereit, um mich von dort im eigenen Wagen heimzuholen. Im blendenden Sonnenschein jagten wir durch den Karst nach Sibenik, eine riesige weithin sichtbare Staubfahne hinter uns lassend. Grilli jagte, so schnell er konnte und ich stand im Wagen und schaute angestrengt dauernd rundum den Horizont ab. "Lucki-lucki" hatte man das getauft. Am leichtesten konnten sie uns von hinten fassen, denn da verdeckte die Staubwolke den Himmel und wir haetten ein Flugzeug erst bemerkt, wenn es ueber uns hing. Doch auch diesmal kamen wir ungeschoren nach eineinhalb Stunden an der Strassensperre am Ortseingang von Sibenik an. Der Balken wurde vorsorglich schon weggezogen als wir uns staubaufwirbelnd naeherten und mit kurzem Gruss, Hand an der Muetze, sausten wir

hindurch und hinunter in die Stadt.

Jetzt konnte ich mich das letzte Stueck Weges neben den Fahrer setzen und er berichtete von den neuesten Ereignissen bei uns. Eine Nachrichteneinheit hatte ein wertvolles Funkgeraet nach Zara zu transportieren gehabt und mein Spiess hätte empfohlen, es im Boot dorthin zu schaffen. Kurz vor meiner Reise nach Belgrad hatte man mir im Austausch fuer den anderwaerts eingesetzten Leutnant Skoberne einen anderen Hilfoffizier, den Saarlaender Leutnant Willhoff geschickt. Ich hatte den Eindruck eines einsatzfreudigen jungen Menschen gehabt. Nun also war dieser Willhoff mit einem Soldaten und einem Unteroffizier jener Nachrichteneinheit mit jenem Apparat vor zwei Tagen abgesegelt. Der Spiess vervollstaendigte dann Grillis Bericht und meldete mir, dass die drei inzwischen auch schon bei Hugo in dessen neuerrichtetem Stuetzpunkt auf Murter durchgekommen waren.

Ausserdem kam mir ein Vorfall zur Kenntnis, der geeignet war, meine Plaene zur Befriedung der buergerkriegsaehnlichen Zustaende zu durchkreuzen. Als ich nach Zablace zurueckkam hatte sich gerade wenige Tage vorher ein blutiger Zusammenstoss ereignet. Ein Segelboot, von Primosten nach Sibenik bestimmt, hatte seine Fahrt in Krapanj unterbrochen. Einige Serben waren dort an Bord gegangen. Auf dem Schiff aber befanden sich auch zwei katholische Priester. Diese beiden schwammen jetzt auf dem Grund des Meeres, wie der Kapitaen dann in Sibenik den Behoerden mitgeteilt hatte. Katholiken und Prawoslawen waren damals in Kroatien Totfeinde. Dass es nicht die Priester waren, die den Streit vom Zaune gebrochen hatten, lag auf der Hand, wenn auch gerade Greueltaten gegen Serben und nicht gegen Kroaten in unserem Bereich an der Tagesordnung gewesen waren. Natuerlich konnte und wollte ich mich auf keinen Fall in diese voelkischen Differenzen hineinmischen. Ich musste trachten, sie zu verhindern, doch ueber einmal Geschehenes hatte ich nicht zu befinden. Schon am naechsten Tage kamen zwei Nonnen, vom Sibeniker Bischof geschickt, und fragten mich, ob ich etwas von dem Schicksal jener beiden Priester wuesste. Dieser Besuch wurde von mir als eine Unverschaemtheit empfunden. Ich verwies sie an die kroatischen Behoerden. Als ich nach unserem Abruecken aus Dalmatien spaeter wieder durch Belgrad kam, lag dort eine Anfrage des deutschen Gesandten Kasche in Agram in der gleichen Angelegenheit vor. Man hatte sie gar nicht erst an mich weitergeleitet, da wir offensichtlich nichts mit der Angelegenheit zutun hatten. Das habe ich denn auch fuer den Herrn in Agram zu Protokoll gegeben. Es hatte sich um einen kroatisch-serbischen Zwist gehandelt, in welchen deutsche Soldaten weder mittelbar noch unmittelbar verwikkelt waren.

Der aus Galizien gebuertige Karl Emil Franzos hatte schon 1876 solche Zustaende wie folgt kommentiert: "Denn nicht bloss geographisch sind diese Laender zwischen das gebildete Europa und die oede Steppe hingestellt, durch welche der asiatische Nomade zieht...Nein! Auch in den politischen und socialen Verhaeltnissen dieser Laender begegnen sich seltsam europaeische Bildung und asiatische Barbarei, europaeisches Vorwaertsstreben und asiatische Indolenz, europaeische Humanitaet und so wilder, grausamer Zwist der Nationen und Glaubensgenossenschaften, wie er dem Bewohner des Westens als ein nicht blos Fremdartiges, sondern geradezu Unerhoertes, ja Unglaubliches erscheinen muss".

Hugo liess den Buergermeister von Betina kommen und wir gaben ihm den Auftrag, Holzschilder anzufertigen mit der Aufschrift PAZI MINE (Vorsicht, Minen). Ein ganzes Segelboot wurde dann damit vollgeladen und wir fuhren an die Straende, die wir verminen mussten. Dort wurden sie dann rundherum am Rande der mit erbeuteten englischen Minen verminten Strandstuecke aufgestellt. Einige Fischer begleiteten uns.

Es waere mir voellig unertraeglich gewesen, wenn einer jener Zivilisten, die dort mit uns in Betina und in Murter und in Zablace wohnten, Opfer einer Mine geworden waere. Der Krieg war gerade fuer diese Kuestenbewohner gefaehrlich und stoerend genug. Sollte ich etwa die fuerchterlichen Zahlen erhoehen, die man sich damals weitergab? 700.000 Serben, meistens Frauen und Kinder, von Kroaten ermordet, eine mir unbekannte, Anzahl von Kroaten, meist ebenfalls Frauen und Kinder, von Serben ermordet. Es ging mir darum, den von unseren Feinden in dieses mit uns vertraglich verbuendete schoene Land getragenen Krieg mit aller Kraft in Grenzen zu halten.

Unter der Fuehrung meines ersten Hilfsoffiziers hatte sich die Einheit planmaessig in meiner Abwesenheit zu einer Art Marineverband umgewandelt. Im Hafen von Zablace lag eine richtige Flotte kleiner Segelschiffe, am Bug die angemalte Bezeichnung "Heidi I", "Heidi II" usw. Denn die rastlose kritische Beobachtung meiner Leute hatte sich schon laengst einige meiner ueblichen Ausdruecke als Opfer auserkoren. Meine "Baeckerburschen", wie ich sie nannte, trieb ich naemlich oft an mit den Worten "Heidi! Heidi!". Sogar einen alten Schiffsmotor hatte man aufgetrieben und wir besassen darum sogar ein - allerdings schwer und reichlich laut keuchendes Motorboot. Spaeter hatte ich den Eindruck, dass es nachts sogar noch verteufelt lauter prustete als am Tage. Schwimmkurse kroenten das maritime Getue.

Meine grandiose Heeresmacht hatte ich entsprechend den geographischen Gegebenheiten verteilt. Die aeussere Inselreihe war dabei fuer mich unerreichbar und fiel fuer einen Stuetzpunkt aus. Je enger die Inseln beieinander standen, um so bessere Landegelegenheit boten sie dem Gegner und um so mehr heimliche Verstecke. So wurde der Raum zwischen Sibenik und Zara unser eigentliches Operationsfeld. Im Sueden lag schon von Primosten an die freie Adria vor der Kueste und im Norden wurde es gleich weitraeumig noerdlich von Zara. Beides aber hatten wir dennoch gelegentlich in unsere Erkundungsfahrten mit hineinzunehmen. Meinen zweiten Hilfsoffizier legte ich mit einer Gruppe uns zugewiesener Turkmenen an das Nordende dieses Kuestenstreifens, also etwa Zara gegenueber. Feldwebel Hugo wurde, wie bereits erwaehnt, auf der Insel Murter stationiert. Sie lag auf etwa halbem Wege nach Zara direkt vor der Kueste. In Belgrad hatte man mir eine dritte Funkstelle gegeben, sodass wir schon bald die Dinge etwas besser in Griff bekamen. War auch ein Jeder bei den vorliegenden Entfernungen und der Unsicherheit der Verbindungen ganz auf sich alleine gestellt, so half jetzt die Funkverbindung doch, den Verband wenigstens in minimaler Hinsicht zu fuehren. Auch jetzt waren kaum konkrete Befehle moeglich, aber es konnte doch wenigstens die Feindlage dauernd allen mitgeteilt werden. Der Gegner wurde nervoes, sein Nachschub kam ernstlich ins Stocken. In Zablace haeuften sich mit der Zeit tausende von Tretminen, die wir auf erkundeten Inselverstecken auflasen, und meine Leute assen mit Vorliebe die von den Amis gelieferte Kakaobutter.

Wir waren gerade dabei, uns einen Ueberblick ueber die Moeglichkeiten neuer Einsaetze im Inselbereich zu schaffen, als uns die Schreckensnachricht erreichte. Aus Zara wurde uns gefunkt, dass der mit Leutnant Willhoff gestartete Nachrichtenunteroffizier dort eingetroffen sei, und zwar auf dem Landweg. Willhoff sei ermordet und der wertvolle Apparat versenkt worden. Von dem anderen Soldaten wisse man nichts. Ich bat darum, den Mann sofort zu mir in Marsch zu setzen, doch man antwortete, der Unteroffizier koenne erst in etwa zehn Tagen kommen, da er an einem Nervenzusammenbruch leide. So sandte man mir einen Bericht. Danach waren die drei (wie wir ja bereits wussten) gut in Murter angekommen und auch gut von Hugo weitergeleitet worden in Richtung der Insel Pashman. Hugo hatte ihnen die Lage der fernen

deutschen Stuetzpunkte von einem Huegel aus und auch auf der Karte genau beschrieben. Auf Pashman hatten sie den deutschen Stuetzpunkt am Suedende besucht und waren dann weitergesegelt. In der naechsten Bucht lag der Ort Pashman, der der Insel den Namen gegeben hatte. Dort waren sie gelandet. Die Bevoelkerung hatte sich zunaechst freundlich gezeigt. Der Wind war nur schwach und so blieben sie etwa eine Stunde in dem dortigen Hafen. Dann setzten sie sich wieder langsam in Bewegung, doch noch mitten im Hafen haetten sie gesehen, wie die Frauen und Maedchen ein Maschinengewehr in Stellung brachten und dann haetten die Weiber auf sie geschossen. Sie haetten sich flach ins Boot gelegt, doch der Wind habe fast ganz nachgelassen, sodass sie hilflos im Feuer liegen blieben. Das Boot habe voller Einschuesse schon Wasser gehabt. Als sich der Soldat erhob, habe er einen Kopfschuss bekommen und sei ins Wasser gefallen. Da habe Leutnant Willhoff sich schwimmend retten wollen, doch die Frauen haetten weiter auf den im Wasser schwimmenden Kopf gefeuert, bis Willhoff dann den Mund voll Wasser genommen haette und sich die Pistole hineingehalten haette. Er haette es ganz deutlich gesehen, berichtete der Unteroffizier, selbst auch schon schwimmend im Wasser. Der Kopf waere voellig auseinandergeflogen und die Horde am Ufer haette ein Freudengeschrei ausgestossen. Er selbst haette sich auf eine kleine Insel retten koennen und waere dann spaeter von dort ueber weitere Inseln weiter bis ans Festland geschwommen und von dort zu Fuss in der Nacht bis nach Zara gelangt.

Mein Entschluss war nicht schwer: Aufklaerung dieses Verbrechens und moeglichst Ueberfuehrung der Schuldigen. Die ganze Einheit wollte sofort mit nach Pashman und dieses Nest ausraeuchern. Doch damit waere kaum etwas erreicht worden. Nichts anderes waere es gewesen als das, was Peter Bamm dann einmal "die primitive Justiz" genannt hat. Es ging darum, ein wenig weiter auszuholen und auch die Hintergruende zu klaeren, die solcher Mordtat Pate gestanden hatten.

Mehrfach hatten wir schon Meldungen bekommen, wonach britische Offiziere als Lehrer bei den Partisanen taetig waren. Eine Fotografie wurde uns sogar einmal von der Heeresgruppe gesandt, auf welcher man den britischen Lehrstab im Hauptquartier Titos abgebildet hatte. Diese Englaender unterrichteten dort ueber Sabotage, Durchfuehrung von Ueberfaellen, Legen von Minen, Gebrauch britischer Waffen, organisierten die Schleusung von Kriegsmaterial auf dem Luft- und Wasserwege hin zu den Partisaneneinheiten, den Gebrauch von Passworten und Kennworten wie Kennzeichen, und scherten sich im uebrigen verdammt wenig ums Voelkerrecht. Sie trugen britische Uniformen.

So musste es also moeglich sein, in britischer Uniform ungeschoren durch Partisanengebiete zu kommen, ja mehr noch, in der Verkleidung eines britischen Offiziers sich mit der Fuehrung von Partisanenverbaenden in Verbindung zu setzen und so von ihnen alles uns Wichtige ueber Staerke, Bewaffnung, Unterbringung und Verpflegung, Kleidung usw aus erster Quelle in Erfahrung zu bringen. Schon seit geraumer Zeit trug ich mich mit dem Gedanken, ein derartiges Unternehmen Tat werden zu lassen. Der Mord an zwei deutschen Soldaten gab jetzt einen konkreten Anlass, mehrere Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Zunaechst einmal forderte ich dringend fuer mich ein paar britische Hauptmannsschulterstuecke bei Abw II an. Sie kamen, um es vorwegzunehmen, als das Unternehmen laengst abgelaufen war. Das Khaki des Afrikakorps musste uns genuegen.

Eine andere Frage, war, wer alles mit sollte. Ich dachte an eine Mitwirkung von Cetniks, denn diese waren in der Lage, sich als Partisanen zu tar-

nen und konnten als "Begleitkommando" fuer einen englischen Offizier ausgegeben werden. So liess ich Fritz suchen und trug ihm meine Absichten dann vor. Er hatte keine Schwierigkeiten, freiwillige Serben fuer das Unternehmen zu finden. Auch er selbst bat darum, mitmachen zu duerfen. Natuerlich kam auch Unteroffizier D. in Frage. Und dann draengelte mich mein Hauptfeldwebel. Das Problem war, dass er kein einziges Wort irgendeiner anderen Sprache als deutsch konnte. Schliesslich nahmen wir ihn mit. Er ging, wie wir sagten, als der "Stumme von Portici". Es war leichtsinnig und uebermuetig, ihn daran teilnehmen zu lassen, doch zum Einen waren wir an einen guten Ausgang von Unternehmen schon so beinahe blindlings gewoehnt, und zum andern, im Falle eines Handgemenges war er eine nicht zu verachtende Kraft. Vor allem konnte er gut schiessen. Er traf mit seiner Pistole ohne langes Zielen ins Schwarze. Nur ein einziges Mal - und es sei mir gestattet, dieses nette Erlebnis hier einzuschalten - hatte ich ihn uebertrumpft. Wir gingen an der Hafenmauer des kleinen Hafens von Murter entlang, Hugo, der Buergermeister und ich. Draussen im leicht welligen Wasser schwamm ein dunkler Wasservogel. In der Unterhaltung zeigte Hugo dahin. Im Weitergehen zog ich die Pistole und schoss nach ihm. Zu meiner allergroessten Ueberraschung sank er, in den Hals getroffen, augenblicklich um. Mir selbst, und auch Hugo, war sofort klar, dass es sich um nichts anderes als um einen voellig unerwarteten Glueckstreffer handelte. Doch ich steckte die Pistole wieder in ihre Tasche, als sei es das normalste auf der Welt gewesen, und auch Hugo verlor kein Wort weiter darueber. Der Dalmatiner aber neben uns, staunte, und er tat natuerlich sein moeglichstes, die Geschichte sofort in alle Welt hinaus zu posaunen. So ging mir sehr bald ueberall der Ruf voraus, ein ganz hervorragender Schuetze zu sein. Mit Italienern gemeinsam hatte es ja dieses Voelkchen, gerne ueberall Schauermaerchen zu erfinden. Nun, so ein Ruf wie dieser konnte in solcher gewitterigen Umgebung niemals schaden.

Aber unser Spiess war nicht die einzige "unmoegliche" Figur bei unserem Unternehmen, "unmoeglich" gemeint im Sinne der HDV. Es kam naemlich noch ein Maedchen mit, eine schoene kleine Dalmatinerin, die sich Fritz als Freundin und Agentin angelacht hatte. Sie allerdings sprach die notwendigen Sprachen perfekt, und das war gerade der Grund, weswegen sie mitkam. Sie sprach ausser serbokroatisch fliessend italienisch und Anna wurde darum meine Dolmetscherin. Sie hat ihre Rolle hervorragend gespielt, vor allem auch zu dem weiblichen Element der Bevoelkerung schnell Bruecken gebaut. Selbst in den kritischsten Momenten, als wir schon ganz vorsichtig nach unseren Waffen fuehlten, blieb sie die Ruhe selbst.

Und neben ihr also ging nun der Spiess. In mir kam das Lachen hoch, wenn ich ihn nur ansah mit seinem Halstuch, dass er "wegen vollstaendiger Heiserkeit" um den Hals gewickelt hatte.

Das Unternehmen sollte so aussehen: Wir wollten die Insel Pashman, die ja nach unserer Meinung voellig in Partisanenhand war, in ihrer ganzen Laenge durchwandern und dann uebersetzen nach Ulman, wo uns mein Zweiter mit seinen Turkmenen an deren Suedende erwarten und notfalls herausschiessen sollte. Mein Leutnant kam darum auf dem Landwege ueber Zara und Skradin zum Befehlsempfang. Ueber das Regiment in Zara stand ich mit ihm in regelmaessiger Funkverbindung. Alle zwei oder drei Tage sandte er einen Melder von seiner Insel in die Stadt Zara, um Funksprueche abzugeben oder eingetroffene in Empfang zu nehmen. Er war mit dieser Bewegungsfreiheit sehr zufrieden und stolz auf das Urteil des Bataillonskommandanten in Zara, der mir einmal sagte, dass seit dem Auftreten der Turkmenen die ganze Ecke um Zara herum deutlich sicherer geworden sei. Mein Leutnant war, wie er

Kaffeetrinken in unserem Hauptquartier.

mir jetzt mitteilte, gerade mit seinen Leuten auf dem Nordende von Ulman und konnte jederzeit in zwei Tagesmaerschen das Suedende erreichen. Auf Ulman gab es seit seinem Erscheinen keine Partisanentaetigkeit mehr, die Leutchen hatten sich sicherheitshalber wieder in friedliche Fischer und Landarbeiter verwandelt. Die Insel zitterte, wie er lachend meinte, vor der turkmenischen "Teufelsdivision", wie die Bevoelkerung seinen Haufen voller Schrecken nannte. Der kommunistische Terror war also dort im Norden ebenfalls voellig gebrochen. Das Regiment in Zara erlebte in diesen Wochen keinen einzigen Ueberfall mehr. Dabei war es nicht ein einziges Mal zu einer eigentlichen Kampfhandlung gekommen. Es gab nicht einen einzigen Verletzten oder gar Toten auf keiner der beiden Seiten. Es hatte vollauf genuegt, die finsteren Gestalten in kleinen Trupps frech und unverzagt in die verschiedenen Ortschaften zu schicken, einmal hierhin, einmal dorthin, um nach dem rechten zu sehen. Aus dreissig waren so dreihundert und dann dreitausend im Munde der leicht beeindruckten Bevoelkerung geworden. Man sah ihnen ja auch an, dass mit ihnen nicht gut Kirschen essen war.

Wir stimmten alles auf einen bestimmten Tag ab. Dann sollte ich in britischer Uniform vormittags am Nordende von Pashman erscheinen und die Leute meines Leutnants sollten auf mich und meine Begleitung das Feuer eroeffnen und uns gefangen nehmen. Es hat auf die Stunde genau geklappt. Der Gegner tat in allen Phasen des Vorgehens genau das, was wir fuer ihn in diesem Unternehmen vorgesehen hatten. Wahrscheinlich war ausser der minutioesen Vorbereitung aber auch ein wenig Glueck dabei.

In diesem Buch befindet sich eine Karte von jener Gegend. Nehmen Sie diese jetzt zur Hilfe. Pashman lag weit weg von uns. Es lag nicht nur mitten in jenem Niemandsland vor der Kueste, wo sich Partisanen und Englaender allnaechtlich ein Stelldichein gaben, es lag fuer uns auch jenseits mehrerer Meerengen und Landengen, die dauernd unter Partisanenueberwachung standen, und vor allem war der ganze Anmarschweg im staendigen Aufklaerungsbereich feindlicher Jaeger. Daraus ergab sich, dass wir diesen in Etappen zuruecklegen mussten. Und wir mussten diese Abschnitte so einrichten, dass die Bevoelkerung nichts von unseren Absichten und schon gar nichts von unserem seltsamen Aussehen bemerkte. Und nicht nur die Bevoelkerung durfte nichts merken, viel schlimmer war es nach unserer Erfahrung, wenn deutsche Soldaten etwas davon erfuhren, denn diese waren dicht umgeben von einem ihnen unsichtbaren Netz von Horchern beiderlei Geschlechts. Wie oft lagen sie - von der Adria bis an den Atlantikwall - mit denen im Bett, die im Dienste ihrer Meuchelmoerder standen! Radio London hatte nicht umsonst stuendlich dazu aufgefordert, in Tobruk fand man die Anschlaege: "Toetet die Deutsche, wo Ihr sei trefft!" und man wunderte sich schon gar nicht, den gleichen Text aus dem Munde eines Ilja Ehrenburg in Moskau wiederholt zu hoeren. Laengst war man darum bemueht, den Krieg aus den Bahnen des Voelkerrechts und der Ritterliehkeit herauszuziehen und gesetzlos zu machen. Es war die Waffe der Schwaecheren, die oft in der Geschichte "dunkler" Zeitalter erprobte Waffe der Guerillas, der Franctireurs und der Maquis. Es gab keinen deutschen Ausdruck fuer diese uns fremde Kampfesart. Sie passte gut in Laender, wo Nachtigallen verspeist werden. Von allen im II. Weltkrieg kaempfenden Heeren war der deutsche Soldat der einzige, der in seinem Soldbuch den Text der Haager Landkriegsordnung nachlesen konnte. Dennoch kostete es uns manchmal Muehe, zu verhindern, dass der deutsche Soldat von den Wegen abging, die mit der Ethik der Deutschen Wehrmacht vereinbar waren. Bei Lyon in Suedfrankreich fand man eines morgens die Landesschuetzen einer Brueckenwache, ausnahmslos Fami-

lienvaeter, mit ausgestochenen Augen an die Brueckenpfeiler gefesselt, hier in Dalmatien fand man die halbverkohlten Reste eines lebendig verbrannten deutschen Soldaten, und das waren wahrlich keine Ausnahmen. Es war nicht ganz leicht, dann ruhig an dem naechsten Zivilisten vorueberzugehen in dem sicheren Wissen, dass dieser Mitwisser wenn nicht gar Mittaeter jener Untat war. Es war nicht ganz leicht, darauf zu warten, bis vielleicht einmal ein Gegner i n U n i f o r m einem gegenuebertrat, und nur immer wieder zu hoeren von abgeschlachteten Kameraden, von Minen, die diesem mitten im friedlichen Hinterland ein Bein wegrissen und jenem die Hand, in einem Lande, in das wir gekommen waren, um fuer Ruhe und Ordnung zu sorgen, und die man als Nazis und Faschisten beschimpfte.

Wir hatten, wie schon geschildert, mit einiger Muehe uns ein Motorboot zusammengebaut. Als "Heidi 3" war es unserer Flotille einverleibt worden. So waren wir unabhaengig vom Wind und konnten sicherer zeitlich disponieren. Eines Abends, mit letztem Sonnenlicht fuhr auf ihm unsere bunte Schar davon. Drueben sank gluehend die Sonne hinter Zlarin ins Meer. Eine einsame Moeve kreiste ueber uns und die Olivenbaeume am Ufer tauchten ins Dunkel einer stillen, Unheil bruetenden Nacht. Weithin hallte in ihr das Blubbern unseres Motors. Dauernd mussten wir darum mit unseren Taschenlampen den Kuestenstellungen das fuer diese Nacht vorgesehene Erkennungszeichen hinueberblinken, um zu verhindern, dass sie uns als vermeintliche Invasoren anschossen.

Um 11 Uhr nachts durchfuhren wir die Bruecke von Murter und naeherten uns Betina. Alles dort lag im tiefsten Schlaf. Nur von dem Dach unserer kleinen Zitadelle blinkte es manchmal kurz zu uns herueber. Hugo wusste, dass wir kommen sollten. Man kann nicht gerade sagen, dass wir lautlos in den kleinen Hafen einliefen, denn der Motor haette einen Barbarossa wecken koenne. Doch niemand von uns sprach ein Wort und im Nu war die gesamte Mannschaft in der kleinen Festung verschwunden.

Einen ganzen Tag blieben wir hier und niemand von uns durfte das Haus verlassen. Nur die eigentliche kleine oertliche Besatzung versah ihren Dienst wie sonst. Mir fiel auf, dass am Morgen verschiedene Frauen aus dem Ort jenseits der Stacheldrahtumzaeunung an einer Hauswand warteten. Einige russische Freiwillige gehoerten zu Hugos Leuten, sehr ordentliche und disciplinierte Soldaten. Ich sah, wie einer von ihnen hinausging und sich ein Paeckchen abholte. Hugo erklaerte mir, diese Frauen wueschen ihnen die Waesche und brachten manchmal auch Fische zum essen. Dafuer erwiesen die Soldaten ihnen Liebesdienste. Also: "Bratkartoffelverhaeltnis" auf russodalmatinisch. Ich wusste ja, was diese Handvoll inmitten einer tausendfachen Uebermacht im Partisanengebiet leistete, wie sie ueberall und nirgendwo war und ohne Befehl tat, was der Augenblick erforderte. Ich verlor darum auch kein Wort ueber diese Zustaende, die nicht ganz so bei Preussens ueblich waren. Schuld hatte ja auch ein wenig die liebe Sonne Dalmatiens.

Es war bereits ganz dunkel geworden, als wir wieder hinausfuhren. Hugo stand an unserem kleinen Landesteg und sagte mir laechelnd "Good bye, Capitain". Es war eine mondlose Nacht. Die Sterne funkelten ueber uns und das Meer funkelte hinter uns im aufgewirbelten Kielwasser, An beiden Kuesten, links und rechts sah man dieses Funkeln, und vom Himmel herunter war es sicher auch gut zu sehen. Und weithin toente unser Motor. Hier gab es jetzt auf lange hinaus keine deutschen Stuetzpunkte mehr. Wir kreuzten vielmehr einen deshalb sehr beliebten Nachschubweg der Partisanen und waren bei jeder in den Engen notwendigen Annaeherung an Land auf Anrufe und Schuesse gefasst. Doch nichts geschah.

Dann querten wir die weite Wasserflaeche hinueber zu "unserer" Insel.

Auf halbem Wege meinten wir, Motorengeraeusch zu hoeren. Wir stoppten unseren Motor und lauschten uebers Wasser. Deutlich hoerten wir jetzt die Geraeusche: dort draussen liefen wohl zwei Motorboote, also Englaender mit Nachschub fuer Tito! Wir liessen uns treiben und lauschten. Eine genaue Entfernung konnte man nicht ausmachen. Das Land stand grau und schwarz schraeg vor uns vor einem etwas blasseren Nachthimmel, doch zeigte kein Licht weit und breit uns die Kuestenlinie. Hinter jenem Dunkel links vor uns verklang dann das Geraeusch. Die Motorboote waren hinter der Insel Pashman seewaerts nach Norden entschwunden. Wir warteten noch eine kurze Weile, bevor wir es wagten, unseren Radaukasten wieder anzuwerfen. Wieder folgte uns der leuchtende Schweif im Wasser. Jetzt eine kleine Bombe von oben und alles waere aus gewesen, bevor wir ueberhaupt gemerkt haetten, was los war. Doch das Boot zog ruhig seinen Weg weiter durch die nachtdunkle Adria. Verstaut auf seinem Boden lagen wir nebeneinander und ein jeder suchte wohl ein wenig zu ergruenden, was ihm der naechste Tag bringen wuerde.

Wir fuhren in den Hafen von Tkon am aeussersten Suedende der Insel Pashman ein, in welchem der einzige deutsche Stuetzpunkt auf dieser Insel eingerichtet worden war. Ich begab mich sofort zu dem Kompaniefuehrer, und klaerte ihn ueber unser Vorhaben auf. Viel konnte er uns nicht sagen, denn wie ueblich fuer alle diese Stuetzpunkte, war man nur sehr gelegentlich ins Innere der Insel vorgedrungen und hatte dann niemals Feindberuehrung gehabt. So bezeichnete er die Inselbevoelkerung als friedliebend und sicher nicht deutschfeindlich. Von dem Mord an dem Soldaten und an unserem Leutnant in dem Nachbarort Pashman hatte er wohl gehoert, aber bei einem Marsch dorthin, den er nach dem Vorgefallenen fuer notwendig hielt, nur freundliche Zivilpersonen angetroffen. Er nahm daher an, dass damals wohl zufaellig eine fremde Partisaneneinheit durch den Ort gekommen waere und das Feuer auf das deutsche Boot eroeffnet haette. Die Aussage des ueberlebenden Unteroffiziers, die wir ihm vorhielten, und wonach Zivilpersonen und sogar Frauen geschossen haetten, hielt er fuer unrichtig: der Mann haette sich sicher in seiner Aufregung und bei den Entfernungen geirrt.

Der Oberleutnant liess dann im hinteren Teil des Stacheldrahtringes eine Oeffnung machen, durch welche wir ungesehen von der Bevoelkerung und auch von den Soldaten des Stuetzpunktes ins Innere gelangen konnten. Lautlos marschierten wir so schnell wie moeglich einen schmalen Pfad zwischen niedrigen Steinmauern entlang, um so bald wie es ging, fortzukommen von dem deutschen Stuetzpunkt.

Quer ueber die ganze Insel gingen wir so bis dorthin, wo wir im Dunkeln den Abfall zum jenseitigen Ufer ahnen konnten. Hier unten irgendwo waren vor etwa zwei Stunden die feindlichen Motorboote vorbeigezogen, die wir gehoert hatten. Warum auch sollten wir nicht von einem dieser Boote ausgesetzt worden sein? Wir aenderten unsere Marschrichtung und suchten einen Pfad nach Norden. Von jetzt ab waren wir also:

Ein englischer Hauptmann mit einer Gruppe ihn begleitender Partisanen auf dem Wege vom britischen Kommando auf Lissa zum V. Partisanenkorps auf dem Festlande, irgenwo hinter Zara. Von dessen Existenz hatten uns unsere Spaeher berichtet. Kein Wort deutsch durfte mehr gesprochen werden, auch nicht im Fluesterton, kein deutsches Handanlegen mehr an die Muetze, kein deutsches Strammstehen mehr. Die wichtigsten Daten ueber die britischen Kommandostellen und deren Fuehrer auf Lissa, von wo wir kamen, hatten wir aus erbeuteten Feindpapieren zusammengestellt.

Wir legten uns in einem kleinen steinumrandeten Feld zum Schlafen nieder. Vorsorglich stellten wir Wachen aus gegen etwaige feindliche deutsche Spaeh-

trupps.

Zwei Maedels entdeckten uns als erste am naechsten Morgen. Froehlich hatten sie uns begruesst und dann versprochen, sie wuerden uns im naechsten Ort anmelden. Das aber war d e r Ort, wo Leutnant Willhoff und der andere deutsche Soldat erschossen worden waren. Schon bald darauf erschien eine kleine Abordnung von Frauen mit Lebensmitteln fuer uns, die sie in Koerben mitbrachten. Angefuehrt wurden sie von einer resoluten, wohl 50-jaehrigen Frau, die sich als Praesidentin des Oertlichen Hilfskomitees der Befreiungsfront vorstellte. Sie teilte uns mit, dass die Partisanenbrigade bereits verstaendigt worden sei und uns am Ortseingang empfangen wuerde. Fritz fing gleich mit ihr eine umfangreiche Unterhaltung an, schimpfte auf die Bluthunde der Faschisten, und hatte es gar nicht schwer, dass die Dame damit anfing, ihm von dem Ueberfall auf Willhoff zu erzaehlen. Die andern Frauen standen dabei und bestaetigten mit feurigen Bemerkungen und lautem Lachen, was sie stolz vortrug. Danach war Willhoff in der Tat kurz gelandet und dann wieder in das Segelboot gestiegen. Ausser ihm sassen noch zwei Nazisoldaten in dem Boot. Doch schon waehrend der Offizier sich in der Hafenstrasse umgesehen hatte, hatten sie zwei Maschinengewehre aus ihren Verstecken geholt und warteten jetzt nur darauf, dass die drei wieder in ihrem Boot sassen. Als sie etwa hundert Meter entfernt waren, hatten sie begonnen mit schiessen. Es war ein richtiger schoener Volksspass gewesen. Alle wollten es mal probieren. Und es war ja gar nicht schwer, zu treffen bei dieser glatten, windstillen See. Zuerst hatten die drei sich im Boot hingeworfen und sogar noch mit ihren Pistolen versucht,das Feuer zu erwidern, doch konnten sie natuerlich damit garnichts ausrichten. Und waren selbst schon bald alle drei verwundet. Es waere alles viel schneller gegangen, sagte die Alte, wenn nicht so ein Durcheinander bei den Maschinengewehren gewesen waere. Alle wollten sie nämlich mal schiessen. Und ganz stolz war sie dann, als sie berichtete, dass sie den einen ganz bestimmt getroffen haette. Sie haette richtig gesehen wie der Kopf nach unten kippte, und die Frauen haetten ein Freudengeheul angestimmt und die Kinder haetten schon hinueberwollen, um das Boot zu holen. Und der Leutnant und der andere Soldat seien dann ins Wasser gesprungen, und dann haette man auf einmal im Wasser etwas wie eine kleine Explosion gesehen und der Kopf des Leutnants waere verschwunden gewesen. Spaeter haette man ihn gefunden, aber der halbe Kopf von dem Faschisten fehlte.Und den Dritten haetten sie bisher noch nicht gefunden. Sicher sei auch der irgendwo ersoffen.

Mit Grinsen hatten Fritz und die Partisanen zugehoert und Anna uebersetzte mir auf italienisch Wort fuer Wort.

Dann formierte sich der Zug.Ob Gefahr sei, dass die Deutschen hierherkaemen, fragten wir. "Nein", antworte die ehrsame Praesidentin, wenn d i e mal hier herauskommen, dann erfahren wir das immer rechtzeitig, denn wir haben ja unsere Leute im Stuetzpunkt selbst und die wissen, wann man einen Spaehtrupp vorhat. Ich selbst bin oft dort und sie behandeln mich immer sehr freundlich".

Ein Huene von Kerl kam auf mich zu und gruesste mit erhobener Faust, Er hatte ein Kaeppi auf mit dem Sowjetstern und trug eine englische MPi in der Hand. Wir gaben uns die Hand und er zeigte mir seine Schar, die am Wegrand angetreten war. Die ganze maennliche Jugend des Ortes war es, ganz nach dem Muster der Hitlerjugend. Ich gab jedem einzelnen die Hand. Waehrend dieser Zeremonie kam ein alter Kapuzinerpater des Weges. Offensichtlich froh, dem Englaender zeigen zu koennen, dass man so tolerant war und dass auch so etwas hier noch leben durfte, wies der Bandenchef auf ihn. Doch mein Gruss wurde von dem in der Kutte nur sehr nebenbei erwidert. Der alte

Herr schien nicht gerne mit uns zu tun zu haben. Armes England! In welchem Ruf standest du schon damals in der Welt!

Im Sauhaufen setzten wir unseren Weg fort nach Norden. Wie mir mein neuer Freund mitteilte, hatte er Stafetten an das Inselkommando geschickt, das in dem Ort am Nordende der Insel lag. Wir koennten dort gegen Abend eintreffen und vorher auf halbem Wege in einem andern Ort zu mittag essen. Auch das sei bereits von ihm angeordnet worden. Ich war zufrieden. Es ging wirklich alles wie am Schnuerchen. Schon jetzt hatten wir Erkenntnisse gewonnen, die niemand geahnt hatte: die gesamte Bevoelkerung war eingeordnet in die Partisanenmacht. Man fuehlte, wie die ganze deutsche Truppenorganisation hier auf toenernen Fuessen stand, wie im entscheidenden Augenblick dieses Volk seine Waffen hervorholen wuerde und wie dann mit einem Schlage alles von uns Aufgebaute zusammenbrechen wuerde. Nichts war eigentlich gesichert, was da heute noch auf allen unseren militaerischen Lagekarten als von deutschen Verbaenden gesicherte Adriakueste bezeichnet wurde. Eigentlich sogar erstaunlich, dass der ganze Umfang dieser Erkenntnis bis dahin nicht bei unserer Fuehrung bekannt gewesen war.

Die Unterhaltung mit dem neben mir Ausschreitenden Riesen war lehrreich Er war im Spanischen Bürgerkrieg als Freiwilliger gewesen und hatte da so manchem Faschisten und Moenchlein im wahren Sinne des Wortes das Rueckgrat gebrochen, wie er mir freundlichst lautlachend mitteilte. Jetzt war er Ausbilder. Bald schon zeigte er mir,wie gut er seine Leute fuer den Bandenkrieg gedrillt hatte. Wir kamen durch ein kurvenreiches Wegstueck. Zu beiden Seiten wie immer die niedrigen Steinmauern und dahinter Olivenbaeume und kleine Buesche. Da ertoente ploetzlich ein Gebruell von allen Seiten und hinter jedem Baum und jedem Steinhaufen lugte ein versteckter Partisan hervor, die Maschinenpistole auf uns im Anschlag. Im Ernstfall waere da bei uns kaum ein Auge trocken geblieben. Lachend und mit ihren Waffen in der Luft herumfuchtelnd, stuermten sie auf uns zu und formierten sich dann zu einer Art Marschkolonne.

Das war unser Empfang am Ort der Mittagsrast. Waehrend wir assen, setzte ich meine Unterhaltung fort. Es ging ueber derart viele Themen hin, dass ich nur froh war, dass hier niemand englisch sprach. Ich erhielt Auskunft, wie viele Maschinenpistolen vorhanden seien, dass aber leider fast keine Munition mehr fuer ernste Gefechte zur Verfuegung staende, weil alles bei den laufenden Uebungen verbraucht wuerde. Platzpatronen dafuer hatte man keine. Ich erfuhr, wie dringend die Versorgung der Bevoelkerung mit Lebensmitteln sei, vor allem seitdem von der englischen Luftwaffe das Verbot ausgegangen sei, tagsueber Boote zum Fischfang zu benutzen. Die Englaender konnten so grundsaetzlich jedes draussen auftauchende Schiff als feindlich ansehen und angreifen. Ich erfuhr auch, dass es konterrevolutionaere Elemente gaebe, dass diese alle notiert seien und im Augenblick des Sieges liquidiert werden wuerden. Man haette vor, in jenem Augenblick auch alle deutschen Gefangenen zu erschiessen (In der Tat ist das dann ja auch an vielen Orten mit tausenden so geschehen). Ich erfuhr weiter, dass auf der Insel noch keine Funkstation eingerichtet worden sei, und versprach ihm, diese Idee nach meiner Rueckkehr oben zu befuerworten, denn von hier aus könnte man ja das Kommando auf Vis viel schneller ueber deutsche Vorhaben verstaendigen als dieses bisher geschah, wo immer erst alles im Ruderboot bei Nacht zu der Funkstelle draussen auf einer der Inseln in der aeusseren Inselkette gebracht werden muesse. Schon mehrfach haette das ein schnelleres Eingreifen der englischen Jaeger verhindert. Und noch vieles mehr sagte er mir, was mit der Organisation der Partisanenverbaende zusammenhing. Er war ein scharfer Kritiker und verglich immer wie-

der mit der Internationalen Brigade. Dankbar erwaehnte er, wie schon damals die englische Arbeiterregierung ihnen helfend zur Seite gestanden haette. So erfuhr ich in diesen Stunden mehr als in vielen ueblichen Unternehmungen. Und ich machte mir von allem Notizen auf englisch, um auch richtig und vollstaendig in Lissa berichten und die Fehler abstellen zu koennen. Eine schoene, umfassende Feindlagenkarte entstand. In anderer Gesamtlage haette sie uns viel helfen koennen.

Vor dem endgueltigen Ziel unseres Marsches mussten wir eine zeitlang am Wege lagern, denn wir hatten uns angeblich etwas verfrüht. Endlich erschien ein Bote und verlangte von uns die notwendigen Ausweise. Wir hatten natuerlich keine und sagten auf diese erwartete Frage, dass unsere Ausweise bereits mit einem Sonderkurier zum Korps gebracht worden seien, damit wir keine Papiere bei uns haetten bis wir die Kuestenzone mit ihren deutschen Stuetzpunkten hinter uns haetten. Nach zehn Minuten kam der Bote zurueck und lud uns ein, an einem tiefgelegenen Platz zu kampieren. Es war eine richtige Mausefalle und keinem war dabei so ganz wohl. Frauen kamen und verteilten Brot und Wein unter die Unsrigen, doch waren sie auffallend zurueckhaltender als unsere Freundinnen vom Morgen.

Dann erschien der Inselkommandant mit seinem Adjutanten. Ein junger Mensch mit harten, sehr strengen Gesichtszuegen, verschlossen, wenn er sich auch bei der Begruessung zu einem Laecheln zwang. Auf seinen Wunsch hin gingen wir zusammen in ein nahegelegenes einsamstehendes Haus, das heisst, mitkamen mit mir Anna, Fritz und D. Das Haus schien als Gefaengnis benutzt zu werden. Dicke Eisenstaebe an den Fenstern. Man schloss es vor mir auf und ich wurde empoert.

Und ich hatte einen Schutzengel in dieser Sekunde. Es ging alles sehr schnell und von den Uebrigen unbemerkt. Doch ich muss zur Erklaerung kurz vorausschicken, dass ich ja mit dem Wojwoden Djujic und seinen Offizieren immer italienisch gesprochen hatte und dass ich daher oft wie eine staendige Redewendung die Wortfolge "ufficiale tedesco" - deutscher Offizier - im Munde hatte. Jetzt, an der Tuer, und waehrend ein Partisan die Schloesser von den schweren Ketten loeste, platzte es mir heraus: "Siamo ufficiali..." und ich wollte gerade wie gewohnt fortsetzen "tedesqui" als auch schon der Schutzengel eingriff und mir die Kehle schloss, waehrend zugleich der Inselkommandant beruhigt sagte: "Sie muessen verstehen, wir muessen erst einmal Ihre Lage besprechen". "Natuerlich, das kann ich verstehen", antwortete ich, schon etwas ruhiger.

Drinnen stand ein einziger grosser Tisch, Stuehle rundherum. Hier mochte schon mancher armer Suender sein Todesurteil entgegengenommen haben. Wir setzten uns auf die eine Seite, unsere Gastgeber uns gegenueber an den Tisch und das Verhoer begann: Woher und Wohin? Unsere Legende erwies sich als stichfest, die Namen, die wir nannten, waren bekannt. Doch das mit den fehlenden Ausweispapieren wollte nicht einleuchten. Da machte ich den Vorschlag, dass wir bei ihm hier im Ort blieben und einstweilen nicht weitergeleitet wuerden, bis er eine Bestaetigung auf dem Funkweg eingeholt haette. Ich wusste ja aus den vorhin gefuehrten Gespraechen, wieviel Zeit das in Anspruch nehmen wuerde: Morgen frueh ein Boot nach draussen schicken, ein Funk hin, nach etwa vier Stunden wohl die (negative) Antwort aus Vis, und dann das Boot wieder zurueck. Vor morgen abend konnte keine Antwort da sein. Und morgen frueh sollte mein Zweiter uns bereits gefangen nehmen.

Der Vorschlag wurde angenommen. Wir verabschiedeten uns, meine Begleitung bereits ganz zunftgemaess mit den inzwischen laengst aufgeschnappten Grussformeln der Partisanen, und kamen zu unseren Leuten in der Senke zurueck. Der Spiess hatte schon angenommen, wir seien alle abgemurkst worden

und haette in laengstens weiteren fuenf Minuten das Haus mit den Gittern gestuermt.

Ueberall unter den hohen Baeumen verteilt lagen unsere Leute. Ueberall hatten sie sich inzwischen aber auch schon angefreundet mit anderen Partisanen und ein eifriges erzaehlen von bestandenen Abenteuern in dieser wildbewegten Zeit hub an. Auch das Wort "Teufelsdivision" fiel und es machte uns innerlich einen Heidenspass, zu merken, welche Angst sie vor der hatten, und dass sie die Gruppe fuer mindestens zehnmal staerker hielten als sie in Wirklichkeit war. Ich versprach ihnen, mir diese Leute einmal etwas naeher anzusehen und vielleicht morgen waehrend unserer Wartezeit einmal so zwischendurch ihnen ein kleines Gefecht zu liefern, fuer den Fall, dass man auf sie stossen wuerde.

Es war eine schoene und voellig ruhige Nacht. Nicht einmal Wachen hatten wir ausgestellt. Man hatte uns versprochen, uns rechtzeitig bei einem etwaigen deutschen Anruecken zu warnen und im uebrigen hatten wir ja auch nicht die Absicht, unsere Freunde misstrauisch zu machen.

D. lag an den gleichen Baumstamm gelehnt wie ich und wir standen am folgenden Morgen mit dem allerersten Licht als Erste auf und reckten unsere klamm gewordenen Beine. Sicher wurden wir von irgendwo her beobachtet, doch nicht einmal wie gelangweilt schauten wir uns um. Die englische MPi hatte ich mir ueber den Ruecken gehaengt. Im Vorbeigehen verstaendigte D. Fritz laut und deutlich auf kroatisch, dass wir einmal einen Spaziergang an das nahe Nordende der Insel machen wuerden. Ich kletterte auf eine Steinmauer und sprang auf der andern Seite wieder herunter. Dabei loeste sich ein Schuss aus meiner Mpi und fegte an meinem Hinterkopf vorbei in die Luft. Erst war mir gar nicht klar, dass ich es selbst gewesen war, der die morgendliche Ruhe gestoert hatte. Dann nahm ich aber doch schnell dieses Teufelsding vom Ruecken. Merkwuerdigerweise blieb aber alles in der nahen und weiten Umgebung ruhig. So ein Schuss im Morgengrauen schien hier also gar nicht so etwas Aussergewoehnliches zu sein.

Der Weg zog sich viel laenger hin als wir angenommen hatten.Es waren, wie wir jetzt feststellten, sogar eigentlich zwei Orte, die sich hier ineinanderwoben, und erst am Ende des zweiten sahen wir das Wasser, das unsere Insel von Ulman trennte. Ich schickte D. zurueck mit dem Befehl, die andern nachzuholen. Dort drueben musste ja mein Leutnant mit seinen Leuten liegen. Und ich erwartete auch nicht, dass die Partisanenfuehrung uns diese kleine Bewegung verbieten wuerde. Ich ging einen Strandweg unter alten Weiden alleine weiter. Mir entgegen kam ein Partisan in Uniform. Er hatte wohl dort am aeussersten Ende der Insel Wache gestanden. Wir gruessten uns unbeholfen im Vorbeigehen. Ich schaute mich nicht nach ihm um und ich nehme an, er tat es ebensowenig. Und beide dachten wir wohl irgendwo in einer Ecke unseres Gehirns an die Moeglichkeit eines Genickschusses. Es ist eben doch etwas besonderes dran an solchen Spaziergaengen am fruehen Morgen an der schoenen, blauen Adria.

Am Ende dieses Pfades, den ich so am Ufer entlangging, lag ein kleines Holzhaeuschen. Neben ihm war ein grosser Kahn angebunden. Er schwamm bereits in jenem Kanal, der die beiden Inseln voneinander trennte. Er war wohl hundertzwanzig Meter breit. Drueben stieg ein sandiges Ufer an und zwischen den dortigen Bueschen - lief auf einmal mein Unteroffizier Moeller entlang! Ich sah ihn durch einen Spalt in jenem Haeuschen und eroeffnete sofort das Feuer.

Da schoss es von allen Seiten und die Kugeln fetzten in das Holz links und rechts von mir. Die Baeckerburschen machten sich deutlich einen Spass daraus,

moeglichst nahe zu zielen. So schoen konnten sie ihren Chef ja nicht noch einmal kitzeln. Sie mussten schon vor der Morgendaemmerung ihre Posten bezogen haben. Und fast sicher hatte sie auch der Posten bemerkt, der eben an mir vorbei nach hinten ging. Wohl zehn Minuten dauerte dieses Geplaenkel, als ich die Kirchenglocken hinter mir hoerte: Man gab Alarm!

Immer wieder schoss ich und regelmaessig kam als Antwort eine Salve von drueben. Doch, wenn ich nicht schoss, dann blieben die drueben auch ruhig. Mir aber lag daran, dass der Eindruck eines dauernden Gefechts entstand. Doch ich konnte nicht viel mehr verschiessen, meine Munition ging zu Ende. Wer weiss, wofuer ich den Rest der Patronen noch noetig haben wuerde!

Die Zeit zog sich endlos hin. Immer noch war keiner meiner Leute zu sehen. Nach zwei Stunden endlich trafen die ersten ein und unterstuetzten mich in meinem Kampf. Dann lag auf einmal der Spiess neben mir in dem Haeuschen und fluesterte mir zu, dass alles heran sei. Jetzt konnte ich das Signal geben zum Stuermen. Es war zugleich das Losloesen von den Partisanen. Die Masken fielen. "Swae za Tito", "Alles fuer Tito" war fuer diesen Augenblick als Schlachruf ausgewaehlt worden. Ich rief ihn und er widerholte sich in einem allgemeinen Feldgeschrei hinter mir im Feld. Das bedeutete fuer Alle, sich von etwa mitgekommen Feinden zu loesen und ans Ufer zu stuermen. Ich sagte "zu loesen". Ich hatte angeordnet, dass das so unblutig wie moeglich zu geschehen habe, denn dieses war ja der ethisch fuer uns schwierigste Punkt des ganzen Unternehmens. Wir hatten nicht die Absicht, den Partisanen mit gleicher unsauberer Muenze zurueck zu zahlen. Wir hatten nicht fremde Uniformen angezogen, um leichter toeten zu koennen, sondern um Erkenntnisse zu sammeln, um zu erkunden. Wir waren schon gar nicht englische Soldaten, wie etwa jene Angehoerigen der Desert Rats, die nach den Darstellungen in ihrer eigenen Divisionszeitung, wie sie mir dann im Sommer 1945 spaeter in Wolfsberg in die Hände fiel, davon berichteten, dass sie sich deutsche Uniformen von Gefallenen anzogen, einen deutschen Lkw bestiegen und dann durch die Wueste in Nord-Afrika auf einen deutschen Verwundetensammelplatz am Pistenrand losfuhren und dort dann alles niederschossen, was sie liegen sahen, Verwundete, Aerzte und Sanitaetspersonal. Sie bruesteten sich damit, dieses Spiel zweimal ausgefuehrt zu haben. Wir dachten nicht entfernt an Aehnliches.

Wir sprangen in den Kahn und setzten ueber. Mein Leutnant stand am Ufer und im Busch lagen seine Leute weiter im Anschlag, diesmal, um eine Feuerglocke ueber uns zu legen, falls die drueben aufwachen wuerden. Da erschien drueben am Ufer in aller Seelenruhe noch ein Mann von den Unsern. Er hatte es eben einfach nicht so eilig gehabt. So musste also das Boot noch einmal hinueber, um auch ihn zu holen. Auch jetzt kam es noch zu keiner Kampfhandlung.

Die Turkmenen konnten gar nicht genug lachen ueber unsern Aufzug. Das ganze machte ihnen ein Heidenvergnuegen. Doch in dem naechsten kleinen Hafenort auf Ulman, wie diese Insel hiess, verwandelten wir uns wieder mit Hilfe von Uniformen, die unsere dortige Truppe auftragsgemaess mit hatte, in deutsche Soldaten, und die Tschetniks legten die Tito-Embleme ab. Schon auf dem Wege dahin wurde mir gemeldet, dass man am fruehen Morgen gesehen habe, wie ein Ruderboot von Pashman abstiess und nach draussen der offenen See zustrebte. Das waren die Kundschafter, die der Inselkommandant wie ausgemacht ausgeschickt hatte, um Gewissheit ueber unsere wahre Natur zur erlangen.

Den ganzen Tag ueber sass ich noch mit D. zusammen und arbeitete die Notizen meines Tagebuches durch und fuegte dabei ein, was Andere unserer

Gruppe noch in Erfahrung gebracht hatten. Alles wurde fertiggemacht fuer die Heeresgruppe, die wir so schnell und so umfangreich wie moeglich ins Bild setzen wollten. Ganz abgesehen von vielen, oertlich wichtigen Einzelheiten, erhielten wir ja doch diesmal wirklich aus erster Hand den untrueglichen Beweis dafuer, dass die gesamte Bevoelkerung, wenn auch mehr oder weniger unter dem Zwang eines starken Terrors, von den Partisanen straff organisiert und voellig geschlossen gegen uns eingesetzt werden konnte. Die schoene Idee eines selbstaendigen, mit uns verbuendeten Kroatiens, dessen Kuesten wir hier in Waffenbruederschaft verteidigten, verfiel in ein Nichts.

Einen regelrechten Abschiedsbrief schrieb ich auch an den Inselkommandanten und einen ehrlichgemeinten Gruss an den so aufrechten Rotspanienkaempfer. Den Brief uebergab ich dem Pfarrer des Ortes auf Ulman mit der Bitte, ihn so bald wie moeglich weiterzureichen. Es war ganz und gar kein ironischer Brief, sondern ein sehr ernster. Es war ein ganz persoenlicher Brief und ich bat um Verstaendnis fuer ein solches Erkundungsunternehmen. Ich sagte ihm darin einleitend, dass ich eingenommen gewesen sei von der straffen Disciplin seiner Leute und von den hohen Idealen, welche ihnen vorschwebten. Ich fuegte aber hinzu, dass es eine Schande sei, dass derartig tuechtige Soldaten sich herabliessen zu einem so voelkerechtswidrigen Bandenkrieg und in Zivil kaempften, dass sie feige aus dem Hinterhalt angriffen, dass sie sich als friedliche Bauern gaeben, wenn deutsche Verbaende heranrueckten - deren Soldaten Arbeiter und Bauern seien wie sie selbst. Er muesse sich der schmutzigen Form seines Kampfes bewusst sein. Und ich ging auf die grosse Politik ueber und bedauerte, dass er von den britischen Plutokraten und von Nordamerika ehrliche Hilfe erhoffe fuer seine idealen Ziele, und prophezeite ihm,dass die USA ihn und die Seinen eines Tages genauso verraten wuerden, wie sie es bislang mit einem jeden getan hatten, der mit ihnen gegen den Kommunismus ins Feld gezogen war,nicht zuletzt mit Koenig Peter und Draga Mihailowitch. Ich hatte ja bemerkt, dass der Mann kein Dummkopf war. Doch hoffte ich kaum auf eine Wirkung meines Briefes, schon deswegen nicht, weil gerade damals in Jugoslawien die Partei jede kleinste Regung selbstaendigen Denkens aufs allerschaerfste zu ahnden pflegte.

Natuerlich lag mir jetzt daran, so schnell wie moeglich wieder zu meiner Dienststelle zu kommen. Der gute Ausgang des Unternehmens, seine bedeutenden Ergebnisse mussten schnellstens ausfuehrlich nach Belgrad gefunkt werden. So entschloss ich mich, alleine in einem landeseigenen Segelboot vorauszufahren. Mein Hilfsoffizier blieb mit seiner Truppe auf Uljan und die anderen Teilnehmer des Unternehmens segelten nach Dunkelwerden erst einmal zurueck in den Ausgangshafen, um von dort dann mit dem dort zurueckgelassenen Motorboot die Heimreise anzutreten. Noch im Hellen kam der Fischer, der mein Boot steuerte, in die Gruppe kleiner Inseln, die sich uns suedlich von Pashman in den Weg legten. Wir naeherten uns dabei einem kleinen Eiland, als wir weit draussen zwei englische Jaeger vorbeiziehen sahen. Flugs legten wir uns in eine der kleinen Buchten zwischen senkrechte Karstwaende. Immergruene Buesche hingen ueber uns und deckten uns ein wenig zu. Das Wasser plaetscherte gegen den hellen Fels und weit unter uns sahen wir bunte Fische an der Wand entlang ziehen. Da wir nicht wussten, welchen Rueckweg die beiden metallenen Raubvoegel nehmen wuerden, warteten wir eine zeitlang bevor wir weiterfuhren. Ich selbst lag schon geraume Zeit flach im Boot, denn es war so gut wie sicher, dass man uns dauernd von Land aus beobachtete. So kamen wir an eine Enge, in der das Segel zweimal abrupt gewendet werden musste, jedes Mal kam das weiterlaufende Boot nur wenige Meter vom jeweiligen Strand zum Halten. Ich hatte mich unter Netzen versteckt und schaute in den

blauen Himmel ueber mir, die Pistole im Anschlag auf den Steuermann. Da wurde dieser laut angerufen. Offensichtlich war der fuer mich unsichtbare Sprecher da oben ein bewaffneter Partisan, kaum mehr als drei Meter vom Boot entfernt. Mein Mann antwortete, er koenne hier nicht landen und rief nur, er fuehre nach Betina. In neuer Richtung entfernte sich das Boot von der Enge. Wieder einmal war ich gluecklich davon gekommen. Das war damals unter meinen Leuten schon sprichwoertlich geworden. Als seinerzeit die Maschinengewehrgarbe unser Fahrzeug traf und Friedel daran glauben musste, da war eine Kugel mir von der Seite her durch das Fernglas gedrungen, das ich auf der Brust trug, und die naechste stak im Leder meiner Pistolentasche am Ruecken. Dazwischen war ich gewesen. Und einmal war ich im schoensten Tageslicht morgens in einem Segelboot von der Insel Pashman gestartet, um hinueber zu fahren nach Zara. Mitten auf der offenen Wasserflaeche, Kilometer weit entfernt von allen Kuesten, sahen wir Max und Moritz heranbrausen. Ich kroch unter die Luke und der Dalmatiner stand mit blossem Oberkoerper hinten aufrecht am Steuerbalken, den Ruecken den Englaendern zugekehrt. Die Tommies kamen ganz herunter - und schossen nicht! Dabei war es ja nach den Anordnungen der Roten eigentlich nur denkbar, dass es sich um ein deutsches oder aber ein kontrarevolutionaeres Boot handelte. Hinten am Horizont standen meine Leute in dem Hafen, von wo ich abgesegelt war, und hatten bereits mein sicheres Ende vor Augen gehabt, als sie die Englaender angreifen sahen. Ein andermal, als ich im Hauptquartier von Djujic in Kossovo um die Mittagszeit eintraf, sah man mich entgeistert an, denn wir hatten in unserer rasenden, staubaufwirbelnden Fahrt beinahe einen vor uns die Landstrasse kontrollierenden englischen Jaeger eingeholt. Wieder ein anderes Mal wurden wir von so einem Flugzeug verfolgt und jagten gerade noch rechtzeitig unter die die Strasse kreuzende Eisenbahnbruecke in der Naehe von Drnis, , als die Bahnboeschung von den englischen Geschossen aufspritzte, waehrend wir mit aller Kraft auf die Bremsen traten, um den Wagen unter der schuetzenden Bruecke noch zum Stehen zu bringen. Erwaehnt werden darf hier auch ein Spaziergang, den uns damals keiner vor- und auch keiner wieder nachgemacht hat. Ich befand mich in Murter, zusammen mit Unteroffizier D. und mir kam der Gedanke, den Weg in Richtung Sibenik zu Fuss zurueckzulegen. Massgebend dabei war die Ueberlegung, dass es sich um eine Ueberraschungstour handelte, niemand auf der allgegenwaertigen Gegenseite war auf so etwas vorbereitet. Wir mussten uns landeinwaerts wenden und dann einen Weg in Suedrichtung verfolgen, der durch ein flaches, bebautes Tal sich im Windschatten eines Huegelzuges hinzog, der das Land dort vom Meer trennte. Wir wussten, dass auf der Seeseite dieses Rueckens Partisanenposten stationiert waren, rechneten aber im Innern mit der Erfahrung der Partisanen, dass dort Deutsche sich nicht hindurchwagen wuerden. Natuerlich gingen wir schnellen Schrittes, um die notwendigen zwei bis drei Stunden schnell hinter uns zu bringen und einem Alarm der Gegner zuvorzukommen. Unterwegs sahen die in den Felder Arbeitenden erstaunt zu uns herueber, von dem Bergzug rechts von uns lief hier und dort jemand hinunter, als wolle er uns den Weg verstellen, doch keiner von ihnen fuehrte eine Waffe mit sich. So kamen wir gegen Abend an unserem Ziel an. Der deutsche Soldat, der uns den Drahtzaun oeffnete, bestaetigte uns, dass bisher noch niemand aus dieser Richtung gekommen sei. Man sprach dabei von meinem persoenlichen Glueck. Doch ich hatte mir eine andere Philosophie zurechtgeschneidert: Es geht immer dann gut, wenn die Fahrt nicht zum Vergnuegen oder aus Uebermut geschieht, sondern dienstlich notwendig ist. Und fuer meine Untergegebenen galt eine weitere, durch viele Ereignisse bestaetigte Erkenntnis: Taten sie, was ich ihnen befohlen hatte, dann ging die Geschichte gut aus. Soweit also

A d r i a

Muscheln lagen dunkel, tief in klarem Wasser,
Kleinen Hafen schuetzt ein grauer Kai.
Berge blauen schroff und hart in weiter Ferne,
Sind bedeckt mit letztem Fruehlingsschnee.

Wellen plaetschern, Salzgeruch fuellt herb die Nuestern
Eines Esels, der am Ufer steht;
Steinbesaet und steingesaeumt sind Feld und Gaerten,
Wo die Bora wieder heftig weht.

Kurzes Winterkorn steht gruen im braunen Boden
Unter Feigen und Olivenbaum;
Zwischen Dorngestruepp muss sich ein Bauer muehen,
Sieht die Schoenheit seiner Erde kaum.

Weisse Felsen, Kiefern gruenen, Glocken klingen,
Orte leuchten hart am Meeresstrand,
Fischer hocken wartend: Schoenheit ist Kulisse
Fuer ein armes Volk in Gottes Hand.

Wenn du im Mittag die Huegel nicht ausmachen kannst vor dem silbergrauen Himmel, wenn weisse Wolken hinter einem Hitzeschleier sich in blaue Hoehen tuermen, wenn das ganze Firmament herrisch ueber dir wie e i n e Sonne leuchtet, wenn, durstig, du nicht trinkst, und, hungrig, bist zu stumpf zum Essen, wenn alles schweigend wartet und die Erde nicht mehr atmet,
dann ist es
S o m m e r a n d e m M i t t e l m e e r.

---

reichte mein Schutzschild. Nicht weiter. Eines Tages hatte sich das Regiment in Sibenik zum Beispiel einen Lkw von uns ausgeliehen. Ich sagte dem italienischen Fahrer, dass er auf keinen Fall nach Dunkelwerden fahren duerfe. Er tat es dennoch, als ihn der Ic des Regiments darum bat. Von unserer Dienststelle in Zablace aus sahen wir an jenem Abend die Feuergarben eines Partisanenueberfalls bei Jadirtovac, einige vierzig Kilometer wohl nach Sueden, und wussten noch nicht, dass da einer unserer schoenen Lkw, die wir in Debar erbeutet hatten, auf eine Mine gefahren war, und dass unser lieber lustiger Italiener einen Fuss verloren hatte.

Fast um Mitternacht konnte Hugo mich dann auf meiner Rueckfahrt von Pashman in Betina wieder wohlbehalten begruessen. Noch in der gleichen Nacht setzte ich die Fahrt fort nach Zablace, um moeglichst bald die Funkmeldungen an die Hegru weitergeben zu koennen. Wir hatten uns vorsorglich fuer diesen Tag zusaetzliche Funkzeiten erbeten, um schnell alles durchgeben zu koennen.

Eine Woche darauf wurde mir das EK I verliehen "wegen der durch meine Einsaetze wirksam werdenden Schliessung der Adriakueste fuer den feindlichen Nachschub". Eine weitere Bestaetigung fuer den Erfolg unserer Taetigkeit fand ich nach dem Kriege in einer Karte des Feindes, die ich hier beifuege. Der weisse Raum auf dieser Skizze nahe der Adriakuesteist ist auch heute noch mein Stolz. Es war den Englaendern tierra incognita. Wenn ich bedenke, wieviel Unglueck alleine mit den Tretminen angerichtet worden waere, die wir dem Feinde fortgenommen hatten, schon dann sind die Verluste, die wir in unserem oft recht verwegenen Einsatz trotz aller Vorsichtsmassnahmen dennoch hatten, vielfach aufgewogen.

Doch das Unternehmen Pashman war damit noch nicht abgeschlossen gewesen. Das Schicksal selbst hatte noch einmal eingegriffen. Es war tatsaechlich noch dazu gekommen, jene Verbrecherin zu strafen, die auf wehrlose deutsche Soldaten geschossen und sich uns gegenueber damit so froehlich gebruestet hatte. Denn der Zufall wollte es, dass Fritz und seinen Leuten, gerade als sie im Einsatzhafen wieder ihr Motorboot uebernehmen wollten, die Moerderin in jenem Dorf ueber den Weg lief! Was tun? Gerichte gab es nicht, weit und breit, und man konnte auch nicht an einen sicheren Abtransport der Delinquentin denken, die so auf eigentlich frischer Tat ertappt worden war. Das Gestaendnis fuer die grausige Mordtat lag deutlich genug vor. Man hat sie aufgehängt. Als ich spaeter davon erfuhr, habe ich dieses Vorgehen fuer richtig gehalten. Es versteht sich von selbst, dass auch meine vorgesetzten Dienststellen die gleiche Haltung einnahmen.

Hugo war seinerzeit der erste grosse Fang gelungen. Auf einer kleineren Insel bei Murter hatte er ein Lager englischer Minen gefunden. Tretminen waren dabei und Zugminen, jene heimtueckischen Dinger englischer Erfindung naemlich, die s e i t w a e r t s eines Weges versteckt wurden. Ueber den Weg lief nur eine ganz duenne, unsichtbare Schnur, und wer in diese einhakte war im naechsten Augenblick von Eisenstuecken durchloechert. Tagelang dauerte damals der Abtransport und Schiffsladung auf Schiffladung wurde in einem grossen Schuppen am Kai von Zablace eingelagert. Die Jungens unserer Quartiersleute und Nachbarn erboten sich, sie zu schleppen und aufzustapeln, und wir konnten uns ein lebhaftes Bild davon machen, wie ganz das gleiche anderswo unter englischem Kommando geschah. Im uebrigen machten wir uns auch Fotos davon, Erinnerungen an jene Zeit.

Bemerkenswert war auch die Verlegung unseres Standortes auf der Insel Murter selbst. Wir hatten den Eindruck, dass Hugo am Nordende der Insel mit freiem Blick in drei Seerichtungen weitaus besser lag als in der Stadt Murter selbst. Den Marsch nach Betina, das damals fuer uns noch Neuland war, deckten wir mit der Begleitung unserer Turkmenen. Auch hatten wir vor, in Betina selbst an einer uns bezeichneten Stelle den dort versteckt wohnenden Partisanenkommandanten von Murter festzunehmen. Lautlos marschierten wir durch die Nacht, die letzten Behausungen hinter uns lassend. Der Pfad kroch auf die Berge hinauf, die das Rueckgrat der Insel bildeten. Links und rechts von uns in der mondhellen Nacht lagen die steinigen Felder hinter ihren hellen Mauern. Dann hoerten wir Stimmen vorne vor uns. Schnell war unsere gesamte Mannschaft links und rechts hinter den Mauern verschwunden und verhielt sich dort lautlos, waehrend sich zwei Maenner in lautstarker Unterhaltung an uns vorbei auf Mutter zu bewegten. Wir waren sehr stolz darueber, dass sie von uns nichts gemerkt hatten und setzten nach einer Weile unseren Marsch fort. In Betina angekommen erfuhren wir, dass der gesuchte Partisan in der vergangenen Nacht nach Murter gegangen sei. Es war einer der beiden, die wir so nett hatten vorbeigehen lassen.

Betina wurde dann, wie schon mit einigen Vorgaengen belegt, Ausgangspunkt fuer eine ganze Reihe von Erkundigungen in diesem Raum. Ich fuhr damals nach dem ersten Besuch im Segelboot gleich weiter nach Norden, um zu sehen, was sich in Zara tat. Dort befand sich damals mein zweiter Hilfsoffizier und ich stand taeglich mit ihm in Funkverbindung. Als letztes hoerte ich so, dass er sich auf die grosse, noerdlich von Zara gelegene Insel Vic verlegt hatte.

Doch zunaechst einmal etwas mehr von Zara, das wir schon mehrfach erwaehnten. Es handelte sich um eine italienische Enklave auf der jugoslawischen Seite der Adria, aehnlich etwa wie es Fiume war. Die alte venezianische Gruendung liegt auf einer Halbinsel und ist von der Landseite her geschuetzt durch eine imponierende mittelalterliche Mauer. Das Eingangstor ziert der Loewe der Lagunenstadt. Auf der Halbinsel selbst draengt sich Gebaeude an Gebaeude, oft schoene Paläste wie in Venedig selbst. Das heisst, so war es einmal, denn die Englaender waren damals auf die feine Idee gekommen, diese schoene Stadt als Versuchsziel fuer eine neue Bombenstrategie zu benutzen. So erschienen sie also eines Tages ueber der ungeschuetzten, sich so deutlich von dem umliegenden Meer abhebenden, engbesiedelten Stadt und liessen von einer ersten Reihe ihrer Flugzeuge Aluminiumstreifen herab und die weiteren Reihen warfen ihre Bomben auf die friedliche Stadt. Mehrfach noch probierten sie dieses neue System dort an der Adria, bevor sie es ueber den deutschen Staedten so erfolgreich starteten. Bis heute blieb dieses ungeheuerliche Kriegsverbrechen in der Oeffentlichkeit unerwaehnt. Ist es vielleicht nicht erwaehnenswert?

So traf ich also Zara als Truemmerhaufen vor. Nur ausserhalb der ehrwuerdigen eigentlichen Stadt lebten jetzt die Menschen. Meine Funkstelle lag in dem Gebaeude der italienischen Tabakregie, etwa sechs Kilometer suedlich der Festungsmauern direkt am Meer. Als ich ankam, war niemand zuhause. Herrlich fuer eine Abwehrfunkstelle, nicht wahr? Ich setzte mich in den Garten und wartete und aergerte zwei Kreuzottern vor mir im Sand, bis sie sich gegenseitig bissen.

Unteroffizier Jung kam mit einem Arm voll Nudeln an, hatte sich also bereits in diesem italienischen Ort voellig auf pasta chiuta umgestellt. Am nachmittag kam mein Leutnant und wir fuhren durch die Stadt nach Norden. Im Hafen von Nin wartete ein grosser Segler auf uns. Feldwebel Schnief, Kapitaen einer Turkmenenmannschaft stellte sein Schiff vor. Zwischen Kaspi und Adria ist kein grosser Unterschied, meinte er laechelnd. Doch man merkte wie trotz koestlichsten Eifers die neugebackenen Seeleute doch neu waren in ihrem Beruf. Es war ein g r o s s e r Segler, und er musste auch gross sein, denn schon bald merkte ich, dass hier andere metereologische Verhaeltnisse herrschten als in den weitaus ruhigeren Gewaessern um Murter herum. Hoeher gingen die Wellen, viel weiter waren die Entfernungen und heftige Boeen rissen an den Segeln.
Einen Tag blieb ich auf Vic, dann war uns allen klar, dass dieser Ausflug nicht viel Sinn hatte. Die Insel schien strategisch so wichtig und lag doch im toten Winkel unseres Stueckchens Weltgeschichte. Der Zug nach dieser Insel war ein Stoss ins Leere gewesen. Auch die Partisanen hatten Manschetten vor den schwierigen Seeverhaeltnissen dieser windigen Ecke. Sie ueberliessen sie gerne der Bora und fuhren ihre wertvollen Frachten lieber ueber ruhigere See.

So setzte mich mein Zweiter am naechsten Morgen in einem kleinen Hafen am Festland noerdlich von Zara ab. Jung sollte mich vereinbarungsgemaess dort mit seinem Motorrad abholen. Ich stiess das Schiff mit dem Fuss vom Ufer ab und war allein. Ich ging die wenigen Schritte von der Kaimauer an die

Hauptstrasse und wartete. Die Leute sahen mich an, zuerst freundlich, dann schon interessierter, dann noch etwas ernster. Waehrend ich nach dem Krad Ausschau hielt, gingen auffaellig viele Maenner in die naechste Schenke. Mir wurde langsam ungemuetlich zumute. Endlich, nach mehr als einer Stunde dieses einsamen Wartens erschien das Fahrzeug. Jung hatte eine Panne gehabt. Ich setzte mich hinten drauf, die Maschinenpistole quer vor mir, und wir kamen unangefochten nach einigen Stunden bis nach Zara. Die Partisanen in der Schenke machten sich inzwischen sicher gegenseitig Vorwuerfe, sich einen so schoenen Fang entgehen gelassen zu haben.

In der Tabakmanufaktur spuelten wir erst einmal den Strassenstaub mit Adriawasser ab. In einem gerade abfahrenden Geleitzug, der das in Zara liegende Batallion versorgt hatte, fuhr ich dann auf dem Landweg ueber Skradin zurueck. Von den beruehmten Wasserfaellen des Krka bei Skradin sah ich nichts, denn sie lagen ausser Sichtweite der Durchfahrtsstrasse.

Als wichtigstes fand ich eine Meldung von D. vor, der sich in einem Zimmer in Sibenic selbst eingemietet und von dort aus durch ein Netz von V-Leuten bei den Partisanen eingenistet hatte. Es war ihm gelungen, eine Art Partisanenschreibstube zu erbeuten. Einen Haufen von dort gefundenen Papieren hatte er jetzt bei sich, alles in Chiffriertext. Er hatte gerade eben erst damit begonnen, den Schluessel zu suchen. Etwa eine Woche, meinte er, wuerde er dazu noch gebrauchen. So widmete ich mich erst einmal einer anderen Aufgabe.

Durch die Verlagerung meiner Leute nach Betina und das Nachziehen regulaerer Truppe in unseren bisherigen Standort Tjesno auf Murter, sowie durch unsere dauernden Spaehtrupps auf dem Lande und zu den benachbarten Inselchen hatten wir eine fast vollstaendige Kontrolle ueber Murter und die umliegenden Gewaesser erlangt. Wir konnten also daran gehen, uns um die naechste groessere Insel etwas weiter draussen zu kuemmern. Sie hiess Vrgara und war bislang noch niemals von deutschen Truppen betreten worden. Aufmerksam wurden wir auf diese Insel durch eine abenteuerliche Fahrt meines zweiten Hilfsoffiziers. Mit zwei Heidi-Booten war er gestartet und waehrend er selbst in den Hafen der Insel einlief, machte sich Schlief daran, die Insel von Sueden her zu umfahren. Doch kaum hatte er das suedliche Kap umfahren als er Feuer vom Land her bekam und in einer Bucht Maenner sah, die dabei waren, Kisten vom Ufer aus in ein oben gelegenes Waldstueck zu transportieren. Bevor er noch wenden konnte, hatte sein Boot vierundzwanzig Einschuesse. Doch niemand seiner Leute - es waren alles Turkmenen - war verletzt worden. Der Leutnant war inzwischen in eine Hafenkneipe gegangen und hatte sich ein Glas Wein erbeten. Dabei fiel ihm auf, wie sich zwei Inselbewohner wie Posten vor die Tuer stellten. Er ging daher sofort wieder zum Boot zurueck und legte vom Ufer ab. In diesem Augenblick sah er Schliefs Boot zurueckkommen und erkannte das vorher vereinbarte Zeichen "Gefahr". Daraufhin entfernte er sich weiter vom Ufer und konnte es so als ballistisches Schauspiel ansehen, wenn das Wasser hier und dort von den jetzt eintreffenden Gruessen aufspritzte.

Vrgada war also ein Umschlagplatz zwischen Churchill und Tito. Wir hatten also mit einem saftigen Empfang zu rechnen, mussten also unseren Angriff moeglichst gut vorbereiten und so breit wie moeglich anlegen. Zu diesen Vorbereitungen gehoerte zunaechst einmal das weitgehendst unauffaellig durchzufuehrende Heranziehen von weiteren Teilen meiner Einheit, denn weder die staendige Besatzung von Betina unter Hugo, das heisst sechs Mann, noch die operative Gruppe unter meinem Leutnant, naemlich zwanzig Turkmenen, schienen mir fuer das Vorhaben genug. Ich verstaerkte diese Gruppen vielmehr noch durch zwei weitere Boote mit insgesamt zehn Mann meiner

Einheit. Ausserdem kam in eines der Boote eines der beiden uns aus Albanien verbliebenen italienischen Pakgeschuetze. Vorher hatten wir schon ausprobiert, ob es moeglich sein wuerde, vom Wasser aus zu schiessen, ohne dass uns das Boot zusammenbrach und unsere ganze wertvolle Ladung auf den Grund der Adria sank. Die Insel Zlarin war unser Zielraum gewesen und wir hatten spielend ueber die ganze Insel hinweggeschossen. Nur eines hatte sich dabei leider auch ergeben: es war fast unmoeglich, einen gezielten Schuss abzugeben, da das bewegte Wasser die Laufrichtung und damit auch die Entfernung dauernd aenderte. Fuehrer unseres Dreadnought war der Spiess. Wie ein Nelson stand er hinter der Kanone. Er hatte einen sichtbaren Spass an der Sache.

Auf vier verschiedenen Schiffen sollte also der Angriff vor sich gehen. Als Angriffsbeginn war festgesetzt: sofort nach dem Vorbeifliegen von Max und Moritz. Das war also erfahrungsgemaess in den ersten Morgenstunden. Dann lag der uebrige Tag vor uns. Vorher war es undenkbar, denn die vier Boote auf der glatten Wasserflaeche waeren ein wirklich gesuchtes Fressen fuer die beiden gewesen, und selbst hinterher war uns bei dem wolkenlosen Himmel ueber der Adria niemals ganz wohl. Doch, war nicht unser Glueck allgemach schon sprichwoertlich geworden? Um hinter dem Ofen zu sitzen, waren wir ja auch nicht gerade ausgezogen. Es soll ja im Kriege bekanntlich sogar ab und an Tote geben.

Von verschiedenen Seiten her sollte angegriffen werden. Das aber erforderte verschieden lange Anmarschwege und darum weit voneinander entfernt gelegene Bereitschaftsraeume (die ihrerseits alle im Partisanengebiet lagen). Das erforderte zeitlich davor also auch ein rechtzeitiges Eintreffen in diesen Bereitschaftsraeumen, denn fuer den Fall unvorhergesehener Verzoegerungen bei einem der Boote gab es keine Verstaendigungsmoeglichkeit mehr mit den anderen Booten, denn zwischen den verschiedenen Ansatzpunkten lagen mehrere Inseln. So sollte Hugo um die ganze Insel Murter suedlich herumfahren und sich an deren Seeseite in der Turigraca-Bucht bereitlegen. Ganz in der Naehe von ihm sollte der Spiess mit unserer Artillerie liegen, wobei dieser noerdlich um die Insel Murter an seinen Platz kommen sollte. Wir wussten aus Erfahrung, dass der Wind mit Dunkelwerden einschlief, dass aber immer eine gewisse Brise auf der Seeseite der grossen Insel wehte. Doch Hugo hatte Pech. Und niemand von uns wusste das, denn wir waren ja mittlerweile laengst in anderer Richtung unterwegs: Hugo hatte voellige Windstille! Wir hatten damit gerechnet, dass sie die Nacht ueber segeln und so kreuzend an den befohlenen Platz gelangen wuerden. Doch die armen Burschen mussten die ganze Nacht hindurch schwer rudern, um trotz aller einkalkulierten weiten Spielraeume doch noch rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Mein Leutnant und ich mussten in den anderen beiden Booten etwa um Mitternacht starten und uns in einer Bucht auf Vela Art bereitstellen. Man schaue dazu auf die beigefuegte Karte. Zugleich wollten wir diesen Zwischenaufenthalt dazu benutzen, um auf jener Insel nach Spuren von Partisanentransporten zu suchen. Wir fanden auch einen kleinen Landungssteg und bebaute Felder, doch nirgends eine Behausung und auch sonst nichts Verdaechtiges. Mitten in unserer Untersuchung ueberflogen uns die beiden britischen Jaeger Max und Moritz. Alles erstarrte sofort, wo es sich befand und die beiden Spaeher uebersahen ihr Fressen wieder einmal. Im Laufschritt ging es jetzt zu den Booten zurueck und es wurde losgerudert. Mein Leutnant verabschiedete sich und fuhr nordwaerts um diese Insel herum, waehrend ich es suedwaerts tat. Dann befanden wir uns auf dem Praesentierteller mitten vor Vrgada. Weit rechts ruderte parallel zu mir in der Heidi II mein Leutnant, hinten links erkannte ich im Glas die Boote von Hugo und Spiess, auf letzterem unser Geschuetz. Es war toten-

Pashman

Kornat

Partisanen

Vrgada

Rückweg

Vela Arta

Zara

Festland

Murter

Betina

I Chef
II Leutnant
III Spiess
IV Hugo

Englische Bomben auf das friedliche Zara.

still. Nur das Schlagen der Ruder hoerte man. Ein Mann lag im Stern hinter dem Maschinengewehr, ich lag neben ihm und beobachtete die aus dem Schlaf erwachende Insel. Vor uns lag dort eine sich an einem Huegel hochziehende Ortschaft. Die weissen Hauswaende setzten sich wie ein Mosaikbild zusammen, alles gekroent von einem Kirchlein. Dort oben an der Kirchenmauer hockten einige Gestalten. Jetzt standen sie auf und gingen fort, der eine lief sogar, Das sah ich durchs Fernglas und rief es meinem Leutnant zu, mit dem ich mich trotz der Entfernung ueber das ruhige Wasser hin gut verstaendigen konnte. Und da hoerten wir auf unserem Schiff, wie er leise seien Leuten sagte: "Natrak!". Im gleichen Augenblick platzten alle bei mir an Bord los vor Lachen, denn Natrak war serbisch und hiess "Zurueck!". Doch der Gute fing sich sofort wieder. Es war ja auch wirklich keine beneidenswerte Lage, ja, es war eigentlich etwas tollkuehn, sich so auf dem glatten Wasser da an den Feind heranzurudern. Selbst in der Nogaischen Steppe hatten wir tausendfach mehr Deckungsmoeglichkeit gehabt als hier auf dem schoenen blauen Adriatischen

Meer. Doch, man muss immer damit rechnen, dass der Feind eben noch mehr Schiss hat als man selbst. Und unser Name war inzwischen bekannt geworden. Und wer anders konnten da kommen als Hugo aus Betina und die Teufelsdivision aus Zara? Die ja schon einmal einen kurzen Antrittsbesuch gemacht hatte? Also, was taten die Tapfersten der Tapferen da vorne? In die Boote und nix wie weg. Schon sahen wir unten im Hafen zwei lange grosse Ruderboote starten. Sie mussten fuer solche Escapaden bereit gelegen haben, ja, es mussten Kirchenglocken oder anderes mitgeholfen haben, die Mannschaft wie bei der Freiwilligen Feuerwehr so schnell in die Boote zu kriegen. Wir konnten nichts hoeren, sahen nur durchs Glas die vielen gleichmaessigen Ruderschlaege und dann sahen wir die beiden Boote rechts herum um die Insel davonschiessen, weiter hinaus auf die hohe See, in Richtung der fuer uns unerreichbaren Insel Kornat. Doch auch der Spiess hatte das gesehen und war mit voller Kraft auf See hinaus, suedlich um die Insel Vrgada herum, und unseren Augen entzog sich das dortige Seegefecht. Erst spaeter erfuhren wir, was geschah. Eine der langen Granaten nach der andern jagte unsere brave Pakmannschaft den bald ins Gesichtsfeld kommenden Fluechtigen hinterher., mal zu kurz, mal zu weit geschossen, und dann vorne gegen eines der Boote. Die Maenner schwammen in den Wellen. Ein Hurragebruell auf unserer Seite und der Spiess die Ruhe selbst: "Laden! Feuer!" - "Laden! Feuer! Das Rohr wurde heiss, doch kein Schuss traf mehr das andere Boot. Das einzige, was er erreichte war, dass die Ueberlebenden in diesem anderen Boot ohne Ruecksicht auf ihre Genossen reisausnahmen. Fuer den Spiess war die Entfernung viel zu gross, sie etwa aufzufischen, auch war sein Auftrag ja die Insel. So drehte er bei und ueberliess die dort Schimmenden ihrem boesen Gewissen.

Wir kamen ohne einen Schuss an den Hafen, fast gleichzeitig mit beiden Booten. Im Nu waren alle strategischen Punkte, die mein Leutnant von seinem ersten Besuch her erinnerte, besetzt. Dann begannen wir, den Ort zu durchsuchen und Verbindung aufzunehmen mit Hugo, der von der Suedwestbucht her ueber Land zu uns stossen sollte. Haus fuer Haus wurde durchgekaemmt. Einige junge Flegel bekamen einen Gewehrkolben zwischen die Schulterblaetter wenn sie zu langsam machten, uns alle Raeume zu oeffnen. Doch das Ergebnis war mager oder auch nicht mager. Wir fanden im Walde Reste auseinandergefallener Patronenkisten und einige Laeufe englischer Maschinengewehre. In den Haeusern im Ort selbst fanden wir in allen Haushalten angebrochene Konservendosen aus englischen Armeebestaenden. Es war also klar, dass diese Insel als Zwischenlandeplatz benutzt wurde und dass die Bewohner der Insel ganz gut in Lebensmitteln dabei verdienten, wenn sie die Waffen usw von der Seeseite abholten und dann Richtung Land erneut verluden. Ebenso deutlich war, dass ein jeder ankommender Transport sofort weiterbefoerdert wurde. Es war uns das ein weiterer Beleg dafuer, dass der Gegner trachtete, diesen Engpass der Kueste in allen Faellen so schnell wie moeglich hinter sich zu bringen. Nachdem einige Burschen, denen ihre Mitwirkung bei jener illegalen Taetigkeit allzuklar auf der Stirn und in den Kuechenschrank geschrieben stand, eine anstaendige Tracht Pruebel bekommen hatten und darauf die Dorfstrasse entlang heulend abzogen, fuhren wir wieder davon, ohne allen fest zu versprechen, dass wir recht bald wiederkaemen und uns dann endgueltig auf der Insel einrichten wuerden. Wir erfuhren schon bald, dass die Englaender in der Folgezeit nicht mehr ueber das so bequem gelegene Vrgada ihre Transporte mehr abwickelten. Draussen im Aussenhafen warteten wir noch auf die anderen Teile unserer Flotte und nutzten die Zeit mit Fischefangen. Handgranaten hatten wir ja genug, deutsche, englische, italienische. Den Fischen war die Marke offenbar egal.

Es war hohe See aufgekommen und die braven Turkmenen wurden gruen und gelb und gelber im Gesicht. Ich legte mich flach auf den Boden meines Kahns und sah in die prallen Segel hinauf. Dreiviertel Stunde Wettlauf mit den feindlichen Fliegern, die jetzt sicher schon von der irgenwo im Busch auf Vrgada versteckten Sendestation aus angefordert worden waren. Doch, wir waren schon an dem Nordkap von Murter vorbei und unter der Kueste der dortigen zahllosen kleinen Inseln, als wir weit draussen zwei Flugzeuge tief ueber die hochgehende See dahinfliegen sahen. Bei diesem Wetter waren wir auf solche Entfernung nicht mehr auszumachen.

Ruhig und wie ein harmloser Sonntagsbesucher stand D. am Ufer, als ich mit meiner Heidi I in den Hafen von Zablace wieder einlief, Durch Funk hatten wir schon von dem Ausgang des Unternehmens Vrgada berichtet und dass ich auf dem Rueckweg sei. Gemaechlich gingen wir von der Landestelle durchs kleine Dorf zur Dienststelle hinauf und D sagte mir dabei, als waere es das uninteressanteste auf der Welt: "Ich habe einen Text entziffert, aus welchem hervorgeht, dass morgen abend bei der Insel Kaprije Munition und Waffen vom Englaender auf Partisanenboote umgeladen werden". Das war allerdings eine Neuigkeit! Und es war allerhoechste Zeit, das entsprechende Unternehmen anzusetzen. D. fuegte hinzu, dass ein Schnellboot der Brandenburger im Hafen von Sibenik laege. Das kam wie gerufen. Ich fuhr mit ihm in die Stadt hinein und unterhielt mich mit dem Kommandanten, einem jungen Oberleutnant.

Am Ausgang des kanalartigen Einschnitts vor Sibenik liegt ein kreisrundes Fort aus der Zeit der oesterreichischen Herrschaft, In ihm war jetzt eine deutsche Marinefunkstation eingerichtet worden. Am Nachmittag des naechsten Tages ging mein erster Hilfsoffizier mit einer kleinen Gruppe querfeldein von Zablace aus dorthin. Ich war auf dem Seeweg vorausgefahren und setzte sie nun zum Fort ueber. In den letzten Strahlen der Sonne kam das Schnellboot abredegemaess heran und nahm die Leute an Bord. D. war auch bei ihnen. Ich blieb zurueck.

Der Oberleutnant fand nach der Beschreibung des Partisanentextes den Ort der Handlung ohne Umstaende. Unter dem Mondschatten einer steilen Wand der Insel Kaprije lag eine kleinere, flache Insel. Auf dieser wurden meine Leute ausgesetzt und das Schnellboot legte sich in den Schatten direkt unter die Steilwand und wartete. Dann kam ein britisches Kanonenboot an, im Schlepp einen dalmatinischen Segler. Sie manoevrierten den Segler an den Strand der kleinen Insel und begannen auszuladen. Als das Kanonenboot sich wieder entfernen wollte, fing das Schnellboot an, aus allen Rohren zu schiessen. Die Ueberraschung war voll gelungen. Es gelang dem bedeutend groesseren Kanonenboot nicht, seine viel schwerer Artillerie einzuschiessen. Mit Volldampf entkam es auf See, die Geschosse des Schnellbootes fegten das gegnerische Deck leer. Auf der kleinen Insel hatten nun auch meine Leute den Kampf aufgenommen mit den Partisanen, die mit der Entladung beschaeftigt gewesen waren. Bald schon kam das Schnellboot mit seinen Scheinwerfern zu Hilfe. Es dauerte nicht lange, dann herrschte Ruhe und unsere Maenner konnten darangehen, den Segler erneut zu beladen. Sie schufteten solange die zuende gehende Nacht es erlaubte und kamen mit der schoenen Fracht im ersten Morgengrauen im Hafen von Sibenik an. Lebensmittel waren es diesmal und grosse Mengen von MG-Laeufen. Letztere versenkten wir im Hafenbecken und ueber erstere kam es zu einem regelrechten Streit zwischen jenen tuechtigen Brandenburgern und uns, denn beide Parteien wollten unbedingt die exotischen Leckerbissen haben. Am Abend, wir waren gerade gestartet, um den Rest zu holen, ueberraschte uns der Wehrmachtsbericht damit, dass er unser Seegefecht erwaehnte.

Im Gespraech mit den Brandenburgern kamen wir noch auf eine andere Idee. Wir nannten unseren Kameraden eine Stelle, noerdlich von Betina, wo wir einen oft benutzten Partisanenwechsel vermuteten. Das landwaertige Stueck hatten wir ausgiebig vermint, doch schien man sich einen Pfad durch die beschilderte Felder erkundet zu haben. Die Brandenburger nun sollten sich dort eines nachts draussen auf Lauer legen und dazwischen funken, wenn Boote auftauchten, wie sie es auf Kaprije so erfolgreich getan hatten. Wir hoerten niemals wieder von ihnen, doch Hugo berichtete mir eines Tages: Ja, sie hatten tatsaechlich an jener Stelle angelegt, alle Lichter aus, aber das Bordradio toente auf voller Lautstaerke. Da konnte selbst der letzte Mohikaner nicht mehr auf seine Kosten kommen, Sie sind dann weiter nach Norden gen Triest gefahren, wo sie dann wahrscheinlich untaetig auf den Tag warteten, da die Adria mit dem Vorruecken der Alliierten in Italien ganz in fremden Haenden war. Und sie haetten bei uns noch so viel leisten koennen! Haette ich nur eines dieser Schiffe gehabt!

Uebrigens habe ich sie dann doch noch einmal weit "oben" gesehen, aus der Luft naemlich. Und das kam so:

Es wurde ja Zeit, mich mit meinen militaerischen Nachbarn ins Einvernehmen zu setzen. Wir mussten Tuchfuehlung nach Norden bekommen. Denn, so wenig man bei uns von dem wusste, was sich in Pola und in Fiume und in Triest zutrug, so wenig wusste man dort von uns hier "unten". Anlass zu einer solchen Tuchfuehlung im Norden war der Abgang eines Geleitzuges von Zara aus nach Norden. Diese sehr seltene Gelegenheit musste wahrgenommen werden. Schon sass ich irgendwo als Beifahrer in einem der Lkw und es ging in unbekannte Regionen. Das Feindbild war ueberall das Gleiche: Unsicherheit am Tage wegen der feindlichen Luftueberlegenheit, Unsicherheit bei Nacht wegen der Partisanenaktivitaet. Wir fuhren von Fiume ueber den kahlen Tschitschenboden nach Triest hinein. An der breiten Uferstrasse gegenueber dem Prachtgebaeude des Lloyd Triestino stand bereits der Wagen des dortigen Iers, den man durch Funk verstaendigt hatte und ich sass gleich darauf in seiner herrlichen Wohnung. Es war aeusserlich wie mitten im Frieden. Wir begannen, unsere Feindbilder zu ergaenzen und konnten, wie schon ueblich in solchen Lagen, so manchen Abstrich von dem tun, was Agenten versuchten, uns von der Staerke feindlicher Einheiten vorzureden. Das war fuer uns nichts Neues und ueberraschte uns nicht mehr. Wir konnten uns leicht vorstellen, dass italienische Nachrichtenoffiziere von so etwas schon etwas mehr beeindruckt worden waren und entsprechend war dann die Zurueckhaltung der Truppe. Doch, auch die Haelfte der Zahlenangaben, ergab immer noch ein recht schwarzes Bild. Ueberall schwelte die Rebellion, alles war von Partisanen durchsetzt, Verrat an allen Ecken und Enden. Und auch immer wieder treueste Mitarbeiter und ehrliche Freunde in allen Bevoelkerungsschichten. Deutlich wurde uns eine scharfe Trennung in der Partisanenfuehrung an der jugoslawisch-italienischen Grenze. Es bestand keinerlei Zusammenarbeit zwischen hueben und drueben im Raum selbst. Istrien aber wurde offensichtlich noch von Jugoslawien aus versorgt und organisiert. Die zukuenftigen Grenzen zeichneten sich damals bereits ab.

Dann ging es weiter nach Treviso zu dem dortigen Iler. Hier waren wir bereits ganz im italienischen Milieu. Von Nachbarschaft im engeren Sinne konnten wir nicht mehr sprechen. Interessant waren mir meine persoenlichen Beobachtungen in der Bevoelkerung. Man musste auch hier dauernd auf der Hut sein. Man konnte nicht irgendwo ein Glas Wein trinken oder einen Laden betreten. Man konnte auch gewisse Strassen nicht ungefaehrdet im deutschen

Militaerfahrzeug durchfahren. Dabei waren bedeutende Teile der Bevoelkerung offen auf Seiten der von Mussolini gegruendeten Sozialrepublik und Antikommunisten. Was haette die Welt gesagt, wenn diese damals, als s i e an der Macht waren, so gehandelt haetten, wie die Bestien beim europaeischen Zusammenbruch, als mehr als hunderttausend harmlose Mitbuerger nur um ihrer politischen Meinung willen auf offener Strasse niedergemacht wurden? Rote Kriegsverbrecher? Ich bitte Sie, so etwas hat es nie gegeben!

Von Treviso machte ich mit Unterstuetzung meines dortigen Kameraden einen zweitaegigen Abstecher nach Venedig. Den Wagen mussten wir in Mestre draussen stehen lassen, denn Militaerfahrzeuge waren fuer die Stadt Venedig off limits, Bedingung dafuer, dass sie im Gegensatz zu allen anderen italienischen Staedten nicht bombardiert werden wuerde. Es wimmelte von kunstliebenden deutschen Offizieren und Soldaten auf dem Markusplatz. Ich erstand in einem Andenkengeschaeft ein schoenes Brettspiel, das wie durch ein Wunder alle meine weiteren Wege gut durchstand und heute noch in meiner Wohnung vorgezeigt werden kann.

Von Triest an benutzte ich dann eine kleine italienische Maschine fuer den Rueckflug. Ausser mir hatte noch ein italienischer Militaerarzt darin Platz gefunden und wir bedienten die hinteren MG der Maschine. Der Start schon waere uns beinahe zum Verhaengnis geworden. Der Pilot wollte in seinem Ehrgeiz in einer schoenen Runde ueber der Stadt davonfliegen und so jagten wir durch das Hafenbecken auf die Quaimauer zu, doch der Vogel kam nicht vom Wasser los. Immer naeher kamen die Mauern, doch im letzten Augenblick drosselte der Pilot ab, so stark, dass die Maschine fuer Minuten unter Wasser gedrueckt wurde. Dann drehte er ab und wir jagten auf das Meer hinaus. Langsam nur stiegen wir in der schweren, drueckenden Hitze ueber die Masten der vereinzelten Fischerboote hinauf in den herrlichen Himmel. Nach einer kurzen Zwischenlandung im Flottenstuetzpunkt Pola ging es geradeswegs weiter nach Zara. Doch weit vorher schon, waehrend der schoensten Abenddaemmerung ueber dem dunkelblauen Wasser unter uns, fing einer unserer beiden Motoren an zu brennen. Wir kamen uns vor wie im Fluge ueber Neuguinea, denn da unten auf den Inseln warteten die Kannibalen auf uns, nicht gerade mit Lanzen und hinter schoenen Masken, wohl aber mit englischen MPis und dem Sowjetstern an der Muetze. Mit wirklich allerletzter Kraft landeten wir als brennende Fackel in dem kleinen Seeflughafen von Zara. Schwimmend erreichten wir alle das Ufer.

In Zara kam ich gerade zurecht, um an einem von meinem zweiten Hilfsoffizier angesetzten Erkundungsunternehmen persoenlich teilzunehmen. Doch bevor ich dessen Verlauf schildere, noch ein Vorgang, den ich ueber Funk einstweilen regeln konnte. Es ging um das, was man damals und spaeter mit "20. Juli" umschrieb. Noch vor dem Attentatsversuch hatte mir Abw II in Berlin - also mein vaeterlicher Freund Abshagen - ueber das Kommando einen jungen Mann zu meiner Einheit abkommandiert. Er hiess v. Voss. Sein Vater, Oberstleutnant Albrecht v. Voss, war fuer den "abwehrmaessigen Schutz des Fuehrers" zustaendig, wie ich spaeter erfuhr. Im Zuge der Ermittlungen zum "20. Juli" erschoss er sich. Die Staatssicherheitsbehoerden sprachen von Sippenhaftung und so erhielt ich ueber Funk den Befehl der Heeresgruppe, den jungen Menschen nach Belgrad in Marsch zu setzen. Es war klar, das war fuer diesen damals lebensgefaehrlich. Ebensoklar war, dass er mit dem Attentat ueberhaupt nichts zu tun gehabt haben konnte. So antwortete ich zunaechst einmal, dass besagter v. Voss im Einsatz draussen auf einer Insel sei und man seine erst in Wochen zu erwartende Rueckkehr abwarten muesse. Eine Verstaendigung mit ihm sei nicht moeglich. Erst spaeter, als nach vertraulicher

Mitteilung meines Komandofuehrers keine akute Gefahr mehr bestand, setzte ich den jungen Mann nach Belgrad in Marsch. In der Tat traf er dort nur kurz vor unserer eigenen Rueckkehr aus Dalmatien ein und Oberstleutnant Strojihl bestaetigte mir, er haette die von mir mitgegebenen persoenlichen Zeilen gut erhalten und der Mann - ich glaube, erstand im Unteroffiziersrang - befaende sich ausser Gefahr. Ich habe ihn selbst leider nicht wiedergetroffen. Es war ein sehr wohlerzogener, ruhiger und gehorsamer, aufrechter Junge, der sich vollauf in den Einsaetzen bewaehrte. Ich war drauf und dran, ihn zum EK II vorzuschlagen.

Ja, nun also zurueck zu dem anlaufenden Unternehmen draussen vor Zara. Mein Leutnant hatte erfahren, dass die Englaender auf der nach draussen dem eigentlichen Meer zu naechstgelegenen Insel hinter Pashman und Uljan eine Funkstation eingerichtet hatten, von der aus sie ihr Kommando auf Lis schnell und laufend ueber die Vorgaenge und Absichten in dem wichtigen deutschen Stuetzpunkt Zara informierten. Dieser lag landeinwaerts hinter der bombardierten eigentlichen Stadt Zara. Allnaechtlich machten Agenten in kleinen Booten ungesehen von den Deutschen den Weg zwischen Insel und Festland und zurueck. Die Truppe, der sehr an einer Beseitigung dieser Verbindung gelegen war, hatte meinem Hilfsoffizier zwei Praehme mit Flakarmierung zur Verfuegung gestellt. Verteilt auf diese beiden maechtigen Kaesten ging es im Morgengrauen, noerdlich um Uljan herum und in den kleinen Fischerhafen jener anderen Insel hinein. Es war ausdruecklich ausgemacht worden, dass ich nicht persoenlich in den Verlauf des von meinem Leutnant ausgearbeiteten Unternehmens eingreifen wuerde. Ich kam mir vor wie der Kriegskorrespondent einer Zeitung. Als solcher habe ich mich denn auch mit meinem eben erst in Triest aufgeladenen Fotoapparat betaetigt.

Sofort nach der Landung in der grossen natuerlichen Bucht der Hafenstadt verteilten sich die Deutschen und Turkmenen auf die strategischen Punkte der recht grossen Insel. Die Bevoelkerung hatte sich in ihren Haeusern verschlossen. Mein Leutnant begann in einer Schule mit dem Verhoer einiger vorwitziger Burschen, die man erwischt hatte, weil sie Uniformteile von Englaendern trugen. Waehrend das Verhoer in einem grossen Saal stattfand, warteten die noch zu Vernehmenden in einem Kellergewoelbe in dem gleichen Gebaeude. Doch, als man sie holen wollte, waren sie verschwunden. Durch ein Kellerfenster waren sie hinten hinaus und ueber die Strasse entwichen. Dennoch gelang es aus den noch zur Verfuegung stehenden Partisanen den Ort der Funkstelle herauszubekommen. Als wir jedoch dann bei jenem am Ortsende etwas hoeher gelegenen Haus ankamen, war der Funkapparat laengst ausgebaut und irgendwo in den Karst verschleppt worden. Wir konnten uns an den fuenf Fingern abzaehlen, dass die Funker jetzt dort irgendwo sassen und von dort aus versuchten, mit Lissa (oder Vis, wie es die Slawen nannten) Verbindung zu bekommen. Auch Tito selbst befand sich ja jetzt auf jener Insel. In Drvar war er nur um Haaresbreite einem deutschen Kommandounternehmen entwischt. Seine prunkvolle Uniform und seine britischen Orden fielen dabei in deutsche Haende.

Ein anderes Kommando zerstoerte alle im Hafen liegenden Boote und Segelkutter. Bald sah man nur noch die Bordraender aus dem Wasser ragen. Nicht ein einziges Wasserfahrzeug blieb fahrbereit. Damit war wenigstens fuer einige Zeit der naechtliche Verkehr von hier aus auf das Festland und zurueck unterbunden. Alle diese Saeuberungstaetigkeit war bereits am fruehen Nachmittag beendet und die Soldaten lagen in der Sonne oder badeten in der Bucht. Wir warteten auf die Nacht, um die Rueckkehr antreten zu koennen. Da flogen ploetzlich zwei englische Maschinen draussen entlang. Sie schienen, an uns

vorbeifliegen zu wollen, doch dann schwenkten sie unversehens scharf ein und schon waren sie ueber den Faehrpraemen und jagten ihre Maschinengewehrgarben hinein. Die Flak antwortete, doch ohne Erfolg, denn schon waren die beiden Maschinen ueber die Insel hinweggesprungen und ausser Sichtweite. Das Ergebnis war, dass einer der Faehrpraeme bewegungsunfaehig geschossen worden war. So mussten wir nun alle Mannschaften auf den noch verbliebenen Prahm verladen. Beim Verlassen des Hafens schossen wir mit der Bordflak den Zurueckgelassenen voellig in Grund. Die Bucht hallte wider von den Schuessen, als waere ein schreckliches Gefecht im Gange. Dann ging es ueber die kohlschwarze See zurueck. Breite Leuchtspur im warmen Wasser hinter uns haette uns leicht englischen Fliegern verraten, doch die hatten mit der einen Heldentat an diesem Tage genug.

Unsere Italiener. In der hinteren Reihe zweiter von links: Grilli.

Rechts daneben, mit Mütze Petica.

Von jenem Unternehmen zu der Insel hinter Uljan hatte ich Aufnahmen gemacht, insbesondere von den Verhoeren wie von den versenkten Booten, und der verlassenen Funkstation. Das gab ein recht instruktives Bild vom Ablauf eines solchen Inselunternehmens, sodass ich die Absicht hatte, die Aufnahmen an unsere Soldatenzeitung in Belgrad zu schicken. Ich fertigte dazu einen ausfuehrlichen, die Lage bunt schildernden Bericht an und uebergab den Vorgang dem Ic des Regiments in Sibenik mit der Bitte um Weitergabe nach Belgrad. Vor ihrer Weiterleitung wurden die einmaligen Bilder sowohl im Regimentsstab in Sibenik wie auch beim Korps in Knin von Hand zu Hand gereicht. Dann kamen sie in den Postsack und dieser auf das dafuer bestimmte Fahrzeug im naechsten Geleitzug. Und dieser Geleitzug wurde ueberfallen und zwar ausgerechnet an der Stelle des Postfahrzeugs. Der Postwagen wurde ausgeraubt, mit ihm also auch meine Bilder und mein Bericht erobert. Es war das erste Mal, dass so etwas geschah. Fuer mich bestand sofort gar kein Zweifel, dass man es auf meinen Bericht abgesehen hatte und auf Fotos von meinen Leuten. Der Verrat musste in Sibenik oder in Knin erfolgt sein. Es musste also

dem Gegner moeglich gewesen sein, zu erfahren, w a s an Berichten nach Belgrad ging und in w e l c h e m Fahrzeug diese Dienstpost transportiert wurde. Dieser Verrat war also nur moeglich mit der Hilfe von deutschen Soldaten oder Offizieren, wenigstens einem in Sibenik und einem andern in Knin. Ich kombinierte: Schon der Verlust unseres Lkw auf der von mir verbotenen Fahrt nach Primosten, war mir verdaechtig gewesen. Das Regiment, und dort der IC, hatten trotz der Vorhaltungen meines italienischen Fahrers, auf der Durchfuehrung der Fahrt bestanden. Wir begannen, diesen Ic nunmehr zu beschatten. Er war uns gegenueber immer sehr hilfsbereit und entgegenkommend gewesen, hatte uns um engste Zusammenarbeit gebeten und darum, ihn ueber unsere Unternehmen auf dem Laufenden zu halten (was schon aus Grundsatz von uns niemals geschehen war). Er war es auch gewesen, der uns einmal bei seinem Regimentskommandeur anschwaerzte, wir haetten in Zablace Maedchen aus Sibenik vergewaltigt. Doch, bevor wir den Dingen naeher traten, wurde der Mann ploetzlich versetzt. Ob er den Braten gerochen hatte, den man ihm bei uns vorbereitete?

Die Heftigkeit, mit der Tito damals gerade die serbischen koenigstreuen Cetniks bekaempfte, fand spaeter seine dokumentarische Begruendung. Tito war 1942 sogar an einem Waffenstillstand mit den Deutschen interessiert, wenn man ihm nur half, die Serben unter Mihailowitch zu vernichten. Seitdem er die deutsche Niederlage vorhersah, waren jene Serben fuer ihn die eigentlichen Feinde geworden. Aus dem gleichen Grunde widersetzte er sich englischamerikanischen Plaenen, eine Landung an der Adria vorzunehmen. Er bestand auf materiellem Nachschub, aber nicht mehr.

Und es war ihm ein besonders schmerzlicher Dorn im Auge, dass da eine Abwehreinheit den Wert seiner Behauptung von einer moeglichen ausreichenden Versorgung in den Augen der Englaender herabspielte, die eine englische Invasion nicht erforderlich mache. In zweifacher Beziehung lag ich so dem roten Marschall quer im Magen und erregte seinen hoechsten Zorn.

Dieser Hintergrund erklaert auch, mit welcher Vehemenz man dann in meinen Verhoeren die Versorgung Djujic mit Waffen so hochspielte (Mir selbst hatte man dabei den Rang eines Divisionskommandeurs angedichtet, "der ohne Rangabzeichen auftritt". Letzteres war allerdings Tatsache). Tito hatte Sorgen um sein Nachkriegsregime.

. Mit unserem Buendnis mit den Serben hatten wir ihn an seiner verwundbarsten Stelle getroffen. Als Tito sich dann mit Churchill in Rom traf musste er Farbe bekennen, da wurde Dalmatien fuer die Englaender fuer tabu erklaert. Mit diesem Zugestaendnis aber erleben wir die Bankerotterklaerung Englands in Suedosteuropa. Alles, wofuer man angeblich gegen Deutschland in den Krieg gezogen war, wurde ueber Bord geworfen. Der britische, so sehr von seinen Landsleuten hochgejubelte Premier entpuppte sich erneut als ein Katastrophenpolitiker ersten Ranges, lange bevor er das Britische Weltreich verspielte.

Nach dem "20. Juli" war die gesamte Abwehr dem Sicherheitshauptamt unterstellt worden. Zugleich kam der Befehl, nicht mehr mit dem ueblichen soldatischen Gruss, Hand an die Kopfbedeckung, zu gruessen, sondern mit dem erhobenen Arm. Ich funkte sofort nach Belgrad, dass das bei meinen Turkmenen und Italienern und Deutschrussen nicht moeglich sei und ich daher bei der bisherigen Form bleiben muesse. Ich erhielt keine Antwort, was damals auch eine Antwort war. Die neue vorgesetzte Behoerde war weit weg. Im Kommando aenderte sich nichts. Auch Major Abshagen und die mir dort bei Abw II bekannten weiteren Mitarbeiter verblieben alle in ihren Stellungen. Ich erhielt aber den Befehl, mich in Berlin bei Schellenberg vorzustellen.

Gerade an jenem Tage, da wir mit Begeisterung unser eigenes auf einem Lkw montiertes Vierlingsflakgeschuetz erhielten, setzte ich mich in Bewegung, zunaechst in Richtung Agram. Von dort ging es mit der Eisenbahn nach Wien, wo ich Gelegenheit nahm, meine alten Kameraden aus meiner Taetigkeit in Bulgarien, vor allem Oberstleutnant Fechner die Hand zu schuetteln. Eine etwas mehr als Stipvisite machte ich bei meinem Grossonkel Max Paulsen. In seiner geraeumigen Wohnung draussen im Wiener Wald wiess er auf einen grossen Tisch, der bedeckt war mit saeuberlich geordneten Zeitungsnotizen, Schon vor dem Kriege hatte er wie bereits erwaehnt angefangen, sich ein Werk anzulegen ueber das deutsche Offizierskorps. Er zeigte mir das umfangreiche, grossformatige Buch mit den Namen und wir kontrollierten ein paar meiner Vorgesetzten. Es war etwas ganz ausserordentliches. Anscheinend lag uns gemeinsam etwas fuer die Abwehr Geeignetes im Blut. Der Hauptmann der Reserve und K u K Hofrat aus Hamburg war mit seinem Wienerisch ein sehr eigener aber untrueglicher Teil der Donaumetropole geworden.

Das Reichssicherheitshauptamt war in Berlin ausgelagert worden und befand sich in einem eleganten Vorort mit schoenen, mit roten Ziegeln bedeckten Villen. Das Gebaeude des RSHA hatte das gleiche Aussehen. Es mochte eine ehemalige Schule gewesen sein. Beim Eintreten musste ich meine Pistole abgeben und wurde erst nach Voranmeldung weitergeleitet in den ersten Stock. Schellenberg, der mich bestellt hatte, fragte mich Einiges ueber den Suedosten, doch hatte ich den Eindruck, dass er sich kaum um meine Antworten kuemmerte. Dann fragte er mich langsam und bestimmt: "Also sind Sie der Meinung, dass die Politik des Fuehrers im Osten und Suedosten falsch ist?" Ich zoegerte einen Augenblick mit der Antwort, denn die Frage war in scharfem Ton gestellt worden. Ich ueberhoerte ihren beabsichtigten provokativen Unterton und ignorierte auch jede etwaige boese Absicht. Mir ging es um eine sachliche Eroerterung einer voellig verfahrenen Lage, die zu beurteilen ich mir ganz sicher ein Recht erworben hatte. So antwortete ich kurz und buendig mit einem deutlichen "Ja". Letzten Endes musste doch sachliche Informierung an dieser Stelle nur willkommen sein. Ich erwartete sogar, dass man mich auffordern wuerde, dieses "Ja" zu erklaeren. Doch dazu kam es nicht. Ich war entlassen. Natuerlich fragte ich mich spaeter, ob die spaeteren aufregenden Vorgaenge im Wippachtal in diesem Zusammenhang gesehen werden muessen. Dass ich seitdem bei meiner hoechsten vorgesetzten Behoerde schwarz angeschrieben war, stand jedenfalls fest.

Zunaechst ging es wieder nach Wien und von dort mit einem Flugzeug der Lufthansa (so etwas gab es damals noch!) in kleinen Spruengen dicht ueber die huegelige Landschaft hinweg nach Agram und auf dem schon bekannten Weg mit Bahn und Geleitzug zurueck an die Kueste.

Dort hatte man natuerlich nicht damit abwarten koennen, unser Flakgeschuetz auszuprobieren. Wie ich ueberhaupt dazu kam? Mir wurde eines als Waffe gegen Max und Moritz zugestanden. Doch die Sache hatte einen Haken: Das Geschuetz stand in der Naehe von Hamburg und musste von uns selbst abgeholt werden. Fahrbefehle durften damals nicht ueber Strecken von mehr als 100 km ausgestellt werden. So gab ich dem Abholkommando einen ganzen Schwung eskaloniert davon mit. Das Geschuetz war auf einem unserer Lkw montiert worden und konnte daher auch nur von Stellen aus eingesetzt werden, die mit diesem Lkw erreichbar waren. Am weitesten landauswaerts kam man auf Murter auf solchen Wegen. Dort stand die Kanone denn auch drei Tage bis uns der schoene Schlag gelang. War es Max oder war es Moritz? Einer von beiden wurde abgeschossen und der andere kam davon. Die Ueberraschung war eine vollstaendige, denn in den naechsten Tagen

blieb der gewohnte Besuch aus.

Zu einem erneuten Einsatz an der Adria kam es nicht mehr, denn wir hatten Befehl bekommen, mit der ganzen Einheit nach Belgrad abzuruecken.

Als erstes entliess ich jetzt alle meine Italiener. Ich gab ihnen die notwendigen Ausweispapiere mit, sodass sie - wie ich dann spaeter auch erfuhr - ungehindert in ihre Heimat kamen. Dort sollte es ihnen freigestellt bleiben, sich bei dem zustaendigen Truppenteil zu melden oder an ihren Wohnort zurueckzukehren. Beim Abschied standen ihnen Traenen in den Augen. Stramm waren sie bei uns geworden wie deutsche Soldaten. Ich hatte ihnen allen ihre Dienstgrade gelassen und diese wurden innerhalb meiner Einheit auch immer respektiert. Die einzige lahme Ente war gerade der hoechste Dienstgrad gewesen, der Feldwebel Petica, der uns schon vor Debar zugelaufen war. Doch er war mehr noch als feige und unfaehig. Er war ein Verraeter. Wir kommen noch auf dieses Subjekt bei meinem spaeteren Aufenthalt in Rom zu sprechen.

Die Unterschrift unter diesem Foto von "International News" No 1005895 lautet: "Links im Bilde Don Luigi Piazza, Pfarrer der Ortskirche von San Valentino, der zusammen mit dem Mann rechts mit der Hand am Mund, die Bande italienischer Patrioten anfuehrt, die in irgendeinem Teil Italiens fuer die Alliierten kaempfen. Der Pfarrer, mit einer Pistole bewaffnet, und seine Leute, wurden bei ihrem Eintreffen hinter den englischen Linien fotografiert, wo sie sich neu ausstatten und ein wenig ausruhen wollen."

Die Turkmenen wurden nach Berlin zu ihrem Ersatztruppenteil in Marsch gesetzt. Waren das anstaendige Kerle! Wie anders haette der ganze Krieg ausgehen koennen, haette unsere politische Fuehrung dieses Menschenmaterial, das sich uns im Osten auf Schritt und Tritt vom ersten Tag an anbot, richtig eingesetzt! Doch nicht Befreien lag im Sinne der braunen Kommissare, sondern Beherrschen. Und das war der Anfang vom Ende. Ein letzter mohammedanischer Feldgottesdienst fand sie in Gegenwart meines zweiten Hilfoffiziers und seiner Unteroffiziere auf einer Wiese bei Zablace zusammen. Ich verlieh mehreren von ihnen die Tapferkeitsauszeichnung fuer Ostvoelker I. bezw. II. Klasse. Das Ordensband war in der gruenen Farbe des Propheten gehalten. Ein jeder bekam einen kleinen Koran geschenkt. Sie waren uebergluecklich darueber.

Mich selbst erreichte an jenem Abend die Mitteilung, dass meine Wohnung in Hamburg schwer bombengeschaedigt worden sei. Mein Bruder schrieb es mir. Er tat jetzt in Hamburg als Adjutant des Stadtkommandanten Dienst. Bei einem Gefecht in Tichwin hatte er zwischen vorrueckenden russischen Panzern reglos 17 Stunden im Schnee gelegen und als er sich dann mit Einbrechen der Nacht zur deutschen Truppe durchgeschlagen hatte, waren Z ehen und Hacken erfroren. So war er wegen seiner Gehbehinderung in die "Etappe" gekommen. Er schrieb Einzelheiten zu den Bombenwuerfen. Unsere Wohnung lag in Altona-Ottensen. Dieser Stadtteil war von allen britischen Bombenangriffen wegen der dort liegenden Industrien (Ottensener Eisenwerk, Baggerwerke Menk u. Hambrock, Schiffsschraubenwerke Zeise usw) ausgenommen worden. In meinem Falle handelte es sich um den Angriff eines einzelnen Flugzeuges um die Mittagszeit. Die Wohnung lag am Ende der Haeuserzeile die die Tresckowalle an die Fischerallee fuehrte. Das Flugzeug flog haargenau ueber diese Reihe von Haeusern hinweg, liess ueber der Mitte der Haeuserkette eine erste Bombe und dann die zweite genau ueber meiner Wohnung fallen. Die Absicht, gerade diese Wohnung treffen zu wollen, war mehr als deutlich. Und es war jene Adresse, die ich im Zuge zwischen Sofia und Plovdiv dem kommunistischen Agenten mitgeteilt hatte. Ich erwaehnte es schon: In der Schnelle der Unterhaltung hatte ich wohl einen falschen Namen genannt aber die richtige Adresse. Wer haette es auch fuer moeglich halten koennen, dass so ein Gespraech nach London weitergegeben werden wuerde! Es ist auch nur denkbar, wenn irgendjemand in Sofia diesem Deutschen nicht nur die Schaftstiefel vorschlug, sondern auch noch einen hohen Dienstgrad andichtete. Dass ich niemals eine Entschaedigung fuer diesen Verlust erhielt, bei dem wertvolle Moebel und unersetzliche Teile der Bibliothek meines Vaters verloren gingen, wirft ein Licht auf die Nachkriegsverhaeltnisse, als wir fuer unsere Pflichterfuellung belohnt wurden.

Geheimnisse in der Puszta

Die Verlegung nach Belgrad wurde auf zwei verschiedenen Wegen vorgenommen. Mein erster Hilfsoffizier fuhr mit den Leuten meiner Aussenstellen sofort nach ihrer Ankunft in den Booten in einem Geleitzug auf dem uns von der Herkunft bekannten Weg ueber Drnis, Knin, Bihac usw. weiter nach Belgrad. Ich selbst begab mich nach Drnis, um mich bei dem dortigen Divisionskommandeur, einem jungen General zu verabschieden. "Wir wollen hoffen, dass wir es anstaendig durchstehen" waren seine letzten Worte zu mir. In Zablace ging der Dienstbetrieb vorerst und bis zur letzten Minute normal weiter. Dann gliederten wir uns innerhalb einer Lkw-Kolonne, die der Admiral Adria nach Serajewo in Marsch setzen musste, ein. Im letzten Augenblick erst verabschiedete ich mich von dem Regimentskommandeur in Sibenik. Er war erschrocken. "Wir hatten immer ein besonderes Gefuehl der Sicherheit, wenn wir wussten, dass Sie mit Ihren Maennern da draussen vor der Kueste waren. Wo geht es denn hin?" Ich dachte an meine juengsten Erlebnisse und antwortete: "Wir sind als Einheit, die auf dem Wasser Bescheid weiss, dazu ausersehen, die Donau am Eisernen Tor zu sperren falls Rumaenien dort nach dem Abfall vordringen will". Das leuchtete ihm ein. Ich lachte ueber meinen Einfall, denn als wir in Dalmatien ankamen, hatten wir bestimmt genausowenig Wassererfahrung wie irgendeine andere Infanterieeinheit. Und wenn man uns zur Abwechslung jetzt ins Hochgebirge senden wuerde, wie es ja schon einmal in Albanien der Fall war, so wuerden wir hoffentlich auch dort schon bald als "typische Gebirgsjaeger" gelten.

Kurz vor Split hatten wir die erste Feindberuehrung. Doch nach kurzem Feuerwechsel, bei dem sich unsere neue Flak lautstark gut bewaehrte, setzten wir die Fahrt ohne Verluste fort. Der Hafen der schoenen Stadt war ausgestorben. Halbversenkt lagen kleine Kriegsschiffe schraeg an der Kaimauer und nur in den Nachtstunden bestand Nachschubverkehr zu den grossen Inseln vor der Stadt. Dort draussen hatte es erst vor kurzem einen englischen Landeversuch gegeben und die voellig ausgeschossene deutsche Truppe - Brandenburger waren dabei, wie wir mit Freude vernahmen - hatte den letzten Sturm gegen die Invasoren mit Steinen in den Haenden gemacht. Einem im Grase - Schnauze nach unten - liegenden Major Churchill hatte der stuermende deutsche Offizier mit einem Steinschlag gegen den Stahlhelm klargemacht, dass er jetzt mit erhobenen Haenden aufstehen muesse. Das Foto erschien in unserer Soldatenzeitung.

Bis Omis ging es ueber Split hinaus nach Sueden, dann die dortige Passtrasse hinauf und abseits der eigentlichen Kueste weiter nach Sueden bis Mostar. Ein jeder kennt die schoene tuerkische Bruecke ueber die Nevetna, die natuerlich auch von mir fotografiert wurde. Von hier sollte es mit der Eisenbahn hinaufgehen nach Sarajewo. Die Bevoelkerung war weitgehend muselmanisch und das Land daher frei von Partisanen. Mostar war Endstation der beruehmten Bahn, die oesterreichische Ingenieure vor dem I. Weltkrieg hier gebaut hatten. Auf Spaziergaengen in dem weiten Rangiergelaende betrat ich das Haeuschen eines Bahnarbeiters. In der sauberen Kueche hingen zwei herrlichbemalte grosse Teller, auf dem einen das Bild von Franz Joseph, auf dem andern das der ermordeten Kaiserin. Ich zeigte darauf und meinte zu der alten Frau am Herd: "Das waren noch Zeiten". Sie schaute hin und fing

an zu weinen..... Was mag sie hinterher noch alles erlebt haben?

Man nehme es mir nicht uebel, wenn ich hier eine wahre Anekdote von Kaiser Franz Josef einfuege, wie sie mir der aus Wien gebuertige Kunstmaler Giller spaeter in Argentinien in seinem Haus in Olivos erzaehlte. Man schrieb das Jahr 1912 in Wien. Der junge Maler Kokoschka, damals Malerschueler von Prof. Bergdold so wie auch der Berichterstatter, zeigte in einer Kuenstlerschenke dem juedischen Journalisten Kraus, genannt Fackelkraus, da er Herausgeber der Kunstzeitung "Die Fackel" war, eine Karikatur. Vor allem hatte Kokoschka die erstaunliche Gabe, beim Aktzeichnen nicht etwa sich, wie allgemein ueblich, auf dem Papier mit ersten parallelen duennen Strichen eine massstabgerechte Verteilung des menschlichen Koerpers vorzulegen, sondern begann etwa unten am grossen Zeh, zeichnete diesen in allen seinen Details fertig und klettert so an dem Koerper hoch und blieb dennoch genau in dem vorgesehenen Gesamtrahmen. Kraus sagte ihm: "So wie Sie gibt es viele talentierte Kuenstler. Aber weiter kommen und Geld verdienen koennen Sie nur, wenn Sie auffallen. Das Volk will Sensation. Besuchen Sie mich und ich werde Sie machen". Daraufhin erschien Kokoschka in der Strasse mit 15 cm zu kurzen Hosen, gruenen Struempfen und gelbangemalten Schuhen. Als Eroeffner der "Kunstschau" stellte er Bilder nackter Maedchen und Jungen aus, auf weissem Hintergrund, in mumienhaften Farben, alles widerlich anzusehen. Kaiser Franz Josef ging, wie alljaehrlich, durch die Ausstellung, Dann stellte man ihm Kokoschka vor. Er sah ihn an, von oben bis unten und gab ihm nicht die Hand. Am naechsten Tag stand in der Presse:"...So sprachlos sei selbst Franz Josef angesichts dieses Genies gewesen". Sogar die Dioezese Wien gab ihm dann den Auftrag, Plakate fuer die Passionsspiele 1912 zu verfertigen. Futuristisch, voellig ausser Maas, vier Meter hoch und 50 cm Breit, die Koerper willkuerlich auseinandergeschnitten, das war das Ergebnis. So wurde Kokoschka gemacht.

Mit Zahnradhilfe ging es den Iwan hinauf und dann in schnellerem Tempo in die Hauptstadt von Bosnien hinunter. Auch hier war wieder guter Rat teuer. Wir entschieden uns zur Weiterfahrt fuer den kuerzesten Weg und der fuehrte zunaechst wieder mit der Eisenbahn ueber eine tunnelreiche Strecke bis Uzice. Doch hier war die Welt mit Brettern vernagelt. Angeblich gab es ueberall Partisanen. Wir machten einen Vorstoss, unsere Flak an der Spitze, und wir beantworteten einzelnes Gewehrfeuer von den Hoehen mit einigen Flakschuessen. Wahrscheinlich waeren wir durch Serbien hindurch so gut nach Belgrad gekommen, doch die anderen Teilnehmer des Geleitzuges hatten Zweifel. So ging es wieder zurueck nach Sarajewo und von dort ueber das voellig zerstoerte Brod und Mitrovica im Geleitzug nach Belgrad.

Irgendjemand hatte mir damals das Buch "Gute Erde" von Pearl S. Buck gegeben. Und so sass ich denn oben auf einem Lkw und las darin, waehrend wir an Obstgaerten vorbeifuhren, die schon drei Jahre lang nicht mehr geerntet worden waren, an Gehoeften, da das tote Vieh unbestattet am Wege lag. Waehrend uns vorne die Vierlingsflak mit ihrem Gehaemmer den Weg bahnte, las ich vom chinesischen Buergerkrieg und von pluendernden schlitzaeugigen Horden auf den Landstrassen des Fernen Ostens. Seitdem liegt Bosnien fuer mich irgendwo in China.

Unterwegs hatte ich mich von der Truppe getrennt und gelangte erst einige Tage nach ihr in Semlin ein. Unter der Fuehrung meines ersten Hilfsoffiziers war die Einheit weitergefahren nach Pancevo. Dort kleidete sie sich um in Flakuniform und wartete bei guter Donauschwabenkueche auf mich. Ich erfuhr meine Befoerderung zum Hauptmann und steckte mir den entsprechenden zweiten Stern endgueltig auf die Schultern. Vorsorglich nahm ich in einem dafuer

vorhandenen Soldbuch auch einen anderen Namen an und kam in dieser Tarnung an die Brueckenkommandantur bei Semlin, Belgrad gegenueber. Mein Hilfsoffizier stand bereit, in Flakuniform, und entdeckte auch sofort meine neuen Sterne, begruesste mich mit "Herr Hauptmann". Der oesterreichische Kontrolloffizier aber bestand darauf, mich zum Abwehrkommando zu begleiten, da er von der Existenz dieses Offiziers nichts wuesste und ich keinen Marschbefehl vorweisen koenne. Auch dort spielte man sofort mit und der Mann ging sich entschuldigend wieder an seinen Posten. Diesen Vorgang berichte ich so ausfuehrlich, da sich spaeter in Gefangenschaft unser Verdacht vollauf bestaetigte: Die Bahnhofs- und Ortskommandanturen in Jugoslawien waren vielfach besetzt mit einer Gruppe oesterreichischer Offiziere, die mit dem englischen Nachrichtendienst in engstem Kontakt standen. "Wir haben damals Ihre Spur verloren", gab bei dem Verhoer auf Lassnitzhoehe der vernehmende englische Offizier zu. Einige dieser Verraeter hatten zB ja auch etwas vorschnell spaeter Wien uebergeben wollen und hingen dann an der Donaubruecke.

In Belgrad traf ich zufaellig einen ehemaligen Kameraden aus dem Bann 31 der Hitlerjugend. Er hatte in Russland ein Bein verloren und versah hier jetzt den Posten eines Zahlmeisters. Er stand darum dauernd halbwegs vor dem Kriegsgericht. Denn da war es zB heiligster Fuehrerbefehl, dass die nach den Besprechungen mit Mac Douwel (so sollte nach jetzt erhaltenen Mitteilungen sich der Name schreiben) auf Kreta verbliebene Division weiterhin mit allem Notwendigsten, vor allem mit dem so kostbaren Benzin zu versorgen sei. Zahlmeister Niemeyer aber hatte es sich erlaubt, aus einem Benzintransport nach Griechenland mehrere Wagen abzuzweigen fuer das XV. SS-Gebirgskorps in Bosnien, bei dem die Pak-Geschuetze von Ochsen gezogen werden mussten, weil kein Benzin vorhanden war. Dabei war bereits klar, dass Griechenland nach dem Abfall von Rumaenien und Bulgarien von uns geraeumt werden musste.

Zu dem "Abfall" Rumaeniens erfuhren wir Einzelheiten aus einem Brief, den der Schwager meines zweiten Funkers diesem damals aus Berlin nach Belgrad geschickt hatte. Jener Mann war ebenfalls Funker und zwar an der deutschen Gesandtschaft in Bukarest gewesen. In den unsicheren Tagen Mitte September 1944 hatte der deutsche Gesandte, SA-Obergruppenfuehrer Manfred Killinger, der deutschen Kolonie in der rumaenischen Hauptstadt befohlen, sich zur deutschen Gesandtschaft zu begeben. Als dann der Moskauer Vertrag zwischen Rumaenien und der Sowjetunion bekannt wurde, hatte der Herr keine andere Loesung, als sich theatralisch vor den versammelten Deutschen auf der Treppe zur Gesandtschaft zu erschiessen. Der Briefschreiber setzte sich daraufhin entgegen dem Befehl mit seiner Familie in ein deutsches Auto und fuhr ab in Richtung der Karpathen. Saemtliche rumaenischen Heeressperren bezeugten Achtung vor den Deutschen und liessen diese ohne Schwierigkeiten passieren. Die uebrige deutsche Kolonie wurde nach Russland abtransportiert und man hat nie wieder etwas von den Menschen gehoert.

Die Aufgabe, die uns jetzt erwartete, war gaenzlich anderer Art. Wir sollten im ungarischen Raum das Unternehmen R zur Durchfuehrung bringen. Von Bulgarien her war es mir bekannt, und wir hatten auch bereits in Dalmatien in einigen isolierten Faellen dazubeigetragen. Jetzt galt es also, in dem noch von der deutschen Truppe beherrschten Raum Vergrabungen vorzunehmen, die dann spaeter, also "hinter der Front" von deutschen Kommandos uebernommen werden konnten. Es handelte sich um Waffen, Munition, Verpflegung, Sanitaetsmaterial, Geld und Ausweise. Fuer jeden Inhalt war eine besondere Kiste vorgesehen. Alle Kisten waren aus Zink, wasserdicht verloe-

tet und der Vergrabungsplatz musste ganz einwandfrei in entsprechende Karten eingetragen werden, die in unserem Falle an eine Dienststelle der Abwehr in Wien verbracht wurden. Die Kisten wurden von einem Abwehrkommando unter Leitung von Major Brandt in Malatzky in der Slowakei fertiggestellt und mussten von uns dort abgeholt werden. Alles weitere war meine Sache. Dass man jetzt diesen Plan in Ungarn in die Tat umsetzte hatte politische Gruende.

Versammlungsort war, wie schon erwaehnt, Panchewo. Der rein deutsch besiedelte Ort, ein reiches Bauerndorf, stand unter dem Eindruck des russischen Vorrueckens in Rumaenien. Aus Temesvar erfuhr man, dass die Bolschewisten dort saemtliche deutschen Bauern an den Baeumen des Marktplatzes aufgehaengt hatten.Wir rieten unseren Quartiersleuten, sich zusammen mit uns aus dem Staube zu machen, doch nur ganz wenige bestiegen die bereitstehenden Eisenbahnwagen. Sie konnten es nicht ueber sich bringen, ihrer Heimat den Ruecken zu kehren. Was auch hatten sie verbrochen? Wer auch konnte die fuerchterlichen Szenen voraussehen, die sich dann dort und ueberall, wo donauschwaebische Siedlungen waren, abspielten? Wer, vor allem, konnte auch voraussehen, dass nach dem Kriege selbst in Deutschland alle diese schrecklichen Greueltaten totgeschwiegen wurden? Dass von der Loge gedungene Redakteure selbst in den donauschwaebischen Zeitungen eine diesbezuegliche Zensur vornahmen? Wer schon weiss in Deutschland von dem Untergang dieses deutschen Volksstammes? Wo in der Schule wird das auch nur erwaehnt? Alle Maenner, vom 15. Lebensjahr an aufwaerts, wurden in Eisenbahnen oder auf Lastkraftwagen verladen und vor den Augen der weinenden Frauen und Muetter nach Ost abtransportiert. Niemals haben ihre Angehoerigen die Lieben wiedergesehen!

Zusammen also mit einigen juengeren Donauschwaben, Jungen und Maedchen, die sich wie Verraeter an ihrer Familie fuehlten, ging der Zug mit den provisorisch eingerichteten Betten mit uns nach Wien. In Perchtoldsdorf draussen vor der Stadt richteten wir uns ein. Dienstliche Einzelheiten erfuhr ich auf der von Oberstleutnant Fechner sachkundig und klug gefuehrten Leitstelle im Generalkommando, dem "Bienenhaus", wie es bei uns genannt wurde.

Waehrend ich die Verwaltung der Einheit in Perchtoldsdorf beliess, verlegte ich meine persoenliche Dienststelle nach Budapest. Das war fuer unsere Arbeiten zentraler gelegen. Ein Blick auf die Landkarte genuegte, um uns zu zeigen, dass der geographische Schwerpunkt eigentlich in die Karpathen haette verlegt werden muessen. Doch das war mit dem ueberraschend schnellen Vorgehen der russischen Truppen bereits verpatzt worden. So blieben die bergigen Teile im Norden und nordwestlichen Ungarn, teilweise in jenem Raum, der erst durch den Wiener Schiedsspruch bei der Aufteilung der Tschechoslowakei 1939 ungarisch geworden war. Die Puszta, die grossen Ebenen eigneten sich denkbar schlecht fuer eine Taetigkeit, die ja unbedingt vor der Bevoelkerung geheimbleiben musste.

Nur an den wenigen Menschen, mit denen man hier und dort laengere Unterhaltungen fuehrte, konnte man noch erfuehlen, was dieses Budapest im Frieden fuer eine bluehende Stadt gewesen sein musste. Jetzt standen die herrlichen, imponierenden Bauten zu beiden Seiten der Donau ein wenig vergessen und verlassen als Zeugen jener Zeit und wurden durch die schoenen Bruecken wohl immer noch zu einem machtvollen Bild, doch die feldgraue Unruhe zu ihren Fuessen passte ganz und gar nicht zu diesem Eindruck selbstgefaelliger Wuerde. Ihre Anwesenheit war wie ein dauernder Vorwurf, in einer solchen Umgebung Krieg spielen zu wollen. Niemals wieder sollte jene

Slowakei
Malacky
Perchtolds-dorf
Wien
Pressburg
Bösing
Nitra
Nitragebirge
Jlissy-Puszta
Iosonc
Balassagyarmat
Eipel
Donau
Matra-Gebirge
Oesterreich
Ödenburg
Sopron
Györ
Raab
Esztergom
Vac
Gyöngyös
Tasch-Puszta
Hatvan
Gödöllö
Ungarn
Budapest

Vergrabungsaktion im Matragebirge.

Atmosphaere um Burg und Parlament und die vielen erhabenen Kirchen entstehen, aus der sie einst geboren wurden. Ein mit sozialistischen Spruechen aufgeputzter Leichnam war das Ergebnis einer Reihe von Taten und Untaten, die damals begannen, die Donau blutig zu faerben.

Zwei Dolmetscher hatte man mir zugeteilt, denn wer schon sprach ungarisch von uns? Zwei grundehrliche und handfeste, wohl erzogene und umsichtige Menschen waren es: Egon und Antal. Gleich uns hatten sie niemals im Leben etwas mit der Luftwaffe zu tun gehabt und lachten schon ueber den ersten Spass, der darin bestand, eine Flakuniform anzuziehen. Egon stellte uns seine geraeumige Wohnung in der Vaci-Utza zur Verfuegung. Sie gehoerte einem Verwandten von ihm und stand infolge der Kriegswirren leer. Der Schluessel war beim Pfoertner des mehrstoeckigen Hauses und wer von uns in den folgenden Wochen durch Budapest kam, hatte die Pflicht, auch dann, wenn er dort nicht uebernachtete, in der Wohnung auf dem Tisch in der Eingangshalle nach Befehlen zu sehen, und kurz zu hinterlassen, wer von wo und nach wo durch Budapest gekommen war. Waehrend meine Schreibstube so weiterhin in Perchtoldsdorf blieb,hatte ich so die Einheit selbst bei Einsatz aller unserer Fahrzeuge und bei den moeglichst vielen gleichzeitig laufenden Einzelunternehmen immer schnellstens an der Hand. Es war eine Freude, so arbeiten zu koennen, denn die Einheit war inzwischen laengst zu einer festen Gemeinschaft geworden.Ein jeder stand von sich aus auf seinem Posten und ueberdachte ohne zeitraubende Rueckfragen die ihm uebertragene Aufgabe. Ich selbst fuhr wohl zwanzig Mal zwischen Wien und Budapest in diesen wenigen Monaten hin und her, immer wieder mit neuen Auftraegen, mit neuen Ansatzmoeglichkeiten, die man uns in Perchtoldsdorf nach dem Kartenbild ausgearbeitet hatte. Und immer, wenn ich in die Vaci-Utza kam, fand ich Zettel meiner Offiziere und Unteroffiziere vor und erfuhr, wo sie sich

im Augenblick befanden. Auch sie wuss ten so voneinander, wo ein jeder arbeitete, wer gerade wieder nach Wien zurueckwar, wer irgendwo vorne war. Da lag zB ein Zettel von Unteroffizier Paff: "Wenn ich in fuenf Tagen zurueckkomme, brauche ich dringend zwei leere Benzinkanister", und daneben standen sie schon. Mein Erster Hilfsoffizier hatte sie irgendwo organisiert. Etwas mehr als zwei Monate lang sahen wir uns nicht und doch lief alles auf hoechsten Touren reibungslos. Fuer ganze Divisionen versenkten wir Waffen und Geraete in den Waeldern und Bergen Ungarns und der oestlichen Slowakei in einer unwahrscheinlich kurzen Zeit. Die Zeichnungen und Skizzen haeuften sich in meiner Schreibstube und wurden dort ins Reine uebertragen. Lastwagen auf Lastwagen ging von Malatzky nach vorne, Skizze um Skizze ging zurueck nach Wien. Und die Geheimhaltung war so vollkommen gelungen, dass mich spaeter die Englaender immer wieder fragten: Und wo waren Sie im Herbst 1944? Sie hatten unsere Spur gaenzlich verloren. Als Luftwaffennachschubeinheit hat auch kein einziger deutscher Offizier und Soldat und kein Ungar im ganzen Einsatzraum in uns eine Abwehreinheit vermutet, und schon gar keiner kam auf die verrueckte Idee, dass wir Zinkkisten vergruben. Natuerlich war auch ich nach dem Kriege ein wenig neugierig, zu erfahren, was man wusste. So nannte ich bei weiteren Fragen von Seiten der Englaender in dem Vernehmungshotel fuer V.I.P's in Lassnitzhoehe bei Graz einen Vergrabungsplatz, von dem ich ahnte, dass die Bevoelkerung uns beobachtet hatte. Nach zwei Tagen schon sagte mir mein Vernehmungsoffizier: "Sie haben die Wahrheit gesagt, die Russen haben uns gemeldet, dass sie dort eine Kiste gefunden haetten". Schade nur, dass ich trotz ehrlichsten Augenaufschlags einfach keine anderen Plaetze mehr erinnerte. Der Englaender war auch ganz betruebt darueber.

Trafen wir uns damals dann doch einmal zufaellig an der Landstrasse, dann gab es ein kurzes Haendeschuetteln, ein kurzes muendliches Berichten. Praktische Erfahrungen in unserer neuartigen Arbeit, sei es mit dem Boden, der Tiefe der notwendigen Vergrabung, dem Gewicht der Kisten, wurden ausgetauscht, und weiter ging die Fahrt. Die breite Chaussee zwischen Wien und Budapest war in diesen Monaten ein einziger eiserner Lindwurm vom einen Ende zum andern und in beiden Richtungen. Und Stockungen durch lange Unterhaltungen konnte man nicht brauchen. Einmal sass ich so wieder neben Gesler in unserem benzinsparenden Volkswagen. Wir befanden uns auf einer langen Holzbruecke, die sich in Kurven kilometerlang ueber Sumpfgelaende hinzog. In einer Kurve ueberholten wir ungeduldig einen langweiligen Ritter, als uns ein Wagen in rasender Fahrt von vorne entgegenkam. Jeder von uns hatte wohl 80 km drauf. "Stop!" bruellte ich, doch Gesler liess sich nicht irremachen. Ohne den Fuss vom Gasshebel zu nehmen, sauste er zwischen den Fahrzeugen hindurch, links und rechts fehlten Millimeter. Ich schaute mich um, ob ich vielleicht noch ein bleiches oder wutverzerrtes Gesicht in dem ueberholten Wagen entdecken koennte, doch die Kurve versperrte mir die Sicht.

In Gyoer - auf deutsch Raab - assen wir meistens zu mittag. Viele dieser Staedte hatten ja neben dem ungarischen auch einen deutschen Namen. Gulasch mit Paprika und ein herrlicher Tokayer, wir bekamen es im einfachsten Restaurant und es hat uns immer gut geschmeckt. In Budapest assen wir zumeist im Soldatenheim. Einmal trafen wir dort zufaellig mit dreien unserer Gruppen zusammen.

Doch der Russe rueckte naeher. Die Karpathen waren laengst ueberschritten und Budapest selbst kam in Frontnaehe. Das beinflusste auch unsere Plaene. Wir konzentrierten unsere Arbeit auf das Matra-Gebirge. Spaeter wollten

wir uns dann in den slowakischen Hoehenzuegen einrichten. Tash-Puszta bei Gyoengyoes wurde jetzt unser vorderster Stuetzpunkt. Eine meiner Funkstellen legte ich nach Budapest, wo ich mittlerweile ein requiriertes kleines Haus in der Vas-Utza als Zwischenlager eingerichtet hatte. Ich erfuhr, dass es eine Vaci-Utza, eine Strasse nach Vac gab, und eine Vas-Utza, eine Eisenstrasse.

Durch diese Umstellung war es mir moeglich, die Fahrten nach Wien einzusparen. Mit meinem Spiess verkehrte ich jetzt durch Funk und bewegte mich von Budapest aus in den dichter dabeiliegenden Einsatzraum.

Doch Ungarn fiel politisch zusammen. Und musste von dem selber im Sterben liegenden Reich wieder wenigstens militaerisch gehalten werden. Der Sohn Horthys hatte schon seit einiger Zeit mit Abgesandten von Tito verhandelt. Am 15. Oktober um 10 Uhr 30 erschienen nun verkleidete SD-Leute und meldeten sich bei ihm als zweite Abordnung von Tito. Als Horty jun. erschien, ueberwaeltigten sie ihn, wickelten ihn in eine Wolldecke und trugen ihn hinaus. Draussen vor der Burg inzenierte man eine Schiesserei. Aus einem nahegelegenen Hotel stuerzten deutsche Polizisten hervor und in diesem Tumult entfuehrte man den jungen Horthy.

Die ungarische Regierung hatte ebenfalls bereits mehrfach mit den Russen verhandelt und ein ungarischer Oberst war auch zu Verhandlungen mit England nach Italien geflogen (er war bis zum 16. Oktober sicher von dort noch nicht zurueckgekehrt). In dieser Lage bemaechtigten sich am 15. Oktober mittags Horthy-Leute des Radio Budapest und verlasen eine Proklamation Horthys, die recht dick auftrug, schlecht vorgetragen war und zur Niederlegung der Waffen aufforderte. Diese Proklamation wurde bis 4 Uhr nachmittags mehrfach wiederholt, bis dann Flak-Einheiten den Sender besetzten. Von da an wurde deutsche Militaermusik gespielt. Es muss weiter berichtet werden, dass die Verhandlungen Horthys sen. mit den Alliierten (mit Russland einerseits durch den ehem. ung. Militaerattaché in Moskau, mit England durch den genannten Oberst) soweit gediehen waren, dass am 16. Oktober die 3. Ungarische Armee von Sueden her entlang der Donau heraufmarschieren und die Bruecken bei Budapest besetzen sollte, um die deutschen und die uebrigen ungarischen Truppen an einem Rueckzug nach Westen zu hindern. Gleichzeitig sollte die 1. ungarische Armee von Debrecen her auf Budapest marschieren und die 2. Armee sollte die noch besetztgehaltenen Karpthenpaesse oeffnen.

Durch die Festnahme von Horthy jun. war die Horthy-Klique nervoes geworden und es wurde eine uebereilt aufgesetzte Proklamation verlesen und unterlassen, alle an einem militaerischen Frontwechsel noetigerweise zu beteiligenden Kommandos zu verstaendigen. Am Abend des 15. Oktober hielt dann der ungarische Generalstabschef eine Rede im Radio die erneut zum Ausharren aufforderte. Inzwischen hatten sich verschieden hohe und hoechste ungarische Offiziere bei deutschen Dienststellen, insbesondere beim SD-Fuehrer Hoettel und beim General Winckelmann, eingefunden und ihre Dienste angeboten. Am Abend jenes ereignisreichen Tages war dann die neue Regierung unter der Fuehrung des Pfeilkreuzlers Scalasy gebildet worden. Sie war aus einer Gruppe von Rechtsparteilern entstanden und konnte sich auf eine parlamentarische Mehrheit stuetzen.

Am naechsten Tage wurden alle Juden, die inzwischen voruebergehend ihre Sterne abgelegt hatten, zusammengetrieben und viele von ihnen oeffentlich von ungarischer Seite am Donauufer erschossen. Es kam daraufhin zu Ueberfaellen auf SS-Judenbegleitkolonnen aus Judenhaeusern, wobei drei Deutsche fielen. Diese Revolte wurde jedoch durch das Eingreifen von drei Tigerpanzern schnell erstickt.

Am gleichen 16.Oktober wurde dann von deutscher Seite aus die Burg besetzt. Horthy sen. hatte sich schon vorher unter deutschen Schutz gestellt und beim General Winckelmann uebernachtet. Er fuerchtete die Rache rechtsgerichteter Ungarn und wurde daraufhin auf seinen dringenden Wunsch hin in einem Sonderzug ins Reich gebracht. Er war vollkommen mit seinen Nerven durcheinander. Man brachte ihn nach Graz. Sein Lebensende hat ihn meines Wissens im Lissabon Salazars erreicht. Bei der Besetzung der Burg kam es uebrigens zu einem ganz kurzen Gefecht zweier deutscher Panther mit ungarischen Panzern.

Szalasy beging dann eine politische Dummheit, indem er in einer oeffentlichen Proklamation davon sprach, dass er schon seit einiger Zeit von Veesenmeyer, dem Sonderbevollmaechtigten des Fuehrers fuer Ungarn, als der eigentliche Vertreter Ungarns angesehen worden sei und gab damit zu, dass die Deutschen im Ruecken des vorherigen Regierungschefs Lakatos bereits mit Szalasy verhandelt hatten. In dem groessten Teil der Presse wurde die unkluge Proklamation zurueckgezogen und in neuer Fassung erst am Sonntag den 21.Oktober veroeffentlicht.

Soweit wir es erkunden konnten war die Stimmung in der Bevoelkerung auf Seiten der neuen Regierung, einfach aus dem Grunde, weil man meinte, jetzt vor einer Kapitulation sicher zu sein. Man erinnerte nur zu gut die grausige Schreckenszeit unter Kuhn Bela. Gleichzeitig aber bedauerte man aber bereits von Anfang an, dass die neuen Parteien nicht ueber genuegend Fachleute fuer die Regierungsgeschaefte verfuegten. Man bedauerte auch laut, eine grosse Feigheit (wie sie es nannten) bei den reichsdeutschen amtlichen Kreisen feststellen zu muessen, Diplomaten, die sich drueckten und rechtzeitig auskniffen, aber keine fuer diese Zeiten notwendige soldatische Haltung zeigten. Genannt wurde uns ein deutscher Ministerialrat Brunnhof o. ae. Der aus Berlin zurueckgekehrte Presseattaché der Gesandtschaft bemerkte mir gegenueber, dass dort grosse Differenzen bestuenden zwischen politischer und militaerischer Fuehrung. Letztere wage nicht mehr, darauf aufmerksam zu machen, dass gewisse Befehle nicht oder nur sehr langsam ausgefuehrt werden koennten. So entstuenden grosse Luecken in der Gesamtplanung. Mir fiel auf, dass erstaunlicherweise nirgends an Verteidigungsstellungen am dafuer geeigneten Bakony-Wall gearbeitet wuerde, dafuer aber laecherliche Splitterschutzgraeben als "Ostwall" von alten Frauen in der Naehe von Engerau geschaufelt wurden. In das Bild dieser Goetterdaemmerung gehoert meine weitere Notiz vom 21. Oktober 1944. "In Budapest Grosstadtbetrieb wie zu Friedenszeiten. Wohl die letzte Grossstadt Europas, in der man noch Einiges kaufen kann. Und morgen gilt der Pengoe nichts mehr und die Russen pluendern die Geschaefte aus".

Wie immer in solchen Augenblicken fehlen nicht die Paukenschlaege der Geschichte. Alle Bruecken waren zur Sprengung vorbereitet. Eines mittags im vollen Verkehr dieser frontnahen Stadt, zwei Strassenbahnen befanden sich unter anderm gerade auf ihr, flog die herrliche Kettenbruecke in die Luft, mit hunderten von Menschen, die sich gerade auf ihr befanden. Ein deutscher Pionieroberleutnant hatte auf einen Knopf gedrueckt, ohne dessen Bedeutung zu kennen. Er wurde nach schnellem kriegsgerichtlichem Urteil am naechsten Morgen erschossen. Die einzige Bruecke, auf der unsere Tigerpanzer passieren konnten, stand nicht mehr.

Die neue Regierung der Pfeilkreuzler stand auf dem gleichen ideologischen Boden wie der Nationalsozialismus. Zu ihrem Regierungsantritt gab es eine Festvorstellung mit einem deutschen Film. Er hiess "Horst Wessel". Es war schon recht wirklichkeitsnah: Da drinnen auf der Leinwand die Kommune in den

Strassen Berlins, waehrend das Droehnen der nahen russischen Geschuetze die Luft der ungarischen Hauptstadt erschuetterte. Eine kleine Gruppe fuehlte damals in Ungarn diese Zeichen der Zeit, den unendlichen Ernst der Stunde. Doch die weitaus grosse Mehrheit des ungarischen Volkes hatte selbst in dieser Todesstunde nicht erkannt, dass es wirklich seine Todesstunde war. Und es gab nicht Wenige, die darueber laechelten, dass man in einem solchen Augenblick einen von der Geschichte sichtlich ueberholten Film aus den Dreissiger Jahren noch einmal auffuehrte.

Nur ein Volk wurde auch in solcher Zeit, in aller Bedraengnis und Todesdrohungen nicht irre an sich selbst. Budapest war seit langem schon die letzte Stadt Europas gewesen, in welcher man Juden ungeschoren liess. Sie hatten daher auch Zuzug von den umliegenden Laendern erhalten. Erst, als auf Befehl der neuen Regierung sie sich den Davidsstern anlegen mussten, sah man, wie viele von ihnen sich hier angesammelt hatten. Dieses Erkennungszeichen war der erste Schritt. Dann kam es dazu, sie abzuschieben, in Lager wie Auschwitz, und als das dann nicht mehr moeglich war, zu Fuss in langen Kolonnen auf der Strasse nach Wien zu. Sie sollten dort bei Befestigungsarbeiten an der grossdeutschen Grenze eingesetzt werden.

Da kam eines morgens Antal zu mir und meldete mir, dass sich in dem Garten unseres Hauses ein ehemaliger Schulfreund von ihm eingefunden haette, und er bat darum, ihm zu helfen. Antal hatte in Budapest das Abitur gemacht, und natuerlich waren auf dem guten deutschen Gymnasium auch eine Reihe von Juden gewesen. Ich erbat mir den Namen und stellte eine Bescheinigung aus, wonach der Betreffende in unseren Diensten steht und man moege ihm Unterstuetzung und Hilfe gewaehren. Da ich ja seit einigen Monaten einen Stempel hatte auf welchem das Wort Sicherheitshauptamt und der Hoheitsadler mit dem Hakenkreuz zu sehen waren, handelte es sich um eine recht eindrucksvolle Bescheinigung. Ich unterzeichnete mit "Koenig, Oberleutnant". Antal kam zurueck und ueberbrachte mir den Dank des uebergluecklichen Burschens. Doch damit war es nicht getan. Obwohl ich sehr dringend darum ersuchte, die Quelle solcher Bescheinigung nicht an Leidensgenossen weiter zu geben, da ja doch jede weitere Bescheinigung die Sache nur entwerten musste und die Inhaber Gefahr liefen, als Schwindler entlarvt zu werden, erschienen immer noch wieder Andere. Insgesamt stellte ich fuenfundzwanzig solcher Bescheinigungen aus.

Und bleiben wir ruhig gleich beim Thema: Wohl einen Monat spaeter besuche ich einen meiner Funker im Lazarett in Oedenburg. Bei gleicher Gelegenheit mache ich eine Anstandsvisite bei der dort im Schloss der Esterhazy liegenden Heeresgruppe E. Der sonst so aufgeschlossene IcAO, ein Oberstleutnant, schaut mich ernst an und meint beinahe barsch: "Gehen Sie da mal hinein!" Ich befinde mich im Raume des Kommandanten der Feldgendarmerie, also einer Art Staatsanwalts der Heeresgruppe. "Wir haben schon auf Sie gewartet" spricht er mich an. "Sie haben Juden in Budapest falsche Zeugnisse ausgestellt?" setzt er fort. Ich spiele den Unschuldigen und weiss von nichts. "Da, lesen Sie das", reicht er mir eine meiner Bescheinigungen und das Vernehmungsprotokoll eines Juden. Dieser sagt darin: "Ein deutscher Offizier in Zivil habe ihm das Papier ausgehaendigt". Ich lese das zweimal, dann gebe ich es ihm zurueck: "Das koennen Sie ruhig in den Papierkorb werfen. Ich habe niemals auch nur eine halbe Stunde, in Ungarn Zivil getragen. Ich war immer in Uniform. Auch meine Offiziere trugen ausschliesslich immer nur Uniform". Ich wartete keine Antwort ab, gruesse aergerlich und verlasse den sprachlosen Herrn Oberst. Draussen schaut mich der IcAO erwartungsvoll an. Ich berichte sehr kurz, was vorgefallen war und gehe. Jener Jude hatte mir

das Leben gerettet! Und ich habe mich seitdem oft gefragt, ob ein Deutscher wohl so weit gedacht haette und so etwas getan haette.

Doch damit war die Geschichte natuerlich nicht zuende. Es war ganz klar, dass man jetzt den Zeugen nach Oedenburg transportieren wuerde. Budapest war damals bereits vollstaendig zerniert, doch war es sehr wohl denkbar, dass man fuer solche Faelle selbst einen Flugtransport nicht unbedingt ablehnen wuerde. Es schien mir fuer meine Gesundheit besser, so schnell wie moeglich den Schauplatz zu wechseln. Ich fuhr nach Wien zurueck und ueberdachte die Moeglichkeiten, die sich mir da ergaben.

In Agram befand sich mein frueherer Kommandofuehrer Oberstleutnant Strojihl. Er war im Bereich der anderen Heeresgruppe verblieben. Dass man dort ganz sicher mich mit offenen Armen wieder aufnehmen wuerde, unterlag keinem Zweifel. Dass dort die Probleme mit der weiteren Kriegsentwicklung nicht gerade geringer geworden waren, war klar. Dass ich geeignet war, da zu helfen, war ebenso klar. Also: Ich sandte meinen zweiten Hilfsoffizier mit Marschbefehl sofort nach Slowenien mit dem Auftrag, schnellste Fuehlung zu nehmen mit den von Deutschen und Russen und Partisanen gleichermassen verfolgten serbischen und slowenischen Gruppen und mit deren Unterstuetzung bei der Heeresgruppe in Agram mich sofort anzufordern. Mein Leutnant fand dann tatsaechlich sehr schnell ausgerechnet Momcilo Djujic und viele unserer anderen Freunde aus Dalmatien. Und er lernte den Sohn des Praesidenten der Autonomen Provinz Laibach, den Hauptmann Eugen Rupnik kennen. Diesem gelang es dann, ueber seinen Vater die Heeresgruppe zu dem erbetenen Befehl zu veranlassen. Der eigentliche Grund war dabei nur den unmittelbaren Akteuren, also Eugen Rupnik, seinem Vater, dem General Leo Rupnik und Oberstleutnant Strojihl vertraulich mitgeteilt worden. Anfang 1945 wurde ich daraufhin abberufen.

Doch bis dahin hatten wir unsere Pflicht zu tun. Denn das war ja unser Dilemma: Unserem Volke in einem ihm aufgezwungenen Vernichtungskrieg zu helfen, obwohl es eine Regierung hatte, die mit sich haeufenden Fehlern einen Sieg unmoeglich machte.

Tasch-Puszta war ein schoener Fleck. Am Horizont stiegen blau die Berge des Matragebirges empor. Inmitten von Weinfeldern lag das elegante Herrenhaus mit seinen alten Dachziegeln und seiner breiten Terrasse. Hier luden wir jetzt die Kisten auf unsere kleineren Fahrzeuge um und fuhren von dort schmale, unbegangene Holzwege hinauf in das nahe Gebirge. Wir hatten so nebenbei sozusagen noch einige weitere Aufgaben uebernommen. Von Abw II in Berlin hatten wir kleine staehlerne Dreiecke bekommen, die auf Asphaltstrassen den Reifen eines darueberfahrenden Fahrzeuges aufreissen wuerden. Wir verteilten sie in ganz Ungarn an zuverlaessige Personen, damit man so den russischen Vormarsch stoeren sollte. Und wir stellten Telefonverbindungen her zu dem bereits besetzten Teil des Landes; ueber Starkstromleitungen ging das und durch rechtzeitig verlegte Kabel in Kanaelen und Abwaessern. Es war eine vielseitige Kleinarbeit dazu erforderlich, denn ueberall waren Augen, die zuschauten, harmlose Augen fuer gewoehnlich, die aber dennoch zum Verrat fuehren konnten. Was wir damals nicht alles zusammenschwindeln mussten bei deutschen Dienststellen, bei ungarischen Behoerden, bei Frauen und Kindern auf der Strasse! Immer die harmloseste und plausibelste Antwort finden, warum wir hier im Wald uebernachteten und nicht unten im Ort; von welcher Einheit wir waeren. Wo unsere Flakgeschuetze seien, warum wir da oben hinaufkletterten, wenn wir die Hochspannungsleitung zur Sprengung vorbereiteten, warum wir denn den "alten Draht" ins Wasser warfen, wenn er doch nichts wert sei, usw usw. Wenn der Himmel jetzt im Oktober grau wur-

de, dann nur deswegen, weil wir bald das Blaue restlos heruntergelogen hatten.

Doch auch Tash-Putzta kam in den Feindbereich. Der Zufall wollte es, dass wir drei Offiziere am letzten Tag uns noch einmal dort trafen. Wir bestellten Truthahn in Rahmsosse mit Rosenkohl und liessen uns von dem Diener hochherrschaftlich zu Mittag decken und der Diener reichte uns von links die Speisen und nahm von rechts die Teller fort, ganz wie es sich gehoert bei solchen Herrschaften, und wir erhoben unsere Glaeser, gefuellt mit bestem Tokayerwein., waehrend die Dachziegel im MG-Feuer auseinanderplatzten und deutsche Soldaten am Gebaeude vorbei nach rueckwaerts sprangen. Die ersten Russen drangen vorne in die Nebengebaeude ein, als wir hinten mit unserem Volkswagen - mit letztem Gruss winkten wir den zitternd dagebliebenen Maegden zu - in den Weinbergen verschwanden. Eine scharfe Kurve des schmalen Weges rettete uns das Leben, denn die Garbe einer Rata ging in die schoenen Trauben.

Im Wagen aber sassen nicht nur drei satte Maenner, wir hatten noch ein halbes Dutzend Truthaehne geladen, lebendige natuerlich. Hunderte waren auf dem Gut gewesen, und ein solcher Braten sollte uns alle noch einmal an dieses kleine Paradies erinnern. Unruhig flatterten die Bestien im Wagen herum und bewiesen die Vollkommenheit ihrer Verdauung rundherum. Meine beiden Hilfsoffiziere hatten einen schweren Kampf mit diesen Greifen zu bestehen, waehrend ich mich bemuehte, Abstand von den Russen zu gewinnen.

Zu Abend assen wir in Iosonz. Der bisher so ruhige Ort war zum Frontstaedtchen geworden. Jetzt haetten wir hier nichts mehr vergraben koennen, doch das war hier alles abgeschlossen. Dort oben in den tiefen Waeldern wuerde bald der erste Schnee die letzten Spuren unserer Arbeit decken und im naechsten Fruehling wuerde Gras darueber wachsen. Langsam schoben wir uns aus dem mit Fahrzeugen vollgestopften Ort heraus. Eine russische Kaffemuehle gondelte oben im Dunkel der Nacht dahin und suchte nach Opfern. Dann barsten irgendwo ihre Bomben, Krachen und Schreie und Licht und neue Bomben. Alte, laengst ausgediente Maschinen waren mit ihrem langsamen Flug fuer diese Arbeit gerade gut genug. An einem Lautsprecherwagen hingen Plakate: Gebt dem Fuehrer Zeit!

Gegen Morgen kamen wir in unserem neuen Quartier an, Ilissy-Pusta bei Balassagyarmat. Jenseits des breiten Strombettes der Eipel lag es am Fusse der slowakischen Berge. Am kommenden Tag sollten alle Einsatzgruppen sich hier einfinden.

Doch vergebens warteten wir bis in den Abend. Keiner kam, und bisher waren sie immer alle so puenktlich gewesen! Was war passiert? Ich hatte eine unruhige Nacht. Kein froehliches Wort wollte aufkommen. Waren sie in Feindeshand gefallen? Abgeschnitten? Wir dachten noch einmal die letzten Befehle durch, verglichen mit den letzten Standortmeldungen. Vielleicht war noch etwas zu retten? Ich fuhr am naechsten Morgen los. Durch altbekannte Orte ging es, die bisher beinahe vertraeumt uns durchgelassen hatten. Doch, wie anders sahen sie jetzt aus! Ueberall lagen Truppen, Verbandsplaetze, ein Wald von Schildern, Feldgendarmerie. Jetzt waren wir nahe an dem letzten Einsatzort, am Nordrand des Matragebirges. Gruene Gartenzaeune, dann muendete von links ein Feldweg in unsere Strasse. Drueben eine sich nach hinten senkende Wiese, dahinter ein dunkler Waldrand und hinter ihm die Kulisse grauer Berge. Russische Artillerieeinschlaege weiter vor uns links und rechts der Strasse. Ein Leutnant lag am Strassengraben und rief uns zu: "Nicht weiter. Da drueben liegt russische Infanterie!' Er brauchte es nicht erst zu sagen, die Geschosse pfiffen uns schon um die Ohren und

schlugen irgendwo in den Wagen ein. Hinter einem Erdwall konnten wir wenden. Wir fragten unsere Infanteristen nach einem Lastkraftwagen. Ja, der sei gestern hier durchgekommen, aber es sei keiner wieder zurueckgekommen. Niedergeschlagen kehrten wir die Heimfahrt an, und dachten an die verlorenen, vermissten Kameraden. Wir fuhren auf der langen Bruecke ueber das weithin ueberschwemmte Eipeltal, bogen seitwaerts den kleinen Feldweg ein zu unserem Gut. Ueber die Buesche hinweg dunkelten bereits die Daecher des Haupthauses und dann, ja dann sahen wir unseren Lastwagen am Wegrand stehen. Wir konnten gar nicht schnell genug durch den Garten auf das Haus zueilen. Und da sahen wir schon die Vermissten, in Liegestuehlen auf dem Rasen vor der Terrasse, und auch die andern beiden Gruppen waren dabei. Sie lachten uns an. Alle waren wieder daheim! War das eine Freude! Und die Truthaehne hatten ausgespielt.

Die Budapester Dienststelle verlegte ich nach Esztergom. Dennoch kam ich noch einmal durch die Hauptstadt. Bei der Ausfahrt nach Westen verlangte man jetzt von mir einen besonderen Passierschein. Ich musste ihn mir auf der Burg holen, bei einem hoeheren Offizier der Waffen-SS. Ich stand in einer hohen Halle und wartete auf ihn. SS-Offiziere setzten sich gerade zum Mittagessen hin. Junge, froehliche Menschen, die Bluete der Nation, um ein abgegriffenes, hier aber wirklich angebrachtes Wort zu gebrauchen. Der Oberst kam auf mich zu, schaute auf meine Flakuniform und gab mir den Passierschein. Er wollte gar keine Erklaerung von diesem Mann haben.

Nach einer Woche war ich wieder in Budapest und musste mir wieder einen solchen Passierschein holen. Der Kommandeur erkannte mich wieder und fragte diesmal: "Nanu, was hat denn die Flak hier wieder zu suchen gehabt?" Ich konnte nicht mehr an mich halten: "Herr Oberst, ich habe diese Uniform nur zur Erledigung eines Auftrags an. Ich bin Infanterist". Er war sichtlich zufriedener. Ich fuegte noch schnell hinzu: "Ich hätte das nicht sagen duerfen". "Ich werde es fuer mich behalten" meinte er lachend. Er hat es sicher fuer sich behalten, denn keiner von ihnen allen kam mehr lebendig heraus aus Budapest.

Und wir erledigten unsere letzten Auftraege. Das Weihnachtsfest kam heran. Wieder war die Einheit in alle Winde verstreut. Aus der Karte hatten wir einen Ort herausgelesen, in welchem wir uns zum Fest treffen wollten: Boesing bei Pressburg. Keiner von uns war bisher dort gewesen, denn er lag auf der andern Donauseite. Wer zuerst kam, sollte die Weihnachtsgaense bestellen. Dreiundzwanzig Mann waren wir am Nachmittag des 24. Dezember. Drei Mann kamen leider erst am naechsten Morgen an. Sie waren in einem Nachbarort durch Autoschaden festgehalten worden. Doch von den zehn Gaensen war reichlich uebrig geblieben. Es war unsere letzte Kriegsweihnacht. Ein jeder von uns wusste das. Ein jeder von uns trug schon schweres persoenliches Leid mit sich und ein jeder schaute in eine schwere Zukunft. In diesen Stunden der Besinnung dachte ein jeder an seine Lieben und es kam keine Froehlichkeit auf, wie es sonst war, wenn wir einmal so zusammen waren. Ich hatte kein Lust, das fuer mich vorgesehene Quartier um Mitternacht herum noch aufzusuchen und setzte mich in die Schreibstube und schrieb nach Hause, an meine Grossmutter und an meinen Bruder. Am morgen sass ich noch und schrieb und meine Kameraden machten mich darauf aufmerksam, dass ich jetzt schon die zweite Nacht ohne Schlaf sei. Ich hatte ihn nicht entbehrt, so angespannt waren meine Nerven damals.

Am 1. Weihnachtstag setzte ich eine Hasenjagd an. In weit auseinandergezogener Schuetzenlinie gingen wir durch die schneebedeckten Felder. Wir hatten erstaunliches Glueck. Schon sechs Hasen waren uns entgegengelaufen

gekommen und zur Strecke gebracht worden. Wir schickten einen Mann mit der Beute nach Boesing zurueck. Seltsam, wie sie uns direkt in die Laeufe gelaufen waren. Da aber sahen wir schon den Grund fuer dieses nette Verhalten: Uns entgegen kam eine andere Schuetzenreihe, doch von weitem schon sahen wir, dass es keine Soldaten waren, sondern "die Spitzen von Partei und Behoerden" wie man damals so schoen sagte. Sie kamen offensichtlich aus dem nahen Pressburg. Es waren dieselben, die sinnlicherweise den Soldaten verboten hatten, Hasen zu jagen in dieser friedlichen Gegend. So gab ich schnell von Mann zu Mann die notwendigen Befehle und wir verwandelten uns in eine uebende Truppe. Gottseidank, dass wir unsere Beute gerade noch rechzeitig nach hinten geschickt hatten. Bei keinem der bunten Jaeger entdeckten wir im Vorbeigehen ein Haeslein (und sie ja auch nicht bei uns).Sie werden sich spaeter eines auf dem auch damals noch ueberreichlich beschickten Markt von Pressburg gekauft haben.

In Perchtoldsdorf hatte ich eine lange Unterredung mit Spiess und Rechnungsfuehrer. "Wir muessen damit rechnen, dass dieser Krieg verloren wird. Dem Kriegsende wird darum eine grosse Hungersnot in Deutschland folgen. 1919 war es dasselbe. Ich halte es fuer richtig, die mir Unterstellten so weit wie moeglich vor diesen Folgen zu schuetzen". waren meine Ueberlegungen. So gab ich den Befehl, durch falsche Staerkemeldungen aus den Verpflegungsaemtern in groesserem Umfang haltbare Lebensmittel zu beziehen und diese in leeren, wasserdichten Munitionskisten zusammenzustellen. Russen und Englaender haben dann ohnehin noch genuegend Nahrungsmittel gestohlen. In Hamburg zB stahlen sie Vorraete, die fuer die Millionenstadt noch fuenf Jahre ausgereicht haetten und schafften sie nach England. Es wurde von uns dann ein Urlaubsplan ausgearbeitet, wonach jeder Angehoerige der Einheit in den naechsten Monaten zweimal kurz nach Hause konnte. Jedes Mal sollte er eine solche Munitionskiste mit Verpflegung mitnehmen. Das ganze bekam echt kriegsmaessig einen Namen, "Unternehmen Haushalt" hiess es. In der Vorbereitungsphase blieb es fuer die uebrigen Angehoerigen der Einheit zunaechst geheim. Denn es setzte das ja voraus, dass man eine deutsche Niederlage zugab, und das war damals Landesverrat. Dass dennoch meine Leute bis zum allerletzten Tag (und sogar noch einen Monat darueber hinaus) ihre Pflicht taten, haette man damals vor einem Kriegsgericht wohl kaum beruecksichtigt.

In den ersten Januartagen des so schicksalschwangeren Jahres 1945 war unser Auftrag in Ungarn endgueltig beendet. Da nahm ich mir meine Einheit zusammen und erklaerte ihnen Sinn und Umfang unseres "Unternehmens Haushalt". Sie haben alle der Reihe nach ihren zweifachen Urlaub gehabt und waren sogar alle wieder puenktlich zurueck. Das war damals nicht immer ganz leicht. An den grossen Verkehrsknotenpunkten gab es Heldengreifkommandos, und selbst der Hinweis, zu einer Abwehreinheit zu gehoeren, verschlug oft nicht mehr in der Not der Zeit. So hatten wir jedem drei Soldbuecher mitgegeben, und wenn eines auf einem Bahnhof eingezogen wurde, um den Inhaber zu veranlassen, dort weiterzufahren, wo sein Soldbuch hinging (denn ohne Soldbuch war ein Soldat primer facie fahnenfluechtig), dann fuhren sie mit dem zweiten weiter. In einigen Faellen war diese Kriegslist tatsaechlich notwendig gewesen.

Bei meiner Einheit hatte ich damals auch einige Kameraden aus dem Trupp von Hauptmann Lange. Es waren Suedtiroler. Als dieser wieder genesen war, erhielt ich den Befehl, diese drei - es waren praechtige Kerle aus Suedtirol - ausgerechnet nach Krakau in Marsch zu setzen. Ich hatte gar keine Lust,

diesem Befehl stattzugeben, denn eines konnte ich sehr gut damals ermessen: Dort in Polen war der schlimmste Schlamassel und dorthin geschickt werden, war gleichbedeutend mit einem verheitzt werden. Und ich wusste andererseits von ihnen selbst, dass man einen jeden aufrechten, wehrerprobten Mann nach dem Kriege in Suedtirol sehr dringend brauchen wuerde. Doch die Befehle wurden dringender. Oberstleutnant Fechner wurde scharf am Telefon. Und so setzte ich sie denn in Marsch. Ich habe niemals wieder von ihnen gehoert. Da ich zudem nur ihre Einsatznamen im Kopf hatte, gelang es mir auch nicht, als ich selber in Suedtirol war, durch eine Anzeige in den "Dolomiten' im Jahre 1947 etwas zu erfahren. Sind sie heil in ihre Heimat zurueckgekehrt? Wie es allen uebrigen Truppangehoerigen geschah?

Wir hatten noch einen weiteren Verlust. Unser Spiess hatte sich zu einem Offizierskurs gemeldet und verliess uns. Ich habe selten einen derart einsatzbereiten, mutigen, ehrlichen und kameradschaftlichen Soldaten kennengelernt wie ihn. Wirklich bedingungslos verlaesslich, von unuebertroffener Menschenkenntnis, unbeirrt in seinem Pflichtgefuehl selbst in schwierigsten Lagen, kann ich getrost sagen, dass viele Unternehmen ohne ihn nicht durchfuehrbar gewesen waeren.

Slowenien, die letzte europaeische Bastion

Mit einer auf deutsche Interessen und Belange beschraenkten Sicht kam man in jenen letzten Kriegsmonaten nicht mehr weit. War es schon vorher vermessen und in seinen Folgen toedlich gewesen, in diesem Kriege Gewinn fuer das deutsche Volk allein herausschlagen zu wollen, in einem Waffengang, der sich bei den Gegnern von Anfang an weit darueber hinaus gegen saemtliche europaeischen Voelker richtete und der ihnen dazu dienen sollte, das menschliche Zusammenleben auf dieser Erde vollstaendig neuartigen Kriterien zu unterwerfen, so musste wenigstens jetzt noch das Menschenmoegliche getan werden, die bunte Schar der Verteidiger der bisherigen Welt zusammenzufuehren, zu gegenseitiger Hilfe anzuspornen und in diesem uebernationalen Rahmen so viele Ueberlebens schancen zu schaffenwie es die noch zur Verfuegung stehende kurze Zeit gestattete. Dem Gegner war diese Lage viel klarer als den Europaeern. Waehrend Letztere bis zum oft haesslichen Tode noch daran glaubten, dass "der Westen" sich gegen "den Osten" wenden wuerde, fand der Verrat der Angelsachsen und Franzosen an den Werten ihrer eigenen Zivilisation keine Grenzen. Damals, als wir von Wien abrueckten, ahnten wir noch nicht den vollen Umfang dieses Mordens von Kosaken und Litauern und Ungarn, und Volksdeutschen und Polen und Faschisten und Kollaborateuren von Norwegen bis Sizilien, wussten noch nicht, zu was sich ein Roosevelt und ein Churchill in Jalta bereiterklaert hatten. Wir hatten einige Verbrechen auf deutscher Seite erlebt, insbesondere eine Behandlung von Juden und von allen Ostvoelkern, die keineswegs mit dem Begriff einer sauberen Kriegfuehrung in Einklang gebracht werden konnten. Doch wir erfuhren erst mit Ende des Krieges und nachher, dass es in der Waage eines Weltgerichts anderes Gewicht erhielt demgegenueber, was sich dann in der anderen Schale anhaeufte. Wir wissen heute alle, es fing an mit der Austreibung der Deutschen aus vier Provinzen, mit der Ermordung von hunderttausenden von Wehrlosen in den Laendern Westeuropas, gipfelte im Abwurf von zwei Atombomben auf japanische Grossstaedte ohne jegliche militaerische Notwendigkeit, setzte sich fort in der Vertreibung der Weissen aus ihren Ueberseegebieten und nahm dann das noch ueblere Gesicht

einer Vernichtung der nationalen Identitaeten auf der ganzen Welt durch forzierte farbige Einwanderungen an. Wir wissen heute, dass die "Bedingungslose Kapitulation" von 1945 nicht das Ende, sondern der Anfang eines Krieges war, der sich zu einem an die Grenzen der bewohnten Erde reichenden Weltkrieg ohne Beispiel in der Geschichte austoben sollte.

Diese ueberschauenden Erwaegungen mussten eingeschaltet werden, will man verstehen, wie unbeholfen wir damals vorgingen, obwohl wir uns sehr darum bemuehten, den Blick fuer das Ganze nicht zu verlieren. Ich wusste, dass im Zuge der deutschen Rueckzugsbewegungen auch die serbischen Alliierten vor dem Druck der von russischen Verbaenden verstaerkten Partisanen ausweichen mussten. Sie draengten sich im slowenischen Raum zusammen und ich hielt es zunaechst noch fuer moeglich, einen Uebertritt auf italienischen Boden zu verhindern. Ich strebte die Bildung eines koenigstreuen serbischen Staates in jenen Randgebieten an, der - so meinte ich - von seinen Verbuendeten in der Verteidigung seiner Ostgrenzen gegen Tito unterstuetzt werden wuerde. Mir schien es notwendig, diese Gedanken den verschiedenen serbischen und slowenischen Fuehrern klar zu machen; das aber musste ehestens geschehen und dazu brauchte ich nicht meine gesamte Einheit. Mit meinen engsten, sprachkundigen Mitarbeitern, fuhr ich daher am 13. Januar 1945 im Zug von Wien nach Klagenfurt und von dort weiter nach Laibach, wo ich tatsaechlich alle vorgesehenen Gespraechspartner auffand.

Es war gar nicht so einfach, damals eine militaerische Einheit von Perchtoldsdorf bei Wien nach Laibach auf der Eisenbahn zu verfrachten. Ich musste zu einer Kriegslist greifen, um die notwendigen Waggons zu bekommen. So verfielen wir auf die Idee und fabrizierten ein Fernschreiben. Das sah dann so aus:

ANFORDERN SIE REICHSBAHNDIREKTION WIEN NOTWENDIGEN TRANSPORTRAUM/
ANFORDERN SIE REICHSBAHNDIREKTION WIEN NOTWENDIGEN TRANSPORTRAUM/
ANFORDERN SIE REICHSBAHNDIREKTION WIEN NOTWENDIGEN TRANSPORTRAUM/
ANFORDERN SIE REICHSBAHNDIREKTION
EINTREFFEN LAIBACH BIS 18.JANUAR AN MICH.REICHSSICHERHEITSHAUPTAMT IV V
EINTREFFEN LAIBACH BIS 18.JANUAR AN MICH.REICHSSICHERHEITSHAUPTAMT IV V
EINTREFFEN LAIBACH BIS 18.JANUAR AN MICH.REICHSSICHERHEITSHAUPTAMT IV V
EINTREFFEN LAIBACH BIS 18.JANUAR AN MICH.REICHSSICHERHEITSHAUPTAMT IV V

Den so angefertigten Text zerschnitten wir entlang der geraden Linien und klebten das ganze auf ein Telegrammformular. Die Wirkung war durchschlagend. Der Beamte in der Reichsbahndirektion stellte uns fuer den naechsten Morgen um 10 Uhr 4 Waggons auf die Rampe, gar nicht weit von unserer Unterkunft.

Bei dieser Gelegenheit noch ein weiterer Bubenstreich, den meine Schreibstube ausfuehrte. Fuer Wien war eine Ortswache vorgesehen und wir hatten wirklich kaum Zeit, uns daran zu beteiligen, waren in der grossen Mehrzahl irgendwo in Ungarn. Ein Major war angemeldet. Da steckten sich meine beiden Schreibstubenbullen je ein EK I an, und waehrend des Besuches musste der eine mehrfach in die Besprechung mit dem gerade anwesenden Hilfsoffizier platzen, das eine Mal: "Herr General So und So am Telefon". Das andere Mal kam die Mappe mit den Unterschriften, wobei er eine Mappe ueberreichte, die uebervoll war mit alten Papieren. Dann wieder kam ein Telegramm an, das den Leutnant dringend abrief. Kurzum, der gute Herr bekam den Eindruck,

dass er nur stoerte, und ging unverrichteter Dinge wieder davon.

Nun, unseren Eisenbahnwagen verliessen wir in Klagenfurt am Morgen des 14. Januar als Eisklumpen. Wir machten einen Spaziergang an einen im dunstigen Winterkleid unter tiefen Wolken traeumenden Woerther See. Die Weiterfahrt in die Hauptstadt Sloweniens ging jetzt durch ein Gebiet, das mit dem Zusammenbruch Jugoslawiens dem Grossdeutschen Reich einverleibt worden war. Begruendet wurde der Schritt damit, dass es sich um ein von Deutschen durchsetztes Siedlungsgebiet handelte. Doch hatten die deutschen Behoerden eine so unglueckliche Hand, stiessen die slowenischen Nachbarn derart plump mit den dummsten Massnahmen vor den Kopf, dass Tito eine ueberreiche Ernte halten konnte. Wir fuhren daher jetzt durch ein uebles Partisanengebiet. Bei solchen Erlebnissen an eine Einigung der antikommunistischen Kraefte zu denken, war schon beinahe utopisch. Was ich mir vorgenommen hatte, war sicher kein Kinderspiel.

Neue Persoenlichkeiten traten in der bildschoenen Stadt Laibach in meinen Gesichtskreis. Einige davon waren weit aus der Masse hervorragende Charaktere, die mit ihrer Haltung und mit ihrer Umsicht in jenen Monaten des Endes einer Welt aufrecht und pflichtbewusst und persoenlich bescheiden ihre Entschluesse faellten und in alle Ewigkeit hinein das Wort Luegen strafen, wonach 1945 das Gute gesiegt habe. Da war zunaechst der bereits erwaehnte General Leo Rupnik. Ehemaliger Fluegeladjutant des serbischen Koenigs, dann in der Stunde der Not von seiner slowenischen Heimat gerufen, um im Widerpart mit den nimmersatten Italienern und mit Unterstuetzung der Deutschen eine Autonome Provinz Laibach zu fuehren und so zu verwalten, dass in ihr die kommunistische Gefahr aus eigener Kraft gebannt werden konnte. Das gelang ihm vollauf bis in die allerletzten Kriegstage hinein. Aehnlich wie in der "Neutralen Zone" zwischen Bulgarien, Griechenland und der Tuerkei war es so auch hier gelungen, einen neutralen Pufferraum zu errichten, eine Insel des Friedens im II. Weltkrieg.

Und dann war da der jugoslawische Politiker Ljotic. Er war Serbe, vertrat aber die Idee einer Beibehaltung des jugoslawischen Staates auf der Grundlage einer Anerkennung der religioesen und kulturellen Werte seiner Voelkerschaften. Er war ein bewusster Gegner der dieser Formulierung scharf entgegengesetzten freimaurerischen Formel. Die bekannten antifreimaurerischen Briefmarken, die unter General Nedic in Serbien erschienen, sind auf seine Vorschlaege zurueckzufuehren. Ich traf den bekannten fuehrenden serbischen Kopf in einem Hotelzimmer in Laibach. Djuic und Kapetanovich hatten mich zu ihm geleitet. "Wie sehen Sie die Gesamtlage?" war seine erste Frage. Ich fuehrte nach meinen Notizen vom gleichen Tage etwa folgendes aus: "Es ist gar kein Zweifel, dass die vollstaendige militaerische Niederlage der Achsenmaechte kurz bevorsteht. Es geht also darum, den Kampf gegen den atheistischen und antivoelkischen Geist auf ein Gebiet zu verlegen, auf dem er auch dann noch fortgesetzt werden kann. Denn in dem Augenblick des letzten Kugelwechsels in diesem Krieg entsteht am Horizont das Gespenst eines neuen Krieges zwischen den Siegern. Das heisst, dass die westlichen Alliierten gezwungen sein werden, dem Kommunismus als einem Feind ihrer Lebensart entgegenzutreten. Das aber geht nicht von heute auf morgen, so klar auch in einigen Koepfen an leitender Stelle die Notwendigkeit einer solchen Auseinandersetzung sein mag. Denn dazu ist die Propagandamaschine von den "anstaendigen kommunistischen Bundesgenossen" auf viel zu hohe Touren gebracht worden. Es mag wohl ein halbes oder auch beinahe ein Jahr dauern, bis auch die Volksmassen zu dem neuen, notwendigen Opfer bereitgemacht sein werden. Stimmt man aber diesen Ueberlegungen zu, so muss man sich

fragen, ob es moeglich sein wird, ueber einen solchen Zeitraum hinaus in den Bergen Jugoslawiens zu verschwinden und abzuwarten. Das aber wieder benoetigt die vorsorgliche Bereitstellung von Lebensmitteln, Kleidung, Medikamenten, Verteidigungswaffen und Munition in solchen abgelegenen Raeumen. Und weiter bedingt derartige Erkenntnis, dass man einen Blick auf die Karte tut, wo solches in unserer heutigen Lage noch moeglich ist. Ich meine, es ist klar, dass wir heute nicht mehr groessere Depots in denjenigen Raeumen anlegen koennen, deren Zufahrtsstrassen bereits in Titos Hand sind."

Diese Ljotic vorgetragenen Gedankengaenge folgten anderen, die ich mir selbst in jenen Tagen klar gemacht hatte. Unter dem Datum 1.XII.44 lese ich in meinem Notizbuch: "Der Kampf der Alliierten und Russlands gegen Hitler ist eigentlich politisch bereits entschieden. Auf der Welt gibt es keinen Hitler mehr, mit dem man politisch rechnen muss. Verursacht ist diese Entwicklung nicht eigentlich durch die militaerische Entwicklung seit Stalingrad, sondern durch den seit Kriegsbeginn offenkundigen Verzicht auf aussenpolitische Wirksamkeit und bestandsfaehige Gestaltung der besetzten Raeume. Es ist, als ob dieser Verzicht äusseres Zeichen dafuer sei, dass Hitler seine Nichtberechtigung zur Ordnung dieser Raeume erkannt hat. Dabei lagen zweifellos genuegend sachliche Plaene auch auf deutscher Seite vor, die zu einer tragbaren Neuordnung im deutschen Sinne haetten fuehren koennen. Was wir jetzt noch auf der Weltbuehne sehen, ist der militaerisch nachklingende Rahmen dieser politisch vollzogenen Entwicklung."

Ljotic stand auf und gab mir die Hand und sagte: "Ich bedaure, Sie nicht frueher kennengelernt zu haben". Ueber eine solche Bemerkung aus dem Munde dieses Mannes war ich stolz. Deswegen auch erinnere ich ihren Wortlaut so genau. Ljotic fragte mich dann noch: "Seit wann dachten Sie, dass dieser Krieg verloren wuerde?" Ich antwortete: "Seit 1939". "Muss das fuerchterlich fuer Sie gewesen sein!" meinte er. Ich antwortete nicht darauf, aber bei einer Selbstpruefung muss ich sagen, ich hatte kaum Zeit darueber nachzudenken in den sechs Kriegsjahren. Mir schien es immer wichtiger, die kleineren Probleme anzugehen, die sich mir stellten, und damit war ich vollauf beschaeftigt. Ich bekam spaeter den Eindruck, dass es nicht wenigen Zeitgenossen ganz genau so gegangen war.

Das Ergebnis unserer Unterredung war, dass ich mich darum bemuehen wollte, den nunmehr in Slowenien sich zusammendraengenden antikommunistischen Verbaenden unterschiedlichster Couleur aus deutschen Bestaenden bereitzustellen, was sie benoetigten.

Erst mit den naechsten Wochen kristallisierte sich meine andere Idee heraus: Eine koenigstreue Provinz Laibach als souveraenen, mit den Westalliierten Kraeften verbuendeten Staat zu bilden. Sie ergab sich aus der Tatsache, dass ein Untertauchen in den Gebirgen, wie ich es Ljotic noch vortrug, einfach deswegen nicht mehr moeglich war, weil der dazu zur Verfuegung stehende Raum nicht mehr zur Verfuegung stand. Aber auch meine andere Idee hat sich dann als Windei entpuppt. Die angesprochenen Maenner fanden nicht den noetigen Mut zum Widerstand. Ihnen fehlte der unbesiegbare Glaube an ihre gute Sache. Sie waren innerlich angefressen vom Zweifel an einen Sieg. Ein weiter zurueckliegender Vorgang fiel mir damals wieder ein: Irgendwo stehen wir im kroatischen Bergland und schauen aus nach Partisanen, die eine Mine gelegt hatten. Da winke ich einen meiner Unteroffiziere heran und sage ihm kurz: "Kommen Sie schnell mit dem Wagen hierher!" Der Mann jagte den Hang hinunter und kam mit dem Auto an. Da sagte ein serbischer Major neben mir: "Das waere bei uns nicht moeglich gewesen. Da haette man sich erst umsehen muessen, wer Lust gehabt haette, den Wagen zu holen,

und ausserdem konnte kaum jemand Autofahren". Es fehlte bei den Serben die deutsche Disciplin. Nur diese war imstande, Tito Halt zu gebieten. Fiel sie weg, so war kein Halten mehr. Waere es anders gewesen und haetten serbische und slowenische militaerische Verbaende Stand gehalten, wer weiss, ob nicht die von Sueden in Italien heranrueckenden Englaender und Amerikaner doch noch einen modus vivendi mit ihnen an der Isonzogrenze (wieder) gefunden haetten. Heute habe ich meine ernsten Zweifel an einem solchen Verhalten, doch damals glaubte man noch an die schoenen Worte, mit denen London die Verbuendeten auf dem Balkan und in Polen in den Krieg gelockt hatte.

Laibach war eine sehr schoene Stadt. Genau gegenueber meinem Quartier stand auf einem schneebedeckten Platz eine wollüstige Barockkirche. Ihre weisse Kuppel leuchtete so Ruhe ausstrahlend im Mondlicht, der ganze Platz unter den schwarzen Baeumen da unten lag in feierlicher Stimmung da. Es war, als befaenden wir uns irgendwo im Kaiserreich Oesterreich, damals etwa, als Franz Josef noch regierte.

Doch am naechsten Vormittag wurden auch die letzten Reste dieser Traeumereien verscheucht. Mit tiefem langanhaltendem Brummen kamen die amerikanischen Bomber von Italien heraufgezogen und flogen gen Wien. Unter dem Zeichen eines Kreuzzuges flog der Massenmord ueber uns hinweg. Alles Leben erstarb dann auch in den Strassen Laibachs, denn niemand wusste, auf welche Stadt, auf welche Frauen und Kinder, Kloester und Lazarette, Kirchen und Schulen und Wohnungen und immer wieder Wohnungen die Kruezritter einer besseren Welt diesmal ihre Last abwerfen wuerden.

Unsere Dienststelle lag direkt unter dem Schlossberg. Dort meldete sich denn auch schon nach wenigen Tagen mein Erster Hilfsoffizier, der Leiter unseres Bahntransportes. Aufmontiert war unsere Vierlingsflak mitgefahren, doch es hatte keinen Angriff, weder von Partisanen noch von Tieffliegern gegeben. Wir waren inzwischen zu dem Entschluss gekommen, unsere Schreibstube ins Wippachtal in die Naehe von Goerz zu legen, denn jenes Tal bot sich an als Sammelraum fuer alle von Tito vertriebenen und versprengten serbischen und bald auch einigen kroatischen Verbaenden. Die asfaltierte Strasse nach Goerz, quer durch Slowenien, war zunaechst noch stark partisanenverseucht. Wir mussten sie jetzt des oefteren hin- und herfahren, bis unser neues Arbeitszentrum eingerichtet war. Und doch waren wir, auch wenn wir in einzelnen Wagen fuhren, niemals ueberfallen worden. Aerger machten nur die Folgen von Bombeneinschlaegen auf der Strasse. Die grossen Zementplatten waren aus ihrer urspruenglichen Lage herausgeschoben worden und standen mehrfach schraeg in die Hoehe. Man musste die Stellen kennen, um keinen Purzelbaum zu schlagen. Entgegen allen Befehlen der oertlichen Kommandanten fuhren wir immer bei Tage und wenn es sein musste. Dann oeffnete sich so ein Schlagbaum am Ortsausgang und man liess uns hinaus in die "freie Wildbahn der englischen Jabos". Hatte ich bisher niemals selbst einen Wagen gefahren, so uebernahm ich jetzt einen Volkswagen. Die Landschaft war einmalig ansprechend. Wir fuhren - von Laibach kommend - zunaechst durch tiefe Waelder und weiter suedlich durch kahle Karstflaechen. So durchfuhren wir auch den Tschitschen-Boden, ein langgestrecktes Karsttal mit weltbekannten Hoehlen, das die Halbinsel Istrien vom eigentlichen Festland trennte. Es war ein ideales Gelaende fuer Partisanen und andere Raeuber. Wir kannten es von Dalmatien her. Meine Leute waren schnell wieder im Bilde. Mit ganz besonderer Freude fuhren sie den Lkw mit der aufmontierten Flak spazieren, und wenn dann die Granaten unseres Geschuetzes unerwartet in die Felsen heulten, dann blieb dort kein Auge trocken. Einmal, es war im Maerz 1945, postierten wir es auf der Passhoehe der abseitigen Strasse von Goerz nach Idria, das heisst

am oberen Umbruch der das Wippachtal nach Norden zu abgrenzenden Felswand, und also an einen Platz, an welchem deutsche Verbaende normalerweise nichts zu suchen hatten. Um die Mittagszeit kamen zwei englische Jabos in Seelenruhe angeflogen auf der Suche nach billig zu ergatternden Zielen auf den dortigen Landwegen. Ganz niedrig und unbekuemmert folgten sie den leichten Kruemmungen der Passstrasse und wir hatten Zeit, zwischen hohen Baeumen postiert, uns auf den Spass vorzubereiten. Aus naechster Naehe sass unser Gruss und mit grosser Feuergarbe gingen beide irgendwo in den Waeldern hinter uns runter. Stolz malten wir nach alter Luftwaffengepflogenheit zwei weitere Ringe auf das Rohr. Es waren jetzt immerhin schon drei.

In St. Peter bei Goerz machten wir Quartier. In dem gleichen, auf jugoslawischem Territorium gelegenen Vorort jener bedeutenden, fast rein italienischen Stadt auf dem ostwaertigen Ufer des Isonzo hatte auch Momcilo Djuic Quartier gemacht. Bei unserem alten Freund aus Dalmatien befand sich jetzt der serbische Patriarch Eftimi, zusammen mit einem weiteren hohen orthodoxen Geistlichen. Unter weiterhin bestehender SD-Bewachung hatte man diese beiden serbischen Persoenlichkeiten aus ihrem Internierungslager hierhergebracht, um vielleicht noch politische Geschaefte mit ihnen machen zu koennen, vor allem aber, um eine sichere Weitergabe an unsere militaerischen Gegner zu gewaehrleisten. Sie waren seinerzeit bei dem Einmarsch der deutschen Truppen in Serbien verhaftet worden, nachdem man bei ihnen den serbischen Staatsschatz gefunden hatte. Jetzt spielten sie - zumindest fuer den Augenblick - eine antikommunistische Tour und unterstuetzten die nationalserbischen Fuehrer in ihrem Bemuehen, gemaess meinem Vorschlag, moeglichst bis zum Waffenstillstand noch einen Teil des jugoslawischen Staatsgebietes als Restkoenigreich Serbien fuer Koenig Peter II. und damit fuer "den Westen" zu halten. Uber den SS-Obergruppenfuehrer Globotschnik erreichte ich eine enge Zusammenarbeit der Serben und Slowenen mit den oertlichen deutschen Polizeistellen bei der Errichtung von Panzergraeben und anderen Verteidigungsvorbereitungen in den Staedten und Doerfern des Wippachtals. Die nationalen jugoslawischen Verbaende hielten sich damals in unseren Besprechungen fuer stark genug, Tito fuer die Dauer von wenigstens einigen Wochen oder gar Monaten in offenem Kampf gegenuebertreten zu koennen. Sie ahnten ebensowenig wie ich selbst, dass der Gegner genauso die strategisch-politische Bedeutung dieses geographischen Reduits am aeussersten Suedwestende Jugoslawiens erkannt hatte wie wir. Er warf an Verbaenden in diese Richtung, was er konnte, neben Partisanenverbaenden von zweifelhaftem Wert (und mit denen rechneten wir vor allem) auch sowjetische motorisierte Verbaende und bulgarische Truppen. Als es dann zu ersten Gefechtsberuehrungen mit diesen kam, da rissen die Helden auf unserer Seite aus, wie so oft schon von uns bei unseren jeweiligen oertlichen Verbuendeten gegen den Kommunismus erlebt. Nur mit ueberlegenen Waffen, mit Bombenteppichen verstand ja auch dieser "Westen" zu siegen. Ihnen allen fehlte die deutsche Kampfmoral, die einzig in der Lage gewesen waere, damals den Bolschewismus auszuradieren.

Die hoechste Autoritaet in diesem Raum war der SS-Obergruppenfuehrer Globotschnik in Triest. Bei ihm musste ich mich also melden, damit unsere eiligen und dringenden Plaene Hand und Fuss bekaemen. Sein Amtssitz war Triest. Sein sympathischer junger Adjutant, Graf Cerny, fuehrte mich zu ihm hinein. Lebhaft, energisch und sachlich in seinen Ausfuehrungen, erinnerte er mich sofort stark an den SD-Obergruppenfuehrer Vitzthum in Tirana. Beide pflegten bei der Unterhaltung sich mit den Faeusten energisch auf die Oberschenkel zu schlagen, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen. Beide waren Wiener. Globotschnik verstand vollauf meine Plaene und war weitsichtig, zu

erkennen, dass Europa auch ohne Nationalsozialismus weiterleben muesse. Das war gar nicht selbstverstaendlich. Ebensogut haette ich ein Fiasko erleben koennen wie in Berlin auf dem Reichssicherheitshauptamt. Immerhin waren nach den Buchstaben der unterschriebenen Vertraege die koenigstreuen serbischen Verbaende Verbuendete der Alliierten und wir waren in Serbien vor zwei Jahren im Kampf gegen sie einmarschiert. Ich forderte nicht mehr und nicht weniger, als erklaerten Feinden mit allen Mitteln zu helfen. Doch Globotschnik sah weiter als Berlin. Er gab alle ihm moegliche Unterstuetzung. Kleidung, Verpflegung, Bewaffnung denjenigen, die seinerzeit in Belgrad den Krieg gegen das Deutsche Reich frevlich begonnen hatten.

Triest lag bekanntlich in Italien und die oertlichen Behoerden waren dort und in Goerz italienische, faschistisch-italienische, waren antijugoslawisch eingestellt, wie immer schon hier im Grenzland. Und die Serben waren alles andere als italienfreundlich, Triest und Goerz waren alte Zankaepfel zwischen den beiden Voelkern. Die Grenze war immer im Disput und wurde es ja dann auch wieder nach 1945. Am staerksten trat damals dieser Gegensatz ausgerechnet in Goerz selber hervor. Durch St. Peter fuehrte ein Bahndamm. Dieser war die vorderste Linie der oertlichen Verteidigung der Stadt Goerz. So patroullierten auf ihm Schwarzhemden. Das aber war den Tschetniks ein Dorn im Auge. So geschah das Unglueck eines hellichten Tages. Schuesse knallten rundherum um unsere Haeuser. Wir sprangen hinaus, die Maschinenpistole in der Hand. Da kamen schon zwei Italiener auf mich zugelaufen. Hinter ihnen her wie auf einer Hasenjagd, einige Serben. Die Kugeln flogen uns um die Koepfe. Zwischen meine Beine verkrochen sich die beiden. Ich bruellte die Serben an. Sie umkreisten uns blutgierig und blind vor Hass. Ich jagte die Italiener in mein Dienstzimmer, wo sie sich unter den Tischen verkrochen. Ich schlug den nachdringenden Serben die schussbereiten Waffen aus der Hand. Doch der Tanz ging weiter. Einer meiner Unteroffiziere kam mir zu Hilfe und wir befoerderten die laut groehlenden Gesellen mit allen Mitteln wieder zur Tuer hinaus. Draussen kamen weitere hinzu und schrieen Mord und Totschlag. Vor die Tuer stellte ich den Unteroffizier mit entsicherter Maschinenpistole und raste zur nahegelegenenen Strasse. Da lagen Italiener erschossen umher, wohl zwanzig an der Zahl. Es war nichts mehr zu retten. So handelten Bundesgenossen im gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus! In einem Augenblick, da auf unserer Seite jede Hand zaehlte, die gewillt war, ein Gewehr zu tragen! Ich liess einen Lkw kommen und wir verluden die Toten. Mitten in der traurigen Arbeit kam der oberste deutsche Parteimann (ich habe damals Gauleiter notiert) im Wagen von einer Besichtigung der Arbeiten an den Panzergraeben zurueck und sah die Bescherung. Ich erklaerte ihm kurz, was geschehen war und er fuhr sehr verstimmt weiter. Der Wagen mit den Toten fuhr ab nach Goerz.

Doch damit war noch keine Ruhe eingetreten. Die Serben ruesteten auf einen Rachefeldzug gegen alles Italienische in Goerz selbst. Es blieb mir nichts anderes uebrig, als ueber mein Feldtelefon den Lkw mit der Flak eiligst herzurufen und liess diesen einige Schritte entfernt von meinem Buero auf der Strasse postieren. Einer der beiden Italiener lag derweilen unter meinem Schreibtisch und verfiel in einen Weinkrampf, der andere stand zitternd neben dem Fenster an die Wand gepresst. Mit Hilfe eines serbischen Offiziers gelang es dann, die Meute auf der Strasse zu zerstreuen. Gegen Abend fuhr ich meine beiden Schutzbefohlenen in die italienische Kaserne in der Stadt und waere meinerseits kaum wieder lebendig herausgekommen, so begreiflich feindselig war man gegen alles gestimmt, was dort in St. Peter lag.

Es galt, den Kampfgeist der beiden Fronten abzuwiegen und dann stellte

ich unser Geschuetz an die Strasse zwischen den beiden Orten, aber mit Schussrichtung auf Goerz - von wo ich keinen Angriff erwartete. Die Italiener waren so befriedigt, dass man ihnen einen Angriff zutraute, und blieben schoen daheim. Und die Serben waren zufrieden damit, die staerkste Waffe auf ihrer Seite zu sehen, und hielten so vorerst einen Angriff fuer ueberfluessig. Erst in Tagen gelang es den serbischen Fuehrern und vor allem auch dem Patriarchen, die Gemueter ihrer Landsleute abzukuehlen. Eftimi bat mich dann sogar, die provozierende Kanone wieder wegzufahren, was ich gerne tat.

Und noch einer war erschienen in diesem Konvent der letzten Aufrechten, der Sonderbeauftragte des Fuehrers fuer den Suedosten, Gesandter Dr. Neubacher. Am 27. April sah ich ihn zum ersten Mal. Er war in der Uniform des Auswaertigen Amts, Nur das Hoheitsabzeichen hatte er sich von der Muetze genommen. Wir erinnerten uns an unser letztes Zusammentreffen in Tirana, wo wir dabeigewesen waren, Albanien in ethnisch moeglichst homogene Zonen aufzuteilen und fuer die Zukunft die ungluecklseligen italienischen Einmischungsversuche unmoeglich zu machen. Um uns herum geisterte dabei dauernd der SD-Hauptsturmfuehrer Feistritzer, der Cerberus des Patriarchen. So ganz war es nicht nach seinem Geschmack, dass ueberall jetzt im Wippachtal unter unseren Augen Propagandaparolen fuer den Koenig Peter an die Haeuserwaende geschrieben wurden und dass man begann, das Tal einzuteilen in Verwaltungsbezirke der verschiedenen nationalen jugoslawischen Verbaende.

Auch Ljotic sollte als einer der letzten von Laibach hierherkommen. Die Gruppe fuhr in zwei Wagen. Mit dem ersten Morgenlicht sollten sie bei uns eintreffen. Im ersten Wagen sass unser Freund. Er stuerzte in ein schlecht gekennzeichnetes Panzerloch und war auf der Stelle tot. Im zweiten Wagen sass als Begleiter niemand anders als mein ehemaliger Hilfsoffizier, Leutnant Skoberne. Die orthodoxe Trauerfeier fuer den so ploetzlich und unerwartet Dahingeschiedenen fand in einer Kirche in St. Peter statt. Das Hochamt hielt der Patriarch selbst. Eine groessere Ehrung, ja, einen weniger passenden Todestag haette sich der grosse Verstorbene wahrlich nicht wuenschen koennen. Erschienen waren alle serbischen Fuehrer und Fuersten, alle deutschen Persoenlichkeiten, selbst Globotschnik aus Triest mit Herren seines Stabes. Ein Haufen serbischer Klageweiber heulte, dass sogar einigen deutschen Offizieren Traenen ueber die Backen liefen. Weihrauch erfuellte die Luft, in vollem Ornat stand die Priesterschaft, und Trauergesaenge ertoenten. Es war alles, wie es seit Jahrhunderten in Serbien der Brauch war. Es war aber auch wie der Abschied von dieser bisherigen Welt. Es war, als truege man mit Ljotic das alte Serbien zu Grabe, als truege man hier und jetzt jenen Balkan zu Grabe, der im blutigen Kampf gegen die Tuerken seit tausend Jahren christlich gewesen und jetzt in andere, sekulaere Haende uebergehen sollte, von denen die Sieger dieses Krieges meinten, sie seien bessere Menschen als ihre Vorfahren, und es wuerde unter ihren Haenden eine bessere Welt erstehen als die, die hier vor unseren Augen ins Grab sank.

Der Gegner hatte recht begruendete Sorge um diesen Kleinstaat, der sich da mit allen alten Riten auftun wollte. Er hatte das unangenehme Beispiel meines Kameraden, des AbwII-Truppfuehrers Kreutzberger in Griechenland vor Augen. Da war es einem Abwehroffizier gelungen, die Front der Alliierten zu sprengen und dafuer Sorge zu tragen, dass die Englaender im Widerstand gegen die griechischen roten Partisanen eine koeniglich griechische Regierung anerkannten, die unter wohlwollenden deutschen Augen sich hatte bilden koennen. Selbst nach dem Abzug Kreutzbergers konnte sich so hier ein "westlicher" Staat halten, der noch jahrelang zum Zankapfel der internationa-

len Politik wurde. Was Tito Churchill fuer Jugoslawien verwehrte, konnte nach Vorarbeit durch Abw II in Griechenland gestartet werden. Weihnachten 1944 flog Churchill (im Alleingang unter den Alliierten) persoenlich nach Athen. Bis heute hin ist es darum nicht gelungen, aus Griechenland einen Gefolgsmann Moskaus zu machen. Aufbauend auf den Vorarbeiten der deutschen Abwehr konnte Churchill sogar Weihnachten 1944 einen Besuch in Athen machen. Es war die einzige positiv-europaeische Tat im Leben dieses Katastrophenpolitikers. Griechenland war das einzige Land, wo das auf dem Balkan geschah. Man hatte in Athen keinen solchen Erfolg einer deutschen Abwehreinheit vorausgesehen, obwohl Kreutzberger immerhin damals schon kein Unbekannter mehr war. Er hatte im suedlichen Tunis im Handstreich ein gaullistisch-franzoesiches Wuestenfort genommen, und dann in Griechenland eine ganze Kiste englischer Goldstuecke dem Gegner abgenommen.

Um den koeniglichserbischen Verbaenden etwas Luft zu verschaffen, setzte Globotschnik ein Angriffsunternehmen unter der Fuehrung des Obersturmbannfuehrers Wendt an, das die Saeuberung der Nordflanke des Wippachtales zum Ziele hatte. Wie so viele Bandenunternehmen brachte es keinen sichtbaren augenblicklichen Erfolg. Ohne dass es zu groesseren Kaempfen kam, zogen sich die Freischaerler in die Berge zurueck. Auf unserer Seite gab es mehrere Gefallene. Doch kam es auch bis zum Ende des Kampfhandlungen Anfang Mai nicht mehr zu Ueberfaellen von dieser Seite her. Die andere Seite, der Karst, war so haeufig von serbischen Einheiten durchgekaemmt worden, dass auch dort nunmehr reine Luft herrschte.

Unser internes Unternehmen "Haushalt" lief unterdessen laufen weiter. Den Soldat Schuetterumpf schickte ich mit seiner Munitionskiste nach Wien nach Hause. Er kam nicht wieder, obwohl das damals, Mitte April, noch ohne weiteres moeglich gewesen waere. Es war die erste Aufloesungserscheinung, die ich erlebte, und es blieb auch die einzige. Nach Salsburg verlegte ich ein groesseres Lebensmitteldepot mittels Lkw. Auch eine Funkstelle legte ich dorthin, um spaeter nach einem vorhersehbaren Zusammenbrechen aller Ordnung diejenigen meiner Leute, die aus dem Altreich stammten, notfalls besser nach Hause leiten zu koennen. Eine andere Funkstelle legten wir dann in die Naehe von Hamburg nach Schleswig-Holstein. In den letzten Apriltagen begannen wir, dieses interne Funknetz in Betrieb zu nehmen und waren von da an bis weit ueber die Kapitulation hinaus ueber alle wesentlichen Feindbewegungen und Feindvorkehrungen ziemlich vollstaendig im Bilde. Erst am 30. Mai liess ich den Funkverkehr einstellen. Unsere Leute bekamen jetzt alle Zivilstoffe, um sich fuer nach dem Kriege einkleiden zu koennen. Die Stoffe entnahmen wir den Lieferungen fuer die Tschetniks. Die Serben, das will heissen Nada Stanic und Major Kapetanovich erschienen eines Tages und schenkten mir einen schoenen grauen Mantel. Sie wussten, dass so etwas sehr nuetzlich sein konnte. Er musste spaeter leider bei meiner Flucht im englischen Internierungslager bleiben. Ausserdem erhielt jeder einen zweiten Truppenausweiss mit anderem Namen. Alle diese Vorsichtsmassnahmen erwiesen sich dann als sehr gut. Es ist dem Gegner nicht gelungen, die von ihm mit allen Mitteln so sehr gesuchte Einheit zu schnappen. Der einzige, den sie erwischten, und dies auch nur, weil er sich selber stellte, war der Einheitsfuehrer selber.

Verbindung nahm ich aber nicht nur mit Triester Dienststellen auf, unter anderem auch mit jenem Abwehroffizier, den ich aus Anlass meines Besuches von Zara aus schon kennengelernt hatte. Ich suchte und fand denn auch meine benachbarte IIer-Einheit im oberitalienischen Raum und deren Fuehrer, Major v. Usslar in Vicencia. Seine Taetigkeit bestand damals im Bandenkampf

und Freihalten der Alpenpaesse. Auf der Rueckfahrt hatten Partisanen uns in eine Falle gelockt. Wir sassen in einer Weinkneipe, aus der man uns nicht wieder herauslassen wollte. Wir machten in lauthalsiger Freundschaft und spendierten eine Runde Grappa und waren schon im Volkswagen und auf und davon.

Das Ende nahte sichtlich. Wien war genommen worden, der Feind stand vor Berlin. Ich zog meine Leute in St. Peter zusammen. Aller Schriftverkehr wurde vernichtet (Es dauerte laenger, als erwartet und hinterher hoerten wir von Faellen, wo man tagelang damit beschaeftigt war). Wir fuellten alle vorhandenen Behaelter mit Munitionsreserven und mit Lebensmitteln. Mit meinen Portepeetraegern hatte ich eine Besprechung, deren Text mir noch vorliegt: "Ich halte diesen Krieg fuer verloren, doch wollen wir bis zum letzten Augenblick so kaempfen, dass wir uns niemals den Vorwurf machen koennen, dem Fuehrer nicht doch noch eine Chance zum Durchstehen verdorben zu haben. Dabei Menschenverluste auf unserer Seite wo nur irgendmoeglich vermeiden, aber hart und sofort zupacken, wo es erforderlich ist". Mein Erster bekam ein unhaltbares Schluchzen. Spaeter sagte er mir: "Ich bewundere Dich, wie Du bei dem allem noch so ruhig sein kannst". Ich dachte ueber mich selber nach. Ich m u s s t e einfach die Ruhe bewahren. Was waere wohl geschehen, haette ich n i c h t die Ruhe bewahrt? Und ich erfuhr damals und spaeter, dass Tausende von deutschen Offizieren damals die Ruhe bewahrten. Ein solches Verhalten lag voellig in unserm Rahmen.

Die "Wunderwaffen" spukten damals in allen Gehirnen. Man w o l l t e es einfach nicht wahrhaben, dass es zu Ende war, dass alle Hingabe, alles gute Sehnen umsonst gewesen war, dass es einen Gott gab, der so etwas zuliess. Es war der 29. April. Ich ging nach Goerz hinein, begleitet von zwei Unteroffizieren mit entsicherter Maschinenpistole. So machte ich dem Polizeifuehrer in Goerz, einem aufrechten aber biederen deutschen Polizeimajor meine Aufwartung und forderte ihn regelrecht auf, mit seinen Leuten das Land zu verlassen und so schnell wie moeglich in geordnetem Rueckzug die deutschen Grenzen zu erreichen. Er glaubte steif und fest noch an ein Wunder und wartete auf den Befehl zum Abruecken. Ich zwang ihn dazu. In meiner Gegenwart gab er Befehl an seine Aussenstellen, sich sofort mit allen Leuten und allen Fahrzeugen im Kriegsmarsch nach Goerz zu begeben.

Einige Tage war auch ein SD-Kommando erschienen mit dem freundlichen Auftrag, mich zu liquidieren. Am Anfang des Wippachtales bei St. Peter trafen sie meinen zweiten Hilfsoffizier. Wahrheitsgemaess sagte dieser ohne Arg, dass ich irgendwo am andern Ende des Tales sei. In Wirklichkeit aber war ich etwa in jenem Augenblick wieder Richtung Goerz umgekehrt. Auf halbem Wege wusste ich rechts des Weges etwas abseits in einem Ort den Eingang zu einer Hoehle. Ich nutzte die Fahrt, sie mir kurz anzusehen. Es war ein schmaler Eingang und es folgte ein langer, mehrere hundert Meter langer Gang, in welchem man aufrecht gehen konnte. Dann kam ein unterirdischer Dom mit schoenen Stalaktiten. Wir leuchteten mit unseren Taschenlampen herum und gingen wieder hinaus. Wir ahnten nicht, dass das nette Mordkommando inzwischen draussen voruebergefahren war. Sie kamen bei meinem Ersten an und erfuhren, dass ich inzwischen nach St. Peter zurueck sei. Sie kamen sich vor wie der Hase zwischen den Igeln und hatten wohl auch das unangenehme Gefuehl, wir koennten dabei sein und den Spiess umdrehen. Jedenfalls verschwanden sie von der Bildflaeche. Wer diese Leute mit ihrer Liste geschickt hatte, auf der sie auch mich so gerne abgehakt haetten, weiss ich nicht. Einige Andere haben sie dann ja erwischt, wie man aus der Presse spaeter erfuhr.

Meine vorgesetzte Heeresgruppe und damit mein Kommando stand immer noch in Agram und ich erhielt jetzt auch von dort den Befehl, alle Unterlagen ueber V-Leute usw zu vernichten und meine Kassenbestaende in deutscher und fremder Waehrung in persoenlichen Gewahrsam zu nehmen. Erst auf deutschem Boden in Kaernten habe ich dann mit meinem Rechnungsfuehrer Massnahmen getroffen, die verhinderten, dass davon etwas in Feindeshand fiel. Ich selbst steckte mir einen englischen Sovereign ein, besser gesagt, ich naehte ihn mir in den Hosentraeger ein.

Am gleichen 29. April stiess zu uns auch der Sohn des Generals Rupnik, Eugen Rupnik, mit einer kleinen slowenischen Gruppe. Sie schlossen sich unserem Weitermarsch an, da sie wenig Vertrauen zu dem militaerischen Wert anderer Gruppen hatten. Rupnik hatte das grosse Glueck, dass seine Frau an jenem Tage noch wohlbehalten mit dem Rest der Familie aus Laibach eintraf.

Die koeniglich serbischen Verbaende zogen sich taeglich weiter zurueck. Die erste Gruppe von Frauen und Kindern erreichte bereits italienisches Gebiet noerdlich von Triest. Es waren an die fuenftausend Personen und wir hatten also doch nicht so ganz umsonst die Tore offengehalten. Derweilen hielten die serbischen Fuehrer in St. Peter eine Besprechung nach der andern. Der Patriarch Eftimi und der Gesandte Neubacher sassen dabei und wogen ihr eigenes Schicksal in den Haenden. Von Fuehrung oder gar Kampfgeist war mit Ausnahme bei den Tschetniks um Momcilo Djuic nichts zu spueren. Koenig Peter, selbst ein Hasenfuss im fernen Amerika, fand keinen Paladin, der fuer ihn auch nur vierzehn Tage haette kaempfen wollen - denn laenger haette es sicher nicht gedauert, bis die britischen Verbaende von Udine heranwaren, um zu entsetzen oder um eine Waffenstillstandslinie zu sichern. Doch, sie hatten im Ende recht gehabt. Die Alliierten forderten von Jenen, die sich zu ihnen auf italienisches Gebiet gerettet hatten, die Abgabe der Waffen, Die Tschetniks von Djuic versteckten sie jedoch, Sie wurden in ein Lager in die Naehe von Neapel transportiert. Dort versuchte man abermals das bitterboese Spiel. Doch als man sie mit Panzern zur Waffenhergabe zwingen wollte, da schlugen sie ihre Zeltplanen hoch und darunter erschienen unsere schussbereiten Maschinengewehre und die Englaender mussten nolens volens einer Verschiffung nach Nordamerika zustimmen.

Fuer uns gab es in dieser Lage nur noch eine Aufgabe: Zurueckziehen der gesamten Einheit auf Reichsgebiet. Im Laufe des nachmittags des 29. April verabschiedete ich mich von meinen bisherigen Gespraechspartnern und Leidensgefaehrten. Auch Neubacher drueckte ich die Hand. Er wurde dann jahrelang von Tito eingesperrt, wurde nach seiner Freilassung Polizeichef vom Negus und hatte in dieser Stellung bei dem Besuch Titos in Addis Adeba fuer dessen persoenliche Sicherheit zu sorgen.

Noch an diesem Tage hoerte ich, dass das Armeekorps, das westlich von uns zwischen Udine und Goerz gelegen war, ebenfalls abbaute. Doch mir voellig unverstaendlich bis auf den heutigen Tag: in Richtung Fiume. Der gesamte Stab brach ohne nennenswerte begleitende Truppe nach dort auf, dem Feind also unbewehrt ins offene Messer laufend. Alle diese Maenner gerieten schon bald darauf in Titos Haende und nur ganz wenigen gelang es, mit dem Leben davon zu kommen. Ich sprach kurz mit dem Ic auf dessen Weg nach Fiume. Er meinte, man rechne dort mit einer englischen Landung. Immer wieder dieses Hoffen auf Anstand und Vernunft bei den Alliierten! Wie konnte man auch den abgrundtiefen Verrat an unserer aller Welt verstehen, der - damals unsichtbar - hinter allen diesen Vorgaengen der eigentliche Motor des Ge-

schehens war?

Die Polizeiverbaende hatten am 29.April abends Goerz in Richtung Udine mit ihren schwer bewaffneten voellig intakten Fahrzeugen verlassen. Wir waren so die letzten Deutschen ostwaerts des Isonzo. Am 30.April morgens um 5 Uhr gab ich den Befehl zum Abruecken, im Kriegsmarsch, so wie in Doeberitz gelernt, mit Spitze, Vortrupp, Haupttrupp und Nachhut. Mit eindeutigem Befehl an alle Unterfuehrer: Jeder Feindwiderstand ist sofort mit allen Mitteln zu brechen, die Einheit der Kolonne unter allen Umstaenden zu wahren! Als erstes Marschziel galt Udine. Es ging im Fussmarsch, die Flak auf Lkw beim Haupttrupp.

So lagen wir im Morgengrauen als lang auseinandergezogene Kolonne an den Haeuserwaenden von Goerz, die Spitze an der Isonzobruecke. Bei der Nachhut war der junge Rupnik, der an diesem letzten Morgen noch seine Frau und seine Kinder aus Laibach erwartete. Den nationalen serbischen Verbaenden war nahegelegt worden, sich ebenfalls in Richtung der heranrueckenden Englaender zu bewegen, unter Beruecksichtigung eines Waffenstillstandes, den ich am Abend vorher noch bei dem faschistischen Kommandanten von Goerz erwirkt hatte.

Befehlsgemaess setzte sich unsere Kolonne in Bewegung. Erst viel spaeter erfuhr ich, was hinter uns geschah. Nur ueber eine mehrere Kilometer stromaufwaerts ueber den Isonzo fuehrende minder bekannte und schwaechere Bruecke war es Rupnik unter dem Feuerschutz seiner eigenen Leute gelungen, seine Familie noch ueber den Grenzfluss zu retten.

Ich selbst fuhr mit meinem zweiten Hilfsoffizier im Volkswagen voraus. Nur so konnte ich auch weitere unnuetze Diskussionen mit den Serben vermeiden, die immer noch in einem Durcheinander von Wuenschen und Moeglichkeiten nicht genau wussten, was tun. Ich fuhr in einen Seitenweg und stellte den Wagen unter eine Baumgruppe ganz in der Naehe eines burgartigen Bauernhofes. Da kam ein Jaeger angeflogen. Wir sassen im Wagen. Ich schaute hinaus und sah, wie er eine scharfe Kurve nahm, um zurueckzukommen und rief: "Schnell raus und weg vom Wagen!" Mein naechster Ruf war: "Ganz ruhig verhalten!" Kaum waren wir aus dem Wagen, als auch schon die Geschosse in ihn hineinschlugen, doch der Wagen fing noch kein Feuer. So machte das Flugzeug eine zweite Kurve, die wir dazu nutzten, uns in schnellen Spruengen bis an den Rand einer Kiesgrube weiter abzusetzen. Jetzt brannte der Volkswagen lichterloh nach der zweiten Feuergarbe. Mein Leutnant verlor dabei seine saemtlichen Personalpapiere. Wir warteten bis der Stoerenfried abzog und gingen zu Fuss an die Hauptstrasse zurueck.

So waren auch wir jetzt wieder Infanteristen geworden. Vorne an der Spitze gingen drei Mann, die Maschinenpistole im Anschlag. Auf hundert Meter folgte ich mit der Vorhut. Da sehen wir im Sonnenglast, wie sich jemand meinen Leuten vorne naehert. Es scheint einen kurzen Halt zu geben, dann hoere ich die Maschinenpistole bellen und etwas sackt zu Boden. Meine Leute gehen weiter. Ich hole im Weitermarschieren auf und erfahre, dass es ein Partisanenabgesandter war. Er hatte uns aufgefordert, unsere Waffen niederzulegen, dann wuerden wir unbehelligt weitergehen duerfen. Unsere Antwort war die einzig richtige gewesen. Spaeter erfuhr man von zahlreichen aehnlichen Faellen. Nach der Niederlegung der Waffen hat man saemtliche deutschen Soldaten ermordet. Wir hatten instinktmaessig die einzige Sprache gesprochen, die dieses Gelichter verstand.

Meine eigentliche Einheit bestand damals wohl aus dreissig Mann. Davon waren zwei in Salzburg und zwei bei Hamburg. Hinzugekommen aber waren in diesen Tagen noch alle moeglichen Versprengten. Gleich hinter der Bruecke

von Goerz stiessen zu uns bewaffnete deutsche Eisenbahner und Rote Kreuz-Schwestern aus Triest, dann immer wieder kleine Gruppen von Landsern, die als Aussenstellen deutscher Einheiten in diesem Raum gelegen hatten. Auch zwei Hilfsoffiziere anderer Abwehreinheiten, die mir schon vorher mal hier oder dort ueber den Weg gelaufen waren, hatten sich bei uns eingefunden. So waren wir auf etwa 150 Mann angewachsen. Alle wurden in den Haupttrupp eingeordnet und in klarster Disciplin meinem Ersten Hilfsoffizier unterstellt. Ueberhaupt hat in diesen Tagen selbst in diesem zusammengewuerfelten Haufen eine Zucht gesteckt, die ueber alles erhaben war. Wurde gehalten, so wurde sofort nach allen Seiten gesichert und es ging weiter nach Einzug aller dieser Sicherungen. Kein Befehl war laenger als noetig und kein Mann zoegerte auch nur Sekunden, ihn auszufuehren. So blieb der Verband bis wir die Deutsche Grenze ueberschritten hatten.

Wir naeherten uns Udine. Aber auch dort das gleiche disciplinierte Bild. Die Ortskommandantur stand, Stahlhelm auf, umgeschnallt vor ihrem Gebaeude und die Offiziere gaben den dauernd Durchziehenden die notwendigen Anweisungen. Von einem Augenblick zum andern erwartete man Englaender oder Partisanenangriffe. Doch alles war gesichert, war mit Meldefahrern untereinander verbunden. Die Hauptstrasse in die Berge hinein sah einen dauernden Fluss der aus Italien kommenden Einheiten. Ueberall die Offiziere bei ihren Einheiten und ueberall wurde gehorcht, wo befohlen wurde. D a s war dort wie am ersten Kriegstag.

Bei der Ortskommandantur fragte ich nach der Moeglichkeit weiterer Verpflegung fuer meinen angewachsenen Haufen. Man zeigte mir den Weg zum Verpflegungsmagazin. In seiner Naehe hockten die Bewohner und warteten auf die Pluenderung. Sie haben noch lange vergebens warten muessen. Wir requirierten uns einen Pferdekarren und beluden ihn bis oben hin mit den schoensten Sachen, mit Schokolade, mit Konserven, mit Brot, mit Getraenken. Dann wurde auch dieser Karren mit seinem Gaul unserem Haupttrupp eingegliedert. Und weiter ging es jetzt gen Norden. In zwei Tagen gedachten wir, die Grenze zu erreichen. Meinen ersten Hilfsoffizier schickte ich auf einem fremden Fahrzeug voraus, um auf deutschem Boden Quartier zu machen.

Die Maschinenpistole umgehaengt, marschierte ich vor meinen Leuten, hundert Schritt hinter mir der Verpflegungskarren, zu beiden Seiten eskortiert von bis an die Zaehne bewaffneten und zu allem entschlossenen Leuten, jeder Dritte mir erst seit wenigen Tagen unterstellt. So sah es aus, als Globotschnik in einem hohen Kuebelsitzwagen heranrauschte. Er bremste hart und stieg aus, um mich zu begruessen. Wir wuenschten uns alles gute, ein Haendedruck, ein Winken noch zu Graf Cerny, der ebenfalls im Wagen sass, dann fuhr der Hoehere Polizeifuehrer Kuestenland aus seinem Staat hinaus der Heimat zu. Spaeter im Internierungslager lobte Obersturmbannfuehrer Wendt, der ebenfalls Zeuge dieser Szene war, mein Verhalten, dass ich bis zuletzt bei meinen Leuten geblieben waere, Ja, wo haette ich denn beim besten Willen s o n s t sein sollen?

Der Weg wurde enger, die Berge zu beiden Seiten steiler, die Jabo-Gefahr war darum vorueber. So konnten wir jetzt auch dichter aufruecken. Ein Lkw voller Soldaten fuhr an uns vorbei. Ein Unteroffizier rief mir zu: "Der Fuehrer ist tot!" Ich rief dem Abstand gewinnenden Lkw nach: "Oben an der Grenze wird verteidigt!" 'Jawohl, Herr Hauptmann" rief es zurueck. Das war die Zusammengehoerigkeit der Truppe in den ersten Tagen des Mai 1945. Die Fronttruppe kannte nur ihre Pflicht und hatte kein Verstaendnis fuer Verrat. Es gab mehr als einen Fuehrer, mehr als die Nationalsozialisten.

Es gab eine Heimat zu verteidigen. Spaeter wussten wir, gegen wen. Gegen den Wahnwitz eines Morgenthau, eines Eisenhower, den Schlaechter von Dresden; und viel spaeter noch gegen die Verseuchung unseres Restvolkes.

Doch auch das gab es damals: Ich traf an der Grenze ein. Etwas oberhalb der Strasse am rechten Hang lagen die Grenzgebaeude. Ein Offizier verlangte von mir den Ausweis und den Befehl, aufgrund dessen ich meine Stellung verlassen haette. Mein Erster traf gleichzeitig von Norden ein mit der Mitteilung, dass er Quartier in einer Schule in Arnoldstein gefunden haette. Als ich ihm von dem seltsamen Verhalten des Grenzkommandanten sprach, konnte er sich nicht halten vor Lachen und meinte: 'Wir werden ihn ein bischen mit der Pistole kitzeln. Das wird er verstehen'. Er verstand aber auch so und liess uns ziehen. Erst spaeter nahm ich diesen Vorfall hinein in unsere anderen Erlebnisse mit aehnlichen Kommandanten aus dem alten oesterreichischen Heer. Ich vermute, dass auch in diesem Falle im Dienst eines feindlichen Nachrichtendienstes gehandelt worden war.

Gerade waren wir in unserer Schule angelangt und hatten die zu uns gestossenen Versprengten zur deutschen Ortskommandantur entlassen, da kamen schon neue Versprengte zu uns und fragten um Rat. Es waren Angehoerige einer SS-Gebirgsjaegereinheit, die in der Naehe ein grosses Magazin fuer Hochgebirgsausruestung zu bewachen hatten. Es war ihnen auf das strengste untersagt, irgendwelche Kleidungs- und Ausruestungsgegenstaende ohne schriftlichen Befehl des Divisionskommandeurs auszugeben. Jetzt waren sie in einem schweren Gewissenskonflikt. Von einem Tag zum andern drohte mehr die Gefahr, dass die grossen, unersetzlichen Werte in die Haende der Feinde gerieten. Auf unsere Bitten hin machten sie mit uns eine Ausnahme. So nutzten wir die Stunde und ruesteten uns sofort neu aus mit allem, was man im Gebirge brauchen konnte, Steigeisen, Rucksaecke, neue Stiefel, Seile usw usw. Wenn wir sahen, was hier lag, der Krieg haette noch lange Jahre dauern koennen.

Mein treuer Rechnungsfuehrer verliess uns. Er musste ins Krankenhaus. Schon nach wenigen Tagen ist er an Tuberkulose gestorben. Er hatte niemals vorher davon gesprochen. Der Tod erloeste so einen Anstaendigen gnaedig in der Stunde, da diese Welt sinnlos wurde.

In der Schule hingen Fotos von unseren bisherigen Fuehrern. Eines davon zeigte Ribbentrop. Ich stellte es in den Garten und schoss meine Pistole darauf ab. Denn in jener Zeit gab ich unserer falschen Aussenpolitik wesentliche Schuld an diesem Ende. Ein anderes Bild stellte uns Hermann Goering vor. Von ihm war es gehiessen, er sei nach Schweden ausgekniffen. Das Bild nahm sich mein Erster vor und zerfetzte ihm mit einer Salve das Gesicht. Doch dann kam wieder der Alltag. Und der hiess: Der Krieg geht weiter!

Wir nahmen die Karte vor und suchten uns einen passenderen Rueckzugsort, abseits der Durchgangsstrassen. Unser Blick fiel auf den Weissensee, den hoechsten der Kaerntner Seen. So ging denn die Fahrt in unseren Fahrzeugen durch das maienschoene Gailtal bis nach Hermagor und von dort ansteigend weiter ueber den Kreuzbergsattel nach Techendorf am Weissensee. Auf dem Wege dorthin kamen wir durch tiefe Waelder und so fuhren wir den Lkw mit der Vierlingsflak und aller dazugehoerigen Munition, die wir noch hatten, tief in eine Waldschneise hinein, und weiter in gruenes Unterholz, wo er nicht mehr zu sehen war. Ganz dick wurde sie eingefettet und ebenso die reichliche Munition geschuetzt. Dabei dachten wir, die Waffe koennte in diesem Grenzland vielleicht doch noch einmal zur Verteidigung dienen.

Immerhin kaempften dann gerade in jenen Tagen SS-Einheiten unter den Augen feiger Englaender gegen Partisanenverbaende, die in Klagenfurt eingedrungen waren und saeuberten das Reichsgebiet von ihnen.

Am 4. Mai trafen wir am Weissensee ein. Es war ein schoener, ruhiger Ort, einzige sichtbare Autoritaet der Ortspolizist, ein Herr Ogris. Sie werden noch erfahren, warum wir uns diesen Namen so gut gemerkt haben. Er wies uns hilfsbereit und gehorsamst Quartiere an. Dummerweise hatten wir dabei irgendwie erwaehnt, dass wir vom Reichssicherheitshauptamt hierher befohlen seien. Das war ein grober Fehler, denn sobald nur die alte Ordnung beseitigt war, da war alles, was irgendwie mit SS und SD zu tun gehabt hatte, automatisch verrufen. Und sehr prompt hat Meister Ogris denn auch sein Wissen den bald danach einrueckenden Englaendern ausgeplaudert und diese auf uns gehetzt.

Doch bis dahin liessen wir die Zeit nicht ungenuetzt. Als erstes galt es jetzt, uns in Zivil einzukleiden. Zwei Schneider hatten wir gluecklicherweise bei der Einheit und sie hatten jetzt alle Haende voll zu tun, um die Jacken und Hosen fertigzustellen. Dann galt es, unsere Waffen zu verstecken. Einige schwere Infanteriewaffen versenkten wir im See, den Rest verbargen wir zwischen den hoelzernen Doppelwaenden eines groesseren Sommerhaeuschens auf der gegenueberliegenden Seeseite. Auch Lebensmittel aller Art kamen dort hinein. Es war ein voellig abseitig gelegener Ort und niemand hat uns bei dieser mehrere Tage waehrenden Arbeit gestoert. Einige Angehoerige der Einheit wurden dann im Ort selbst gemaess ihres Berufes eingebaut. Sogar einen Organisten bekam die Kirche auf diese Weise. Ein anderer arbeitete als Kellner gerade in jenem Restaurant, wo dann der englische Hauptmann untergebracht wurde. Und jeden Mittag ging mein Mann seelenruhig daran, sich in dessen Zimmer die laufenden Befehle durchzulesen. Am Abend funkten wir dann, was uns fuer wichtig erschien, nach Salzburg und nach Hamburg. Und erfuhren von dort, was sich tat. Zum letzten Male versammelte ich dann meine ganze Einheit noch einmal in dem Haeuschen, das ich an die zwei Kilometer ausserhalb des Ortes am Seeufer bewohnte. Aus meinen Abschiedworten erinnere ich noch nur zu gut: "Jetzt wird man ueberall Schmutz auf uns Deutsche werfen. Die Zeitungen werden voll sein von Luegen und Verleumdungen. Der Krieg ist noch lange nicht aus, denn die Sieger sind nicht die Englaender oder die Amerikaner. Das sind eine Horde von Untermenschen und Erzfeinde unserer europaeischen Kultur. Wir werden uns wappnen muessen nicht zu glauben, was man uns von morgens bis abends vorsetzen wird." Wir machten nicht mehr den Versuch, noch einmal ein Soldatenlied zu singen. Damals kam kein Lied mehr aus unseren Kehlen. Erst Jahrzehnte spaeter kam es immer wieder vor, dass man im Kreise alter Kameraden ein Lied anstimmte, in Erinnerung an den gemeinsamen Dienst. So verabschiedeten wir uns. Ein jeder konnte gehen, wohin er wollte. Jenseits des naechsten Bergrueckens hatte er lediglich den Ausweis mit seinem Einsatznamen zu vernichten, seinen Geburtsnamen wieder anzunehmen und sich nach eigenem Geschmack eine Legende zurechtzulegen, wo er herkaeme und wo er hin wollte. In Rechnung konnte dabei gestellt werden, dass sich noerdlich von uns die Tauern hinzogen und dass jenseits derselben nicht Englaender, sondern Amerikaner das Land besetzt hatten. Unter loser Tuchfuehlung mit meinem bisherigen Ersten Hilfsoffizier sind sie in jene Richtung aufgebrochen. Da wir niemanden von ihnen mehr in den englischen Lagern sahen, besteht beinahe Gewissheit, dass es ihnen gelang, unangefochten dorthin zu gelangen. Einige wenige blieben noch in Techendorf.

Von einem durchkommenden einzelnen ehmaligen Angehoerigen der Divi-

sion Brandenburg, der in seine Heimat Suedtirol wollte, erfuhren wir, dass man oben in den Bergen ostwaerts des Weissensees in einer Alpenhuette den SS-Obergruppenfuehrer Globotschnik mit einigen Begleitern aufgestoebert haette. Globotschnik habe dann Selbstmord veruebt

Eines Tages, so etwa Mitte Mai, kam mir die Idee, ueber die Englaender mit den Serben Verbindung aufzunehmen. Ich hielt es fuer sehr wahrscheinlich, dass unsere Freunde inzwischen bei ihren Verbuendeten freundschaftlich aufgenommen worden waren. So fuhr ich in dem Jeep des englischen Hauptmanns zusammen mit Unteroffizier D. nach Hermagor zur naechsten britischen Funkstation. Wir warteten im Vorzimmer. Da kam ein englischer Soldat heraus und wir kamen ins Gespraech:. "Ja, diese serbischen Verbaende, die neulich entwaffnet wurden. Die sind jetzt alle in Gefangenenlager untergebracht. Ihre Fuehrer werden demnaechst an Tito ausgeliefert werden'. Das genuegte uns einstweilen. Wir fuhren wieder an unseren See zurueck und funkten diese Mitteilung an unsere Aussenstellen.

Am 30. Mai erfuhren wir ueber unseren Mann, dass Ogris uns als verkappte SS-Leute beschrieben haette und dass man uns am naechsten Tage verhaften werde. Ein entsprechendes Ersuchen sei an eine dafuer zustaendige kanadische Einheit abgegangen. So wurde am Abend jenes Tages zum letzten Mal gefunkt. Die Apparate bei uns verschwanden in einem Baumstumpf in der Naehe unserer ebenfalls "untergetauchten" Kriegskasse. Ein Motorrad wurde tief im Wald versteckt, und wir warteten auf den naechsten Tag. Und Ex-Unteroffizier D. setzte sich als vollglaubwuerdiger Zivilist auf einsamen Waldwegen ab, ein dicker aeltlicher Herr, der kaum seine drei Kilometer in der Stunde schaffte.

Hinter Stacheldraht

Nachmittags geschah endlich etwas. Ein englischer Soldat setzte sich auf die Bank unten vor unserem Haus am Seerand und pfiff sich ein Lied. Wir machten uns langsam ans Abendbrot und wollten dann gerade zu Bett gehen, als Gewehrkolben gegen die Tuer schlugen. Alles ging hoechst dramatisch vor sich. Kaum war die Tuer auch nur einen Spalt offen, als schon eine Horde in britischer Uniform ins Haus drang und mit einem Schlage alle Raeume besetzte. Wir standen etwas erstaunt dabei und verglichen mit unserem etwas eindeutig zivileren Vorgehen in Partisanenwohnungen. "Mitkommen" wurde ich angeherrscht. In meinem Schrank fand man meine Pistole. Ich schenkte sie einem mitgekommenen Leutnant, nicht ohne ihm zu zeigen, wie man so etwas laedt, sichert und entsichert. Der gute Mann stand ganz perplex dabei, wie ihm so ein Hunne das alles in aller Ruhe erklaerte, so, als waere es eine Art Wachabloesung. Zum Schluss meinte ich nur noch: "May it help you against criminals as it helped me". Der nette Reserveoffizier steckte auch das ein und schluckte ein "Thanks" herunter. Dann war ich draussen mit meinem Koffer und einem Spazierstock in der Hand. Jetzt erst sah ich, dass da rund um das Haus herum auf der Wiese wohl hundert Mann aufmarschiert waren. Feldwebel Hugo folgte mir. Man fuhr uns die beiden Kilometer in den Ort und steckte uns dort in einen geraeumigen Keller, wo wir schon meinen bisherigen Zweiten Hilfsoffizier und zwei andere ehemalige Angehoerige meiner Einheit vorfanden. In der Ecke des Raumes lag ein Soldat, den wir nicht kannten und der engeblich auch gefangen genommen worden war. Nun

hatten wir uns fuer solche Situationen voher schon laengst etwas ausgemacht. War eine Person anwesend, die einer von uns als Verraeter und Horcher empfand, so wurde einfach in der normalen Unterhaltung ein Satz gebraucht, in welchem das Wort EGON vorkam. Fiel dieses Wort, so waren wir alle sofort gewarnt, ohne dass die Unterhaltung unterbrochen worden war. Ich war denn auch kaum in dem Kellerloch drinnen, als mein ehemaliger Leutnant mir schon zurief: "Einen schoenen Gruss von Egon" wofuer ich mich kurz bedankte, und alle wussten Bescheid. So unterhielten wir uns also nur kurz ueber Belanglosigkeiten und schliefen dann gut und fest der Befreiung entgegen.

Am kommenden Tag ging es nach Hermagor in ein Gefangenenlager. Dort gelang es uns, den Leutnant und Feldwebel Hugo schon am gleichen Tag wieder frei zu bekommen, unter der Behauptung, es handle sich um Zivilisten, die nur irrtuemlich festgenommen worden seien. Sie waren sehr zum Leidwesen von Ogris schon am gleichen Abend wieder in Techendorf. Allerdings hat es der Herr dann doch noch fertiggebracht, dass die beiden noch in ein anderes Gefangenenlager kamen, in ein sogenanntes "Entlassungslager". So hiess das sehr schoen. Doch, wir erfuhren dann ja, wie so etwas von den Alliierten gehandhabt wurde, nachdem man mit der Unterschrift unter die Bedingungslose Kapitulation Deutschland gegenueber die Anwendung voelkerrechtlicher Normen fuer ueberfluessig hielt.

So war ich also jetzt allein. Und das war gut so, denn jetzt konnte ich in allem, was kam, ohne irgendwelche Ruecksicht auf Wahrheit, das sagen, was mir richtig erschien. Ich sah keinerlei Bedenken darin, meine Zusammenarbeit mit den Tschetniks zu erwaehnen. Das waere nicht notwendig gewesen. Eigentlich war es sogar ein grosser Fehler, denn es kostete mich letzten Endes meine ganze bisherige Existenz und entschied meinen zukuenftigen Lebensweg. Doch, war es - rueckblickend - dann wirklich so ein Fehler gewesen? Gegen was haette ich wohl eingetauscht, was mir das Leben dann in aller Welt und vor allem in Argentinien bescherte? Jedenfalls habe ich diesen Schritt niemals als Fehler gesehen, sondern in jedem Augenblick nur immer positiv darauf als auf einem notwendigen Schritt in meinem Leben aufgebaut.

Der Vernehmende, ein junger Jude namens Rosenbaum, las mir dann vor, was dieser "Egon" da von dem Keller in Techendorf ausgesagt hatte. Es handelte sich um einen deutschen Soldaten, der Spitzeldienste leistete. "Hearer" nannten die Tommies das offiziell bei ihrer Abwehr, wie ich damals erfuhr. Ja, also danach seien wir eine Wehrwolfeinheit und haetten vorgehabt, Ueberfaelle zu machen und Bruecken zu sprengen. Ich lachte darueber und sagte, dass davon kein Wort wahr sei. Rosenbaum: "Ich glaub's Ihnen". Er verriet mir dann, dass er drauf und dran sei, Fahnenflucht zu begehen und nach Palaestina zu gehen und dort gegen die unaufrichtigen (so sagte er) Englaender zu kaempfen. Fuer mich sollte es nicht das einzige Mal sein, dass ich nur den Kopf schuetteln konnte ueber angebliche geschehene oder beabsichtigte Greueltaten. Nach allem, was man in den folgenden fuenfzig Jahren auf dem Gebiet der Staatssicherheit in der BRD und dann auch in Argentinien erfuhr, war die Gutglaeubigkeit der Behoerdenvertreter einfach haarstraeubend. Besonders, wenn die Gruselgeschichten aus einem andern Land kamen und um Verfolgungs- und Ueberwachungshilfe ersucht wurde, war jegliche Kritik von Anfang an ausgeschlossen und es zaehlte ueberhaupt nicht, was man ueber den Angeschwaerzten in langen Jahrzehnten etwa selbst an rechtlichem Verhalten erlebt hatte. Bundesgenosse Rosenbaum kam am naechsten Tag zurueck: "Sie scheinen eine wichtige Person zu sein.

Infolgedessen kam ich ins Ortsgefaengnis. Zunaechst in einen Bueroraum im ersten Stock. Auf den Tisch hatte eine gute Seele von der oesterreichischen Polizei eine Pistole gelegt. Der Unbekannte meinte, mir damit die Chance zu geben, mich zu erschiessen, falls ich es fuer richtig hielte. Das kam damals ja nicht gerade selten vor. So einfach wollte ich es meinen Haeschern nun aber auch gerade nicht machen. Ich sah viel lieber zum Fenster hinaus, wo die Fronleichnamsprozession voruebérzog. In der Zelle dann traf ich Feistritzer, den Bewacher des Patriarchen wieder, und einen Kreisleiter und einen hohen Nationalsozialisten aus Triest. Gegen diese Vermischung eines Offiziers mit politischen Vertretern protestierte ich sofort energisch. Ich wies auf die einschlaegigen und fundamentalen voelkerrechtlichen Bestimmungen hin, wonach Soldaten und Offiziere getrennt von Zivilpersonen unterzubringen seien. Man wollte mich aber nicht hoeren, sodass ich zu ersten drastischeren Massnahmen greifen musste. Und das sah einfach so aus:

Am naechsten Morgen wurden wir vier mit unseren Koefferchen auf einen hinten offenen englischen Lkw gesetzt. Wir sollten nach Spittal in ein Lager gefahren werden. Ein oesterreichischer (ja, jetzt waren es auf einmal wieder Oesterreicher geworden, obwohl doch gar keine Volksabstimmung das Ergebnis jener von 1938 widerlegt hatte), also ein oesterreichischer Polizist sass irgendwo zwischen der Fuehrerkabine und unserem mit einer Persennig gedeckten Ladeflaeche und warnte uns bei der Abfahrt, dass er schiessen muesste, wenn einer auskneifen wuerde. So kamen wir in Serpentinen den Kreuzbergsattel hinauf. Ich wartete den hoechsten Punkt der Strasse ab, damit ich seitwaerts Gelaende hatte, in welchem ich im Abwaertslaufen schnell von dem Lkw abkommen konnte. Es kam eine scharfe Rechtskurve. Der Wagen fuhr langsamer. Ich sprang herunter und war schon im tiefen Wald verschwunden, als zwei Schuesse irgendwo in die Zweige knallten. Mordgesindel! Ich sprang weiter und legte mich dann in eine natuerliche Senke. Bald hoerte ich Stimmen, doch naeher kamen sie nicht, denn sie konnten ja nicht gut den Rest ihrer wertvollen Kriegsbeute alleine lassen. Als dann der Wagen fortfuhr und alles wieder ruhig geworden war, ging ich zurueck auf die Strasse. Ich haette jetzt den Weg ueber die Berge ins nahegelegene Italien nehmen koennen, aber noch lag das nicht in meinem Sinne. Ich hatte ganz etwas anderes vor. So einfach wollte ich es den Rittern der neuen Moral nicht machen. Sie sollten erst einmal gezwungen werden, Farbe zu bekennen. Ich war regelrecht boese auf diese Burschen. Nach wohl einer Viertelstunde kam ein Kradfahrer an. Er fuhr in gleicher Richtung wie mein entschwundener Lkw. Ich hielt den Tommy an und bat ihn, mich nach Spittal ins Lager zu fahren. Er sah mich an und fragte mich, wie ich hiesse. "Ja, den suchen wir jetzt gerade. Ich habe hier den Suchbefehl in der Tasche fuer unsere Brueckenwache unten in Greifenburg. You are foolish!" Als ich aber von meinem Vorhaben nicht abliess, liess er mich hinten aufsitzen. Seine Pistole hing mir neben meiner rechten Hand. So kamen wir an die Drau. Auf dem jenseitigen Ufer hatte eine englische Einheit eine Kantine errichtet. Mein Beschuetzer bot mir einen Kaffee an und fragte mich hinterher nochmal, ob ich immer noch ins Lager wolle. Er meinte, jetzt jenseits der Drau wuerden sie mich nicht mehr suchen. Beinahe aergerlich fuhr er mich dann weiter nach Spittal. Hohe Stacheldraehte kuendeten an, dass das Recht gesiegt hatte, und was hier gespielt wurde. Wir fuhren auf den Hof und ich sah meine Mitreisenden mit erhobenen Armen mit dem Gesicht gegen eine Hauswand stehen. Mitten auf dem leeren Platz stand mein Koffer und mein Spazierstock lehnte daneben. Ich ging erst einmal hin, mir mein Eigentum zu holen. Dann verlangte ich nach dem leitenden

Offizier dieser Dienststelle. Ich wurde zu ihm gefuehrt und brachte meine Beschwerde erneut vor: Dass ich Soldat sei und dass ich gemaess dem Haager Abkommen in ein Kriegsgefangenenlager gehoerte zum alleinigen Zweck der unverzueglichen Entlassung in die Heimat. Der Herr Major hoerte sich alles an und meinte dann: "I will do for you what I can" und ich wurde in einen der Pferdestaelle abgeschoben, die den hier Internierten als Unterkunft dienten. Dieser Herr Major war Abwehroffizier und hat sich dann spaeter noch mehrfach fuer mich interessiert, nicht nur waehrend meiner weiteren Internierung, sondern sogar bei meinem Besuch in Suedafrika viele Jahre spaeter. Doch, das ist ihm dann dort doch nicht mehr gut bekommen, denn dort hatte man kein Verstaendnis mehr fuer englische Spuernasen. D i e Zeit war am Kap vorbei.

"Man' traf sich damals in Spittal, konnte man getrost sagen. Das Lager war voll von alten Bekannten und Freunden. Die Englaender hatten in der Beseitigung der bisherigen Ordnung ganze Arbeit geleistet. Was sie am wenigsten dabei zeigten, waren Gewissensbisse. Der grosse Freund hiess jetzt Tito, und ihm zu Liebe wurde aus englischem Gedaechtnis gestrichen, was da an Treueschwueren, an Garantieversprechen, an Buendnisverpflichtungen gewesen war. Ich begruesste General Rupnik und dessen Frau. Der koeniglich-serbische General hatte sich den Bart abgenommen, jenen Bart, der im Serbentum rituale Bedeutung hatte: Man liess ihn wachsen, bis die Heimat frei wurde von den Tuerken. Tage schon darauf wurde er an Tito ausgeliefert und in Laibach ermordet. Wir alle assen derweilen im Lager Pferdefleisch. Es waren die Pferde der Kosaken, die man uns vorwarf. So erfuhren wir, was geschehen war. Die Englaneder hatten das XV. Kosaken-Kavallerie-Korps bei Lienz in Osttirol zusammengezogen. Eines Tages wurde den Offizieren in den verschiedenen Kosakenlagern befohlen, "zu einer gemeinsamen Besprechung" in Spittal sich bereitzumachen. Man sagte ihnen, sie koennten ihre Sachen im Lager lassen, denn am Abend seien sie zurueck. Natuerlich leistete keiner der Offiziere Widerstand. Am Morgen des 28. Mai 1945 wurden so 2756 Offiziere, darunter 35 Generale, 450 Stabsoffiziere, 835 Hauptleute und 1280 Leutnants, ferner zahlreiche orthodoxe Feldgeistliche und Feldpriester auf Lkw verfrachtet. Chef war der 78-jaehrige General Krasnoff. Am 23. Mai 1945 hatte der Kommandeur des Korps, der deutsche General Hellmuth von Pannwitz Besprechungen mit hohen Offizieren aus dem Stabe Lord Alexanders gehabt und konnte den Kosakenoffizieren damals (also vor 5 Tagen) mitteilen: "Ich habe das Ehrenwort der Englaender, dass kein Kosak an die Russen ausgeliefert wird. Was das Ehrenwort eines englischen Offiziers bedeutet, meine Herren, brauche ich in diesem Kreise wohl nicht naeher zu erlaeutern". Auf dem Transport nach Spittal war die Behandlung so, dass Panik entstand. Von 23 Offizieren, die unterwegs zu fliehen versuchten, kamen 8 davon. Hunderte von alten Emigranten, die zum Teil hohe britische Auszeichnungen aus der Zeit des russischen Kampfes zwischen Weiss und Rot trugen, wurden ebenfalls damals ohne Gnade an die Russen ausgeliefert. Am 23. Mai 1945 hatten Vertreter des Generals Lord Alexander mit Vertretern des sowjetischen Oberkommandos auf dem Balkan in Wien einen Geheimvertrag unterzeichnet, worin die Auslieferung aller Kosaken vereinbart wurde. Das geschah am gleichen Tage, an welchem die gleichen englischen Offiziere sich ehrenwoertlich verpflichteten, niemanden auszuliefern.

Ueber die fuerchterlichen Szenen, die sich bei den Unteroffizieren und Mannschaften abspielten, brauche ich mich hier nicht auszulassen, Werden sie auch in deutschen Geschichtsbuechern nicht erwaehnt, so sind sie doch Teil unserer Geschichte geworden. An dieser Stelle erwaehne ich diese Vor-

gaenge, die sich in meiner unmittelbaren Umgebung damals abspielten, nur, um klarzustellen, dass wir a l l e damals in mehrfacher Hinsicht hinters Licht gefuehrt wurden. Wir ahnten nicht, was es fuer Verbrecher waren, gegen die wir gekaempft hatten, wir hatten keinen entfernten Begriff von dem abgrundtiefen Verrat an den sittlichen Grundlagen unserer Welt, zu dem damals (und seitdem) die Englaender faehig waren. Es ist seitdem ueblich geworden, in gewissen Kreisen in Europa juedische Namen zu nennen, die damals die Vernichtung des Deutschen Volkes herbeisehnten und dafuer die volle schriftliche Genehmigung eines Roosevelts hatten. Wir muessen endlich in diesen Dingen umdenken! Was England damals in die Tat umsetzte, ueberstieg in der Praxis um ein Vielfaches, was von juedischer Seite vor sich ging. Und man bedenke dabei noch Eines: Juden gegenueber waren Verbrechen begangen worden. Die Juden hatten einen sehr begruendeten Hass auf "die Nazis". Wo aber war Aehnliches Englaendern gegenueber geschehen? Ganz im Gegenteil: Unsere militaerische Fuehrung hat mehrfach eine oft militaerisch sogar gaenzlich unverstaendliche sanfte Hand Englaendern gegenueber gezeigt. Das Wort 'Duenkirchen" moege dafuer stehen. Es gibt keinerlei Entschuldigung fuer das englische Verhalten von 1945 und hinterher! Es gibt keine! Wenn es kollektiv begangene Kriegsverbrechen gab, so sind es englische gewesen, vom Bombenterror bis zur Aushungerung und Demontage und weiter bis zur Auslieferung von Soldaten und Offizieren an die Sowjetunion. Das sei an dieser Stelle meines Lebensberichts klar gestellt.

Dass es so war, ist mir damals ebensowenig klar gewesen wie den anderen Mithaeftlingen. Anfang Juni wurde das Lager Spittal aufgeloest und wir wurden in Lkw-Transporten ueberfuehrt nach Wolfsberg im Lavanttal, also ebenfalls noch in Kaernten. Immerhin hatte ich 1947 nach meiner Flucht die folgenden Gedanken niedergeschrieben:

"So war ich also jetzt in einem Internierungslager gelandet. Damit aber war der Schritt getan, der mir bei meinen letzten Spaziergaengen entlang der fruehlingsgruenen Ufer des Weissensees noch fehlte, um in mir selbst Ordnung zu schaffen. Ein Abschnitt meines Lebens war beendet und ein neuer begann. Die Welt der Ordnung, in welcher ich aufgewachsen, in welcher ich selbst mir eine Aufgabe gesucht hatte, war versunken, wurde in diesen Tagen ueberall weiter noch zerstoert, und eine neue Welt erhob sich aus den ewigen Gruenden der Geschichte. Es war eine Welt, die wir erlebten im erzwungenen Umgang mit ihren Vertretern, mit Vernehmungsoffizieren, mit den neuen Zeitungsschreibern und Radiosprechern. Sie hatten die bisherige Wertung allen Lebens voellig ueber Bord geworfen. Opferbereitschaft fuer eine voelkische Geminschaft, Verpflichtung fuer die anderen Volksgenossen, Achtung und Ehrerbietung fuer die Leistung unserer Eltern und Voreltern, das alles war von ihnen auf einen Kehrichthaufen geworfen worden zugunsten von Begriffen, mit denen wir nichts anzufangen wussten. Es gab keine Bruecken fuer uns in jenes Neue Land, denn die uns gezeigte und auf uns angewandte Praktik schlug dem wortwoertlichen Sinn dieser neuen Begriffe ins Gesicht. Sie nannten sich Demokratie, Volksherrschaft, Gleichheit vor dem Gesetz, Weltfriede, Sozialismus, Hilfe fuer Arme und Unterdrueckte. Und weil wir mit diesen neuen Begriffen nichts anzufangen wussten, und weil es unstatthaft oder gar verbrecherisch war, den alten Begriffen nachzuleben, so blieb uns nichts anderes uebrig, als in dieser neuen Welt eine solche der rechtlosen Macht, des blanken Egoismus, der Unehrlichkeit zu sehen, eine Welt, die sich mit schoenen Worten tarnte, und in denen es Jenen gut gehen wuerde, die es verstanden, solche sanftklingenden Vokabeln virtuos zu brauchen in einer absolut untolerant gewordenen Welt. Der Verstand sagte uns,

dass wir jetzt an einem neuen Anfang stuenden, dass wir hier im Internierungslager sogar ganz unten an diesem neuen Anfang stuenden, und er sagte uns auch, wie wir die neue Lebensleiter erklettern koennten. Der Verstand sagte es uns, ja, aber unser Wesen straeubte sich immer wieder gegen diese neuen Methoden des Zusammenlebens, gegen das Geld als einzigen Wertmassstab zwischen den Menschen, gegen die Verleumdung alles Heiligen, in Traditionen Verankerten.

Wenig spaeter schon, setzte ich diesen Text fort: 'Und so kam es zu vielen Konflikten, die manchen von uns bis an das oft schon nahe Lebensende in dieser neuen Welt begleiteten. Die andern aber, die es fertigbrachten, ueber diese Konflikte hinwegzusteigen, die sich in die grenzenlose Neue Welt ohne eigentlichen innerlichen Halt hineinwarfen, sie kamen "weiter" und "weiter", eroberten sich lukrative Posten, und rasten und rasten, bis am Ende ein Herzinfarkt ihren Leerlauf kroente. Niemals hatte es so viele Herzinfarkte in Deutschland gegeben wie in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Neunmalklugen, die Charakterloewen die frueher getragene braune Uniform schnellstens auszogen und sich frech damit bruesteten, dass sie schon immer dagegen gewesen waren. Die, die es tatsaechlich gewesen waren, und die es damals mit ihrem Einschreiten bewiesen hatten, wandten sich voller Ekel ab von diesen Sprechern einer Besseren Welt".

Natuerlich wurden diese allgemeinen Bemerkungen von mir belegt mit dem, was ich in Wolfsberg und spaeter erlebte. In allen Unterhaltungen beschaeftigte uns daher die gemeinsame Vergangenheit und die nicht gestellte Frage: Wie konnte das geschehen? Es waren viele Persoenlichkeiten im Lager, die im Leben der Nation eine Rolle gespielt hatten, Generale und Universitaetsprofessoren, Minister und Abwehroffiziere, Parteigroessen und Wissenschaftler. Alle waren wir jetzt zusammengepfercht in Pferdestaellen und assen wochenlang das Fleisch der Kosakenpferde und keiner konnte umhin, sich ueber dieses Gedanken zu machen.

Bei meiner Festnahme fuehrte ich einen Ausweis mit mir auf den Namen Fritz Stueben. Unter diesem Namen wurde ich jetzt in der Lagerkartei gefuehrt und unter diesem Namen auch den Lagerkameraden bakannt. Gleich am ersten Tage traf ich Wendt aus Triest wieder und er sagte mir, dass man ihn und verschiedene Andere schon nach mir ausgefragt hatte. Es ergab sich das Bild, dass man in Wirklichkeit gar nichts genaues von mir wusste, dass man nur einen vagen Begriff wie von einer mystischen Persoenlichkeit, wie von einem Lawrence hatte, und dass man sich erst jetzt eine Personalbeschreibung von mir und meinem Dienstgrad machte. Ich registrierte alles, was ich so erfuhr, Fragen und Antworten, und richtete danach mein Verhalten bei den folgenden Vernehmungen ein. Diese verliefen so ergebnislos, dass man es dann schliesslich aufgab und der Hauptmann Leslie Lawrence mit hassverzerrtem Gesicht zynisch meinte: "Gut, wir werden Sie demnaechst nach Graz schicken. Dann werden wir schon alles erfahren, was wir wissen wollen". Ich verbeugte mich verbindlich und ging in den Pferdestall C 6 zurueck. Was mir dabei nicht klar war, und bis heute nicht klar wurde, ist, was sie denn eigentlich wissen wollten. Ich hatte es mir naemlich zur Gewohnheit gemacht, auf alle Fragen wie aus der Pistole geschossen sofort und ohne Umschweife und so vollstaendig wie nur denkbar zu antworten. Mehr konnte ich ja nun wirklich nicht tun.

Aber die Englaender waren ja doch wohl die Verbuendeten der Kommunisten, nicht wahr? Was also, wenn ich daran ging, ein wenig kommunistische Propaganda im Lager zu betreiben? Denn eines war ja bereits klar: Fuer die Englaender war der Krieg nicht aus. Warum sollten wir so dumm sein und ihn fuer

beendet ansehen? Eigentlich konnte man mir solche kommunistische Propaganda doch kaum uebel nehmen, nicht wahr? Zu diesen Plaenen fand ich noch einige Freunde, unter anderm einen bekannten Hamburger Arzt. Wir malten also Plakate und hingen sie spaet abends auf die Aborte. Da stand dann in dicken Lettern: "Wer hat Eure Staedte mit Bomben belegt? Heil Moskau!", "Nieder mit den Plutokraten! Der Marxismus ist die Rettung!" und aehnliches. Das neckische Spiel dauerte etwa eine Woche, da kam der Befehl, wir Schuldigen sollten zur Vernehmung kommen. Verpfiffen hatte uns ein junger, netter Kerl aus einem sogenannten SS-Jagdkommando, der die Sache ernst genommen hatte und uns nun als Kommunisten anklagte. Ich glaube, acht Mann waren wir und von dem erhoehten Eingang der Vernehmungsbaracke aus, hielt Hauptmann Kennedy, der juedische Vernehmungsoffizier uns eine kurze Ansprache: Wir haetten natuerlich jedes Recht, unsere politische Meinung auszusprechen, doch sollten wir mit der Parteipropaganda doch bitte warten, bis wir ausserhalb des Zaunes seien". Nach menschlichem Ermessen war nicht mehr zu erwarten gewesen. Ueber die Einstellung der vor uns figurierenden Sieger war jetzt ausserdem kein Zweifel mehr.

Mein Bettnachbar, der bekannte ungarische Schriftsteller Milotay aber hatte ein weiteres Kapitel fuer sein Buechlein, das er im Laufe der Monate und Jahre in diesem Lagerkunterbunt zusammenschrieb. Er hatte sich ein kleines Stuehlchen zimmern lassen, gut bezahlt mit einer Zigarettenration, und sass in seinem bunten Bademantel da und beobachtete und schrieb und laechelte dazu. Ich weiss nur, dass er sich spaeter in Lienz niederliess. Von einer Veroeffentlichung seiner Aufzeichnungen hoerte ich nichts. Der Name Stueben duerfte des oefteren darin erschienen sein.

Dove, der eben erwaehnte SS-Mann, "verriet" aus anstaendiger Gesinnung heraus. Wir nahmen es ihm niemals uebel. Ganz anders aber lagen die Dinge bei unserem Barackenfuehrer, einem ehemaligen NSKK-Standartenfuehrer. Bald schon hatte er, nicht nur wegen seines kleinen Spitzbartes und seiner Kurzsichtigkeit, den Beinamen " die Ratte von Wolfsberg". Alles hintertrug er Kennedy und Lawrence, jede Bemerkung ueber die Englaender, jedes Lob frueherer Zeiten. Und die "Englaender" benuetzten ihn andererseits, um unsere Langweile mit Geruechten zu speisen.

Geruechte wurden ganz gross geschrieben und nach einiger Zeit hatte ich raus,dass der intelligente Feistritzer auf der anderen Seite ebenso ein tuechtiger Hexenkoch war, der mit seinen Gegenparolen dem netten Kennedy manche Suppe versalzte und die Stimmung in Optimismus hob, wenn jener Pessimismus wuenschte. Ueberhaupt muss man die deutsche Lagerfuehrung loben. Es waren Oesterreicher, die bereits einmal, vor 1938 Aehnliches in der ersten Republik mitgemacht hatten. Sie wussten, worauf es ankam, die Stimmung zu heben. Unter ihrer Anleitung verwandelte sich das Lager sehr schnell in eine Art Universitaet. Wobei dieser Ausdruck keineswegs uebertrieben ist, denn als Dozenten hatten wir damals die besten Professoren der Grazer und der Wiener Universitaet. Und als Hoerer mangelten solche mit akademischen Graden keineswegs. Ich habe manchen Vorteil daraus gezogen und nahm an einer ganzen Reihe von Lehrgaengen und Kursen teil.

Diese Vorlesungen und die Buecher aus der reichhaltigen franzoesischen Bibliothek, die man in einer Baracke gefunden hatte, konnten den Gedanken in dieser Umgebung Zuflucht bieten, konnten den Schutzmantel bilden inmitten von einmal hier, einmal dort aufflammenden Mordvorbereitungen bei einem Mitleidenden. Stigmatisiert durch ein Parteiabzeichen hockten da gegen die Sonnenseite des Pferdestalls gelehnt die zu Skeletten abgemagerten Blockleiter der NSDAP aus den Taelern der Saualpe und der ihr gegen ueberliegenden Ko-

ralpe. Von der uebrigen Menschheit zu separierende Bestien sollten das jetzt gewesen sein, diese einfachen und aufrechten kaerntner Bauern. Ob die tiefen Wunden, die man damals den Anstaendigen schlug, jemals geheilt sind? Als sie bemerkten, dass ich als Reichsdeutscher keine Paeckchen mit zusaetzlicher Verpflegung bekam, da kam der Stallaelteste zu mir und gab mir Brot und Wurst von einem unbekanntbleibenden Spender. Dort, wo man die franzoesischen Buecher fand, war ein Gefangenenlager fuer franzoesische Offiziere gewesen. Die Pferdestaelle wurden erst jetzt zum Aufenthaltsort fuer Gefangene. Das Lager bedurfte mancher Veraenderungen, um auf laengere Zeit wohnlich zu werden. So wurden immer wieder unter starker Bewachung kleinere Kommandos hinausgeschickt, um Holz oder Steine oder Sand zu holen. Auch ich meldete mich einmal zu einem solchen Kommando. Auf einem Lkw ging es hinunter nach Lavamuend an der Drau. Vier Internierte waren wir unter der Aufsicht von zwei englischen Soldaten. Waehrend der Arbeit, die darin bestand, Steine aufzuladen, machte ich mich selbstaendig, und durchstreifte den kleinen Ort. Eine burmesische Einheit lag dort und wartete auf ihren Abtransport ueber Triest in die ferne Heimat. Dieser Krieg fuer den Frohnherrn war beendet. Ich streifte weiter und ging ueber die schoene, ueberdachte Holzbruecke auf die andere Seite der Drau. Ich dachte an die Brueckenwache bei Greifenburg, die ich auf einem englischen Motorrad passiert hatte und dass ich jetzt also wieder diesen Fluss, wenn auch in umgekehrter Richtung gekreuzt hatte. Ich vergass allmaehlich die Zigaretten, die ich eigentlich dem britischen Landser besorgen sollte und legte mich hinter einen Busch am nahen Waldrand. Spaet abends erst, als ich annehmen durfte, dass der Lkw wieder abgefahren war, ging ich zu dem Schilderhaeuschen der Birmanesen hinueber und bat sie, mich doch freundlicherweise ins Lager zu fahren. Kennedy empfing mich am Eingang und ich sagte ihm erneut, dass ich "hier nur solange bliebe, als es mir gefiele, dass es keinerlei rechtlichen Grund fuer meine Internierung gaebe". Als ich einige Tage darauf wieder einmal mich fuer ein Aussenkommando meldete, verkuendete mir die Ratte von Wolfsberg, dass ich auf Befehl der Englaender nicht mehr dazu eingeteilt werden duerfe. Das war verstaendlich.

Unter mir in dem Doppelbett hauste damals ein Herr Professor Dr. G.. Wie unausweichlich sprachen wir von unserer juengsten Vergangenheit und fanden schnell die Bruecke in einer gemeinsamen Ablehnung gewisser damaliger Praktiken, ueber die hinweg wir dann feststellten, dass wir beide mit Freimaurern Beruehrung gehabt hatten. Im Zuge dieser Unterhaltungen fragte mich der Herr Professor, ob ich das sogenannte "Grosse Notzeichen" kenne. Als ich das verneinte, machte er es mir vor: die gefalteten Haende, mit den inneren Handflaechen nach vorne, werden vor die Stirn gehalten. Ich brachte ihn auf die Idee, es doch einmal bei einer Vernehmung anzuwenden. Nach einigen Tagen kam der gute Herr verstoert zu mir. Er habe vor Oberleutnant Kennedy bei einer Vernehmung mehrfach das "Grosse Notzeichen" gemacht. Daraufhin habe ihn der Jude gefragt: "Haben Sie Kopfschmerzen oder weswegen machen Sie diese Verrenkungen?" Ich barst innerlich vor Lachen.

Nur ueber eines war ich nicht sehr froh, dass naemlich doch ein Angehoeriger meiner Einheit aufgetaucht war, und dass den Englaendern anscheinend sogar klar war, dass wir zusammengehoerten. Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich bis heute nicht weiss, woher sie dieses Wissen hatten. Ich koennte nur Vermutungen aussprechen. Allzulange aber dauerte dieser Zustand sowieso nicht. Der Betreffende, nennen wir ihn Alex, bewarb sich um einen Posten in der Lagerfeuewehr. Und eines ruhigen mittags um ein Uhr, alles hatte sich nach der mageren Suppe zur Siesta hingelegt, die Posten traeumten auf ihren Wachttuermen, da machte die Lagerfeuerwehr eine kleine

Uebung. Sie legten Leitern auf das Dach einer Baracke und dann von dort auf den inneren Zaun und wieder weiter hinueber auf den anderen Teil des wohl drei Meter breiten Doppelzaunes, und immer noch schaute der Posten traeumerisch dem Spiel zu, und dann liefen sie ueber die Leitern und sprangen drueben einfach hinunter, und der Posten machte ein komisches Gesicht und rief "Hallo!" und griff nach seiner Maschinenpistole, und der vierte Mann stolperte und fiel zwischen die beiden Stacheldrahtzaeune mitten hinein, und der Posten wusste auf einmal gar nicht mehr, was er tun sollte und schrie den Heruntergefallenen an, er solle ins Lager zurueckklettern und besann sich dann auf die drei andern und schoss ein wenig in die Luft und telefonierte seinem Wachhabenden, und die Sirenen heulten auf und Alex blieb verschwunden, samt den anderen beiden wackeren Feuerwehrleuten. Es war bis zu meinem Abtransport der einzige Ausbruch aus Wolfsberg. Die Ratte fand den ganzen Vorgang "beschaemend fuer uns Internierte". Auffassungssache.

So etwa im September jenes Jahres 1945 bekam ich Befehl, mich mit meinen Sachen am Lagereingang einzufinden. Ein Jeep wartete dort auf mich und die Fahrt ins Unbekannte ging los. Viel Truppenbewegung auf der Strasse. Es ging nach Graz, wie ich an den Schildern feststellen konnte. Wir hielten einmal irgendwo und englische Landser auf einem Lkw fragten meine beiden Bewacher und zeigten auf mich. "He is slim" war die Antwort. Es war ein Wort, das ich bis dahin noch nicht gekannt hatte. Es ging durch Graz hindurch und ich las ein Schild "Lassnitzhoehe" an einem Hotel draussen im Walde. Wirklich schoen war es da, die Laerchen faerbten sich braun und von meinem Fenster im zweiten Stock aus konnte man ueber die blauen und gruenen Hoehen der Steiermark weit hinaus ins Land schauen. Nur die Stacheldraehte am Fenster aergerten mich so, dass ich mich daran machte, einen Stachel nach dem andern aufzubiegen und die Draehte so in einfache, glatte zu verwandeln, die nun nicht mehr so stoerend das schoene Panorama durchschnitten. Es war etwas langweilig, so alleine, doch man war entgegenkommend. Die Langweile dauerte nicht lange, Ich hatte gerade noch Zeit mir etwas zu ueberlegen: Ich durfte annehmen, dass jedes dieser Hotelzimmer mit einer Abhoervorrichtung versehen war. Was wir frueher konnten, konnten die Englaender sicherlich auch. Wenn jetzt also ein zweiter Mann zu mir aufs Zimmer gelegt wurde - es standen ja zwei Betten darin - so galt es, diesen gleich von Anfang an zu warnen. Aber s a g e n konnte ich ihm nicht, was hier los war. Also musste ich es aufschreiben und es ihm vor die Nase halten, sowie wir alleine waren. Ich schrieb also einen Zettel: "Vorsicht, Abhoervorrichtung!" und wartete der Dinge, die da kommen mussten. Ich hoerte, wie man draussen die dreifachen Riegel von der Tuer entfernte. Der Sergeant trat ein und liess einen juengeren, aufgeschossenen Mann passieren. Wir gruessten uns freundlich. Die Tuer schloss sich wieder, und waehrend ich noch weiterredete und ihm sein Bett anwies, zeigte ich ihm den Zettel. Er verstand natuerlich sofort und redete ebenso belanglos weiter. Wir waren zwei Tage zusammen, ohne dass man einen von uns beiden zu einem Verhoe r gerufen haette. Mein Stubenkamerad, der Schriftsteller Heinz Kirchner, war mir kein Unbekannter und wir hatten ausfuehrlich Stoff, uns ueber sein Buch "Der Nahe Osten" zu unterhalten, welches ich im Rahmen meines Studiums ausgiebig gelesen hatte. Den Horchern an der Wand aber schien dieses Thema doch allzu unergiebig und sie trennten uns. Nur fuer wenige Stunden blieb ich allein, als man die Abloesung brachte und ich das gleiche Zettelspiel begann, dieses Mal mit einem wohlbeleibten Herrn, der mir ganz und gar nicht nach Soldat oder Parteibonze aussah, eher nach einem Industriellen. Auch er begriff sofort, was gemeint war. Herr Elster war es, Inhaber einer der groessten Gaszaehlerfabriken der

Welt, in Wiesbaden wohnhaft. Er hatte die Dummheit besessen, in den letzten Kriegstagen noch allzuviel herumzureisen und von Daenemark bis in die Ostmark zu fahren. Das aber konnte nach den Gedankenschienen der Sieger natuerlich nur ein Abwehrmann sein.

Waehrend dieser Tage begannen nun auch meine Verhoe re. Man wollte wissen, wo ich im Kriege im Einsatz war. Ich erzaehlte grundsaetzlich alles, was mir einfiel, nur anscheinend trotz meiner sehr schnellen Antworten nicht das, was man wissen wollte. Meine Antworten folgten auch bei diesen Verhoeren immer schnell auf die Fragen, damit man nicht etwa auf die Idee kaeme, ich haette mir die Antworten zurechtgelegt. Da ich ja eigentlich auch nichts zu verheimlichen hatte, nur es eben als voellig unfair (um es mit diesem englischen Wort auszudruecken) hielt, einen Offizier nach dem Waffenstillstand entgegen allem Voelkerrecht ueber dienstliche Dinge auszufragen, fiel mir dieses Vorgehen nicht schwer. Man fragte mich auch nach den Namen meiner Offiziere und Soldaten. Ich war der Auffassung, dass solche Fragen im September 1945 etwas reichlich spaet kamen und nannte dann eine Liste von 30 Namen, die ich laengst in meiner Freizeit im Lager schon auswendig gelernt hatte. Denn, dass d i e s e Frage kommen wuerde, war mir bei der Mentalitaet der Gegner klar. Eines Tages war ich wieder ins Vernehmungszimmer gefuehrt worden und wartete noch auf den Vernehmenden. Ich hatte Musse, mich umzusehen, und sah einen Anschlag neben der Tuer an der Wand, eine Anweisung fuer das Verhalten bei ausbrechendem Feuer. Da stand denn schoen aufgezeichnet, was ein jeder der englischen Offiziere in einem solchen Falle zu tun hatte, fein saeuberlich mit Namen und Dienstgrad versehen, und es stand auch darunter, wie sich diese Dienststelle nannte: CISDIC naemlich. Ich lernte schnell auswendig, was ich konnte. Dann trat der Vernehmende ein und das fuer diesen Tag vorgesehene Verhoe r begann. Es ging im Plauderton vor sich und ich fragte mein Gegenueber, einen jungen Mann, der gut deutsch, aber mit deutlichem englischen Akzent sprach, nach seinem Dienstgrad und sagte ihm daraufhin: "Also sind Sie Mr. ..." Er war schrecklich perplex und sah mich sehr fragend an. Ich laechelte und zeigte auf den Maueranschlag. Er sprang vom Tisch auf und riss ihn herunter. Ich sagte ihm in aller Ruhe und mit vaeterlichem Unterton, dass er jetzt eigentlich einen zweiten Fehler begangen haette. Er haette das Papier vielmehr ganz ruhig, wie voellig unwichtig haengen lassen sollen, bis ich hinaus sei. Er gab es zu.

Leider habe ich diesem netten Jungen dann doch noch, und dazu ganz ungewollt einen boesen Streich gespielt. Ich hatte naemlich mein oesterreichisches Geld bei der Festnahme abgeben muessen und sagte ihm, dass es von der Wolfsberger Lagerverwaltung in Graz auf einer Bank deponiert worden sei, und ob er etwas tun koenne, damit ich es wiederbekaeme. Er bot mir an, dass ich ihm eine Vollmacht ausschriebe. Er wolle es dann fuer mich abheben. Ich lehnte das ab. Diese Unterhaltung geschah im Vernehmungsraum, der meiner Schaetzung nach keine Abhoervorrichtung hatte. Aber ich erzaehlte den Vorfall dann Herrn Elster in unserem Zimmer und fuegte hinzu: "Sieht beinahe aus wie Leichenfledderei". Spaeter nun erfuhr ich von einem spaeteren Gast in Lassnitzhoehe, dass einen Tag nach meinem Abtransport ein General gekommen sei und dass der Junge dann aus dieser Einheit sozusagen "fristlos entlassen" worden sei. Mir tat das ganz besonders deswegen leid, weil er mir naemlich bei Beendigung des Verhoers gesagt hatte: "Sie sind sehr intelligent" und ich hatte den Eindruck, dass das keine Schmeichelei sein sollte, sondern sachlich gemeint war. Darum antwortete ich auch entsprechend sachlich: "Ich war Abwehroffizier".

Eines Tages fragte man mich, ob ich gehoert haette, was aus Tuemmler

geworden sei. Tuemmler war jener Unteroffizier, der mir in Sofia zugeteilt worden war. Ich erinnerte mich, dass er mir von seinen Erlebnissen in Persien erzehlt hatte, wo er mit Oberstleutnant Strojihl gerade zu jenem Zeitpunkt war, als Deutschland in Russland einmarschierte. Die britische Gesandtschaft lag auf Hoerweite der deutschen Dienststelle und die sonst so reservierten Gentlemen liessen die ganze Nacht hindurch ihre Sektkorken knallen und bruellten und sangen voll uebermuetigster Freude: Sie hatten den Krieg gewonnen. Jetzt in Lassnitzhoehe erzaehlte man mir, dass Tuemmler noch in den letzten Kriegstagen mit Fallschirm ueber Albanien abgesprungen sei, und zwar in der Absicht, dort einen Aufstand im Ruecken Titos zu organisieren. Als ich das hoerte, platzte ich heraus: "So eine Dummheit!" Was sollte auch so ein unsinniges Opfer? Immer wieder hatte ich es erlebt, wenn gewisse Abwehrstellen "ins Gelaende" gingen, dass sie dann voellig falsch loslegten. Um die Jahreswende 1943/44 kam man dort in Sofia zB auf die Idee, die Wirtschaftstransportstelle, also AbwII in die abseits gelegenen, unwirtlichen und kaum bevoelkerten Waelder der Witoscha zu verlegen. Natuerlich dauerte es nicht lange, bis ein Partisanenueberfall so ziemlich der ganzen, voellig abgeschnittenen Dienststelle den Garaus machte. Ploetzlich ueberkam dann so einem hohen Herrn am gruenen Tisch die Idee, dass man ja an den Feind muesse, und dass das Stadtleben eine Schande sei - als haette AbwII nicht sogar in Sofia selbst genuegend Arbeit gefunden! Ganz irrsinnig wurde dann vorgegangen, als Grundlage eine Feindlagenkarte, die etwa derjenigen glich, die man mir bei meinem Anmarsch auf Debar zeigte. Diesmal mag es umgekehrt gewesen sein.Da war ein nationalbewusster Albane, nannte sich grossspurig Beg oder sonstwie und schon malte der Zeichenstift in die Albanienkarte einen grossen Kreis als sein Einflussgebiet, dichtete ihm ein paar hundert, wenn nicht tausende von Gewehrtraegern an, und man meinte, man brauche nun nur einen deutschen Unteroffizier da hineinzuschicken, und der Aufstand wuerde lichterloh entbrennen. Es passte dazu, dass ich so um die gleiche Zeit erfuhr, dass es dem Herrn Exoberleutnant Ziegler gelungen war, beim amerikanischen Nachrichtendienst in Muenchen unterzukommen. Seine Kameraden waren nicht mehr am Leben oder in Haft. Er aber spielte weiterhin den grossen Herrn. Auch das kam in der Abwehr vor.

Jeden Tag wurden wir zwanzig Minuten auf einen kleinen Hof hinausgefuehrt, den wir dann umkreisen konnten. Immer nur einer war dort. Bei den ersten Malen war noch ein Steirer dabei, einen hohen Holzzaun fertigzuzimmern. Ich floetete das bekannte Lied "Zu Mantua in Banden" und der Mann setzte die Melodie fort. Der Englaender daneben verstand natuerlich nicht, dass hier ein vielleicht einmal brauchbarer Kontakt geknuepft wurde.

Herr Elster war zuckerkrank. Auf dieser Basis dachten wir uns einen Plan aus, um ihn schnell wieder aus der Gefangenschaft herauszukriegen. Alles ging mit Zetteln zwischen uns hin und her, waehrend wir mit lauter Stimme ueber ganz andere Dinge sprachen. Draussen auf dem Flur stand an dessen Ende ein kleiner Tisch, genau vor dem Zimmer, in welchem unsere Wachmannschaft hauste. Auf diesen Tisch mussten wir nach Beendigung des Essens unter Bewachung immer unser Geschirr stellen, nachdem wir es in einem Waschbecken in einem danebengelegenen Abort abgewaschen hatten. Auf diesem Tisch aber standen immer die grossen Konservendosen fuer die Verpflegung der Englaender, darunter auch eine riesige Marmeladendose von etwa 4 kg Inhalt. Ich hatte mir im Lager aus Wolldecken eine sehr weite Hose genaeht, die unten zugebunden war wie eine Art Pumphose, ein ganz typisches Lagererzeug-

nis. Unser Plan war nun, dass wir mit unserem Geschirr hinausgingen, dass Elster in jenem Bad etwas fallen liess, was die Aufmerksamkeit des Tommy's erregte und ich im gleichen Augenblick eine solche Marmeladendose in meiner Hose verschwinden liess. Plan und Ausfuehrung deckten sich haargenau. Kaum kam ich wieder gut in unser Zimmer zurueck, so schwer war die Dose. Meister Elster verschlang ihren gesamten Inhalt auf einen "Schluck". Er sah aus, als aesse er Gift. Sofort darauf flog die Dose durch die geglaetteten Draehte am Fenster weit hinaus in den Wald unter uns. Es war auch kaum schnell genug gegangen, denn schon rasselte es an der Tuer und der britische Sergeant stand vor uns mit wutschnaubendem Gesicht. Wir lagen ausruhend und gaenzlich unschuldig auf unseren Betten. Der Eindringling sagte nichts. Wir schauten ihn dumm und erstaunt an. Dann jagte er auf den Kleiderschrank zu, oeffnete ihn, sah hinein und schlug die Tuer wieder zu. Dann wieder einige giftige Blicke zu uns hin und raus war er. Ich, laut: "Ich glaube, der ist verrueckt geworden!" Und Elster meinte ebenso deutlich vernehmlich:"Ich moechte nur wissen, ob er ueberhaupt so ungefragt zu uns in das Zimmer kommen darf". Wahrscheinlich hat der Oberaufseher von dem vorgesetzten Horcher an der Lampe noch extra eine reingewuergt bekommen. Am naechsten Tag liess Herr Elster sich untersuchen. Schrecklich hoher Blutzuckerspiegel. Die Ueberfuehrung in ein Krankenhaus wurde sofort angeordnet.

Vorher allerdings hatte mein dicker Zimmerkamerad abends noch einmal einen Anfall von Depression. Er fluesterte mir zu, wo er eine Rasierklinge verstecken koenne. Er nannte nicht das Wort RASIERKLINGE, sondern zeigte nur und sagte: DIES, Und sagte dazu, dass er es haben moechte, falls er Selbstmord begehen wolle. Ich war aergerlich ueber diese Dummheit, denn jedes Wort wurde doch mitgehoert. Ich rief ihm zu seinem Bett hinueber: "Am besten im Schuh". Am naechsten Morgen wurde ich um 10 Uhr abgeholt, aber nicht zu einer Vernehmung, sondern zu einem ausserplanmaessigen Spaziergang in der kleinen Hofecke, die dafuer vorgesehen war. Als ich wieder raufkam, sagte mir Elster: "Sie haben mich untersucht und haben in meinem Schuh die Rasierklinge gefunden, die ich gestern abend da hineinsteckte".

Unser Stubennachbar war Graf Welczek, vormaliger deutscher Botschafter in Paris. Er versuchte, durch Klopfsignale unter Benutzung des Morsealfabets mit uns in Verbindung zu kommen. Wir antworteten nicht. Das ganze Haus hallte wieder von seinen Schlaegen. Wir mussten ihn daher leider in dem Glauben lassen, dass wir ganz schlechte Kameraden seien. Aber es war schon besser so, als dass er begonnen haette, uns irgendwelche Geheimnisse zu erzaehlen. Er war ja seinerzeit von Herschel Grynzspan eigentlich als Opfer vorgesehen gewesen anstelle des dann erschossenen Legationsrat vom Rath. Jene Bluttat hatte die "Reichskristallnacht" herausgefordert. Es lag also ein ganz spezifisch juedisches Interesse an seiner Person vor.

Die Vernehmungstaktik war die uebliche. Bestimmte Sachen wurden zehnmal wieder gefragt, immer wieder, wochenlang. Und dann wurde einem plötzlich etwas ganz Unmoegliches vorgeworfen, nur, um festzustellen, wie man darauf (gleichartig oder unterschiedlich) reagieren wuerde. Mir wurde zB auch vorgeworfen, ich haette am Weissensee eine Wehrwolforganisation aufgebaut. Ich antwortete in dem gleichen schnellen und einexerzierten Tonfall wie immer, dass das nicht der Fall gewesen sei. Meinerseits erkannte ich daraus, dass man als Unterlagen der Internierung und der Vernehmung den groessten Bloedsinn, die absurdesten Behauptungen zusammengesucht hatte. Niemals aber wurden diese selbst mir vorgebracht. Das einzige, was eine sofortige Klaerung haette herbeifuehren koennen, wurde nicht unternommen. Man war stolz auf den Mist, den man da aus irgendwelchen fraglichen Quellen

zugeschoben erhalten hatte und wenn die Vernehmungen diesen Unsinn nicht bestaetigten, dann war eben der Vernommene ein besonders verstockter und unverbesserlicher Verbrecher. Nur einmal fuhr ich wirklich aus der Haut, als man mir naemlich sagte, Abwehr und SS sei dasselbe gewesen. Ich weigerte mich einfach, zu weiteren Fragen Stellung zu nehmen und brach jede Mitarbeit an den Verhoeren ab. Ich stellte die Bedingung einer Richtigstellung solcher Behauptung. Selbst auf der Stube polterte ich darueber noch weiter. Am naechsten Morgen kam mein Vernehmungsoffizier zu mir hinauf und teilte mir kurz mit, dass man diese Behauptung fallengelassen habe. Der Frieden war wieder hergestellt.

Bis jetzt hatten die Englaender nicht gewusst, wo ich nach meinem Fortgehen aus Dalmatien abgeblieben war. Ich erwaehnte es bereits kurz. Der englische Offizier sagte mir, ich sei wie vom Erdboden verschwunden gewesen. Ich hatte nichts dagegen, ihm jetzt mitzuteilen, dass wir Flakuniform angezogen und in Ungarn Vergrabungen vorgenommen haetten. Dann kam mir ein Gedanke und ich machte ein Experiment. Aus dem Gedaechtnis zeichnete ich eine Stelle auf, von der ich "zufaellig noch wuesste", wo wir etwas vergraben hatten. Ich sagte, es sei in jener Kiste ein Maschinengewehr, das den Alliierten bei einem zukuenftigen Kampf gegen den Kommunismus vielleicht einmal von Nutzen sein koennte. Wenige Tage spaeter sagte mir der Vernehmende, man haette von den Russen die Bestaetigung bekommen, dass meine Angaben richtig gewesen seien, man haette das Maschinengewehr gefunden. Mein Experiment war hundertprozentig geglueckt, die Englaender als Hilfstruppe der Sowjets entlarvt.

Tito war offensichtlich ganz besonders angetan von unseren engen Verbindungen zu den koeniglich serbischen Verbaenden. Jetzt konnte ich mir auch einen Reim darauf machen, warum er so besonders an meiner Person interessiert war und man sich so sehr um meine Ergreifung bemueht hatte. Anscheinend hatte ich ein ganz besonderes Glueck, beim Gegner aufzufallen. Die Unterredung im Zug zwischen Sofia und Plovdiv kostete mich die Bombardierung meiner Wohnung, und meine Zusammenarbeit mit den Verbuendeten Churchills trug mir den ganz persoenlichen Zorn des Partisanenmarschalls zu. Ich war damals noch geneigt, solche Vorgaenge wie die Eisenbahnfahrt und die Festnahme Malkows als ZUFAELLE anzusehen. Sie haben sich aber in meinem Leben in solchem Umfang gehaeuft, dass ich heute geneigt bin, meinem chilenischen Freunde Miguel Serrano zu glauben. Wir, die wir uns bis dahin nur durch Briefe kannten, trafen uns naemlich eines Tages "zufaellig" auf der Plaza de Armas von Osorno, und der chilenische Diplomat meinte nur kurz und trocken dazu: "Zufaelle gibt es nicht!"

Eines Nachts wurde ich aus dem Schlaf gerissen und zur Vernehmung gefuehrt. Es war scheusslich kalt und ich fror und zitterte. Man mag das als Angst aufgefasst haben. Man fragte mich, ob ich einen Oblt. Brueckebus aus Wien kennte. Ich antwortete, dass ich ihn nur einmal fluechtig gesehen haette. Ich fuegte hinzu, ich wuerde ihn wohl kaum wieder erkennen, wenn man ihn mir gegenueberstellte. Spaeter erfuhr ich auf Umwegen, dass Brueckebuss, ehemaliger Adjutant meines Iler Chefs in Wien, damals ebenfalls in einem Zimmer auf Lassnitzhoehe sass, und dass man ihm irgendwelche "Kriegsverbrechen" vorwarf. Er soll sich nur um ein Haar haben aus der Schlinge ziehen koennen.

Im Zuge einer dieser Vernehmungen machte "mein" Vernehmender eine Bemerkung, die nicht unter den Tisch fallen soll. Als ich einmal sagte, dass ich von dieser oder jener Sache nichts wuesste, weil sie sicher geheim war,

meinte er: "Ja, aber doch nur ausserhalb Ihrer Abwehr. Im inneren Kreise wurde doch alles sehr offen besprochen und kommentiert". Und das traf den Nagel auf den Kopf. Abgesehen von noch laufenden Unternehmungen erfuhren wir eigentlich alles. Man fuehlte sich sicher in den vier Waenden und freute sich gemeinsam an den Erfolgen anderer Abwehrleute.

Schon gegen Ende meiner Vernehmungszeit kam zu mir in den Vernehmungsraum anstelle meines ueblichen Vernehmungsoffiziers ein anderer Herr. Wohl fuenfundvierzig, von imposanter Statur, mit jeder Fiber ausstrahlend, was man mit Kultur bezeichnet. Mit ausgesuchter, nicht gespielter Hoeflichkeit bat er mich, Platz zu nehmen. Man sah ihm an, dass er ein anderes Milieu gewohnt war als dieses. Mit wohlgesetzten Worten bat er mich darum, ihm auf einer mitgebrachten Karte den Ort Malazky zu zeigen. Er meinte, es laege in Slowenien und ich erklaerte ihm in gleicher Art, wobei ich sehr vermied, ihn etwa eines Besseren belehren zu wollen, dass es ein Slowenien und eine Slowakei gaebe, und dass ich das auch erst in diesem Krieg auf dem Balkan gelernt haette. Er beobachtete mich dabei sehr genau und ich wurde den Gedanken nicht los, dass er nur einen Vorwand gesucht hatte, um von mir einen persoenlichen Eindruck zu bekommen. Irgendwie war man sich ueber mich offenbar noch nicht im Klaren. Auf jeden Fall wird dieser vornehme englische Jude, der wohl der Leiter der Vernehmungseinheit war, herausgefuehlt haben, dass von Antisemitismus bei mir keine Rede sein konnte. Ich kann mir vorstellen, dass eine Art Beurteilung in diesem Sinne zu meinen Akten kam. Das wuerde einiges von dem erklaeren, was dann geschah.

Am Tage meiner Abreise - Elster war schon fort (und war schon vierzehn Tage darauf zuhause in Wiesbaden) - da legte ich in den Schrank noch einen Zettel fuer meinen Nachfolger mit den Hebbelschen Worten: "In die Hoelle des Lebens kommt nur der hohe Adel der Menschheit, die andern stehen davor und waermen sich". Unten vor dem Gebaeude stand wieder ein Jeep und der um seine Marmelade gekommene Sergaent stand daneben mit einem finstergrinsenden Gesicht als habe ihm soeben sein Vorgesetzter gesagt: "Lass ihm nur seine Marmelade. Jetzt wird er weggefuehrt zur Hinrichtung". So schadenfroh und hasserfuellt sah der liebe Mitmensch aus. Und ich hatte die Apfelsinenmarmelade in der Eile doch nicht einmal probiert.

In Wolfsberg hatte ich die Ehre, in das sogenannte Special-Pen eingeliefert zu werden. Das war die Abteilung derjenigen, die in Lassnitzhoehe gewesen waren. Sie befand sich unmittelbar neben der Wache und war besonders stark mit Stacheldrahtzaeunen gesichert. Die Baracke selbst wurde ausserdem nachts abgeschlossen. Bald entdeckte ich dort auch einige, die n i c h t in Lassnitzhoehe gewesen waren. So musste ich mich erst einmal mit diesen befassen, um dahinter zu kommen, was es mit dieser Absonderung auf sich hatte. Es ergab sich, dass es sich bei diesen Ausnahmen unter uns um Personen handelte, denen man im Jargon der Sieger so genannte konkrete "Kriegsverbrechen" vorwarf, die so bekannt waren, dass eine Klaerung durch Verhoere nicht mehr notwendig schien. So kam ich also zu dem angenehmen Resultat meiner Ueberlegungen und Erkundungen, dass also durchweg alle diejenigen hier in diesem Sonderlager zusammengefasst worden waren, bei denen ein gerichtliches Vorgehen beabsichtigt war. Doch, ganz schien mir diese Rechnung doch nicht aufzugehen, denn unter uns befand sich u.a. auch der letzte oesterreichische Gesandte in Berlin, ein Herr Tauschitz. In diesem Falle wollte man wohl Leute, die in Lassnitzhoehe gewesen waren, nicht ins uebrige Lager zurueckschaffen, damit dort nicht Anwaerter auf zukuenftige Vernehmungen ueber das Vorgehen bei den Untersuchungen unterrichtet wuerden. Aber, wer weiss, vielleicht dichtete man auch einem oesterreichischen

Diplomaten gerichtsfaehige Verbrechen an.

Das Leben in diesem Special-Pen war ganz besonders angenehm. Besser konnte man eigentlich ueber die damaligen Zeiten kaum hinwegkommen. Es war wirklich eine sehr anstaendige Elite zusammengekommen. Es herrschte eine sehr gute Kameradschaft, und ich erinnere als Ausnahme davon nur den schon erwaehnten in seiner Art schmierigen Tauschitz, der sich zB weigerte, wenn die Reihe an ihm war, Essens- oder anderen Dienst fuer alle zu versehen (Dieser Dienst bestand darin, mit einem anderen Barackenkameraden unter Aufsicht in die Kueche zu gehen und den grossen Topf mit der Suppe herzutragen, und ihn dann wieder spaeter dort abzuliefern.) Dafuer kuschte er aber um so mehr vor Kennedy. Frau Tauschitz stand einmal ausserhalb des Zaunes und rief ihrem Manne Gruesse zu. Da kam Kennedy, ging mit einer Reitpeitsche auf die Frau los und bruellte den alten Herrn an: "Geh in die Baracke, Du Nazischwein!", was dieser denn auch tat und sich an uns, die wir dabeistanden, vorbeidrueckte zur Tuer hinein.

Das vordere Ende unserer Baracke war ausgefuellt von den Dienstraeumen der Herren Lawrence und Kennedy. Dort wurde Schicksal gespielt. Wir gingen zum Baden in geschlossener Kolonne durchs Lager, mit stillschweigendem Kopfnicken uns mit Bekannten links und rechts gruessend, denn ein Sprechen mit den anderen Lagerinsassen war uns strengstens verboten. Dabei mussten wir an dem vorderen Eingang unserer Armesuenderbaracke vorueber. Einmal stand dort mit dem Gesicht zur Holzwand ein Internierter. Als wir vom Baden zurueckkamen, stand er noch immer dort. Kennedy fauchte ihn gerade an: "Nicht anlehnen!" Ich erinnere mich dabei der alten zaristischen Todesstrafe. An der Kremlmauer mussten sich die Verurteilten ein mannstiefes Loch graben und dann vierundzwanzig Stunden darin stehen, waehrend ein Pope ihm seelischen Zuspruch vorsang. Keiner ueberstand das lebend. Kennedy war also gut darueber unterrichtet worden, wie man Menschen kirre kriegen kann. Spaeter erfuhr ich, dass dieser Mann der ehemalige Kreisleiter von Leoben namens Christandl war. Man warf ihm vor, ungarische Juden in Leoben umgebracht zu haben. Er aber war nachweislich zu jener Zeit abwesend, beim Bau von Panzergraeben, doch, er hatte den Titel eines Kreisleiters. Es kam aber noch viel interessanter: Wir bekamen regelmaessig die neue Umerziehungszeitung der englischen Militaerregierung aus Graz.Da wurde dann spaeter in allen Einzelheiten ueber den Prozess gegen Christandl berichtet. Da hiess es in einer Freitagsnummer, dass Oberleutnant Lawrence ihm im Gerichtssaal ein Gestaendnis vorlegte. Und Chritandl erklaerte dazu - so hiess es in der Zeitung -, dass er niemals dieses Gestaendnis gesehen oder unterschrieben habe. Es sei vielmehr nur ein ganz anderer englischer Offizier zu ihm in den Bunker in Wolfsberg gekommen und habe von ihm ein Gestaendnis von Taten gefordert, die er niemals begangen hatte. Der Zeitungsbericht schloss mit der Bemerkung, dass nach diesem Zusammenstoss der (englische) Gerichtsvorsitzende die Sitzung aufgehoben habe und dass die Verhandlungen am Montag fortgesetzt werden wuerden. An jenem Montag aber war ueberhaupt keine Rede mehr von jenem Gestaendnis, und es kam auch ohne ein solches zum Todesurteil. Britischer Justizmord, Graz 1945.

Ein besonderer Fall in unserem Special-Pen war Herr Leitgen, ehemaliger Adjutant von Rudolf Hess. Als solcher war er laengere Zeit von der Gestapo in Dachau inhaftiert worden. Bei uns hier produzierte er sich jetzt in Hoerspielen, trug zB sehr gekonnt Shakespeares Shylock vor. Er konnte sich das ungestraft erlauben, denn von seinen Tagen in Dachau her hatte er genuegend Kontakte zur anderen Seite hin. Diese bewirkten denn auch bald schon seine Entlassung. Waehrend sein ehemaliger Chef lebenslang eingekerkert

war, sass Leitgen schon bald darauf an einem Redaktionstisch irgendwo in Bayern. Es war nicht das einzige Stehaufmaennchen damals.

In angenehmer Erinnerung sind mir General Boettger, ehemaliger General der Deutschen Schutztruppe und Gesandter Kasche aus Agram. Nicht von dessen dienstlichen Faehigkeiten soll hier gesprochen werden, denn von diesen hatte ich alles andere als eine hohe Meinung bekommen, sondern von seinem Verhalten im Kameradenkreis, dem einzigen, was hier zaehlte. Er hat spaeter nach seiner Auslieferung an Jugoslawien 15 Jahre Zwangsarbeit bekommen, und es ist immerhin moeglich, dass er daher noch die Heimat wiedergesehen hat.

Einige Zeit haeuften sich etwas fuer unseren Geschmack zu sehr die Besuche der Englaender in unserem Aufenthaltsraum. Daraufhin schrieben wir in deutsch und in englisch an die Innenseite unserer Tuer die Worte "Uns auch....". Beim Rausgehen fiel ihr Blick darauf und die Besuche liessen nach.

In besonderer Erinnerung ist mir die Weihnachtsfeier 1945. Neben uns lag die erste der Frauenbaracken - ja, das gabs auch nach diesem Kriegsende! Durch hohe Bretterwaende waren die Frauen von uns getrennt. Wir konnten uns nicht sehen, aber hoeren. Da gingen wir hinten auf den kleinen Platz vor unserer Barackentuer und drueben hinter den Brettern standen die Frauen, und gemeinsam sangen wir das schöne Lied "Hohe Nacht der klaren Sterne". Im Nebel standen um uns die Pfaehle der Zaune, und die Stacheldraehte mit ihren bizarren Spitzen um uns herum waren der einzige Schmuck in dieser Feierstunde. Ob es wohl damals ausserhalb der Stacheldraehte auf deutschem Boden Gemeinschaften mit soviel Erinnern an all das Gute in der Vergangenheit gab, wie innerhalb derselben? Denn um die gleiche Zeit sangen sie in Kreuznach und in Cherbourg und in Wehrl und in Neuengamme und in hunderten anderer Lager, von Norwegen bis an die Adria, von Schottland bis in den grauen Osten hinein.

Die Frauen waren es auch, die in unserem Lager einmal eine kleine Revolte ausloesten. Das Essen war schlechter und schlechter geworden. Tagelang schon gab es nur noch Rote Rueben. Da kamen wieder je zwei Frauen mit den Kuebeln voller roter Rueben an langen Stangen zwischen sich, von der Kueche zurueck. Sie machten einen kleinen, nicht vorgesehenen Bogen vor dem Lagereingang und schuetteten dem dort Wache stehenden Englaender den Frass vor die Fuesse. Blutrot schwamm es ueber den Kies. Die Tat ging wie ein Lauffeuer durch das ganze Lager. Ueberall wurde sofort das Essen eingestellt und die Kuebel, wie sie waren, voll oder halbvoll, zurueckgeschickt. Die Alarmsirenen heulten. Die deutschen Lageraeltesten wurden "nach vorne" befohlen. Sie zuckten nur mit den Achseln und lehnten jede Verantwortung ab fuer das, was jetzt moeglicherweise noch geschehen koennte. Nach einer Stunde schon hatten wir ein ordentliches Essen, und es blieb sogar noch einige Tage lang so gut.

Man moege aber ja nicht denken, wir seien in dieser neuartigen Demokratie vergessen gewesen. Nein, es kam sogar einmal eine Abordnung des Internationalen Roten Kreuzes zu uns. Als wir davon hoerten, standen wir mit entbloessten Oberkoerpern den gut genaehrten Besuchern Spalier. Sie gaben es schnell auf, die Rippen links und rechts zu zaehlen, doch geaendert wurde natuerlich nichts.

Doch schlimmer noch als die Englaender waren die neuerstandenen "oesterreichischen" Behoerden. Sie sahen in den Inhaftierten den Gegenstand ihres abgrundtiefen Hasses. Sie stanken nur so vor Ressentiments und tobten ihr Minderwertigkeitsgefuehl den Wehrlosen gegenueber aus, wo sie nur konnten.

Sie machten der im Ort Wolfsberg fuer unsere Privatpaeckchen geschaffenen Rotkreuzstelle das Leben schwer. Was die Englaender gestatteten, verboten die Oesterreicher. In den gemeinsten Schikanen tobte sich die niedrigste Gesinnung der neuen Machthaber-auf-Gnaden-fremder-Bayonette aus.

Bis ins Fruehjahr 1946 hinein bestand das Special-Pen. Dann wurde es aufgeloest und wir wurden wieder auf das uebrige Lager verteilt. Diese Massnahme hatte ich ausgeloest. Ich schrieb tagebuchartige Notizen in ein Heft. Darin erschien das Wort NAZI anstatt Nationalsozialisten. Das aber empoerte einen Stubenkameraden, der in meiner Abwesenheit darin geblaettert hatte und einige Heisskoepfe hatten nicht mehr und nicht weniger vor, als mir nachts etwas Schweres auf den Kopf fallen zu lassen, sozusagen wie zufaellig. Eine andere gute Seele wieder hatte das vernommen und Kennedy mitgeteilt. Angesichts dieser "internen Differenzen" im Special-Pen, und angesichts der Tatsache, das sich die eigentlich vorgesehene "Endloesung" dieses Sonderlagers, naemlich in Richtung der verschiedenen Hinrichtungsvorhaben, noch immer nicht ergeben wollte, kamen wir so also erst einmal wieder unter Menschen.

Eine lange, fast sogar langweilige Zeit hub jetzt an. Unsere sehr ruehrige deutsche Lagerfuehrung sorgte dafuer, dass sie genutzt wurde. Unter den verschiedenen Vortragenden denke ich noch an den Grazer Professor Dr. Josef Matl. Er war AbwII-Truppfuehrer gewesen wie ich und hielt jetzt geographisch-geschichtliche Vorlesungen. Ich lieferte ihm dazu die entsprechenden Karten. Im uebrigen aber stellte ich aus allen erreichbaren (meist englischen) Zeitungen ein Bild ueber die weltwirtschaftliche Lage 1946 auf. Ich fasste es in einem Buch zusammen und hielt darueber einige Vortraege, die wegen des grossen Anklangs im Freien stattfinden mussten. Nach meiner Flucht musste ich feststellen, dass man draussen nicht entfernt den Ueberblick mehr hatte, den wir uns im Lager bei dem Uebermass an freier Zeit und den Moeglichkeiten sachkundiger Konversationen verschaffen konnten. Ich habe aus diesen Aufzeichnungen spaeter Teilaufsaetze herausgenommen, die gerne von deutschen Zeitungen und Zeitschriften gebracht wurden. Noch im Jahre 1981 konnte ich das Buch leihweise einem Doktoranten in Volkswirtschaft an einer deutschen Universitaet zur Verfuegung stellen, weil es nach seiner Meinung fuer dieses unmittelbare Nachkriegsjahr nichts derartiges in den deutschen Bibliotheken gab.

Ein Lagerchor, der bald schon auf beachtlichem Niveau stand, verschoenerte uns die Feierstunden. Ja, mit der Zeit kamen sogar die notwendigen Musikinstrumente heran, sodass wir ein Orchester und eine Theatergruppe einsetzen konnten. Die besten und der Oeffentlichkeit bestens damals noch bekannten Kraefte waren darin taetig.

In der schon erwaehnten franzoesischen Kriegsgefangenenbibliothek hatte ich ein spanisches Buch gefunden. Es handelte sich um eine Expedition im Amazonasgebiet. Mit seiner Hilfe hatte ich mir eine kleine spanische Grammatik zusammengestellt. Einiges erinnerte ich auch noch von einem kurzen Spanischkurs in Hamburg in den ersten dreissiger Jahren. Als ich soweit war, lies ich bekanntmachen, dass ich Spanisch Unterricht erteilte. Bald sassen wir mit etwa 10 Mann in einer Ecke des Hofes und lernten. Doch die Sache dauerte nicht lange, leider, denn ich bekam meinen Unterricht doch in Keksen und Zigaretten bezahlt. Wieder einmal hatte ich mitten ins Fettnaepfchen getreten. Es kam ein Befehl heraus, das spanischen Unterricht verbot. Das war fuer uns alle eine ganz grosse Ueberraschung. Es war eine Riesendummheit, denn bis dahin hatte sich niemand etwas dabei gedacht. Jetzt aber wussten wir alle auf einen Schlag: Die Englaender sehen in diesem

Unterricht eine Fluchtvorbereitung. Wir sind in den spanischsprechenden Laendern gut aufgehoben! So richtete sich damals schon mancher Sinn nach Suedamerika - denn solche Dinge flogen in Windeseile durch das ganze besetzte Deutschland damals- und kam den uns damals noch unbekannten Peronistischen Kommissionen, die fuer Argentinien in ganz Mitteleuropa Fachleute auf allen Gebieten warben, entgegen. Es zeigte sich fuer maches Lebensschiff damals ein Rettungsanker.

Obwohl alles jetzt recht ruhig im Lager verlief, arbeiteten unterirdisch doch die verschiedenen Stroemungen weiter. Trotz aller hervorragenden Kameradschaft gab es auch in diesen Kreisen Verrat. Es hat wohl niemals eine menschliche Gemeinschaft gegeben, in welcher dieser keine Rolle spielte, von Gethsemane bis zum 20. Juli und eben bis nach Wolfsberg. Durch ein kleines "Spiel" - so hiess das bei uns Abwehrleuten - konnte ich einen Verraeter ueberfuehren. Es war der Bademeister, ein ehemaliger SS-Hauptsturmfuehrer. Zu ihm kamen ja nacheinander alle Lagerinsassen und ueber ihn konnten sich daher diejenigen verstaendigen, die in verschiedenen Lagerteilen untergebracht waren. Der feine Herr ging dann taeglich morgens frueh in die Vernehmungsbaracke und rasierte dort den inzwischen zum Hauptmann befoerderten Leslie Lawrence. Bei diesem Geschaeft wurde dann uebergeben, was an Kassibern in die Haende des Bademeisters gelangt war. Ich selbst flog allerdings dabei auch herein, das heisst, ich konnte nicht unbemerkt im Hintergrund bleiben, und Leslie Lawrence ging dann an mir vorueber und sagte mir dabei: "Sie haben sich geirrt. Ich werde tatsaechlich nur rasiert". Ich hatte bei ihm restlos ausgespielt.

Das merkte ich auch bald an einer anderen Bemerkung. Ich hatte meinem Grossonkel nach Wien geschrieben und ihn gebeten, doch einmal bei dem Alliierten Kommando in Schoenbrunn vorzufragen, wie lange ich noch in Wolfsberg entgegen allem Voelkerrecht festgehalten werden sollte. Er erhielt - so schrieb er mir.- am Telefon von Herrn Leslie Lawrence die Antwort: "Ja, ich wundere mich auch, dass er noch in Wolfsberg ist".

Waehrend nun also Lawrence in Schoenbrunn amtierte, kam ein dritter juedischer Offizier ins Lager und begann, einige Leute zu vernehmen, sie ueber die Stimmung im Lager auszufragen, und wer wohl unverbesserlich sei, und wer etwas auf dem Kerbholz haette. Auch ich wurde gerufen und er sass vor mir und fragte: "Na, was haben Sie mir zu erzaehlen?" Ich antwortete: "Eigentlich nichts. Ich dachte, Sie haetten uns etwas zu berichten". So sassen wir dann zwei Minuten lang einander schweigend gegenueber. Dann malte der Herr in einer Liste, die er vor sich hatte, hinter meinem Namen ein Ausrufungszeichen. Ich glaube, mit diesem Ausrufungszeichen habe ich mir damals jedwede Chance verspielt, in der Demokratie noch einmal irgendwo einen Posten zu bekommen. Es ging aber auch so.

Im Sommer 1946 besuchte uns ein anderer Herr. Das war diesmal ein richtiger Englaender. Mit christlichen Worten spach er zu uns, sagte uns, dass Gott selbst den schlimmsten Suendern helfe, dass wir ja fuer unsere Verbrechen suehnen muessten, dass aber Gott in seiner grossen Gnade auch den Boesesten erhoere, und so weiter. Es klang so schoen salbungsvoll und ich dachte an Luftmarschall Harris und an Praesident Truman. Wir Suendigen standen da und schauten ihn an. Viele von uns hielten ihn fuer irrsinnig. Dann gingen wir in unsere Vorlesungen. Zerknirscht fand er keinen.

Einen recht sympathischen Gehilfen hatte Kennedy. Das war der Sergeant Rosenbaum. Ich hatte ihn schon in Hermagor kennengelernt. Eines Tages war er verschwunden. Er hatte den Dienst in englischer Uniform eingetauscht mit dem in der Hagana gegen England in Palaestina. Wie war das

nun nach englischem Recht? War das ein Verraeter, der zu erschiessen war, wenn man ihn aufgriff? Sicher war nur eines: Die Juden durften noch Nationalbewusssein haben, anscheinend als einziges Volk auf Erden. Bei anderen war es ein schaendliches Verbrechen, war es rueckstaendige Barbarei. Und sicher war noch ein anderes: Diese Juden waren mir weitaus sympathischer als die perfiden Englaender. Auch diese Vernehmungsoffiziere, sie suchten nach ihren Gegnern, nach denen, die ihren Volksgenossen Leid zugefuegt hatten. Das war nicht nur verständlich, das war anstaendig. Ich habe das nicht uebersehen, auch nicht angesichts von Reitpeitschen und Hasstiraden.

Eines Tages erhielt Kasche den Befehl, sich am Lagertor einzufinden. Mit ihm auch der Fuehrer der Volksdeutschen in Jugoslawien. Man brachte sie dann in den Bunker und anschliessend fuhr man sie zur nahegelegenen jugoslawischen Grenze. Ein jugoslawischer Jude namens Stein begann mit den Uebergabeverhandlungen, als alles wieder rueckgaengig gemacht wurde, weil ein britisches Flugzeug ueber jugoslawischem Gebiet abgeschossen worden war. Kasche erzaehlte es uns vom Bunker aus ueber einen Stacheldrahtzaun hinweg, nachdem man ihn ins Lager zurueckgebracht hatte. Erst einen Monat spaeter erfolgte dann die endgueltige Auslieferung. Der Volksdeutsche wurde, wie erwartet, hingerichtet. Er ging so den gemeinsamen Weg eines ganzen deutschen Volksstammes.

Wir hatten Gelegenheit, waehrend aller dieser langen Monate ausgiebig den englischen Charakter zu studieren. Ihre Taktik war eine endlose Reihe leerer Versprechungen. Niemals lehnten sie etwas schroff ab. Immer liessen sie eine Hoffnung offen, immer stellten sie sich als Freunde des Bittstellers hin, dessen Angelegenheit sie waermstens empfohlen weiterreichen wuerden. Wir kamen daher schon bald so weit, dass wir einem Englaender einfach ueberhaupt nichts mehr glaubten. Nur eine einzige Waffe hatte in den Verhandlungen mit ihnen Erfolg: Wenn man ihnen auf den Kopf zusagen konnte, sie haetten ein Versprechen gebrochen, sie haetten ihr Wort nicht gehalten. Doch das war nur in den seltesten Faellen ueberhaupt moeglich, weil eben alle Versprechungen allzu vage gemacht worden waren. Doch, hatte man sie erst einmal in dieser Falle, dann waren sie sichtlich beeindruckt und versuchten tatsaechlich, wenigstens einen kleinen Schritt positiv in Richtung des Versprechens zu tun. So erwiesen sie sich als sehr zaehe Verhandlungspartner. Wir erlebten so im Kleinen, was parallel dazu damals und ja bis heute hin in der grossen Welt geschah, wo sie am Ende ihrer vielen faulen Versprechungen mit unendlicher Zaehigkeit sich immer wieder an ihren Ausgangsstellungen einfanden und nur sehr ganz nach und nach einen Union Jack nach dem andern niederholen mussten, von der Kasbah in Kairo bis zum Roten Fort in Delhi.

Im Spaethaerbst 1946 kam dann der Befehl, dass die Reichsdeutschen nach Deutschland verlegt werden sollten. Sechshundert Mann waren es und ich stellte sofort fest, dass ich nicht auf der Liste war. Nun hatte ich seit meinen Vernehmungen und seit meinen Ueberlegungen im Special-Pen und seit den sybillinischen Worten des Herrn Lawrence immer schon mit einer Auslieferung an Jugoslawien gerechnet. Ich hatte daher auch seit einiger Zeit einen fertigen Fluchtplan bereit. Eine Geruempelkammer neben dem Revier (Krankenstube) lag an einem voellig unbewachten Teil des Lagerzaunes, und in dieser Rumpelkammer gab es mehrere lange Bretter. Es gab an der Rueckseite auch ein Fenster in Hoehe des Zaunes. Ich hatte mir das Zeugs so aufgebaut, dass ich in Sekundenschnelle ein Brett draussen auf den Zaun schieben und dann auch schon darauf hinueberlaufen konnte. Die neue Nachricht

festigte daher meinen Entschluss, moeglichst bald das Weite zu suchen. Doch vorher wollte ich noch einen letzten Versuch machen. Ich sprach mit R., einem jungen Abwehroffizier, der auch eine Zeit lang bei mir als Hilfsoffizier voruebergehend taetig gewesen war. Es war ihm gelungen, in seiner gemuetlichen und ruhigen Art in gewisser Weise das Vertrauen Kennedys zu gewinnen. Er fragte also, ob bei meiner Person nicht ein Irrtum unterlaufen sei. Einen Tag darauf erhielt ich den Bescheid, dass auch ich ins Reich verlegt werde.

Zu dieser Einreihung in die Abreisenden noch ein Wort mehr. Wie bereits gesagt, schrieb ich damals Wirtschaftsnotizen zusammen. Doch unabhaengig davon versuchte ich mich auch an Gedichten und kleinen Prosastuecken. In einer Lagergasse kam ich einmal ins Gespraech mit Kennedy und wir lachten gemeinsam ueber so ein Gedicht. Dieses kurze Gespraech war dabei so voellig frei von allen haesslichen Ingredienzien unserer gegenwaertigen Lage, der meinen und der seinen, dass wir fuer Augenblicke vergassen, wo wir uns befanden und eine Art menschlicher Tuchfuehlung bekommen hatten. Ausserdem hatte Kennedy davon erfahren, dass ich in Budapest einer Reihe von Juden das Leben gerettet hatte. Alles dieses mag ihn dazu bewogen haben, es auf seine eigene Kappe zu nehmen, indem er mich in den Transport nach Norden eintrug. Er mag gehofft haben, mich damit weiteren Verfolgungen zu entziehen. Kann ich also persoenlich nur dieses von Kennedy sagen - und eine solche Aussage auch fuer meine menschliche Pflicht halten -, so moechte ich bei meinem Abschied von Wolfsberg aber doch noch anfuegen, was Feldmarschall Kesselring in seinem Buch "Soldat bis zum letzten Tag" schreibt: "Einer der Offiziere (Hauptmann Kennedy, oesterreichischer Emigrant namens Holtmann) war eine Ausnahme, dessen Herz ein Stein, dessen Geist Hass und Rache waren und dessen Haende sich an Schuldlosen vergriffen. Ich hoerte, dass ihn ein Jahr spaeter das Geschick erreicht und ihn dorthin gebracht hat, wohin sein Zynismus arme Menschen verschickt hat".

Eine Feierstunde verband noch einmal alle Lagerinsassen. Der deutsche (oesterreichische) Lagerfuehrer Dr. Burger hielt eine allen zu Herzen gehende Ansprache: Niemals wollen wir vergessen, was wir gemeinsam gefuehlt, gehofft und erlitten haben. Als e i n Volk haben wir zusammen gestanden und nichts soll uns auch in dieser Stunde schwerster Not und schwerster Anschuldigungen abbringen von dem Glauben an eine Zukunft, in welcher alle deutschen Menschen sich wieder frei und offen zu ihrem Volk bekennen koennen. Das Lied vom toten Kameraden beschloss die Feier auf einer grossen Wiese mitten im Lager. In tiefem Schweigen gingen wir auseinander. Vielleicht waren es die letzten deutschen Worte, die oeffentlich in Oesterreich gesprochen werden durften. So notierte ich mir damals.

Herzlich verabschiedete ich mich von meinem Vorgesetzten, Oberstleutnant Strojihl, der als Wiener in Wolfsberg zurueckblieb. Mit ungebrochenem Lebensmut, lachend ueber das ganze Gesicht mit seinen so viel erzaehlenden Falten, sehe ich noch heute diesen Haudegen vor mir, wie er mir die Hand schuettelte und spaeter dann unter den Vielen am Zaun stand, um uns ein Lebewohl zuzuwinken.

Viele der Reichsdeutschen waren bei der Abwehr gewesen. Wir wurden gemeinsam im vorletzten Wagen des Transportzuges gemeinsam untergebracht, unmittelbar also vor dem Wagen mit der schwerbewaffneten Zugwache. Was die Herren doch fuer eine Angst vor uns hatten! Und doch ist ausgerechnet unter diesen Verhaeltnissen dann eine Gruppe gebildet worden, ein Verein, eine Gemeinschaft, die England dann noch einige Jahrzehnte zu schaffen machte. Wir erkannten und erlebten, dass der Krieg gegen uns fortgesetzt wurde und wir nahmen den Fehdehandschuh auf. Dort in dem Transportwagen tauschten

wir unsere Namen und Heimatadressen aus, ein jeder dem andern versichernd: Fuer den Fall, dass Du mich brauchen solltest. Irgendwo in den Tauern hielt der Zug fuer eine Pinkelpause. Beim Wiedereinsteigen in den Wagen stolperte mein Nebenmann, ergriff einen schweren eisernen Bremsschuh und warf ihn vor mir in den Gueterwagen. Damit haben wir dann auf der Weiterfahrt ein riesiges Loch in die eine Seitenwand gehauen. Und durch dieses Loch machten sich dann zwei Kameraden in einem Tunnel spaeter im Hessischen selbstaendig.

Kurz davor hatten wir einen langen Aufenthalt auf dem Bahnhof von Wuerzburg. Auf dem Nebengleis stand ein Zug mit Sudetendeutschen. Wir erfuhren, dass es sich um deutsche Antifaschisten handelte. Sie waren nicht mit ausgetrieben, dafuer aber einige Zeit spaeter mit diesem Zug abtransportiert worden. Wir haben die Schmutzfinken ausgelacht. Viel, viel spaeter hoerte ich dazu ein passendes Sprichwort der Criollos: A cada chancho llega su San Martin. (Fuer jedes Schwein kommt einmal der Schlachttag).

Im fruehen Morgengrauen des zweiten Tages kamen wir durch Uelzen. Ich rief einen auf dem Bahnhof herumstehenden Jungen herbei und uebergab ihm durch unsere offene Waggonwand meinen Koffer und sagte ihm: "Schicke ihn an die Adresse, die Du darin findest. Saemtliche Zigaretten darin sind fuer Dich". Der Koffer kam selbstverstaendlich gut bei meinem Freunde in Altona an, denn damals waren die meisten Menschen noch anstaendig und hilfsbereit. Heute koennte man so etwas wohl kaum noch riskieren. Auf diese Weise rettete ich alle meine Notizen und Aufzeichnungen aus der Wolfsberger Internierung. Der englische Soldat, der unmittelbar daneben auf dem Trittbrett stand, kuemmerte sich ueberhaupt nicht um den Vorgang.

Die lange Reise endete im ehemaligen Konzentrationslager Neuengamme. Wir landeten auf der Rampe, schwer bepackt, ueberreichlich beschenkt von unseren oesterreichischen Kameraden, mit Wolldecken, mit Essen, mit Zigaretten. Die, die selbst kaum etwas hatten, hatten doch das letzte mit uns geteilt. Das war unsere Bruecke in die Zukunft.

Nur wenige Tage blieben wir in diesem regelrechten Kz mit seinen auch jetzt wieder elektrisch geladenen Draehten. Dann ging es im Lkw ueber Harburg in Richtung Bremen. Wir fuhren genau die gleichen Strassen, die ich als Infanterist im IR 31 und dann im IR 47 marschiert war. Diesmal als englischer Gefangener in der eigenen Heimat. Mitten im Teufelsmoor empfing uns die letzte Station unseres Nomadendaseins, das Lager Sandbostel.

Was fuer ein Unterschied zu Wolfsberg in jeder Beziehung! Dort zu beiden Seiten die Berghaenge, das ganze Jahr hindurch in immer wieder anderen praechtigen Farben. Die Landschaft war nach oben gewoelbt, als wolle sie sich den Eingesperrten zu ihrer Freude zeigen. Hier aber mitten in der Moorlandschaft nichts als ein duesterer, grauer Himmel und darinnen eine kleine Gruppe von dunklen Kiefern. Aber auch die Menschen waren anders, waren dieser Landschaft aehnlich. Diese Internierten hier liefen wirklich herum, als waeren ihnen die Felle weggeschwommen. Missmutig, bedrueckt, beinahe hoffnungslos taten sie in einer Art angelernter soldatischer Haltung den notwendigen taeglichen Ordnungsdienst, doch nirgends jenes pulsierende Leben, wie wir es in Kaernten erlebt hatten. Es gab auch hier Vortraege, und sogar eine Theatergruppe, doch alles nicht zu vergleichen mit dem, was die Internierten in Wolfsberg auf die Beine gestellt hatten. Die Baracken waren finster und kalt und feucht und man ging lieber draussen spazieren, als sich drinnen aufzuhalten. Es war spaet im Herbst und die Sonne zeigte sich nur wenig. Erst langsam merkte man, dass bei vielen hinter einer erkalteten Fassade noch ein warmes Herz schlug.

Zwei Menschen fand ich, die ich von frueher her kannte. Der eine war Fischgrosshaendler gewesen. Ich kannte ihn als Kunden jener Seehandelsbank, in welcher ich damals Lehrling war. Spaeter hatte er sich als nationalsozialistischer Obmann in der Fischereigenossenschaft betaetigt. Jetzt war es ein griessgraemiger Mann, der seinem Vermoegen nachtrauerte. Mehr jedenfalls war aus ihm nicht herauszuholen. Der andere war damals Student der Rechte. Mittellos aus einfachsten Verhaeltnissen, war er ins SS-Haus gegangen, gehoerte also zu jener kleinen Gruppe von Studenten, die sich selbst als zukuenftige Elite der Nation fuehlten. Von B. aber war damals niemals die angeborene Bescheidenheit gewichen. Ich besuchte jenes Haus seinerzeit einmal und meine Eindruecke stimmen hundertprozentig mit dem ueberein, was ich dann nach dem Kriege in dem koestlichen, in jeder Beziehung aufruettelnden "Fragebogen" Ernst von Salomons ueber einen solchen unschuldigen, fast schuechternen, ueberartigen Haufen las, der den Nimbus einer auserlesenen Kampfgruppe hatte. Jetzt war Gustav B. ein ganz anderer Mensch geworden. Seine Stille war geblieben und das passte zu seiner uebrigen Einstellung. Denn von Politik wollte er ueberhaupt nichts mehr wissen. Meine bissigen Bemerkungen ueber den etwas unlogischen und ungeschickten Anfang der Demokratie empfand er als ganz schrecklich gefaehrlich. Man kann nicht etwa sagen, dass er reumuetig geknickt war. Dazu fehlte es ihm selbst in dieser Situation voller aufgedraengter retrospektiver Gewissensforschungen zu irgend einem Anlass. Aber er war voellig ohne Interesse an allem, was die Gemeinschaft anging, dachte nur daran, sein eigenes kleines Schaeflein aufs Trockene zu bringen und dann moeglichst unbemerkt und ohne aufzufallen irgendwo sein kuemmerliches Dasein zu fristen. Seltsame Eliteeigenschaften.

In den ersten Dezembertagen wurde im Lager mit der Herstellung von Kennkarten fuer alle Internierten begonnen. So etwas hatte es ja bis dahin nirgends in Deutschland gegeben. Obwohl fuer mich kein eigentlicher Termin dafuer festgelegt war, ging ich von mir aus hin und liess mir meine Fingerabdruecke abnehmen. Dieser voellig eigenwillige Schritt bestimmte dann ganz wesentlich meinen weiteren Lebensweg, und man moege vom Ende her einmal beurteilen, ob hier meine Ordnungsliebe oder eine groessere Schicksalsmacht dafuer verantwortlich waren. Jedenfalls hat man mich spaeter im besetzten Europa nur immer wieder mit Hilfe meiner Fingerabdruecke in allen Besatzungszonen aufgespuert, ich mochte noch so oft meinen Namen und meine uebrige Legende gewechselt haben. Ohne dieses von mir bekannte untruegliche Kennzeichen haette ich tausendmal "untertauchen" und in Westdeutschland dort fortsetzen koennen, wo ich 1939 aufgehoert hatte. Die mir abgenommenen Fingerabdruecke waren dafuer verantwortlich, dass ich weiterhin verfolgt wurde und mich darum weiterhin als im Dienst befindlich fuehlen m u s s t e.

Doch, einstweilen ging ich noch in meinem so schoenen Mantel, dem Geschenk der Tschetniks, im bald schon winterlichen Sandbostel spazieren. Ich hatte noch in Wolfsberg einen Gruss von ihnen aus Meran bekommen und mir die dortige Adresse gut gemerkt. Ich kam auch in den leeren Theatersaal. Ungeuebte Kuenstler hatten da ein grosses Wandgemaelde verbrochen. Da sah man Neger an einem Fluss mit ueppig bewachsenen Ufern. Man ahnte, mit welchen Sehnsuechten die Maler hier am Werk gewesen waren. Solche exotischen Laender zu sehen war ja eigentlich auch der Wunsch meiner Jugendjahre gewesen. Viel, unendlich viel hatte ich in diesem Krieg erlebt, eine so reiche Palette der Landschaften und der Menschentypen, wie ich es niemals vorher fuer moeglich gehalten haette. Nur, eigentlich exotische Landschaften waren nicht drunter gewesen. Alles war auf Europa beschraenkt geblieben. Dieser Jugendtraum war also noch nicht erfuellt. Doch, ehrlich gesagt, allzuviele

Gedanken machte ich mir deswegen damals nicht. Erst einmal musste man ueberhaupt aus dieser Lage herauskommen. Noch ging ich davon aus, dass ich ja immerhin festbestallter deutscher Beamter war, Attaché im Auswaertigen Amt, Gerichtsassessor(K). Das wahrscheinlichere also war, dass ich hier irgendwie mein Leben in den kommenden Friedenszeiten in verhaeltnissmaessig ruhigen Bahnen fortsetzen wuerde.

Doch hatte ich schon reichlich viel meines Lebens unnuetz vertan. In einigen Tagen schrieb man 1947. Dieser bevorstehende Jahreswechsel berauschte mich. Ich hatte die Geduld verloren. Erinnerte mich an das Versprechen, dass ich bei meiner Rueckehr von Drauburg Kennedy gegeben hatte: ich gehe, wenn i c h will. Und ich wollte jetzt!

Vor meinen Stubenkameraden musste ich meine Absicht geheim halten, denn mancher war schon durch Unvorsichtigkeit verraten worden. Und ich kannte die Alteinwohner noch kaum. Unsere Stube bestand aus zwei Teilen, die durch herabhaengende Wolldecken voneinander getrennt waren. In der einen Haelfte standen die Betten uebereinander, in der anderen hatten wir unsere kleinen Schraenke, einen Tisch und einen kuemmerlichen Ofen aus Ziegelsteinen. Es war immer dunkel in diesen Raeumen, denn die Fenster waren klein und die einzige elektrische Birne brannte abwechselnd in der einen oder der anderen Stubenhaelfte. Es war auch immer eisig kalt, denn wir hatten nichts zu heizen, und wir zogen darum immer alles an, was wir hatten. Hinaus gingen wir nur zum Essen holen und zum Abendappell. Dann mussten wir zwanzig Minuten angetreten stehen, bis ein Englaender vorbeigerast kam und uns durchzaehlte. Rechts von uns standen die Baracken, Stirnwand neben Stirnwand, und zur linken zog sich schnurgerade der Aussenzaun entlang. An seiner Innenseite war ein tiefer Graben. Dann kam der eigentliche Doppelzaun und dahinter noch einmal ein einfacher Zaun. Vor diesem lief ein schmaler Weg fuer die Posten. Ueber den Zaeunen aber thronten alle 60 Meter die Posten auf ihren hohen Tuermen. Entlang des ganzen Zaunes standen Pfaehle mit je zwei nach der Seite abwaerts gerichteten Lampen. So eng standen diese Pfaehle, dass sich das Licht benachbarter Lampen ueberschnitt und so eine gleichmaessige Helle entlang des ganzen Zaunes herrschte. Die Posten aber hatten ausserdem noch ihre Scheinwerfer, mit denen sie in den Zaun selbst sowie in das beiderseitige Vorgelaende leuchten konnten. Dieses selbst war voellig flach und ohne Pflanzenwuchs. Hier drinnen im Lager war es schwarzgrauer Moorsand und draussen abgemaehte Heideflaechen.

So stand ich jeden Abend und schaute hinueber zu der kleinen Gruppe Fichten auf einem kleinen Huegel in der Heide, hinter der die Sonne gerade unterging. Die ersten Sterne leuchteten auf. Wie einst war es, als ich nicht weit von hier als Soldat auf dem Truppenuebungsplatz Munster Lager auf abendlichen Spaehtrupp ging oder mit anderen Kameraden vor unserer Unterkunft sass und die dunklen Wacholderbuesche vor uns in den Heidehuegeln Wache standen. Wem waere es damals fassbar gewesen,dass einmal Englaender solche Macht ueber uns hier in der eigenen Heimat ausueben wuerden? Hier, an diesen verschwiegensten und unberuehrtesten Flecken uralten Heimatbodens? Welche Schande doch, dass jetzt so ein Gefaehrt wie der Jihp (J e e p schreiben sie es), so einfach mirnix, dirnix mit einer englisch fluchenden Mannschaft einen Weg in der Lueneburger Heide entlangfahren konnte, dann Halt machte vor einer alten Kate; irgendein Deutschsprechender in englischer Uniform stieg aus und kam gleich darauf wieder heraus aus dem Haus mit dem Bauern, stiess ihn in den Wagen "Come on, focking German!" und unter dem Gelaechter der Andern fuhr der Wagen wieder da-

von. Ganz wenig nur zitterten die tiefgrauen Fichtenzweige dabei zu Seiten des Weges und der tiefe Sandboden quaelte sich unter der Last der fremden Raeder und ein langes Schluchzen aus der niedrigen Haustuer uebertoente den leiser werdenden Motor. Ein grosser Schwarm Kraehen, Hugin und Munin moegen dabei gewesen sein, zog durch den Abendhimmel dahin. Ihr Kraechzen schreckte mich aus meinen Gedanken. Ich musste an die Verwirklichung meiner Plaene denken! Ja, vielleicht gelang es mir heute abend.....

Die Lagersirene ertoente und ich lief in die Baracke zurueck. Jetzt war ich einige Minuten alleine im Zimmer, denn meine Kameraden pflegten nach dem Appell noch einen kurzen Spaziergang zu machen. Schnell zog ich mich um. Alles Notwendige war dauernd in den Taschen verstaut, Knaeckebrot, Geld, Ersatzstruempfe, Taschentuecher und Verbandszeug. Man kann auch in einem Internierungslager solche Sachen erstehen. Dann ging ich hinaus, und zwar an jene Stelle des Zaunes, wo ich beim Ausgehen des Lichtes hinueberwollte.

Draussen ging ein Posten langsam von Turm zu Turm. Ich ging weiter und kam dann zurueck. Dann kam auch der Posten mir wieder langsam entgegen, unhoerbar fast. Noch zehn Meter war er von mir entfernt. Da ging das Licht aus. Jetzt haette es sein sollen. Sollte ich es wagen, trotz des Postens dort? Ich hatte keine Zeit, lange nachzudenken. Ich ging n i c h t hinueber, ich ging langsam weiter. Da ging das Licht wieder an und unruhig suchten alle Scheinwerfer hin und her. Ich drehte mich um: Da stand auch der Posten und schaute sich um. Gerade da stand er, wo ich hinueber gewollt hatte. Ich ging langsam weiter, bog zwischen den Baracken ein und kam zurueck in die kalte Stube. Fuer heute war es nichts. Die Kameraden schauten erstaunt auf, wo ich solange geblieben war. Der Tee sei schon laengst kalt geworden. Ich erzaehlte, dass ich einen Freund in einer benachbarten Baracke besucht haette. Dann ass ich und ging zu Bett. Erst am spaeten Morgen stand ich als Letzter auf und zog mich in der dumpfen Schlafkammer um.

Nachher ging ich zu einem Vertrauten. Er lachte, als er mich kommen sah: Bist Du noch da? Ich erzaehlte ihm im Weitergehen mein Pech. Dann fragte ich ihn, was er von der Umgebung des Lagers wuesste. "Es liegt mitten in einem grossen Moor, dem sogenannten Teufelsmoor", sagte er mir. Mehr aber wusste auch er nicht. Die Zufahrtsstrasse, auf welcher wir immer die Autos kommen sahen, fuehrte in einem grossen Bogen um das Lager herum und nur in der Naehe dieser aufgeschuetteten Strasse koenne man aus dieser Insel herauskommen.

Der Tag verging mit Bettliegen. Ich zaehlte die dunklen Wassertropfen oben an dem braunen Deckenholz und wartete und wartete. Dann kam der Abend. Wieder zog ich mich um und ging hinaus. Kaum aber hatte ich unsere Baracke verlassen, da ging das Licht bereits aus. Ich war noch mehrere hundert Meter von jener Stelle entfernt. Auch fuer diesen Abend war es also nichts. Die Enttaeuschung und die Anspannung wuchsen. Voller Verzweiflung ging ich am Zaun entlang und ueberdachte alles noch einmal. Gab es tatsaechlich keinen anderen Weg hinaus? Ich musste doch wohl einen anderen Fluchtweg suchen. Diese Geschichte mit dem Licht war viel zu unsicher.

Am naechsten Morgen war es neblig. Ich ging an den Zaun heran. Man konnte den Turm dort oben nicht sehen. Jetzt haette ich hindurch koennen, u n t e r durch. Aber ich hatte kein Werkzeug bei mir. Also das naechste Mal! Wenn wieder solcher Nebel ist. Ich ging weiter und ueberlegte: ich brauchte eine Drahtschere. Ich fragte hier und dort mit allergroesster Vorsicht. Ich tat, als sei es fuer einen andern. Da endlich wurde mir eine zu-

gesteckt. Wie einen Edelstein trug ich sie von da an immer in meiner Hosentasche bei mir und vergewisserte mich alle Augenblicke, ob sie noch da war. Sie war dann ja auch tatsaechlich meine Retung geworden. Was haette mir sonst etwas damals genuetzt, wenn ich diese Schere nicht gehabt haette!

An jenem Abend ging ich nicht hinaus. Der neue Weg, im Nebel, schien mir besser. Ich blieb in der Stube und spielte Schach. Da ging das Licht aus, wie jeden Abend. Ich lehnte mich zurueck und wartete. Jetzt haette ich natuerlich draussen sein koennen, aber es war doch ein zu grosses Wagnis: Wenn ich zum Beispiel oben am Zaun haengen bleiben wuerde? Das Licht ginge ploetzlich wieder an und ich saesse dann dort oben? Dann waere wirklich alles vorbei. Nein, im Nebel war man sicherer. So dachte ich und sass weiter im Dunkeln und wartete. Aber das Licht ging nicht wieder an. Ein Kamerad tastete sich zum Fenster: "Alles dunkel, auch die Scheinwerfer! Jetzt koennte man auskneifen!" meinte er laut und halbwegs ernst. Ich sitze ganz still und warte. Aber das Licht kommt wirklich nicht wieder. "Mein Gott, nur still bleiben!" sagte ich zu mir, "kein Wort jetzt!" So sitze ich und starre in dieses unbegreifliche Schicksal. Jetzt haette ich schon dreimal hin und zurueck sein koennen!"
Aber es bleibt dunkel und ich sitze und presse die Lippen aufeinander und werde langsam muede. Da leuchtet es wieder auf. Ich bin beinahe eingeschlafen. Ich habe keine Lust mehr zum Schachspielen. Ich kann nicht mehr nachdenken. Ich schiebe die Steine vom Brett und gehe schlafen.

Am naechsten Morgen ist glasklarer Frost, einen Tag vor Weihnachten. Von Nebel keine Spur. Der Mond wird gerade voll. "So bleibt das Wetter jetzt mindestens 14 Tage", sagt mir ein Leidensgenosse, und ahnt gar nicht, wie er mich damit niederschlaegt.

Doch auch das stecke ich ein. Bei meinen naechtlichen Uebungen habe ich mich erkaeltet. Mit einem starken Durchfall lasse ich mich in das Krankenrevier einweisen.

Da verbringe ich auch die Weihnachtstage,
Vor allem gibt es hier viel zu essen. Alle Reste aus dem ganzen Lager kommen zu uns Kranken. Ich esse also drei, vier Tage lang, was der Magen fassen kann, gezuckerten Reis und suesse Milchsuppen. Besonders der Zucker hebt meine Energie. Ich gehe spazieren und habe die tollsten Fluchtplaene. Jetzt nur weiter so auf Draht bleiben! Ich mache taeglich einen kleinen Dauerlauf. Ich verkaufe Kleidungsstuecke gegen Lebensmittel, nachdem der Strom im Revier versiegt ist. Auch bekomme ich von meinem Bruder eine Pelzweste aus Hamburg geschickt. Die hat mir gerade noch gefehlt. Ich setze mich am hellichten Tag direkt vor einem Turm auf den Antreteplatz und schmiere sie schwarz mit Moorerde. Denn, so sagt man mir, hier schneit es fast niemals, mitten im Moor. Also muss ich dunkel aussehen.

Der Mond nimmt immer weiter ab, einige Wolken am Himmel lassen einen Wetterumschwung ahnen. Das wird ein Spass werden! Mit ihrem eigenen Nationalwetter, mit Londoner Nebel werden wir die Burschen schlagen!

Die Wolken mehren sich und schon ist es auch ein wenig neblig am Morgen gewesen. Ich umfasse die Zange stolz in der Tasche und wandere mit meiner geschwaerzten Pelzjacke durchs Lager. Vollgefuettert und stark wie zuletzt vor Jahren einmal als diese Internierung anfing, so fuehle ich mich heute wieder. Ich sehe die aermlichen Gestalten der Kameraden, die finsteren Baracken. Nicht mehr lange werde ich hier drinnen bleiben! So gehe ich zur Uebung rund herum im Lager. Elf Uhr vormittags haben wir. Noch immer ist der Himmel grau in grau. Da fangt es an, leicht zu regnen. Ich achte kaum darauf. Und dann werden aus den Regentropfen Schneeflocken. Ich schaue auf.

Und dann geht es richtig los! Ganz lautlos fallen sie, immer mehr, immer dichter. Ich bleibe stehen und schaue mit Entsetzen herum. So schnell ging das alles! Es liegt sogar schon ueberall eine weisse Schicht am Boden und auf meinen schwarzen Aermeln und Schultern. Ich kralle meine Hand um die Zange und bin erschuettert. Beinahe kommen mir Traenen, vor Wut und Zorn und Ratlosigkeit. Ich gehe in meine Baracke zurueck, voller Aerger, mit aller Welt zerworfen. Ich werfe mich aufs Bett und stiere an die Decke. Ohne Appetit esse ich meine Suppe und esse ein Stueck Brot dazu. Mein Schrank liegt ja noch voll von den eingetauschten Sachen.

Abends beim Appell liegt der Schnee schon 40 cm hoch.

Doch, der Entschluss zur Flucht ist nun einmal gefasst. Es wird unternommen, auch trotz Schneefall. Und ich weiss auch schon sofort, wo es sein wird. Beim Lazarett passen sie sicher am wenigsten auf. Also ins Krankenrevier schmuggeln.

Am naechsten Tag ist Sonntag. Das gibt mir die Gelegenheit, ins Lazarett zu gehen. Denn Sonntags nachmittags ist uns uebrigen Lagerinsassen der Besuch der Kranken gestattet. Der Marsch durch den Lagerbereich dorthin wird natuerlich bewacht. Beim Austritt und beim Eintritt in den Wohnblock werden wir gezaehlt. Der Lazarettteil ist fuer sich eingezaeunt und beherbergt fuenf Baracken. Ich gehe in dem kleinen Bereich herum und stelle tatsaechlich Einiges fest, was mich ermuntert: Der Aussenzaun ist auch hier ausserordentlich gut bewacht und ein Lampenmast steht neben dem andern. Die andere, nach innen zeigende Seite dieses kleinen Komplexes aber hat nur einen unbeleuchteten und recht schmalen Doppelzaun. Dahinter liegt ein nachts unbewohnter Lagerteil mit Wirtschaftsbaracken usw. Erst dahinter kommt dann wieder ein beleuchteter Doppelzaun. Er hat dieselben Lampenabstaende wie der Aussenzaun, aber es steht dort nur ein einziger Turm. Und dahinter kommt ein grosser Lagerteil, der nicht belegt ist. Er soll einmal als Sportplatz verwendet werden, heisst es. Nachts liegt er voellig im Dunkeln. Der dann dahinterkommende Aussenzaun dieses Teils ist nicht beleuchtet. Es sind also drei Doppelzaeune auf diesem Wege zu ueberwinden und ich mache mir einen Schlachtplan mit kleiner Skizze: Darin bedeuten:

1) schmaler Doppelzaun, unbeleuchtet, unbewacht.
2) Zwischenfeld, 300 m, im Scheinwerferlicht von Turm A, mit vielen Kartoffelmieten.
3) Doppelzaun. Beleuchtet und vielleicht auch Streifenposten.
4) unbeleuchtetes Zwischenfeld bis zum Aussenzaun, etwa 600 Meter.
5) Doppelzaun, unbeleuchtet, vielleicht aber Streifenposten. Unbekannt, ob Tuerme besetzt sind.

Mehrere wichtige Einzelheiten sind mir dabei noch unklar. Aber sie lassen sich nur bei Dunkelheit klaeren. Drueben aber von dem Wohnblock aus geht das nicht. So suche ich einen Kranken, dem ich mich anvertrauen kann. Nach laengerem Abwaegen finde ich einen solchen. Ich bitte ihn, im Laufe der kommenden Naechte hinauszugehen und festzustellen, was sich nachts in der Richtung meines vorgesehenen Fluchtweges tut. Dann gehe ich wieder mit den andern Besuchern fort.

Am naechsten Morgen besuche ich noch einen Vortrag des Lagerkommandanten. Mit jovialer, vaeterlicher Stimme spricht der englische Oberst zu uns. "Wenn Sie sich gut benehmen, werden Sie in mir immer einen aufrichtigen Verfechter Ihrer Wuensche haben... Auch den Gang hinaus zu den Aussenarbeiten werde ich jetzt den meisten Lagerinsassen genehmigen koen-

Lagerplan.

nen,denn ich habe den Eindruck gewonnen, dass Sie ehrenhafte Menschen sind.... Der Urlaub auf Ehrenwort kann ebenfalls nunmehr einer groesseren Zahl von Lagerinsassen gestattet werden. Sorgen Sie nur selber dafuer, dass nichts Unehrenhaftes vorkommt, dann koennen Sie alle vielleicht einmal auf Urlaub nach Hause gehen... Er scheint bereits anderen Kolonialvoelker nach der Eroberung ihrer Laender Aehnliches vorgesungen zu haben. So spricht er, und es gib tatsaechlich Menschen, die ihm an den Lippen haengen. So hoere ich Einen nachher: "Der gefaellt mir, wie er so unmittelbar von Mensch zu Mensch mit uns spricht, nicht wahr? Ein ganz gemeiner Mensch muss das sein, der da etwa auskneift. Macht nur den anderen Schwierigkeiten und kann nur die Lage des gesamten Lagers verschlimmern, bloss wegen seiner persoenlichen Wuensche! Man sieht doch, wie man uns schon wieder eine Ehre zubilligt. Das ist das, was ich immer vom Englaender sagen hoerte. Er kennt keinen Hass gegen Andere, er ist immer fair und korrekt! Ich moechte wissen, ob solche ehrlichen Worte in einem deutschen Gefangenenlager moeglich gewesen waeren".

Auch, wenn ich es damals schon gewusst haette, ich haette es ihm nicht als Antwort gesagt: Der Hamburger Gauleiter Kaufmann widersetzte sich dem Fuehrerbefehl zur Zerstoerung der Elbbruecken. Die Englaender gaben ihm daraufhin das Ehrenwort, ihn nicht in Gefangenschaft zu setzen. Dieses englische Ehrenwort dauerte genau vier Wochen. Aber insgeheim wuenschte ich ihm, dass er es vorhatte, um Urlaub anzusuchen und dass man ihm am naechsten Tag diese Bitte abschlug - weil ich abgehauen war.

Dann gehe ich zum Arzt und lasse mich wegen angeblichem chronischem Durchfall ins Krankenrevier verweisen. Der Aufenthalt dort ueber Weihnach-

ten gilt mir als Beweis. Ausserdem gehe ich zehnmal an jenem Tage auf den Donnerbalken. Meine Stubenkameraden nennen mir alle moeglichen Heilmittel. Ich schuettle nur verzweifelt den Kopf und verteile meine Habe insgeheim an gute Freunde. Einen Tag darauf geht es morgens ins Lazarett. Um 11 Uhr spricht mich dort der Arzt. "Da gibt es nur ein Mittel: Magen erst einmal voellig leermachen" meint er und schon schiebt er mir einen Riesenloeffel Rhizinus in den Mund. "Wenn Sie den Eindruck haben, dass es nicht genug war, kommen Sie heute abend noch einmal zu mir", fuegt er noch ernst hinzu. Ich gehe mit etwas gemischten Gefuehlen hinaus. Wie wird sich diese Traktur mit meinen Absichten vertragen?

Aussenzaun
Maschendraht
Schuppen
Bade haus
Fluchtweg
Lazarett
Zaun 3
Zaun 1
Wohnblock

Lagerplan Fluchtweg

Stacheldraht

In der anderen Lazarettbaracke suche ich meinen Vertrauten und gehe mit ihm einen Augenblick vor die Tuer. Im Weiterspazieren berichtet er. Bei Doppelzaun 3 hat er keinen Streifenposten gesehen. Wohl aber war der Scheinwerfer von Turm A sehr nervoes, besonders dann, wenn jemand im Lazarett am Zaun 1 entlangging. Ausserdem erscheinen neuerdings immer ab 19 Uhr Streifenposten in dem kleinen Lazarettbereich selbst. Ich muss also vorher fort sein. Ganz hinten an dem unbeleuchteten Aussenzaun No. 5 wollte er manchmal Taschenlampen gesehen haben, doch konnte er darueber nichts Genaues sagen. Dass dort ganz draussen am Moorrand Streifen seien, schien gut denkbar, denn man musste von dort aus jede Person, die sich etwa in dem dunklen, unbelegten Teil vorwaerts bewegte, vor dem helleren Hintergrund des belegten Lagerteiles gut sehen koennen. Einiges weitere war also geklaert. "Heute abend gehe ich durch!" war meine Antwort. Er versprach mir dann noch, dass er zu gegebener Zeit am Zaun 1 herumstehen wolle, um so den Scheinwerfer auf sich zu lenken, waehrend ich "unterwegs" war.

Um 17 Uhr war Appell. Jeder stand bei seinem Bett. Der Englaender zaehlte und ging weiter. Dann wurde das Lazaretttor verschlossen und die Lampen und Scheinwerfer leuchteten auf. Der Lazarettgehilfe fragte mich, wie es mir mit meinem Stuhlgang ginge. "Oh, fuerchterlich!" machte ich mit grossen Augen, und er lachte. So kam ich um den zweiten Loeffel herum. Aber ich musste eigentlich doch schrecklich immun sein gegen Rhizinus, denn ich merkte (noch!) gar nichts. Ich hatte sogar den ganzen Tag noch tuechtig gegessen und fuehlte mich in der Darmgegend ausgezeichnet.

Aus der Baracke hinaus! Die Zange hatte ich fest in der Linken. Der Schnee leuchtete weiss und grau auf, wo fleckenweise das Licht aus den Stuben hinausfiel. Die Pfaehle der Zaeune standen wie verwunschene Krieger, stark und unschluessig. Ich ging die paar Meter auf den Treffpunkt zu. Mein Freund stand schon da. Ich gab ihm meinen Mantel und drueckte ihm die Hand. "Etwas Neues?". "Nein" antwortete er halblaut und wir gingen dicht nebeneinander am Zaun entlang. Jetzt fasste uns der Scheinwerfer. Im Nu setzten wir uns ein wenig schraeg zueinander, sodass nur e i n Schatten auf der Barackenwand neben uns erschien. Das Licht ging ein Stueckchen mit uns, dann lief es weiter und erlosch. "Auf Wiedersehen", "Viel Glueck" tauschten wir die letzten Worte, dann lag ich schon platt am Boden neben ihm, dass das Schneewasser nur so spritzte. Mein Freund ging ruhig weiter.

Flach am Zaun entlang lag ich und schnitt und schnitt. Es war fuerchterlich schwer. Kreuz und quer lagen die Draehte. Endlich war ich hindurch. Mit dem Oberkoerper fuehlte ich vor. Ausgerechnet vor mir war eine grosse Pfuetze. Wie eine Schlange kroch ich hinein. Der Scheinwerfer leuchtete wieder auf, fuhr auch ueber mich hin und blieb rechts von mir laengere Zeit stehen. Ob dort mein Freund stand? Ich konnte mich nicht mehr umschauen. Ich musste jetzt vorwaerts.

Vor mir liegt ein Abfallhaufen aus der Kueche und ein kleiner Aufbau zur Aufnahme der Asche aus den Badeoefen. Er liegt fuer mich gerade in Richtung des Turmes A. Auf diesen steuere ich daher zu, um mich hinter ihm im Schatten etwas auszuruhen, denn ich bin schon etwas muede vom robben. Seit zwei Jahren habe ich mich nicht so angestrengt. Noch bin ich wohl zehn Meter von ihm fort, da oeffnet sich neben mir die Tuer zum Badehaus und der Waerter tritt heraus. Ich erstarre in meiner Kriechbewegung. Wird er mich dunklen Haufen sehen? Mit grossem Schwung kippt er einen Eimer Wasser ins Weite. Unmittelbar hinter mir klatscht es zu Boden. Dann dreht er um und geht lautpfeifend in seinen Raum zurueck. Ich schmunzle ueber seine Geistesgegenwart, denn der m u s s mich ja gesehen haben. Der Schein-

werfer streicht wieder ueber mich hin. Jetzt nur weiter bevor er wiederkommt. Drinnen hoere ich den Badewaerter von Raum zu Raum gehen und laut pfeifen. Ob er das auch sonst abends tut? Ich bin jetzt am Haus und rutsche an seiner Laengswand entlang. Da sehe ich, dass sich die Wand zu einem Schuppen oeffnet. Ich schlaengle mich hinein und kann mich verschaufen. Voellig durchnass bin ich.

Eine Uhr besitze ich nicht mehr. Gleich zu Beginn hatte ich in Wolfsberg meine komplette Einsatzuhr einem zum Tode verurteilten Kroaten geschenkt, als ich sah, dass er seine Freude daran hatte. Um halb sieben war ich ungefaehr fortgegangen. Es muss also jetzt bald sieben Uhr sein. Das ist die Zeit der Wachabloesung. Dann gehen die Posten zu dem Turm A hier unmittelbar vor mir am Doppelzaun 3 entlang, und die Abgeloesten kommen den gleichen Weg zurueck. Ich muss also warten bis die Abloesung hin und zurueck vorbei ist. So krieche ich noch bis an die vordere Hausfront und bleibe dort unter einer alten Dampfmaschine liegen. Unmittelbar vor meinen Haenden ist der Schuppen durch einen duennen Maschendraht abgeschlossen. Dahinter liegt der breite Postenweg und dann kommt der Doppelzaun Nr. 3. Ich habe Glueck. Gerade vor mir ist wohl ein Pfahl, aber die Lampe oben brennt nicht, ist durchgebrannt. So liegt das Stueck Weg vor mir ein wenig im Dunkeln
60 Meter rechts von mir steht Turm A.
Sein Scheinwerferlicht faellt alle Augenblicke auf den Weg und geht dann ueber meinen Schuppen hinweg.

Um die Zeit zu nuetzen, schneide ich schon den duennen Draht vor mir entzwei. Es geht schoen leicht. Und ich ueberlege mir noch einmal alle Handgriffe bei dem kommenden Doppelzaun. Denn jetzt kommt das schwerste Stueck. Schon in den vergangenen Tagen hatte ich mir Skizzen gemacht, wie so ein Zaun im Schema aussieht. Sechs Schnitte waren beim Eindringen noetig, und genau so viele beim Heraustreten. Mit zwoelf richtig gesetzten Schnitten ging es also am schnellsten. Die geloesten Enden mussten zur Seite gebogen werden. Wenn ich den Vorderzaun derart geoeffnet hatte, musste ich in den Raum zwischen die beiden Zaeune rutschen und zwar schraeg hindurch, sodass ich moeglichst innerhalb der dort liegenden Drahtwindungen weiterkriechen konnte. Bei dem Doppelzaun, den ich anfangs passiert hatte, war mir d a s nicht sehr gut gelungen. Und beim Heraustreten, so spann ich jetzt mein Programm weiter, musste ich mich dann schnell fortwaelzen von dem Zaun und hinter einem der kleinen Sandhaeufchen in dem unbewohnten dunklen Lagerteil dort drueben ausruhen.

Es ging mir durch den Sinn, dass ja schon tausende aus solchen Lagern ausgebrochen waren und erinnerte mich, auch den einen oder anderen Bericht darueber gelesen zu haben, aber leider niemals in der Annahme, ich koennte die Erfahrung jener Vorgaenger einmal noetig haben. Man sollte doch, jedenfalls solange die englische "Demokratie" anhaelt, in Zukunft so etwas mit in den Schulunterricht aufnehmen. Man sollte neben die Sandkaesten auf die Schulhoefe Probestacheldrahtzaeune stellen, denn Vorbereitung auf so etwas kann in Zeiten der Londoner Menschlichkeit wertvoller werden als das Grosse Einmaleins. Glauben Sie ja nicht, dass der Verstandskasten bei solchen Exerzizien still steht! Im Gegenteil, er laeuft auf Hochtouren und ich hatte eine ganze Reihe von Dingen in diesem Augenblick im Kopf.

Da kam der neue Posten. Seine Stiefel knirschten im Sand. Langsam und pfeifend ging er nur einen halben Meter von mir entfernt vorbei, das Gewehr laessig geschultert. Unten am Turm sprach er einige Worte mit dem abgeloesten Mann. Sie sprachen deutsch! Es waren also Deutsche, die diesen Dienst versahen. Den Englaendern war es dazu draussen zu unwirtlich und

kalt. Dann kam der Abgeloeste zurueck, so nahe, ich haette ihn mit einem ausgestreckten Arm zum Stolpern bringen koennen. Jetzt hoerte ich den Neuen die Treppe zum Turm hinaufgehen. Laut polterten die Knobelbecher auf dem Holz. Gleich darauf drehte sich auch schon wieder der Scheinwerfer. Langsam kreiste er hin und her, und noch einmal hin und her. Ganz flach auf den Ellbogen bewegte ich mich so schnell wie moeglich ueber den offenen Weg hinueber. Ich hatte das Gefuehl, als m u e s s t e man mich vom Turm aus sehen. Jede Sekunde erwartete ich einen Anruf und dann einen Schuss. Aber nichts geschah. Schon war ich mit dem Kopf am Zaun. Jetzt schnell den ganzen Koerper laengsseits herangelegt, denn hier wuchs etwas Gras und man lag ein wenig von den Pfaehlen gedeckt ausser Sicht des Turmes. Der Scheinwerfer leuchtete wieder auf, aber ich lag im Halbdunkel. Das Licht blieb laengere Zeit rechts von mir in den Kartoffelmieten stehen, dann erlosch es. Ich begann zu schneiden. Mit beiden Haenden musste ich die Zange druecken, bedenklich fest war der Draht. Vier hatte ich mit aller Muehe zerschneiden koennen, beim fuenften kam ich nicht weiter. Die Haende waren steif, die Arme schlapp vom dauernden Hochhalten. Hin und her bog ich den in der Zange eingeklemmten Draht und biss die Zaehne aufeinander. Da, endlich knackte es und bald schon war auch der letzte Draht durch. Muede fielen meine Arme in den Schnee. Ich hoerte kaum, wie die losen Draehte weit nach den Seiten hin aufklangen.

Man konnte hineinkriechen. Laengst hatte ich mir in den Arbeitspausen den Weiterweg angeschaut, den ich jetzt nehmen musste. Ueber meinem Koerper war Raum genug bis zu den Drahtschleifen, doch an den Knieen und am Bauch hakte ich immer wieder irgendwo an Stacheln fest, die direkt am Boden lagen. Ganz ruhig arbeitete ich mich weiter. Drueben am Ausgang ging das Schneiden etwas leichter, denn der Draht war stark verrostet. Dann lag ich am jenseitigen Rand von Nummer 3 und machte mich bereit zum Weiterkriechen. Die Zange behielt ich in der Hand, denn so voellig verschmiert und verdreckt wie ich jetzt war, ich haette die Hosentasche mit meinen kalten Fingern und in dem Matsch gar nicht gefunden. Senkrecht vom Zaun bewegte ich mich fort.

Nach zwanzig Metern, einer Unendlichkeit fast, kam ich an ein kleines viereckiges ausgestochenes Loch. Am Boden stand Schneewasser, an der Seite zum Turm hin lag der ausgehobene Sand. Ich schob mich ins Loch hinein und presste mich an das Sandhuegelchen. Ich ruhte mich aus. Das schwerste, meinte ich, lag hinter mir.

Wieder kam der Scheinwerfer. Er blieb auffallend lange gerade ueber meinem Sandhuegel stehen. Ich lag vollkommen gedeckt hinter ihm und es kam mir in jenem Augenblick ein Gedanke, der mich bis heute nicht losliess: Vielleicht h a t t e der Posten mich gesehen, ja vielleicht sogar schon der abgeloeste, und sie hatten mich durchgelassen. Es waren ja Deutsche, die hier bei den Briten sich ihr saures Nachkriegsbrot verdienten, indem sie ihre Kameraden von gestern bewachten. Doch, auf sie schiessen? Das lag nicht drin. Sie verschlossen dann lieber die Augen vor dem, was da unten im Schnee geschah.

Doch mit einem "vielleicht" darf man im Kriege nicht rechnen. Ich musste also weiterhin vorsichtig sein. Ich war jetzt in dem grossen unbeleuchteten Teil. Doch von aussen konnte man hier jede Bewegung gegen die Lagerlichter im Hintergrund leicht erkennen. Also, weiter kriechen. Um Gottes Willen nicht hochkommen. Und so in grossem Bogen um den verflixten Turm A herum an den Aussenzaun heran.

So ging es also wieder los mit robben und gleiten, wie einstmals auf den

Kasernenhof in der Bundesstrasse, und in Lueneburg. Ich dachte: dieses Lueneburg liegt gar nicht so weit von hier und es ist sogar der gleiche Heidesand. Immer weiter zog ich, immer kuerzer aber wurden die Strecken und immer laenger die Pausen. Und auf einmal geschah das Fuerchterliche, das wirklich Unerwartete. Ich hatte gerade wieder begonnen zu kriechen, da rumorte es in meinem Bauch und wollte auch schon heraus. Also doch, das Rhizinus! Kaum konnte ich im Liegen meine Hose runter und wieder raufkriegen. Das hatten wir denn doch nicht in Lueneburg geuebt. Ja, und als dann alles geschehen war, da konnte ich die Zange nicht wiederfinden. Ich wuehlte rundherum im Schneematsch und fand sie endlich unter meiner Brust im Morast. Weiter gings, sozusagen erleichtert, der Freiheit entgegen!

Eine grosse lockere Drahtrolle versperrte ploetzlich meinen Weg. Diagonal lag sie in dem grossen Feld, eine unvorhergesehene Ueberraschung. Ich kam hindurch, ohne sie zu beruehren. Totenstill war es hier draussen und ein Anstossen an jenen Draht haette sich sicher bis an dessen Enden fortgepflanzt.

Ueber eine Stunde lang hatte ich mich jetzt schon fortgearbeitet und immer noch war ich weit vom Aussenzaun fort. In dessen Mitte stand ein grosser schwarzer Turm. Finster drohte seine Silhouette herueber. War er besetzt oder nicht? Sicherheitshalber musste ich weit abseits von ihm am Aussenzaun eintreffen. So veraenderte ich meine Kursrichtung und verlaengerte abermals meinen Weg.

Weiter und weiter kam ich, aber immer mueder wurde ich, immer kraftloser. Kaum kam ich noch vorwaerts. So machte ich den Bogen zum Zaun denn wieder kleiner und steuerte bald direkt auf ihn zu. Die letzten Meter gingen wieder schneller, das machte wohl das nahe Ziel.

Da kam eine neue Ueberraschung: Vor mir gaehnte ein tiefer Graben und drueben ragte direkt ueber dessen Rand der Zaun auf. Ich sprang hinunter - und stiess gegen eine alte Blechbuechse! Weithin hallte es. Ich kuemmerte mich nicht darum, es war ja schon geschehen. Nur weiter jetzt. Aber wie? Fast steil ging es naemlich wohl zweieinhalb Meter hinauf und ich konnte es nicht mehr schaffen. Hin und Her ging ich in dem Graben, bald alle Vorsicht ausser Acht lassend, voller Aufregung. Jetzt nur schnell das letzte Stueck, und dann hinaus, hinaus! Da hing ein Stueck Stacheldraht herunter. Ich zog an ihm. Er hielt, und ich kam mit wahrhaftig letzter Kraft hinauf.

Jetzt nochmal alles durchschneiden, sechs mal vorne und sechsmal hinten? Ich stand aufrecht vor dem Zaun. Nein, jetzt ging es oben drueber weg! So hatte ich das doch nicht umsonst geuebt, all die Naechte vorher. Es ging tatsaechlich ganz einfach, wie auf einer Leiter. Aber, als ich oben war, stellte ich fest, dass dieser Zaun viel breiter war als alle bisherigen. Ich konnte nicht einfach hinueberlangen zur aeusseren Drahtwand. Ich musste also wieder hinunter, ueber die Drahtrollen hinweg und dann wieder hinauf. Schritt auf Schritt stieg ich dieses letzte Hindernis wieder nach oben. Ich dachte: Jetzt muesste da unten die Aussenstreife gerade vorbeikommen und mich hier oben haengen sehen! Waere das ein Fressen fuer meine britischen Freunde! Ich stellte mir vor, wie sie mit aller Ruhe mich herunterwinken wuerden und dann mit mir zusammen zurueckgehen wuerden. Ganz kameradschaftlich nett wuerden die Englaender dann dabei zu mir sein, wie wenn wir beste Freunde waeren. Oh, wie hatte ich diese falschen Hunde in den letzten beiden Jahren kennengelernt! Wie haben sie uns mit hoeflichen Worten eingeladen, in Pferdestaellen zu schlafen, wie haben sie bedauernd die Schultern gehoben, wenn wir an Voelkerrecht und Kriegsende erinnerten! Wie haben sie damals die Kosaken liebenswuerdig entwaffnet und dann sie vor die russischen Maschi-

nengewehre gestellt, mit herzloser Hoeflichkeit hunderttausende den Teilhabern an dieser Massenmordgesellschaft ueberstellt. Und was hatten sie noch vor wenigen Tagen mir gesagt? "Ich werde sehen, was ich fuer Sie tun kann. Bitte gehen Sie in Ihre Baracke zurueck. Ich werde Sie rufen, wenn es etwas Neues gibt". Ja, der Tobsuchtsanfall, den diese Herren am naechsten Morgen erlitten - wie man es mir dann berichtete - als ich naemlich nicht mehr auf diese Neuigkeiten gewartet hatte, bewies noch hinterher erneut ihre abgrundtiefe Falschheit, ihre "britische Perfidie".

Doch, waehrend diese Gedanken kamen, hielt ich keinen Augenblick inne. Kurz schaute ich nach rechts und links an der Aussenwand des Lagers entlang. Menschenleer dehnte sich in sanften Buckeln die Heide. Ich stieg hinunter. Einen Sprung von oben wagte ich nicht, denn ein verstauchtes Fussgelenk konnte ich mir jetzt nicht gut leisten. Abwaerts ging es, Draht um Draht und dann war ich mit einem kleinen Satz auf der Erde. Wie elektrischer Strom durchrann es mich bei dieser Beruehrung mit der freien Erde. Ich drehte mich um und lief - schnurstraks in einen Sumpf.

Nass zog ich meine Fuesse heraus und ging artig an den Zaun zurueck. Wohl oder uebel lief ich jetzt den Weg draussen am Zaun entlang. Alle Augenblicke blieb ich stehen. Immer noch nicht war ich fort von diesem Lager! Rechts der Sumpf, das Teufelsmoor, und links der Zaun. So kam ich bis an die aeusserste Lagerecke. Der Eckturm war nicht besetzt! Ich lief geradeaus weiter, einen kleinen Huegel hinauf in die Heide. Da traf ich auf einen breiten Sandweg. Wie lange hatte ich so etwas nicht gesehen! Ich kreuzte ihn und kam auf ein Feld. An dessen Ende standen Buesche und ein grosser Baum. Ich zupfte im Vorbeigehen mit der Hand die Zweige. Wann hatte ich solche Buesche zuletzt in der Hand gehabt? Hinter der Buschgruppe fiel das Gelaende ab und vor mir lag im Dunst ein breiter, breiter grauer Streifen. Erst langsam erkannte ich, dass es ein Fluss sein musste, ein Fluss voller Eis. Ich bog nach links ab. Immer noch war ich kaum 300 Meter vom Lager entfernt. Da kam ich in ein kleines Gehoelz und wieder auf einen Weg. Ich folgte ihm und unvermutet stand ich an einer Strassengabel. Sofort trat ich wieder hinter einen Busch und ueberlegte. Links die Strasse fuehrte sicher ins Lager. Auf der Strasse gerade vor mir kam man zur Bahnstation und zum Ort, denn von dort waren wir seinerzeit hergebracht worden. Da war auch Polizei, und da wuerde man also sicher morgen frueh oder gar schon in der Nacht die Polizei auf mich hetzen. Also blieb nur der Weg nach rechts.

Nichts war zu hoeren weit und breit, in dieser kalten Januarnacht. Festen Schrittes ging ich am Strassenrand vorwaerts. Da kam eine Bruecke, eine englische Pionierbruecke war es. Sie fuehrte ueber den vorher bemerkten Fluss. Meine Schritte hallten auf dem Holz. Wenn jetzt jemand von vorne kaeme, ich haette nicht ausweichen koennen. Aber ich waere ins Eiswasser gesprungen. Festhalten um jeden Preis, was soeben gewonnen war! Das war jetzt die Devise. Ich ging schneller und war schon hinueber. Nach wenigen Schritten schon kam eine zweite Bruecke. Als ich fast hinueber war, fiel hell und fast blendend, gerade vor mir eine Sternschnuppe vom hohen Himmel zur Erde hernieder! Das war genug als Zeichen. Laut fing ich an zu pfeifen "Die blauen Dragoner, sie reiten mit klingendem Spiel durch das Tor..."

In der Strassenmitte. Wie einst vor meiner Kompanie marschierte ich aufrecht und festen Schrittes die Bruecke hinunter. Hinter mir war der Himmel hell von den Lampen und Scheinwerfern des Lagers, vor mir aber standen die alten, vertrauten Sterne meiner Heimat am Himmel, und zwischen alten strohgedeckten Haeusern zog sich ein breiter Fahrweg in die Heide hinein.

Das machte Spass! Alle Muedigkeit war dahin! Kilometer auf Kilometer machte ich. Dann bog ich nach links ab, denn etwa dort hinaus musste es nach Osten gehen. Hohe Tannenwaelder kamen. Ja, da war doch wieder ein Leben! Jetzt kam ein Bahndamm. Er kreuzte meinen Weg. Auf seinen Schwellen ging ich weiter. Dort links im Feld stand eine grosse Scheune. Ich ging hinueber und schob den Balken von der Tuer. Drinnen war viel Stroh. Vorsichtig machte ich die Tuer wieder zu und kroch hoch hinauf auf die Ballen. Meine Hosen, Schuhe und Struempfe zog ich aus, stopfte sie zum Trocknen voll Stroh und dann kroch ich selber tief hinein in den du ftenden Haufen. Wie schoen, wie warm war es da drinnen! Die erste Nacht im Freien, ja, das war schon ein Gebet wert, wahrlich, das war es wert!

Bis tief in den Morgen hinein schlief ich. Dann rasierte ich mich. Spucke brauchte ich statt Wasser, denn ich musste jetzt unbedingt so ordentlich aussehen wie nur moeglich. Ich durfte nicht als Landstreicher angesehen werden. Ich saeuberte meine Sachen, steckte die schlimmsten Dreiecke mit Sicherheitsnadeln zu und verzehrte einige Kekse. Ich dachte, bis zum Abend hier zu bleiben und schaute darum nur vorsichtig durch die Bretter hinaus, um festzustellen, wo ich war. Drueben schien eine Chaussee zu laufen. Viele britische Fahrzeuge verkehrten auf ihr. Und der Weg von hier dorthin lief auf der andern Seite als Dorfstrasse weiter. Verschiedene Haeuser saeumten ihn dort links und rechts. Dorthin wollte ich mich am Abend wenden.

Mittags um zwoelf ertoente auf einmal die Lagersirene. Es war, wie wenn das Lager eben hinter dem naechsten Waeldchen laege. Nun gut, ich schwor mir, morgen wuerde ich endgueltig weit genug weg sein, um nichts mehr zu sehen und zu hoeren von diesem Platz.

So etwa um drei Uhr nachmittags kam ein Fuhrwerk an. Ich sah es erst, als es bereits direkt vor der Scheune hielt. Zwei Jungens sprangen ab und oeffneten das Scheunentor. Ich winkte den erstaunten Beiden zu, sie sollten schnell hereinkommen, und sagte ihnen kurz, ich sei aus dem englischen Lager ausgebrochen. Sie verstanden sofort meine Lage und boten mir ihre Hilfe an. Zunaechst mussten sie mir erzaehlen, wie ich am besten weiterkaeme in Richtung Hamburg. Dann fuhren sie fort und kamen mit einem Mittagessen wieder, wie es selbst in friedlichsten Zeiten fuer mich selten war.

Als es zu daemmern begann, ging ich vor das Tor. Doch es war noch etwas zu frueh. Unweit der Chaussee legte ich mich noch ein wenig in den Strassengraben und wartete, bis es voellig dunkel geworden war. Dann kreuzte ich den Asphalt. Drueben ging ich an den ersten Haeusern vorbei. Willkuerlich trat ich dann in eines derselben ein und bat um etwas Essen. Die Kueche war voll von Menschen und alle schauten auf die abenteuerliche Gestalt im Tuerrahmen. Ich brauchte nicht viel zu erzaehlen, alles langte sofort nach Brot und Butter und bot mir einen Stuhl an und lud mich zum Abendessen ein. Doch ich wollte ja weiter. So steckte ich einige der Geschenke in die Tasche und bedankte mich. Ich kam wieder an einem anderen Haus vorbei. Jetzt stach mich der Hafer. Seit zwei Jahren hatte ich niemanden da draussen mehr gesehen. Ich wollte doch wissen, wie diese Heimat jetzt aussah, wie die Menschen jetzt waren. Waren die Bisherigen Ausnahmen gewesen? Ich ging wieder hinein und bat erneut um etwas Brot. Wieder die gleiche Hilfsbereitschaft, die gleiche Sorge bei allen. Tausend gute Ratschlaege fuer den Weiterweg. Ich haette von Haus zu Haus gehen koennen und ich haette einen Wagen voller Brot und Butter gehabt, einen Wagen voll in dieser Notzeit, wo in jedem dieser Haeuser die Menschen und die Fluechtlinge zusammengepfercht lebten wie wir in unseren Baracken.

Um Mitternacht etwa kam ich in ein zweites Dorf. In einem Hause brannte

noch Licht. Ich klingelte getrost. Ein breiter, dicker Bauer trat heraus. "Guten Abend" gruesste ich, "ich bin aus Sandbostel ausgekniffen und wollte Sie fragen, ob ich etwas zu essen bekommen koennte". Der Mann fasste mich an der Schulter und zeigte auf ein Schild an der Hauswand: "Lesen Sie mal, was da steht!" Ich las "Buergermeisteramt....." Ich las es laut und schaute ihn an, was wohl jetzt kommen wuerde. Er sagte: "Stimmt. Und da sind Sie am besten aufgehoben. Kommen Sie nur herein!". Ja, und dann wurden mir um Mitternacht von dem Herrn Buergermeister Erbsen mit Speck serviert und seine Frau kam hinzu und ein Freund kam aus dem Bett, und alle wollten etwas wissen von den "Verbrechern von Sandbostel", wie sie sich ironisch ausdrueckten.

Den Rest der Nacht verbrachte ich in einer grossen Scheune. Der Buergermeister hatte sie mir beschrieben und versprochen, den Besitzer zu verstaendigen. Den ganzen folgenden Tag ueber lag ich dort wieder im Stroh und schlief. Das Rasieren hatte ich aber nicht vergessen.

Am naechsten Abend lief ich in Stade ein. Ich ging durch die kaum belebten Strassen und traf auf das Pfarrhaus. Gut, sagte ich mir, wie die Buergermeister hier denken, das weisst Du ja nun schon, wollen doch mal sehen, was die Pfarrer machen. Ich klingelte. Und in der Tuer stand ein Studienkamerad von mir! "Ben Ali!" bruellte er mich fast an mit meinem Spitznamen wegen meiner arabischen Sprachkurse als Student. Das hatte ich denn doch nicht erwartet! Schnell war ich in der Kueche bei ihm und er stellte den Zigeuner seiner Frau vor. Sie waren nach der Ausbombung in Hamburg als Fluechtlinge hierhergekommen. Ich berichtete, was ich vorhatte. "Zunaechst einmal muessen wir Dich aeusserlich etwas anders ausstaffieren" meinte Freund Wortmann. Das geschah. Ich bekam einen Regenmantel, einen Schirm und einen Einholkorb. Jetzt sah ich bereits vollkommen anders aus. Sodann besprachen wir den von mir beabsichtigten Besuch beim Pfarrer. "Du bist verrueckt, wenn Du zu ihm gehst. Das ist ein ganz grosser Freund der Englaender" bestuermte mich mein Freund. "Sie muessen wissen, dass hier im Haus der englische Ortskommandant wohnt", fuegte seine Frau hinzu. "Das sind ja schoene Aussichten", laechelte ich, doch dann siegte mein Uebermut, und wir heckten etwas ganz besonderes aus. Der Fahrer des Kommandanten war ein ehemaliger deutscher Soldat. Er war in etwa einer halben Stunde mit seinem Herrn zu erwarten und anschliessend wuerde der Captain mit dem Pfarrer zu Abend essen. Waehrend dieses Abendessens wollte ich mit dem Wagen des Captains nach Hamburg fahren. Mein Freund wuerde mit dem ehemaligen Landser reden. Inzwischen aber ging ich zu dem Pfarrer. Er war kraenklich und empfing mich auf einer Couch. "So, so mein Lieber, also bei den Englaender sind Sie fortgelaufen. Aber, das haetten Sie niemals tun sollen" antwortete er mir, "die Englaender sind so korrekte Menschen, Sie sollten nur sehen, wie lieb sie sind zu den Kindern hier auf der Strasse, und so wohlerzogen meiner Frau gegenueber. Wissen Sie, ich habe heute abend unseren Kommandanten hier zum Essen. Kommen Sie dazu, und dann erzaehlen Sie dem Herrn bei Tisch, was geschehen ist. Er wird sicher einen guten Rat finden." Ich war ganz der gleichen Meinung und versprach, nachher wieder zu kommen.

Draussen in der Kueche wartete schon der Fahrer, ein kleiner, etwas untersetzter, aufgeweckter Hamburger Jung. "Wissen Sie, ganz nach Hamburg kann ich Sie unmoeglich fahren. Ich muss in etwa einer halben Stunde wieder zuruecksein. Mein Chef steht jetzt gerade unter der Dusche (man hoerte das Wasser nebenan rauschen), und nach dem Essen muss ich immer auf Abruf bereitstehen. Ausserdem gibt es seit gestern mehrere Strassensperren, durch

die ich wohl ohne meinen Chef nicht hindurchkomme. Ich kann Sie nur bis Buxtehude fahren. Dann sind wir ohnehin durch zwei Sperren hindurch, wo man meinen Wagen kennt. Von dort koennen Sie dann die Eisenbahn nehmen". So verabredeten wir es.

Mit Volldampf sausten wir ueber das Kopfsteinpflaster und aus dem Ort heraus. Der dortige englische Posten gruesste den ihm bekannten Wagen und wir waren auf der Chaussee. Schon naeherte sich Buxtehude. Da hielt mein Fahrer und wies auf eine bisher nicht vorhandene Postensperre. Schnell hielt er, ich verabschiedete mich, der Wagen wendete und verschwand in der nebligen Nacht. Auf einem schmalen Fusspfad umging ich leicht die Strassensperre und erreichte den Ort wohl etwa zu jenem Augenblick, da der Pfarrer zum zweiten Male nach mir fragte.

Doch, es war ein Sonnabend und da fuhren damals keine Zuege. Das hatten wir uebersehen. So legte ich mich eine Stunde zum Ausruhen in einen Heuhaufen auf offenem Felde. Mir war nicht wohl hier in der so offenen Marsch. Mir fehlten die Tannenwaelder der Heide. Es war alles zu uebersichtlich und so eng bewohnt. So ging ich denn bald weiter. Immer der Chaussee nach, direkt auf Harburg zu.

Diese Chaussee kannte ich; auf ihr waren wir als Schueler zur Burg Stoertebeckers gewandert, und dann wieder als Soldaten, mit froehlichen Liedern, das Gewehr in der Marschordnung schraeg auf der Schulter. Jetzt humpelte ich dahin, einer der Schuhe hatte ein Loch in die Hacke gefressen und der Schmerz wurde immer unverwindbarer. Wie lange hatte ich auch schon keine Lederschuhe mehr angehabt! Wie lange hatte ich kaum mehr als ein paar hundert Meter am Tage von einer Baracke zur andern zurueckgelegt! Im Daemmern des Morgens kam ich an die ersten Haeuser von Harburg. Eine deutsche Polizeistreife kam mir entgegen, alte Maenner in dicken Maenteln. Weit auseinandergezogen kaemmten sie die Strasse zu beiden Seiten ab. Ich humpelte wie ein Sechzigjaehriger vorbei. Mit meinem Schirm, im langen Mantel, Einholkorb ueber dem Arm, beachteten sie mich kaum. Das konnte unmoeglich der junge Hauptmann sein, den sie suchen sollten.

Als es hell geworden war, stand ich an der Strassenbahn. Sie fuhr genau noch wie frueher, durch ganz Hamburg hindurch bis zur Bahrenfelder Rennbahn. Das stand auch drangeschrieben. Und ich musste lachen, als ich es las. Wie seltsam spielt doch das Schicksal mit den Menschen! Dort auf der Bahrenfelder Rennbahn war es, wo fuer mich der II. Weltkrieg begann. Und jetzt sollte dieser Krieg genau am gleichen Ort fuer mich wieder sein Ende haben! Wie sich der Kreis schloss! Wie sich der Schluss anbot fuer einen Vergleich! Fuer einen Vergleich zwischen damals, 1939, und heute, im Januar 1947. Man konnte vieles vergleichen. Mein persoenliches Fazit war: Ich war gesund zurueckgekommen!

Untergetaucht im besetzten Europa

Auf dieser ersten Fahrt nach dem Kriege durch meine Vaterstadt stellte ich mich vorne auf die Plattform. Am Hamburger Hauptbahnhof erlebte ich, dass ein besoffener Englaender einsteigen wollte und von dem Fahrer wieder heruntergestossen wurde. Die Stimmung der anderen Mitreisenden machte sich in kurzen Bemerkungen Luft.

Ich ging zu dem Haus eines alten guten Bekannten. Es war immer noch erst acht Uhr morgens. Ich musste ihn aus dem Bett klingeln, es war ja Sonntag. Er staunte mich wie ein Wunder an: "Wo kommen Sie denn her, Menschenskind noch mal?". Als die Tuer zu war, fragte ich ihn erst einmal, ob er vielleicht auch Englaender in Einquartierung haette. Er verneinte laechelnd und dann erzaehlte ich.

Waehrend ich auf einem Sofa den Schlaf nachholte, ging er zu meinem Bruder. Dieser kam am Nachmittag mit einem Koffer voller Kleider. Sicherheitshalber war er auf dem Fahrrad gekommen und hatte dazu noch einige Umwege gemacht. Man haette ihm unmoeglich ungesehen folgen koennen. Denn, was er zu berichten hatte, war recht interessant.

Er war auf dem Wege nach Sandbostel gewesen, um mir verschiedene Lebensmittel zu bringen. Ausgerechnet am Morgen nach meiner Flucht war er angekommen. Als er seinen Namen nannte, spitzte man die Ohren, denn der Name machte ja gerade die Runde. Nach einer merkwuerdig langen Wartezeit sagte man ihm: "Ihr Bruder ist gerade einige Tage abwesend. Kommen Sie vielleicht am besten in einer Woche wieder". Doch den Karton mit den Lebensmitteln gab man ihm nicht wieder. Und man fragte ihn auch, wo er wohne. Ich hatte meinerseits niemals jene Adresse als Heimatadresse angegeben. So war diese Enthuellung eine grosse Freude fuer die Haescher. Als denn mein Bruder wieder auf seinem Fahrrad zuhause ankam, da waren inzwischen auch schon die Englaender dort gewesen und hatten nach mir gefragt. So konnte er sich leicht zusammenreimen,was geschehen war und sass nun,wartend auf mein erstes Lebenszeichen. Dass ich nicht in seiner Wohnung landen wuerde, fuer so dumm hielt er mich denn doch nicht. Trotzdem hielt es dann eine deutsche Polizeikontrolle, die bald danach erneut in seiner Wohnung auftauchte, fuer richtig, meiner Schwaegerin zu sagen: "Wir kommen bestimmt noch mal wieder".

Der Nachmittag verging mit Erzaehlen. Dann wurde eine Liste von Adressen zusammengestellt, wo ich abwechselnd wohnen koennte. Decknamen wurden sich gemerkt und die Ausweisfrage angeschnitten. Denn ich musste ja schnellstens zu einer Kennkarte kommen.

Die beste Idee schien es uns, ich zog zunaechst einmal zu einem Kriegskameraden von ihm, der jetzt bei einer englischen Einheit in Wandsbek als Koch taetig war. Er hatte in seiner geraeumigen Kueche genuegend Platz fuer mich, und die einfachen Landser fragten nicht viel, wer der neue Gehilfe sei. Und vor allem: Waehrend mein Fuss heilte und waehrend ich mir einen schoenen Bart wachsen liess, konnte ich mich wieder richtig zu Kraeften fressen nach der langen Interniertenkost. Hans sorgte blendend fuer mich und ich gedieh zusehends. Als Dank dafuer half ich ihm denn, nachts oben auf der Luebecker Autobahn, die gleich hinter unserer Kaserne entlangfuehrte, den dort stationierten britischen Tanks die Magneten auszubauen. Sie wurden dann gut verkauft. Denn wenn man diese Dinger richtig auf einen elektrischen Zaehler legt, dann geht er langsamer und man bezahlt weniger fuer den verbrauchten Strom. Man sieht, ich gewoehnte mich recht schnell an der Hand von Fachleuten an das Nachkriegsklima.

Es gab nur Wenige, die den Fortsetzungszusammenhang in dem Zusammenbruch Europas 1945 erkannten. Fuer die Meisten wurde aus weiss schwarz und aus schwarz weiss. Was gestern gut war, wurde ihnen jetzt boese, und was gestern boese war, wurde jetzt gut. Sie wurden in dieses Denkschema gepresst durch eine bis dahin unbekannte Flut von Beeinflussungen, mit Peitsche und mit Zuckerbrot. Mit einer Totalitaet, die in der neueren Geschichte nicht ihresgleichen hatte, kam nur noch zu Worte, wer

das aussprach, was die Sieger gesagt haben wollten. Zeitungen, Radio, Schulen, Universitaeten, Vereine, Parteien hatten alle die gleiche Platte aufgelegt, waren ausschliesslich nach den Gesichtspunkten der Sieger konstruiert worden. Gegen eine solche ueberwaeltigende Beeinflussung gab es nur einen einzigen Halt, und das war die eigene Erfahrung. Und selbst diese wurde in Millionen von Faellen von der Propagandamaschine ueberstimmt. Phantastereien und blosse Erfindungen wurden zu unumstoesslichen Tatsachen hochgespielt und Geschehnisse, die das Leben ganzer Volksstaemme ausloeschten, wurden stillschweigend uebergangen. Ich gehoerte zu den ganz Wenigen, die das Umdenken von weiss auf schwarz laengst schon zu seiner Zeit vorgenommen hatten. Wir waren darum auch gefeit fuer jene Versuche, mehr weiss in schwarz zu verwandeln als gerechterweise angebracht war. Wir Widerstaendler von damals waren so diejenigen, die als Erste Teile der Vergangenheit verteidigten. Wir erkannten das Unredliche in der jetzt einsetzenden Volksaufklaerung und standen daher auch sofort bewusst kritisch der voellig unangebrachten Weissmalerei gegenueber, die man an den Siegern vornahm. Wir waren keineswegs bereit, unsere geistige und moralische Unabhaengigkeit nun fuer eine billige Hetze gegen alles in der deutschen Vergangenheit und ein noch wohlfeileres Lob der Sieger aufs Spiel zu setzen.

Mir fiel es dabei besonders leicht, und ich rechne es mir daher auch nicht besonders hoch an, solche abwaegenden Ueberlegungen beizeiten anzustellen, denn die neuen Diktatoren hatten sich zu Feinden von mir erklaert. Es fiel mir daher nicht schwer, hinter ihren salbungsvollen, schoenen Worten Deutschenhass und Raubgier zu erkennen. Machtgierige Woelfe im Schafspelz waren es fuer mich, und ich konnte ihnen nicht zubilligen, ueber unsere Politiker und Generale von gestern zu urteilen, denn sie hatten Blut, sehr viel Blut an ihren Haenden, Blut unschuldiger Maenner, Frauen und Kinder.

Von diesem neuen zivilen Anfang an lief ich dabei also sofort Gefahr, dass man mich vorschnell und oft boeswillig zu denen rechnete, die uns gestern regierten und die in meinen Augen in uebersehbarem Umfang mitschuldig waren an diesem Zusammenbruch, und die mit ihrem stellenweise verbrecherischen Vorgehen dann weitaus ueblereren Verbrechern die Moeglichkeit in den Schoss legten, den Blick der Nachwelt zu trueben. Weil Truman und Eisenhower und Roosevelt und Churchill und De Gaulle in unseren Moralkategorien zu den schlimmsten Unmenschen zaehlten, die dieses Jahrhundert uns vorfuehrte, meinten deren Gefolgsleute, mich einen "Nazi" nennen zu duerfen. Bei Juengeren brauchte man dann das Wort "Neonazi", um die Angriffsrichtung einer neuen Generation umzudrehen. Es war schwierig, in einem solchen Wust von Luegen und Entstellungen sachlich zu bleiben.

Diese Entwicklung der Dinge zeigte sich uns nicht von einem Tag auf den andern. Auch rueckten wir nicht alle gleichzeitig auf der Bahn der Erkenntnis voran. So gab es auch Missverstaendnisse, wo die Grundgedanken die gleichen waren. Wenn ich jetzt meinen Lebensweg weiterverfolge, so wird man ergaenzend zu diesen allgemeinen Ausfuehrungen von konkreten Einzelheiten darueber hoeren und verstehen, diese einzuordnen.

So habe ich damals in mein Tagebuch geschrieben: Viele Parks abgeholzt, beschlagnahmte Haeuser, unverschaemte Autos, Soehne in der Gefangenschaft, keine Kohle, alles nur durch Tausch erhaeltlich, nichts zu essen, keine Arbeit, Verpflegungssatz Ib: 45 g Butter, 4 g Fett, 15 g Wurst, 550 g Brot. Das Markensystem ist geblieben, die Verpflegungsmagazine

aber wurden von den Englaendern auf ihre Schiffe verladen.

Hans fuetterte mich gut durch bei den Tommies. Dann zog ich um, im englischen Lkw nach Bahrenfeld. Ein Schulfreund wohnte dort in einem schoenen Gartenhaeuschen. Woechentlich kam dort eine befreundete Skatrunde zusammen, zu der auch mein Bruder und mein ehemaliger Franzoesich-Lehrer gehoerten. Das ganze Grundstueck war hoch mit Stacheldraht umzaeunt und die Rueckwand des Holzhauses ging auf einen Friedhof hinaus. Von dorther konnte man also ungesehen einsteigen und fortgehen, der ideale Aufenthaltsort fuer ein "U-Boot", wie ich es jetzt geworden war, ein Leben, physisch voellig normal, fuer die Behoerden aber nicht vorhanden. Am Sonntag vormittag machte ich mit meinen ersten Anlauffreunden in Othmarschen einen Spaziergang zum Halbmondsweg und hinunter an die verschneite Elbe. Da stand im Wasser ein riesiger Betonklotz. Gedacht war er gewesen als Basis fuer einen der Pfeiler der grossen Haengebruecke, die Adolf Hitler als "Tor zur Welt" hier ueber die Elbe ziehen wollte, nach dem Vorbild der Golden Bridge bei San Francisco. In den Jahren, da diese Betonmasse dort im Wasser unvollendet stand, war sie aber mit ihrem schweren Gewicht in den weichen Untergrund gesunken und der Sockel stand jetzt schief. So verhinderte die Unterbrechung aus politischen Gruenden eine Katastrophe. Spaeter wurde der Klotz fortgesprengt, denn gewisse Leute fanden es stoerend, an Hitler erinnert zu werden.

Das Erste war jetzt, Papiere zu beschaffen. Das ging nach den Erkundungen einiger Freunde am einfachsten auf dem Wege ueber einen Entlassungsschein der Englaender. Es war nicht schwer, so einen zu beschaffen, schoen mit Stempel und Unterschrift und im uebrigen noch leer. Ich fuegte ein, dass ich von einer Wehrmachtseinheit aus Norwegen kam und nach Hamburg entlassen wurde. Auch den Namen konnte ich freibleibend einfuegen. Ich waehlte Hans Behrens zur Abwechslung.

Doch die Ruhe waehrte nicht lange, da kam mein Bruder spaet in der Nacht per Fahrrad angegondelt und berichtete: Deutsche Polizei war abermals in seiner Wohnung gewesen. Sie hatten unter anderem eine Namensliste ehemaliger Schulfreunde mitgenommen, auf der auch mein derzeitiger Quartierswirt stand. Ausserdem hatte der deutsche Polizeioffizier im Weggehen gesagt: Wir werden sicher noch einmal wiederkommen. Dieser wohlgemeinte Ratschlag bewog uns zum sofortigen naechtlichen Stellungswechsel in die vorbereitete Auffangstellung bei einem Freunde in Grossflottbeck. Zwanzig Minuten spaeter schlummerte ich also dort im Bett. Dort benutzte ich den naechsten Tag, einigen weiteren Freunden ein paar Grussworte durch die Post zukommen zu lassen. Auch meinen Doktorvater, Professor Dr. Raape besuchte ich, denn er wohnte damals ganz in der Naehe in der Reventlowstrasse. Diese Unterhaltung war insofern dienlich, da ich dann spaeter daran anknuepfen konnte, als wir von Argentinien aus mit Kreisen der Hamburger Universitaet Kontakte aufnehmen wollten. Dem gleichen nuetzte es, das ich dem ehemaligen, langjaehrigen Rektor der Hamburger Universitaet, Prof. Rein einen Besuch abstattete. Er war es, der meiner Alma Mater die Bezeichnung "Hansische Universitaet" gab und damit ihr die Aufgabe zuwies, in Nord- und Ostseeraum jener uebernationalen hansischen Kultur erneuten Impuls zu geben, die in unvergaenglichen Zeugnissen noch heute an die von Hamburg, Luebeck und Bremen ausgehende Kolonisation erinnert. Wir konnten bald schon darauf von Buenos Aires aus wieder Tueren oeffnen helfen, die das Kriegsende verschuettet hatte und die nach dem Willen der alliierten Soldateska verschlossen bleiben sollten. Briefe mit argentischen Marken wurden damals zu ersten Grussbotschaften und Lebenzeichen nach dem Holo-

caust von 1945. Noch bis an das spaete Ende meiner Verlagstaetigkeit im Jahre 1986 hin gingen Exemplare meiner Buecher an daenische, schwedische und norwegische Adressen, die einstmals in der Esplanada in den Raeumen des VdA unter Professor Reins Regie bewahrt worden waren. Es war uebrigens das gleiche Gebaeude, in welchem im anderen Fluegel, im ehemaligen Hotel Esplanada damals ein Herr Flick mit seinen Mitarbeitern von den Englaendern vor Gericht gestellt wurden, weil sie den Raeubern falsche Zahlen mitgeteilt hatten. Und es war nicht das einzige unvergessliche gerichtliche Auftreten der Zwingherren. Doch, als sie die Inhaber der weltbekannten Werft Blohm & Voss einkerkern wollten, da sangen die Arbeiter unter den Pistolen der Briten im Gerichtssaal das Deutschlandlied und bestreikten den englischbesetzten Hafen.

Zu den Briefen, die ich damals schrieb gehoerte auch einer an meine in Frankfurt lebende Braut. Ihre Mutter war eines morgens um 11 Uhr auf der Landstrasse vor Luebeck von englischen Tieffliegern mit Maschinengewehrfeuer niedergemacht worden. Mit der Hilfe von Verwandten versuchte sie jetzt ihr Medizinstudium in der Amerikanischen Besatzungs Zone zu Ende fuehren zu koennen. Dieser briefliche Kontakt war nicht ohne Risiko, denn ich hatte ihre Adresse einmal in Wolfsberg als Heimatadresse angegeben. Es sollte sich dann spaeter auch erweisen, dass man mich dort wieder lokalisierte.

Schon wenige Tage darauf verliess ich das immer nur als Reserve gedachte Quartier und zog um nach Lokstedt zu lieben Freunden unserer Familie. Es war eine ganze Lehrerfamilie, der Vater war Kollege meines Grossvaters gewesen, die drei Toechter hatten den gleichen Beruf ergriffen und dazu kam der Schwiegersohn der Aeltesten. Dort bei ihnen standen auch seit der Bombardierung meiner Wohnung einige Kisten mit Buechern von mir. In der Folgezeit fand ich sogar bald einen sehr schoenen und praktischen Weg zwischen den beiden Stadtteilen Bahrenfeld und Lokstedt, der fast voellig abseits aller bevoelkerten Wohngegenden durch Waelder und Schrebergaerten fuehrte. Er fuehrte auch an Hagenbecks Tierpark in Stellingen vorueber und ich hatte so immer wieder auf diesen Spaziergaengen meine Freude an dem Anblick des Affenfelsens und der Gehege. Vieles hatten die Englaender an einem sonnigen Mittag in einem bei ihnen ueblichen Anfall uebelster Perversitaet durch Bomben zerstoert. Sie meinten, durch derartigen Terror den seelischen Widerstand der Deutschen zu brechen. Sie haben ihn nur gestaerkt und Viele zu dem Satz veranlasst: "Hitler hatte recht".

Was diese meine Spaziergaenge angeht, so gab es dabei eine gewisse Taktik. Nirgends stehen bleiben, ueberall so tun, als ginge man auf ein ganz bestimmtes Ziel zu, Orte wie Bahnhoefe und Strassenbahnendstationen vermeiden, ueberall so tun, als gehoere man zu den andern Passanten, sei am Platz wohnhaft. Immer eine schnelle, aber niemals hastige Gangart, an den Ecken niemals zoegern, am besten etwas unter dem Arm, ein Paeckchen zum Beispiel.

In meinem damaligen Zuhause machte ich mich daran, aus allen meinen Buechern meinen Geburtsnamen zu entfernen und verschiedene unersetzliche Personalpapiere gesondert zu lagern. Dazu gehoerten Studienbescheinigungen, Mitgliedskarten in fachlichen Vereinigungen und aehnliches. Dann bereitete ich mich vor, meine Verwandten in Schleswig-Holstein zu besuchen. Lediglich meine Grossmutter wollte ich dieses Mal noch nicht aufsuchen, denn wir wussten nicht, wie die alte Dame alles in sich bewahren wuerde, ohne mich zu gefaehrden. Diese Vorsicht erwies sich spaeter als voellig unbegruendet. Sie verstand alles viel besser als mancher junge Dachs.

Mit einer Kleinbahn fuhr ich zunaechst nach Uetersen, wo ich jenen Unteroffizier meiner Einheit wiedertraf, der mir noch am Weissensee aus den Tschetnikstoffen meinen Anzug geschneidert hatte. Ich bekam sein Fahrrad und fuhr weiter gen Norden, der Karte nach, auf stillen Heidewegen geradenwegs nach Rickling. In jenem kleinen Ort wohnten damals drei Onkel von mir, zwei von ihnen waren aus dem zerbombten Kiel dorthin gefluechtet. Es gab einen grossen Familienrat und man bot mir einen Posten als Aufseher an, draussen im Moor, wohin so leicht niemad kontrollieren kam. Im uebrigen sind mir die langen Unterhaltungen mit meinem Grossvater vaeterlicherseits dort in Erinnerung. Er steckte uebervoll von Anekdoten aus der Kaiserlichen Marine. Den angebotenen Posten hielt ich mir als Moeglichkeit offen. Vielleicht fand ich eine Taetigkeit, die meiner Berufsausbildung naeher lag. Mein naechstes Ziel war Luebeck. Bei der Mutter meines gefallenen Kameraden Heiden kam ich unter. Ich liess das Fahrrad bei ihr und besuchte den Vater meiner Braut, der seine grosse Fabrik in Plauen verloren hatte und nach hierher verschlagen worden war. Die Mutter war, wie berichtet, von englischen Tieffliegern auf offener Landstrasse kurz vor Luebeck niedergemacht worden. Der alte Herr besorgte jetzt das Grab bei Schwartau und wartete darauf, dass er mit Sohn und Tochter bald einmal wieder zusammenziehen konnte. Ich schlief bei ihm provisorisch auf dem Sofa. Spaet in der Nacht wurden wir durch lautes Klopfen aufgeschreckt. Dann eine Stimme: "Das Wasser wird abgestellt!". Einige Stunden spaeter klingelte ich die alte Dame heraus, bei der ich mein Fahrrad gelassen hatte und fuhr zurueck nach Rickling. Mehrmals unterbrach ich die Fahrt und nahm etwas zu mir in der einen oder andern Dorfkneipe. An einer Stelle kaufte ich ein Glas Kunsthonig fuer meine Tante und hatte spaeter noch das Glueck, auf der Chaussee einen Haufen Briketts zu finden, die von einem Wagen gefallen waren. Nach eintaegiger Pause in Rickling kam ich bei meiner Weiterfahrt durch Neumuenster. Im Zentrum der Stadt kreuzte meinen Weg der Ingenieur Schnell, den ich in Wolfsberg kennengelernt hatte, und der waehrend des Krieges in Afghanistan gewesen war. Er berichtete mir, dass meine Flucht schon bis nach Wolfsberg zu den dortigen Internierten durchgedrungen war. Es muss in einem Brief so gestanden haben, dass die Zensur es nicht begriffen hatten. Grosse Unruhe habe es im Lager verursacht, dass man einen hoeheren Beamten der deutschen Kriminalpolizei an Jugoslawien ausgeliefert hatte. Er sei aus dem Lager heraus und in einen Lastkraftwagen unter uebelsten Begleitumstaenden, Pruegeln und Fusstritten befoerdert worden. Ich erinnerte mich sehr gut der Vortraege, die dieser Herr Voigt uns hielt. Er war schon bei der Kripo als Hitler an die Macht kam. Und er hatte auch den Fall Van der Luebbe zu bearbeiten. Er sagte, es sei den deutschen Behoerden bis zuletzt ein Raetsel geblieben, wer hinter ihm und dem Reichstagsbrand gestanden habe. Auf keinen Fall duerfe man dabei auf Goering tippen. Eine andere Erzaehlung betraf den Massenmoerder Hamann in Hannover. Man fand ihn, indem man einen bekannten Hellseher (mir ist der Name entfallen) durch die Strassen der Stadt schickte. Dieser hielt dann vor einem Haus an und sagte: Hier oben wohnt der Moerder. Auch den Bombentod Thaelmanns erwaehnte er. Ich sage das hier, da 1986 Behauptungen auftauchten, wonach Thaelmann bei Kriegsende erschossen worden sei. Die Erzaehlungen meines Gewaehrsmannes haben schon in Betracht auf den Ort und die Zeit der Berichte, naemlich Ende 1946 im Special-Pen in Wolfsberg in einem Personenkreis, von dem kaum jemand mit baldiger Freilassung rechnen konnte, Wahrheitsgehalt. Mit Ingenieur Schnell tauschte ich die Adresse und habe dann durch seine Vermittlung zwei Jahre darauf die Zeitschrift "Der Weg" auch nach Afghanistan versenden koennen. Die deutsche

Schule in Kabul war vor britischen Umerziehungsversuchen damals noch sicher. Anders wurde er erst dank gewisser Bonner Emissaere in den sechziger Jahren.

Auf der Rueckfahrt von dieser ersten Recognoszierungsfahrt ging es stellenweise durch dichte Waelder. In ihnen arbeiteten Riesenmaschinen und holzten ab, was ihnen vor den unersaettlichen Rachen kam. Die Maschinen trugen die Aufschrift "Military Government". Es war das gleiche voelkerrechtswidrige Vorgehen, das die Franzosen damals im Schwarzwald praktizierten. In Uetersen ging der Hausherr zu einer Skatpartie und ich schlief auf dem Fussboden der guten Stube. Am naechsten Morgen trugen wir eine Kiste mit interessanten Notizen aus meiner Abwehrdienstzeit gemeinsam zum Bahnhof. Doch der Zug endete schon nach drei Stationen und ich hatte Musse, auf den Anschluss zu warten. Die italienische Munitionskiste, denn eine solche war es, stand unbewacht im Wartesaal, wohl der unvorsichtigste Augenblick meines damaligen Aufenthalts im besetzten Deutschland. Ich sah das ein und setzte mich mit der Kiste so bald wie moeglich in den bereitstehenden Zug, wo die italienische Aufschrift dieses offensichtlich militaerischen Gegenstandes nicht so sehr allen Blicken ausgesetzt war. Immer wieder schaerfte ich mir damals ein: Noch vorsichtiger sein, keine Muehe scheuen, vorsichtiger zu sein. Die Eisenbahn verliess ich nicht auf ihrer Endstation, sondern schon am Rande der Grossstadt. Niemals, wo es nicht unbedingt notwendig war, betrat ich Hauptbahnhoefe in jener Zeit, denn auf ihnen waren die Kontrollen stationiert. In Staedte, die ich noch nicht kannte, kam ich auf Nebenwegen hinein. Erst nach Peilung der Lage bewegte ich mich in ihnen wie die eigentlichen Bewohner. An jenem Tage also stieg ich um in die Strassenbahn und liess dann die luftdicht verzinkte Kiste im Landhaus in Lokstedt.

Erneut ging es von Lokstedt hinaus nach Wandsbek, wo ich mit der Hochbahn in der Naehe des Hauses eines anderen Freundes gelassen wurde. Es lag in einer Gartenkolonie. Dort fand ich auch Post aus Frankfurt vor. Auch erhielt ich dort meinen Uelzener Koffer, jenen Koffer naemlich, den ich auf dem Transport eines morgens einem Jungen am Bahnhof in Uelzen uebergeben hatte. Von Hand zu Hand war er von jenem Herrn, der ihn aus Uelzen erhalten hatte, jetzt nach Wandsbek gewandert. Meine letzten Reisevorbereitungen zu meiner Fahrt nach Frankfurt in die amerikanische Zone traf ich wieder am Rande des Friedhofs in Bahrenfeld. Nach dem Gang durch die Grossstadt machte ich damals die folgenden Notizen:

Zu Fuss durch Eimsbuettel, menschenleere Strassen am Sonntag, kein Auto, keine Strassenbahn wegen der Sperrzeit. Die Menschen liegen noch im Bett und schlafen mit leerem Magen in kalten Stuben. Am Sonnabend abend aber waren die Strassenbahnen dicht besetzt, schwarze Menschenstroeme zwischen Mauern und Ruinen. Man sieht foermlich, das hier zu viele Menschen leben. Draussen in der Kleinstadt Uetersen aber ging mein Freund zum Maskenball, die Tochter ging zur Tanzstunde, als waere niemals Krieg gewesen. An den Anschlagssaeulen nur Vergnuegungsanzeigen. Parteiplakate und Inschriften an den Haeuserwaenden wie vor 1933. Viele Laeden mit Tauschwaren. Tauschanzeigen an dafuer eingerichteten grossen Plakatwaenden an den Strassenecken. Die grossen Luftschutzbunker ragen in dem Haeuserschutt hoch in den Himmel. Bei Lebensgefahr ist die Annaeherung ans englische Verpflegungsmagazin am Lunapark fuer alle Zivilpersonen verboten. Zeitungsaushaenge an den Strassenbahnhaltestellen, weil es zu wenig Zeitungen gibt. Es gibt kein Papier. Wo gebaut wird - nicht oft - an der Wand eine grosse Genehmigungsnummer MG No.... Alles geht ueber die Militaerregierung. Von voelkerrechtlichem Beschraenken auf militaerische Belange keine Rede.

Am Pferdemarkt ist schwarzer Markt. Ich sehe Leute vor zwei Polizisten fluechten. Anschlaege an der Vorortsbahn, dass wegen zerschlagener Fensterscheiben Wagen aus dem Verkehr gezogen werden mussten. Nichts kann ersetzt werden, alles verkommt. In der Innenstadt wimmelt es von spazierengehenden Tommies, die eine Unzahl Kinos und Kaffees zu ihrer Verfuegung haben, ihr Auftreten und ihre Vorrechte nicht entfernt zu vergleichen etwa mit dem der deutschen Landser in Paris. Reparaturlaeden haben englische Aufschriften STADT/AUX/WORKSHOP, die ihre Zulassung anzeigen.

Nachdem ich in Lokstedt alles zusammengestellt habe, was ich brauche, geht die Fahrt mit der Vorortsbahn wieder quer durch die Stadt nach Wandsbek hinaus. Dort ist gerade kleiner Hausball mit Maskerade, bei dem ich bis spaet in die Nacht hinein mitmache. Dann kommen die letzten Vorbereitungen. Erst jetzt fuelle ich meinen Entlassungsschein ganz aus und bekomme von jemandem die von ihm besorgte D-Zugkarte nach Frankfurt am Main. Dieser Zug geht morgens um 5 Uhr 07 ab Bahnhof Holstenstrasse. Dieser noch in seinem zerschossenen Stahlgerippe wie im Kriege dastehende Bahnhof ist naemlich der unbedeutendste von allen im Stadtgebiet. So verlege ich mich am Abend vorher in die Naehe dieses Bahnhofs, um am fruehen Morgen mit meinem Koffer nicht allzuweit laufen zu muessen. Angemeldet hatte ich mich bei einem ehemaligen Kameraden der HJ, der um meine Lage wusste. Als ich dort ankomme und klingle, oeffnet sich die Nachbarstuer und man sagt mir, Herr Mueller sei mit seiner Frau ausgegangen und sie liessen bestellen, dass sie erst sehr spaet nach Hause kommen wuerden. Ich wundere mich, dann kommen andere Gefuehle hoch. Also, ein Feigling in der ganzen Linie von Freunden, einer, der Angst hatte, mich fuer wenige Nachstunden aufzunehmen. Nur hatte dieser saubere Herr nicht bedacht, dass ein einziger solcher Fehlschlag meine ganze damalige Existenz aufs Spiel setzen konnte. Ich habe Hans Mueller das niemals geschrieben oder gesagt, doch sei sein Name hier wenigstens vermerkt. Ich dankte damals der Nachbarsfrau fuer den Bescheid und ging langsam zur Haustuer zurueck. Ich ueberlegte, wen ich in der Naehe noch kannte. Jetzt naemlich mit dem Koffer in der Hand unbestimmt umherirren waere das falscheste gewesen, das ich haette tun koennen. Ich fand schnell eine Loesung. Nur dreihundert Meter weiter wohnten in der Kieler Chaussee die gutbekannten Eltern eines Schul- und Studienkameraden. Ich hatte waehrend des Krieges allerdings keine Verbindung mehr mit ihnen und wusste deshalb auch nicht, ob ihr Sohn ueberhaupt noch lebte. An der Haustuer wurde ich herzlich empfangen. Ich erzaehlte, dass ich sie nur fuer ein paar Stunden belaestigen wuerde, und dann gingen diese paar Stunden im Fluge vorueber, soviel war auch hier wieder zu erzaehlen. Mein Kommilitone war inzwischen Arzt geworden und lebte in einer kleinen Stadt im Rheinland.

Im Zuge lernte ich "Amadeus" kennen, ein Mann mit schwedischen Papieren, offensichtlich aber Kroate, der in Menschenhandel machte. Er warb in Deutschland Fachleute an fuer auslaendische Regierungen. Wir ahnten sofort voneinander, dass wir beide sozusagen das Licht der Oeffentlichkeit scheuen mussten und blieben noch laengere Zeit in Verbindung miteinander. Er gab mir verschiedene Winke, insbesondere sprach er von seinen Erfahrungen mit den verschiedenen alliierten Dienststellen. Es waren sehr wertvolle Bemerkungen fuer mich damals. Wir standen draussen im Gang und schauten waehrend unseres Gespraechs gelangweilt zum Fenster hinaus.

Ich fuhr zunaechst nur bis Hannover, denn dort wohnte der Bruder meiner Braut. Auch bei ihm wurden wieder einmal tausend Plaene gemacht und um 10 Uhr abends ging es, den Koffer auf sein Fahrrad gestellt, zurueck

zum Bahnhof. Doch nach dem Abschied musste ich noch bis drei Uhr morgens im Bunkerkeller warten, bis der Zug kam.

In Eichenberg war Pass- und Ausweiskontrolle. Deutsche, d.h. diesmal deutsch-amerikanische und nicht deutsch-englische Polizisten standen an den Wagentueren. Vor mir in der Schlange stand eine Frau, die aus der Sowjetzone gefluechtet war. Der Polizist wollte ihren Ausweis nicht anerkennen. Die Frau schluchzte und wollte umfallen. Der Polizist sah mich an, als haette er Angst, wegen Uebertretung seiner Befugnisse denunziert zu werden. Doch war mein Blick so voller Vorwuerfe, dass er die Frau weiterschob, und noch in dem gleichen Aufwallen einer Scham darueber, dass er so schnell die Anstaendigkeit von gestern beinahe hatte vergessen koennen, sah er gar nicht auf meinen Ausweis und war schon bei dem Naechsten in der Reihe.

Frankfurt war die Metropole der amerikanischen Zone. Man sah an Vielem, dass man jetzt bei den reichsten der Sieger gelandet war. Es wurde viel gearbeitet an Strassen und oeffentlichen Gebaeuden, die "deutschen" Polizisten hatten bessere Uniformen und unverschaemt las man in Riesenbuchstaben "Prostation" an einem prophylaktischen Revier fuer amerikanische Soldaten, so als ob die deutschen Maedchen, nicht aber die Fremdlinge die Syphilis ins Land gebracht haetten.

Meine Sorge war es jetzt, eine zivile Existenz aufzubauen, das heisst, mich mit den notwendigen Papieren zu versorgen und ins Berufsleben hineinzukommen. Die Freunde und Verwandte meiner Braut in und um Mannheim wurden dazu eingespannt. Das Schwierigste aber war meine Geldknappheit und die Frage des taeglichen Brots in jener Zeit der Marken. So fuhren wir einmal nach Ladenburg und ein anderes Mal an den Neckar. Im ersten Ort machten wir ein Maskenfest mit, doch fand sich weiter nichts Konkretes fuer die Zukunft. Am Neckar bot mir der katholische Pfarrer einen Aufsichtsposten in einem Kloster an und beschaeftigte mich damit, fuer einen Unschuldigen ein Gnadengesuch auf franzoesisch aufzusetzen. Ein Sack Kartoffeln und sechs Eier waren das Entgeld der betroffenen Mutter. Mit besonderer Vorsicht geschahen immer die Fahrten zwischen den einzelnen Stuetzpunkten. Es war ein dauerndes Umsteigen von Eisenbahn in Kleinbahn und Strassenbahn und umgekehrt, und es war bald eine ganze Reihe von Notquartieren, die ich reihum besuchte, um nicht an einem Ort allzulange zur Last zu fallen. Inzwischen aber liefern verschiedene Versuche, in Frankfurt Fuss zu fassen. Endlich gelang es mir, auf dem Wege ueber eine Sudetendeutsche Fluechtlingsstelle. Mit deren Hilfe bekam ich die so schwer zu erhaltende Zuzugsgenehmigung und konnte polizeiliche Meldeboegen ausfuellen. Ein anderer Versuch, dieses ueber einen Studienantrag auf der Universitaet zu erreichen, kam daher nicht mehr zum Zuge und wurde rueckgaengig gemacht. Die Hauptsache war: Mit jener Zuzugsgenehmigung bekam ich jetzt auch Lebensmittelkarten. Auch konnte ich jetzt ganz offiziell auf Zimmersuche gehen. Nach Wochen groesster Unsicherheit meinten wir, es jetzt endlich sozusagen geschafft zu haben. Ich begann, mich nach einer Beschaeftigung umzusehen. Als Aushilfe arbeitete ich zunaechst auf einem Bau und half, Schutt wegraeumen. Zugleich knuepfte ich Beziehungen an mit Kaufleuten, um irgendwo eine Anstellung zu bekommen.

Eines Tages musste meine Braut zu ihrem Bruder nach Hannover fahren. Ich hatte mich mit ihr auf dem Hauptbahnhof verabredet. Es war dunkel und kalt, der Fruehling war noch kaum zu spueren. Ueberfuellte Zuege warteten auf die Abfahrt. Von meiner Braut war nichts zu sehen. Da ruft mir jemand aus einem wartenden Zug zu: "Bitte, koennten Sie mir nicht einen Becher Tee von dem Mitropastand da vorne holen?" Und schon riefen gleichzeitig einige Andere das gleiche. Wie die Sardinen standen sie da im Wagen und keiner wollte wegen einem Tee seinen Platz riskieren. Ich brachte die gewuenschten

Becher und schon rief man mich aus dem Nebenabteil an. Dann fuhr der Zug ab, ich aber war auf eine lukrative Idee gekommen. Am naechsten Morgen kaufte ich sechs Gallalitbecher und ein kleines Tablett, bestellte dann bei dem Teeverkaeufer einen Topf Tee extra fuer mich, und als die Abendstunden kamen mit der Abfahrt der groesseren Fernzuege, da erschien ich und verkaufte meinen Tee. Eine Mark gab man mir und ich zahlte 20 Pfennig. Immer sechs Bestellungen fuer ein Abteil, und waehrend die einen austranken, kassierte ich bereits durchs offene Fenster hindurch im naechsten Abteil. Im Laufschritt ging es hin und her. Ich hatte eine Jacke mit vielen Taschen. Im Dunkeln konnte man das Geld nicht gut sehen und Wechselgeld musste immer bereit sein. Eine Tasche also fuer die Einer, eine andere fuer die Zweier usw. Manchmal war der Tee zu heiss. Da fand ich an einem der dicken Pfeiler der Bahnhofshalle einen Wasserhahn und im Laufen ging es mit den sechs Bechern unter dem etwas angedrehten Hahn hindurch und schon konnten sie den Tee schneller austrinken. Und schon am ersten Abend entdeckte ich am Boden meines Topfes ein Brombeerblatt und wusste nun auch, aus was der "Tee" bestand. Am naechsten Abend bestellte ich mir nur heisses Wasser und fuellte den Topf mit Brombeerblaettern, die ich verhutzelt und halb verwelkt noch fand. Von fuenf bis zehn Uhr abends war jetzt dieser Dienst. Dann setzte ich mich auf die Rampe der Gepaeckabfertigung und zaehlte die Tageseinahme. Durchschnittlich 300 Mark pro Tag! Anschliessend ging ich in den Wartesaal und kaufte mir "schwarz" Brot- und Buttermarken. Ich konnte jetzt allen Freunden zurueckgeben, was sie mir gegeben hatten.

Eines Abends hoerte ich: der Bahnhof ist umstellt, Grossrazzia der Polizei. Ich musste fort, denn ich gehoerte sicher auch zu den Gesuchten. Ich ging in die Bahnhofspolizei und fragte den Beamten, ob er keine Anstellungsmoeglichkeit fuer mich wuesste. Er antwortete: "Wir haben gerade eine Razzia. Bitte nehmen Sie Platz und warten Sie hier, bis ich zurueckkomme"; und dann gab er mir die Formulare fuer einen Anstellungsantrag, als alles vorueber war.

Dort im Wartesaal III. Klasse war naemlich immer ein reger Betrieb, der nicht gerade fuer die Augen der Sieger bestimmt war. Man hoerte dort von einer "Organisation Edelweiss", die politischen Fluechtlingen weiterhalf und auch ich habe dort mehrmals Unbekannten Geld gegeben fuer derartige Zwecke. Im Nu waren tausende von Mark zusammen, wenn es fuer solche Dinge war. Da fragte niemand auch nur, wer er ist und warum. Es war auch ganz sicher, dass der Bittende das Geld nur fuer den erbetenen Zweck nahm. Man darf sicher sein, nicht ein Pfennig wurde um jene Zeit dabei veruntreut. Noch war der Kitt der Vergangenheit nicht abgesprungen.

Eines guten Tages sagte man mir, dass das Polizeipraesidium einen Dolmetscher suche. Ich sprach dort vor. Es handelte sich um den Dolmetscher bei der Verbindungsstelle zur Amerikanischen Militaerregierung. Es war sozusagen die Hoehle des Loewen. Frau Wiese gab mir einige Proben zum Uebersetzen und man war zufrieden damit. Ich sollte in zwei Tagen wiederkommen. Als ich dann erschien, sagte mir die liebe Frau: "Es ist leider nichts mit der Anstellung. Wissen Sie, man hat einen Juden gefunden, und die bekommen heute natuerlich alle guten Stellungen". Ich ging und dachte nach. Die Begruendung der Absage war seltsam. Es sah so aus, als wollte mir die Frau damit etwas ganz anderes sagen, als beurteilte man mich irgendwie als "Nazi", und so etwas ist natuerlich automatisch antisemitisch eingestellt. Es sah aus wie eine Art Erkennungszeichen, diese Erwaehnung eines Juden. Es sah aus wie eine faustdicke Warnung. War man dahinter gekommen, wer Behrens war?

An jenem Abend kam ich spaet nach Hause. Seitdem ich meine Zulassung hatte, wohnte ich in einer abgelegenen, verkehrslosen Strasse hinter einem Park. Dort, wo diese Nebenstrasse von der Hauptstrasse abbog, sassen auf einem Brueckengelaender drei Polen, in jener schwarzen Uniform, die die amerikanischen Hilfsvoelker trugen. Mir waren sie schon einmal aufgefallen vor der Tuer des Hauses, in welchem meine Braut wohnte und wo ich ja immer noch ein und aus ging. Mir kam das Ganze bedenklich vor. Ich ging an den dreien vorbei und in das einzelstehende Haus, in welchem ich ein Zimmer im Obergeschoss gemietet hatte. Vom Fenster aus sah ich, wie sie mir nachgekommen waren und wie sie sich jetzt im langsamen Vorbeigehen ganz genau das Haus ansahen, in dem ich wohnte. D e r Fall war klar! Ich packte meine Koffer und eine Stunde darauf war ich fort. Dem Hausherrn, einem bekannten frankfurter Geschaeftsmann hinterliess ich ein paar aufklaerende Zeilen, die er dann wie erbeten und wie ich spaeter vom ihm erfuhr, vernichtete. Ich wusste, wann die Zuege fuhren, liess Tee diesen Abend Tee sein und begab mich zur Abwechslung einmal wieder in die britische Besatzungszone zurueck.

Von hinten durch den Friedhof kam ich an mein altes Quartier und ueberraschte dort auch gerade die Skatbrueder. So waren wir gleich Manns genug, bei einem warmen Grog die neue Lage durchzusprechen. Die Bahrenfelder Adresse war bisher nicht gefilzt worden, anscheinend hatte man mit der Liste der Schulkameraden nichts anzufangen gewusst. Allerdings vermuteten wir, dass man mich ueber die Adresse meiner Braut in Frankfurt wieder entdeckt hatte. So hielten wir es fuer richtig, dass ich diesmal numehr eine neue Position schuf, die v o l l k o m m e n unabhaengig war von jeglichem bisherigen Freund oder Bekannten, sodass eben ueberhaupt keine Verbindung zu allen bisherigen Kreisen mehr bestand und verfolgt werden konnte. Solche Ueberlegungen waren mir ja nicht neu. Wenn auch nur in der Theorie hatte ich im Abwehrdienst einst in Bulgarien eine Studie ueber die "Grenzen der Legende" ausgearbeitet. Darin ging es darum, wie man die reale von der Dienstperson trennen konnte, wie man Ueberkreuzungen vermeiden konnte, denn jeder Kontakt zwischen den beiden Bereichen war eine dienstliche Unterlassungssuende. Das Ideal war, dass nur noch e i n Weg in das private Leben fuehrte, wie eine Art Nabelschnur, also e i n Weg aller Korrespondenz und der Namenswechsel durfte nur an einem einzigen Punkt dieses einziges Weges bekannt sein. Diesmal also, wo solche Ueberlegungen in die Tat umgesetzt werden sollten, galt es, sogar die Nabelschnur selbst einstweilen zu zerschneiden.

Doch vorher beschloss ich, diesmal auch meiner Grossmutter einen Besuch abzustatten. Sie wohnte damals bei Verwandten nahe der daenischen Grenze. Mein Weg fuehrte so zunaechst wieder nach Lokstedt, von dort wieder nach Uetersen und erneut - jetzt durch fruehlingsschoene Heide - nach Rickling. Ein Onkel hatte dort inzwischen sein Zelt wieder abgebrochen und war nach Kiel zurueckgewandert. So hatte ich einen weiteren Stuetzpunkt auf meiner Weiterfahrt und kehrte bei ihm ein. Weiter ging es dann auf der Landstrasse nach Eckernfoerde und nach Suederbrarup. Es ging dazu die Geltinger Bucht entlang, an der dann unser lieber Dr. Fickentscher sich spaeter niederliess. Ganz versteckt und abseits lag das kleine Haeuschen. Als erste Ueberraschung erfuhr ich, dass wenige Tage vorher mein ehemaliger zweiter Hilfsoffizier dort vorgesprochen hatte. Mein Bruder hatte dem jetzt Verheirateten die Adresse genannt und er war schneller gewesen als ich, der ich ja den Umweg ueber Uetersen, Rickling und Kiel gemacht hatte. Er war leider ohne Hinterlassen einer Adresse wieder abgereist. Meine Grossmutter hatte reichlich zu essen und ich haette noch laenger bei ihr bleiben koennen. Doch, ich

musste fort, hatte keine Lust, dauernd als Unterseeboot zu leben. Homa, meine Grossmutter, stand an dem kleinen Fenster des niedrigen Bauernhauses und winkte, bis ich mit dem Fahrrad ausser Sicht war. Doch die Rueckfahrt war etwas unbequemer. In Gelting und wieder in Kappeln an der Schlei reihte sich Panne an Panne, sodass ich beschloss, Pferd und Reiter auf einen Lkw Richtung Hamburg zu verladen. Irgendwo hatte ich vorher noch eine Kiste mit Marsala aufgegabelt, die ich seinerzeit aus Albanien geschickt hatte. So eine Flasche war damals sehr gute Bezahlung fuer kleine Dienste. Ein Polizist, der mich zwischen Kappeln und Schleswig mit meinen Plattfuessen an beiden Raedern sah, war schwer geruehrt, als ich ihm eine solche Flasche anbot, wofuer er mir denn den eben erwaehnten Lastwagen anhielt. So brauchte ich mich nicht erst zur naechsten Anhalterstation am Ortseingang von Schleswig zu schleppen, um automatisch mitgenommen zu werden, wie es damals der Brauch war.

Die Abfahrt von Hamburg war etwas ueberstuerzt, denn wir hatten eines Tages den Eindruck, einen Beobachter vor dem Hause in Lokstedt gesehen zu haben. Dem tuechtigen Koch, der mich draussen in Wandsbek so schoen herausgefuettert hatte, vermachte ich noch schnell meinen Telefunkenradioapparat, und dann sass ich - bewaffnet mit einem neuen Blankoentlassungschein, den ich noch leicht mit den Teegeldern hatte bezahlen koennen, im D-Zug Richtung Sueden. Als unser Zug den Neckar entlangfaehrt, erkundige ich mich bei Mitreisenden ueber die Gegend und steige dann in Bad Wimpfen aus. Bei einer dort in einem hoehergelegenen alten Ritterschloss eingerichteten Fluechtlingsstelle erhalte ich Einweisung in das Dorf Hueffenhardt.

Und in Hueffenhardt vermittelt mich der Gemeindesekretaer Ecker an den Bauern K.A. Braeuchle, der gerade einen landwirtschaftlichen Lehrling brauche. So bin ich also mal ganz woanders gelandet. Und ohne Verbindung nach hinten. Niemand weiss, wo ich stecke. Mein Tagebuch sagt: "Bruder Braeuchle Studienrat in Pforzheim, in Entnazifizierung begriffen. Stall saeubern, Hacken, Maehen, Heu laden. Anneliese, Hedwig und die Mutter. Hans, der Gaul..."

Darueber war der Sommer dieses Jahres 1947 ins Land gekommen. Ich stehe am Wege und hacke Holz und wie die nette Anneliese vorbeikommt, schaue ich auf und jage mir die Hacke seitwaerts ins Knie. Das hatte mir gerade noch gefehlt. Dr. Schnitzler behandelt mich und ich bin arbeitsunfaehig. Das aber gefaellt meinem Brotherrn nicht recht und er legt mir nahe, mich nach anderer Arbeit umzusehen.

Doch kurz vorher geschah noch Folgendes: Der zustaendige Landrat sass in Baeckeburg. Dort musste ich mir also meine neue Kennkarte machen lassen. Sie lautete diesmal auf den Namen Bayer. Ich bin etwa drei Wochen von meinem ersten Besuch im Landratsamt zurueck, und wieder an der Arbeit, als ein Brief kommt, der mich auffordert, dort erneut vorzusprechen. Ich wittere Unrat und stecke fuer alle Faelle meine alte Kennkarte Behrens mit ein. Dann radel ich los. Kurz vor der Kreisstadt verstecke ich die Behrenspapiere unter einem Stein am Wegrand und fahre weiter. Auf dem Flur muss ich lange warten. Eine grosse Bekanntmachung ist da angeschlagen: "Wer Genaues mitteilen kann ueber....." und es folgt eine lange Liste der von den Amerikanern in jener Gegend Gesuchten. Ich nehme einen Bleistift aus der Tasche und schreibe schoen deutlich darunter: "Denunzianten an die Front!" Dann werde ich hereingerufen.Freundliche Gesichter. Es fehle nur ein Stempel in meiner Kennkarte, der besagt, dass ich Ostfluechtling sei. Denn als solcher hatte ich mich ausgegeben. Ich verbeuge mich hoeflich und gehe. Aus der vorgesehenen Flucht aus dem Polizeigewahrsam wurde nichts. Der andere Ausweis

lag noch fein unter dem Stein.

Nur eines machte mir wieder einmal Sorge: Auch auf dem Hof von Bauer Braeuchle waren an einem schoenen Sonntag ein paar Polen in ihrer schwarzen Uniform erschienen. Doch, man beruhigte mich auf meine vorsichtige Frage hin, das haette nichts zu bedeuten.

Um neue Arbeit zu suchen, bekam ich Urlaub. Ich fuhr nach Mannheim zu einem ehemaligen Angehoerigen meiner Einheit. Wohl war ich schon waehrend meiner Frankfurter Zeit in Mannheim gewesen, doch hatte ich ihn damals nicht aufgesucht. So kreuzten sich also auch hier nicht die Wege meiner jetzigen Existenz mit solchen meiner vorherigen. Karl hatte eine kleine Ueberraschung fuer mich. Er bestellte mich auf den naechsten Tag, und wer kommt zu uns ins Zimmer? Jener Kamerad, der als Angehoeriger der Freiwilligen Feuerwehr in Wolfsberg eines schoenen mittags ueber den Zaun gegangen war! Wir hatten ein herzliches und feuchtes Wiedersehen und konnten im Kameradenkreis einmal durchsprechen, was wir von den anderen Angehoerigen der Einheit wussten.

Fuer mich sprang bei dieser Unterhaltung heraus; dass es wohl am besten sei, ich versuchte es einmal als Dolmetscher drueben auf der anderen Rheinseite in der franzoesischen Zone. Ich ging also gleich einmal hinueber nach Ludwigshafen und gab dort in der Kommandantur meine Personalien ab. Dann fuhr ich nach Hueffenhardt zurueck. In der Eisenbahn, in die ich mich nebst Fahrrad verfrachtet hatte, verlor ich meine Aktenmappe, doch schon nach einigen Tagen wurde sie mir wieder ausgehaendigt. Auch das kam damals vor. Und noch eins: Ich wollte doch lieber im Amerikanischen bleiben und schrieb ab nach Ludwigshafen, doch der Brief kam zurueck, da ungenuegend frankiert. So wollte es das Schicksal denn, dass ich aufs linke Rheinufer zog.

Am 3. Juni 1947 trat ich meinen Dienst an als Dolmetscher Hans Bayer bei der Franzoesischen Gendarmerie in Ludwigshafen. Mein Vorgesetzter war Maitre Tanguy, ein Bretone. Meine Uniform bestand aus Khakihemd und Khakihose, ohne Rangabzeichen. Ich war in der Tschechoslowakei geboren und galt ihnen als Tscheche. Nach kurzer Zeit schon war ich in meinem Arbeitsbereich ein kleiner Koenig, hatte, wenn ich wollte, einen Jeep zur Verfuegung, und ein Motorboot auf dem Rhein, hatte ein Zimmer und Freundinnen. Einiges erinnere ich noch aus der Fuelle des dort Erlebten:

Um ueber den deutschen Rhein zu kommen, musste man damals als Deutscher zunaechst eine besondere Erlaubnis haben. So ging ich im amerikanischen Mannheim zu der Verbindugsstelle der Franzosen und bekam einen Passierschein, mit dem ich unbeschraenkt ueber die Rheinbruecke konnte. Zweimal, naemlich am jeweiligen Brueckenende, wurde man revidiert, jedesmal von "deutschen" Polizisten, allerdings in verschiedenen Uniformen. Ludwigshafen stand in Truemmern vor mir. Und zwischen diesen Truemmern hier und dort ein heiles Haus. Die Strasenbahnen fuhren wie in einer seltsamen Landschaft in diesen Steinhaufen herum.

Meine neue Dienststelle lag am Hafen. Meine Aufgabe bestand darin, den Dolmetscher zu spielen zwischen den armen Suendern, die man einlieferte und der franzoesischen Hafenpolizei. Anschliessend an die Vernehmung wurde dann ein proces verbal aufgesetzt mit renseignements sur.... oder constatant défaut de laissez-passer, passage clandestin du Rhin, détention illégale d'une carte de marinier, détention de denrées contingentées und aehnliches. Dabei wurde jedes Vorkommnis, soweit irgend angaengig, von den Herren Franzosen zu ihrem persoenlichen Vorteil ausgenutzt. Nachdem sie so tapfer sich geschlagen hatten, war das doch nichts wie selbstverstaendlich. Am einfachsten war das bei der Beschlagnahme kontingentierter Waren. Hatte man gerade mal Lust, so ging man auf den gegenueberliegenden Bahnhof, und wer da mit einem

groesseren Sack aus dem Zug ausstieg (es war damals die Endstation), aus einem Zug, der aus der Tabakgegend der Pfalz kam, der musste mitkommen, und schon war der Tabakbedarf der unité fuer einige Zeit wieder gedeckt. Ich war erst einige Tage im Dienst, als Maitre Tanguy mich im Wagen mitnahm nach Munderheim. Er hatte erfahren, dass dort irgendwo ein Auto versteckt worden sei und er wollte es beschlagnahmen, fuer sich. Wir standen auf einem geraeumigen Hof und der arme Suender, ein Kaufmann, stand vor uns: "Ich habe keinen Wagen versteckt" Tanguy entfernte sich und schaute in die Schuppen. Ich nutzte den Augenblick und sagte leise zu meinem Gegenueber: "Lassen Sie sich nicht einschuechtern. Er weiss gar nichts!" Und schon steht der misstrauische Tanguy wieder neben mir und ich fahre fort: "wenigstens fuenf Jahre Gefaengnis!" Tanguy war zufrieden ueber meine Drohungen und ging weiter - vergebens - auf Suche.

Dann wieder erscheint ein Schweizer auf der Dienststelle. Ihm soll Kaffee gestohlen worden sein in seinem Quartier. Die ganze deutsche Familie wird in der Wohnung zusammengetrieben und zuerst die kleinen Kinder vernommen, wobei man ihnen sagt, dass sie sehr schlechte Eltern haetten, beschimpft dann in ihrer Gegenwart Vater und Mutter, reist alle Kaffeegefaesse und Aehnliches in der Kueche auf und schmeisst es auf den Boden. Ich uebersetze alle Schimpfworte und hoffe nur, dass diese Leute von jetzt an einen unausloeschlichen Hass gegen die Sieger haben werden.

Ein anderes Mal gehen wir auf die Jagd in einer Flussniederung stromabwaerts. Da begegnen wir einem Mann mit Auto und Flinte. Kennkarte lautet auf Fritz von Opel. Jagen ist ihm verboten. Er wird nach Vorzeigen seiner Ausweise auf das schlimmste beschimpft, ihm das Gewehr abgenommen und dann zu Fuss davongejagt. Wieder hoffe ich, dass solches Benehmen der Besatzer morgen seine Fruechte tragen werde und spare nicht mit eifrigstem Uebersetzen, obwohl Herr von Opel sicher genug franzoesisch versteht. Dass er ein "deutsches Schwein" ist, ist noch das sanfteste, was er zu hoeren bekommt. Mir faellt nicht ein, die Gendarmen darueber aufzuklaeren, wen sie vor sich haben.

Doch mein Dienst ist noch vielseitiger. Eines Tages kommt der Gendarm Rousset zu mir, ein liebenswuerdiger Mann, eher behaebig als kriegerisch, verheiratet, zwei Kinder, alle in Ludwigshafen bei ihm, mehrfach habe ich mit ihnen in der Familie gegessen, und bittet mich, ihm ein Zimmer zu suchen, in welchem er sich mit seinen Freundinnen treffen kann. Da er gut und in Lebensmitteln zahlen kann, sowohl die Zimmervermieterin wie die Veronikas, klappt alles ohne viele Muehe. Das Zimmer liegt in der Breiten Strasse, nicht weit von da, wohin ich viel spaeter Briefe an den mutigen Christen Manfred Adler richten werde. Zugleich verdiene ich mir etwas Geld nebenbei, indem ich Frau und Kinder Rousset in deutsch unterrichte.

Einmal werden wir auf einen der hollaendischen Schlepper auf dem Rhein gerufen, Diese Schlepper sind sowieso eine Welt fuer sich, zwischen den beiden Zonen gelegen und befahren von Leuten, die an dem blutigen Krieg der Andern verdienen. Weder die Amis noch die gendarmes schaetzen diese Hollaender und Schweizer sehr, Sie verachten diese Buergerwaenste. Auf diesem Schiff nun, so sagt uns der feiste Hollaender, war vor einigen Tagen ein Mann angekommen und hatte um Arbeit nachgesucht. Jetzt ist er ausgekniffen, unter Mitnahme eines Fahrrads und vieler Fressalien. Ein anderer Hollaender setzt hinzu, dass der Fluechtling ihm verraten habe, ein SS-Mann gewesen zu sein. So wird denn der Steckbrief fuer den Dieb aufgesetzt. Der Hollaender spricht hollaendisch, radebrecht deutsch und ich frage: "Groesse?" "Ein Meter achtzig" lautet die Antwort und ich uebersetze Monsieur Cauvin, dem

baumlangen und stockdummen, aber keineswegs boesartigen Gendarm in sein Protokoll "un metre cinquante". "Augen?" "Blau" "brun" und mein Gendarm schreibt es in seiner ungelenken Handschrift nieder. Und so gehts weiter. Wenn sie nach d e r Beschreibung den Mann gefunden haben, dann fresse ich einen Besen.

Wieder einmal ruft mich die deutsche "Strompolizei" an. Auch diese Einrichtung unter der Fuehrung eines deutschen Polizeioffiziers, Hauptmann Konrad, muss vorgestellt werden. Sie duerfen nichts tun ohne Genehmigung der Franzosen, und die Genehmigung erteilt oder erteilt auch nicht, meistens am Telefon, der Dolmetscher. Sie sind alle nicht boesartig, aber sie haben grosse Angst vor Denuntiation, vor den ganz wenigen Schweinehunden. Diesmal geht es darum, dass sie einen Deutschen erwischt haben, der aus einem franzoesischen Bergwerk ausgebrochen ist. "Das ist ein ganzbesonders schlimmer Fall" bruelle ich in den Apparat zurueck. Bringen Sie den Mann heute nachmittag um drei Uhr hierher zur Dienststelle!" "Jawohl, Herr Dolmetscher" wird geantwortet. Um jene Zeit bin ich alleine im Buero. Da bringen sie ihn also, man sieht sie schon von weitem um das Hafenbecken herumgehen, zwei Mann hoch halten sie den Verbrecher zwischen sich. Ich schnauze ihn an, dass selbst die Polizisten meinen muessen: "Diese tschechische Sau! Ist noch schlimmer als die Franzosen!" Dann sage ich ihnen: "Lassen Sie ihn nur hier, der kommt nach Cayenne! "Dann sind wir alleine. Ich aendere den Ton. "Setzen Sie sich erstmal hin. Und nun hoeren Sie genau zu!" Der Mann ist noch ganz durcheinander und muss sich erstmal fangen. Die grosse Barriere fuer ihn ist der Rhein. Bis dahin ist er gut durchgekommen. "Hier, mit dieser Schifferkarte koennen Sie ueber die Rheinbruecke gehen. Wenn Sie drueben angekommen sind, dann fragen Sie dort bei dem deutschen Polizisten in amerikanischer Uniform nach "Armin". Das ist ein grosser, breiter Bursche. Er hat Feldwebelsrang. Dem geben Sie die Karte mit den Worten: "Schoenen Gruss aus Ludwigshafen" und gehen ohne irgendwelchen weiteren Aufenthalt oder Wortwechsel ruhig weiter und bleiben nirgends stehen, als bis Sie ganz ausser Sicht der Bruecke sind". Der Mann lacht. Er hat's ueberwunden und geht. Denn mit dieser Schifferkarte hat es seine Bewandtnis. Sie gestattet den Inhabern, naemlich den Schiffern auf dem Rhein, auf beiden Seiten zu landen. Und wir haben immer einige gefundene Exemplare in einem Kasten im Buero liegen. Auch muss hier noch eingeschaltet werden, dass ich noch einmal in Mannheim war. Und dort lernte ich in der Wohnung meines Kameraden zufaellig Armin kennen, und vereinbarte mit ihm die Geschichte, vor allem alles Notwendige ueber seine Dienststunden an der Bruecke. Ein Beamter des Wohnungsamts in Ludwigshafen, der dienstlich oft nach Mannheim musste, brachte mir die Schifferkarten immer wieder zurueck. Insgesamt schaetze ich die Zahl der so "Ueberstellten" auf etwa zwanzig.

Von der Polizeibehoerde in Ludwigshafen erhielt ich eines Tages den Befehl, mich zum Zwecke der routinemaessig notwendigen "Entlassung" in das franzoesische Gefangenen- und Interniertenlager nach Bad Kreuznach zu begeben. Ich machte Station in Mainz und uebernachtete dort in den Truemmern in der Naehe des Bahnhofs. Das Lager selbst lag in einer flachen Mulde und bevor ich es betrat, sah ich mir sicherheitshalber aus alter Gewohnheit die Umgebung etwas naeher an. Man konnte nie wissen. Wenn ich wieder einmal ungefragt fortgehen muesste, so wollte ich wenigstens wissen, wohin mich am besten dann wenden. Die Befragung war die uebliche, wie ich sie ja allgemach schon kannte. Nur wusste ich jetzt schon besser, was man unter diesen demokratischen Verhaeltnissen sagen musste und dass die Wahrheit nicht empfehlenswert war. So nannte ich irgendeinen Feld-, Wald- und Wiesentruppenteil, dem ich angehoert

hatte und konnte denn auch nach einer Stunde Wartens in einem mit aehnlichen Faellen vollgefuellten Raum nach Abgabe meiner Fingerabdruecke meine Entlassungspapiere entgegennehmen. Haette ich schon in Kaernten die Art dieses "Sieges des Guten" von 1945 erkannt gehabt, ich haette mir zwei Jahre meines Lebens hinter Stacheldraht erspart. Doch, da ich ja schliesslich doch noch wieder aus den Faengen des Teufels herauskam und mir dieser Weg vor allem half, die Augen zu oeffnen, so war es so wohl schon besser gewesen, denn so gibt es einen Zeugen mehr fuer jene, das Licht der Weltoeffentlichkeit bis heute meidenden mannigfaltigen Verbrechen. Gerade ja auch dieses beruechtigte Lager hier in Bad Kreuznach ist ja inzwischen zum Begriff geworden fuer franzoesische Siegerjustiz. Hierher wurden nach dem Waffenstillstand deutsche Soldaten getrieben, auf dem Marsche dienten ihre Koepfe den Begleitmannschaften als Zielscheiben fuer ihre Pistolen, und dann starben zehntausende an Hunger und an Typhus in diesem Lager, und deutsche Frauen und Maedchen, die den Ungluecklichen Lebensmittel bringen wollten, wurden von den Franzosen ausserhalb der Stacheldrahtzaeune und in Angesicht der Verhungernden vergewaltigt. Der Ortspfarrer hatte darueber spaeter einiges zu berichten.

Bis nach Neustadt im Haardt fuehrten uns unsere Requirierungszuege. Dort war nach Angaben eines deutschen Strompolizisten angeblich ein gutes Fahrrad zu bekommen. Doch auch das ging schief, weil sich das Fahrrad als rostige Ruine herausstellte. Zum Ausgleich nahmen wir den Rueckweg ueber Bretzenheim und "kauften" Wein ein. Solche Beschlagnahmen erstreckten sich aber nicht nur auf Bahnhoefe und Privatwohnungen, sondern mit Vorliebe auch auf die Baracken der Charitas in Ludwigshafen, um auch moeglichst deutlich zu zeigen, wie das Wort "Charitas" zu uebersetzen ist. Einen Jeep voller Tabak und Wein brachten wir eines Tages von dort "nach Hause". Und in Roxheim wusste Tanguy eine Quelle, wo man Fische bekam. Sie schmeckten besser als die Fische, die wir Herrn Hofmann in Altrip "abkauften". Dafuer aber "gab" uns ein Gefluegelzuechter im gleichen Altrip immer schoene, frische Eier. Aber man beschraenkte sich nicht auf solche Kleinigkeiten. Doerflinger von der Communauté liess die Plomben an Eisenbahnwagen ersetzen, wenn man dort Gutes zu finden gehofft, und directeur Mueller besorgte Mehl aus der Muehle. Die Transportarbeiten und alle anderen etwa notwendigen Dienste besorgte eine Kolonne von ehemaligen Pgs, die taeglich angefordert wurde. Pg war die im Dritten Reich uebliche Abkuerzung fuer Parteigenossen, Mitgliedern der NSDAP. Maitre Tanguy legte sich dann erfolgreich aufs Tauschgeschaeft: Hosen und Jacken gegen echt franzoesischen Cognac. Ich war in der einmaligen Lage, diese Taetigkeit der franzoesischen Besatzungsmacht mit der der deutschen in Frankreich zu vergleichen, denn ich hatte ja beiden in gewisser Weise angehoert. Es gibt keine Verbrechen auf deutscher Seite, die man den mannigfaltigen franzoesischen zur Seite stellen koennte. Es gibt sie einfach nicht! Bei einem Vergleich kommt man zur Gegenueberstellung von Ordnungsmacht und Raeuberpack!

Der brave Buerger Rousset wird eines Tages auf einem hollaendischen Schlepp von einem Hund gebissen. Er befuerchtet Tollwut und die Angst verzerrt sein Gesicht. Wir fahren zusammen in der ganzen Umgegend herum und suchen Tollwutserum. Bis ins amerikanische Heidelberg fahren wir im franzoesischen Dienstwagen und fragen bei allen Lazaretten nach. Alles Vergebens. Ich schaue mich dabei in den altbekannten Gegenden am Neckar um. Wer sucht schon den steckbrieflich Verfolgten in Uniform auf einem franzoesischen Jeep? In Strassburg bekommt Rousset dann endlich sein Serum. Waere es wirklich Tollwut gewesen, die Injektion waere viel zu spaet gekommen. Doch ich habe eine interessante Fahrt hinter mir und konnte die Frau eines natuerlich inhaf-

tierten Freundes in Colmar kurz sprechen. Auch ihre Anschrift wurde schon nach wenigen Monaten in einen politisch bedeutenden Neuanfang von Buenos Aires aus umgesetzt. Es war das eine der damals bestehenden Bruecken hinueber in das grauenvoll unterdrueckte Elsass, und von dort aus weitete sich das Netz aus, das dann auch Paris einschliessen sollte. Heute kann man rueckschauend sagen, dass es diese zeitig aufgenommenen Verbindungen waren, die es ermoeglichten, schon 1948 von einem weltweiten unterirdischen Aufbau zu sprechen. Die Engstirnigkeit der deutschen Fuehrung war schnell ueberwunden und die "Welt der tausend Voelker" regte sich.

Mein Knie machte mir erneut Schwierigkeiten. Die Heilung nach dem Axthieb war doch nur oberflaechlich gewesen. Ich musste operiert werden und wurde bei Dr. Schubert in Narkose gelegt. Mehrere Tage nach der Operation bin ich noch nicht wieder beweglich und ich habe Gelegenheit, ueber meine Lage ein wenig nachzudenken. Manche Ansatzpunkte ergeben sich, mich zu verbessern. Einen Grosshaendler hatten wir einmal verhaftet. Tanguy hatte ihm die Hitler-Marken aus der Brieftasche gestohlen und ich kam in ein laengeres Gespraech mit ihm. Er bot mir Geld an, eine Rechtsanwaltspraxis aufzubauen. Ein anderer Kaufmann meinte, ich solle mich doch im Rahmen einer der neuen Parteien politisch betaetigen. Er koenne mir dazu finanziell behilflich sein. Ich machte mir Plaene und liess mir ueber Karl in Mannheim zwei grosse Kisten mit Buechern aus Lokstedt kommen, wertvolle Nachschlagewerke und die Ordner mit meinen Studienaufzeichnungen in Volkswirtschaft und Jura. Meinen Namen hatte ich ja aus allen Buechern schon vorher entfernt. Mein Zimmer wurde eingerichtet wie eine Studienstube, ein grosses Buecherbort besorgt, ein paar schoene Bilder gekauft, und nach und nach bekam alles ein wenig Form. Sogar eine Schreibmaschine hatte ich mir mit den Buechern kommen lassen. Ich begann, kleinere wirtschaftspolitische Aufsaetze zu verfassen, konnte sogar einen in der Wirtschaftszeitung in Stuttgart veroeffentlichen.

Doch das Schicksal hatte anderes mit mir vor. Langsam spann es seine Faeden. Eines Tages trug man patschnass ein Maedchen in unsere Dienststelle im Hafen. Die Kleine hatte einen Selbstmordversuch gemacht. Ich brachte sie wieder zum Lachen und versprach ihr, sie auch einmal zuhause in Maxdorf zu besuchen. Das war die eine der jetzt zum Zuge kommenden Komponenten.

Andererseits begaben sich Dinge, die meine immer wache Aufmerksamkeit erregten. Ich pflegte mittags in der Popotte der Gendarmerie Maritime und abends im Centre d'accueil am Bahnhof zu essen. An beiden Stellen kannte man den kleinen Kreis der franzoesischen Offiziere und Beamten schon bald. In dem franzoesischen Restaurant am Bahnhof wurden auch die Bewerber fuer die franzoesische Fremdenlegion bewirtet. Man darf daran erinnern, dass Frankreich damals einen grossen Bedarf an solchem Kanonenfutter hatte. Zu zehntausenden hatte man bereits ehemalige Waffen-SS-Soldaten und Unteroffiziere nach Indochina verfrachtet. Eines Tages sitzen so zwei junge Burschen am Nebentisch. Ich frage sie auf deutsch, warum sie denn unbedingt in die Fremdenlegion wollen, ob sie nicht doch auch in Deutschland Arbeit finden koennten. Da kommen die beiden Typen herein, die mir als Einfaenger fuer die Legion bekannt waren und mischten sich in das Gespraech, das wegen der Naivitaet meiner jungen Gegenueber nicht mehr abzubiegen war. Um ein Haar nur gelang es mir, die Kurve zu kriegen und auf ein anderes Thema ueberzugehen. Der eine von den beiden ist dann am naechsten Tag ausgekniffen, wie ich auf der Dienststelle hoerte.

In solcher Stimmung also ging es in diesen franzoesischen Treffpunkten

zu. Eines abends nun sehe ich, wie ein mir bekannter franzoesischer Geheimpolizist auf einen mir Unbekannten zugeht, sich an dessen Tisch setzt und mit ihm redet, dann aufsteht und fort geht. Gleich danach schaut der Unbekannte sich um und blickt lange und abschaetzend zu mir hinueber. Ich kaue etwas trocken an meiner Kartoffel weiter und bemuehe mich, den Unaufmerksamen zu spielen.

Ein anderes Mal fragt mich der Gendarm Wetter, auf einige Buchstaben zeigend: "Ist das arabisch?" Ich frage ihn am kommenden Tag, wer ihm denn gesagt habe, dass ich arabisch lesen koenne. Er meint, das habe er nur so dahin gesagt. Er habe nicht gewusst, dass ich arabisch koenne. Was lag daher naeher anzunehmen, dass ihm eine Personalbeschreibung von mir vorgelegen hatte, in welcher dieses von mir angegeben war. Ich selbst hatte es jedenfalls niemals erwaehnt.

Derselbe Wetter kommt einmal zu mir in die Dienststelle, als ich alleine bin. Schnell geht er wieder hinaus in einen anderen Raum. Will er nicht mit mir alleine angetroffen werden? Will er etwaigen direkten Fragen von mir aus dem Wege gehen?

Das Fraeulein von der Sureté gruesst mich auf dem taeglichen Nachhausweg auf einmal nur ganz kurz und kuehl wieder.

Rehberg von der gleichen Sureté, den ich auf der Strasse anspreche, ist von diesem rencontre deutlich aeusserst peinlich beruehrt. Ich frage ihn, um nur etwas zu sagen, in welche Zimmernummer ich die Proces verbaux fuer den Commissaire du Gouvernement zu schicken habe. Er antwortet verwirrt: 'Wie habe ich das zu verstehen?", denkt also laut.

Das genuegt mir und ich lasse einen Koffer mit Buechern, darin auch mein Briefmarkenalbum, zum Bahnhof in Mannheim zurueckgehen und Karl sendet ihn nach Bahrenfeld weiter. Als ich den Koffer am Sonnabend am Bahnhof in Ludwigshafen weiterbefoerderte, stand ein alter Mann neben mir und interessierte sich sehr fuer meine Worte.

Und dann geht es auf einmal sehr schnell: Ich komme an einem Montag morgen, es ist Anfang September 1947, um 7 Uhr 15 mit der Rhein-Haardt-Bahn von Hanna aus Maxdorf zurueck, eine grosse Tasche voller Tomaten bei mir. Ich ziehe gerade mein Sonntagszeug aus und ziehe meine Khakiuniform an. als es klingelt. Mein Zimmer ist ebenerdig und gerade neben der Wohnungstuer gelegen. Der deutsche Strompolizist Wiesner steht draussen und bestellt mir, ich moechte sofort zur Dienststelle hinunterkommen, es waere wieder Tabak beschlagnahmt worden. Ich frage, wer ihn denn auf seinem Buero angerufen haette, und er antwortet: "Levy, der neue Gendarm, der fuer Schneider gekommen ist". "Bitte rufen Sie ihn gleich an und sagen Sie ihm, ich waere in einer Viertelstunde unten", antworte ich und schliesse die Tuer. Und denke nach: Ich bin immer puenktlich morgens um 8 Uhr im Dienst gewesen. Ich waere auch heute um acht Uhr dort erschienen. Es war etwa zwanzig Minuten vor acht, also gar kein Grund, mich anzurufen. Levy war ein juedischer Gendarm, mit dem ich in den letzten Tagen verschiedentlich lange Unterhaltungen gehabt hatte. Es waren sehr offene politische Gespraeche gewesen und Levy war mir vertrauenerweckend sympathisch geworden. Vielleicht ich auch ihm. Und noch etwas: Was sollte es morgens um halb acht Uhr fuer Beschlagnahmen geben? Das sah alles danach aus, als wollte man mich festnehmen - und als wollte Monsieur Levy mich auf diese Art warnen.

Blitzschnell gingen alle diese Ueberlegungen. Ich zur Tuer hinaus und in eine Strassenbahn, die zum Bahnhof faehrt, Handschellenschluessel in der Tasche. Ich stehe vorne auf der Plattform und kann in der grossen Kurve auf

dem Platz vor dem Bahnhof zur Dienststelle am Kai hinuebersehen. Die Tueren sind geschlossen, kein Mensch weit und breit zu sehen, insbesondere keine Personen, denen etwas beschlagnahmt wurde. Ich bleibe in der Bahn und fahre wieder zurueck. Beinahe im Laufschritt in die Wohnung und eine Aktenmappe mit dem Wichtigsten gepackt. Dann zu Frau Wilde in die Kueche: "Ich muss sofort gehen. Bitte versuchen Sie, meine Sachen vor den Franzosen zu verstecken." "Ja. Und die Miete?" Ich lege der Frau schnell noch vierzig Mark hin und bin schon zur Tuer hinaus. Ausser der schwarzen ledernen Aktenmappe, die ich seinerzeit im franzoesischen Compiegne gekauft (ja, gekauft!) hatte, noch einen Tommyanzug unter dem Arm. Ich ueberquere den freien Platz gegenueber dem Hause und warte in einem Hauseingang auf die Strassenbahn, die aus der Stadt hinausfaehrt. Gerade, als ich in die Linie 9 einsteige, faehrt ein Jeep bei meiner Wohnung dort drueben vor und Gendarmen stuermen das Haus.

In Rheingoenheim steige ich aus und gehe in ein Gartenhaeuschen. Ich erzaehle der Frau, was los ist, und ob sie ihren Jungen wohl mit dem Fahrrad hineinschicken koenne, mir noch einige Sachen nachzuholen. Insbesondere erwaehne ich meinen Hosentraeger (in welchen ich mein Goldstueck eingenaeht hatte) und mein bei Sibenik vor der Brust zerschossenes Fernglas, das als Talisman und Erinnerungsstueck am Fensterkreuz hing. Der Junge kommt nach einer halben Stunde zurueck und berichtet, dass das ganze Haus umstellt sei und dass es daher unmoeglich war, hineinzugehen. Ich gebe ihm zehn Mark und mache mich auf den Fussmarsch Richtung Otterndorf.
Deshalb nach Otterndorf, weil gerade eine Woche vorher der Buergermeister von Otterndorf bei mir auf der Dienststelle gewesen war und ich hatte ihm mit einem Schifferpass geholfen, dem Dorf einen sehr wichtigen Ersatzteil fuer eine Erntemaschine drueben im amerikanischen Mannheim zu beschaffen. Ueber die Felder ging es zunaechst nach Neuhofen, wo der mir sehr gut bekannte und befreundete Dolmetscher Mohr der Strompolizei wohnte, ein gutmuetiger Herr, dem ich aber denn doch lieber jetzt nicht in die Arme laufen wollte. Wie leicht konnte er seinem Vorgesetzten, dem ebenso netten Hauptmann Konrad "ganz vertraulich" berichten, wo er mich getroffen, und der schon ein ganz klein wenig senile Konrad haette dann wieder jemandem "ganz im Vertrauen" und "voller Sorge" berichtet, was er wusste, und schon schlugen mich die Haescher in Banden. Im Jeep waren sie etwas schneller wie auf Schusters Rappen.

Beim Buergermeister in Otterndorf ass ich zu mittag. Es war eine herrliche Wanderung gewesen. Nur immer wieder mal sich umsehen, ob auch kein Militaerfahrzeug an dem gottseidank hier recht weiten Horizont auftauchte. Der Buergermeister fuhr mich dann auch mit einem Leiterwagen bis auf eine Wiese im Auwald direkt am Rhein. Waehrend er auf dem Felde arbeitete, erkundete ich die Uebersetzmoeglichkeiten. Kaeme ich nicht hinueber, so sollte ich vorerst in seinem Hause versteckt bleiben, bis sich eine Loesung fand. Zunaechst ging ich zu einer nahegelegenen alten Gastwirtschaft und erbat mir leihweise eine Tuer. Der Mann riet mir ab, die Stroemung sei viel zu schnell hier unten, als dass ich schwimmend auf einer Tuer gut hinueberkommen koenne. In der weiteren Unterhaltung gab ich mich als Soldat aus, der aus Frankreich gefluechtet sei und nach Heidelberg nach Hause wolle. Der Gastwirt sagte mir, dass die Faehre, die es hier gab, keine Telefonverbindung mit Lufwigshafen haette. Die Polizisten an der Faehre konnten also von meiner Flucht noch nichts wissen. Das war wichtig fuer den Fall, dass ich unter ihnen einem bekannten Gesicht begegnen wuerde. Ich muesste

eine Inspektion im Dienst vortaeuschen. Mein Gespraechspartner meinte, ich solle doch einfach zur Faehre gehen, er wuesse, dass man schon verschiedentlich solche Fluechtlinge einfach hinuebergelassen habe, wenn keine Franzosen in der Naehe waren. Diese kaemen immer mit einem Motorboot, um zu inspizieren. Ich dankte ihm fuer die Auskuenfte und ging zu dem Buergermeister zurueck. Dieser hatte noch den Schifferpass bei sich, den ich ihm neulich geliehen hatte. Auf so einem Pass war natuerlich auch ein Foto. Dieses war im konkreten Fall ein alter Mann mit Vollbart. Ich trug damals ueberhaupt keinen Bart und alt war ich kaum zu nennen. Schlechter konnte das Foto also nicht zu mir passen. Ich steckte den Pass in ein Etui aus Cellophan und auf die Rueckseite, wo man das Foto sehen sollte, kam ein alter Kalender, den ich in der Tasche hatte. Ich ging zurueck zu dem Besitzer der noch nicht ausgehakten Tuer. Er berichtete, dass inzwischen ein Mann bei ihm gewesen sei, den er als Geheimpolizist von der andern Seite kenne. Er habe diesem von mir erzaehlt und daraufhin habe der Mann gesagt, ich solle nur ueber die Faere kommen. Drueben wuerde ich dann vernommen und nach Hause geschickt werden. Das war zunaechst ein Schritt weiter. Erst einmal den Rhein hinter mir, wue rde man schon weitersehen, So ging ich also auf die Faehre zu. Ich zeigte meinen Pass vor und der franzoesischdeutsche Polizist machte ein Zeichen ueber den Strom und der Mann drueben liess mich dann ebenso unbehelligt passieren. Doch dazwischen lag die Ueberfahrt. Sie dauerte vielleicht zwei Minuten. Fuer mich aber waren es Stunden, waehrend denen ich den Strom auf und ab schaute, ob nicht gerade jetzt ein Motorboot auftauchte. Als ich drueben meinen Fuss an Land setzte, startete vor mir ein Radfahrer. Es war wohl derjenige, der mich an jener amerikanischdeutschen Dienststelle ankuendigte, die dort zustaendigerweise stehen musste, wo dieser Weg aus den Niederungen des Altrheins auf festes Land kam. Doch die Leute dort sollten doch lieber umsonst auf mich warten. Ich schlug mich so bald und so schnell wie moeglich seitwaerts in die Gemuesegärten. Kein Baum, kein hoher Busch, nur niedrige Pflanzen weit und breit. Da sehe ich einen Lastkraftwagen in der Ferne auf mich zukommen, mit jenen schwarzgekleideten Polen darauf, die ich so gut leiden konnte. Ich werfe mich der Laenge nach hin. Als ich wieder aufstehe, ist der Wagen laengst in anderer Richtung davon. Die Asphaltbahn machte vor mir eine Kurve, die ich vorher nicht gesehen hatte. Jenseits jener Strasse kommen Waelder. Ich lege mich in den Forst und versuche, etwas zu schlafen. Die Muecken erlauben es jedoch nicht. So ziehe ich weiter nach Schwetzingen hinein. Dort steige ich in die Strassenbahn und fahre mitten ins Zentrum von Heidelberg. So bin ich wieder einmal an einem Ort, wo mich drueben in Ludwigshafen wohl kaum jemand jetzt vermutet. Ich treffe einen Freund aus meinen Besuchen in der Gegend vor einigen Monaten. Er erzaehlt mir von einem Buero des amerikanischen Geheimdienstes auf dem andern Neckarufer. Er weiss, dass nachmittags dort niemand mehr Dienst tut. Hohe Mauern umschliessen es. Die rueckseitige Wand liegt in einer menschenleeren Gasse. Wir besorgen ein Gefaess von zehn Litern, fuellen es mit Benzin und klettern dort ueber die Mauer. Wir druecken drinnen auf dem Hof ein Fenster ein und giessen das Benzin ueber die Papiere. Dann zuenden wir den Kram an und klettern wieder zurueck. Waehrend bald schon Rauch aufsteigt, besteigen wir die Bahn hinaus nach Handschuheim. Vor dem dortigen Bahnhof geht es zu Fuss weiter in ein schon frueher einmal benutztes Quartier. Es ist noch gar nicht besonders spaet, als ich dort ankomme. Die Couch ist schnell gemacht und nach einem guten Abendessen, bei dem der benachbarte Pfarrer mittut, wird die Radiomeldung kommentiert, wonach es in Heidelberg zu einem Brand gekommen sei.

Der Entschluss lautet: Angesichts der Tatsache, dass in allen drei Besatzungszonen ein ordnungsgemaesses Leben selbst unter falschem Namen nicht moeglich ist, wird das Deutsche Reich verlassen. Da in diesem letzten Fall eine Unvorsichtigkeit ausgeschlossen ist, kann die Ursache der feindlichen Feststellungen nur in den Fingerabdruecken liegen, die ich in Kreuznach abgeben musste. Doch, vor meinem endgueltigen Abschied zu anderen Ufern werden noch einmal alle wichtigeren Verwandte, Freunde und Bekannte besucht, um alle privaten Angelegenheiten muendlich in Ordnung zu bringen.

Heinz, bei dem ich jetzt wohne, begibt sich zu Karl in Mannheim, um ihm die neue Lage mitzuteilen. Inzwischen fahre ich nach Neckarsgerach und uebernachte dort im Gruenen Baum zur Abwechslung unter dem seltenen Namen Mueller. Der Abstecher ist notwendig, da ich diese zwei Tage nicht von Heinz ernaehrt werden kann. Nach meiner Rueckkehr an die Bergstrasse treffe ich mich mit Karl, der mir wieder meinen alten Ausweis auf Behrens uebergibt, sodass ich jetzt wieder im Besitz meiner beiden Identitaetskarten bin. Er bestaetigt mir, dass er meine Kiste vom Bahnhof in Mannheim bereits nach Hamburg weitergeleitet hat. Sodann fahre ich nach Frankfurt und besuche meine letzten Wirtsleute, die ich so schnoede ploetzlich verlassen musste, als die Polen abends an dem Hause vorueberzogen. Meine Braut sehe ich nicht, da der Vater abraet, sich an einen solchen "Zigeuner" zu binden. Ich wohne bei einer Frau Binder, bei der ich schon frueher einmal uebernachtet hatte. Als Entgelt kann ich ihr einen Arm voll Obst geben. Gerade, als ich die Wohnung verlassen will, kommt der Untermieter ein Herr Krüztzfeld, zu mir: "Beeilen Sie sich, Frau Binder hat die Polizei benachrichtigt" fluestert er mir zu und verschwindet wieder in seinem Zimmer. Ich stecke mir noch schnell einige von meinen Aepfeln in der Kueche wieder in die Tasche und eile um die Hausecke herum.

Sodann geht es mit der Bahn in die Britische Zone nach Hamburg. Meinen Bruder treffe ich in Lokstedt und bekomme von ihm ein schoenes Jackett geschenkt. Er berichtet: Die Kiste ist gut in Bahrenfeld angekommen, doch schon am Tage darauf steht ein Aufpasser, deutlich und auffaellig an einen gegenueberstehenden Baum gelehnt und beobachtet das Gartenhaus. Das geht drei Tage sehr auffaellig so. Inzwischen ist die Kiste laengst weiterbefoerdert worden (und ging dann eines Tages ungeoeffnet ab nach Buenos Aires). Da kommt die deutsche Polizei. Anstaendiger konnten sie ihren Besuch nicht vorbereiten. Der Offizier wusste genau, dass er nichts mehr zu durchsuchen brauchte. Er trank eine Tasse guten Kaffee und man verabschiedete sich freundlichst.

Dann geht es per Anhalter (in Argentinien sagt man dazu: a dedo) weiter ueber Neumuenster nach Rickling. In Neumuenster treffe ich auf dem Bahnhof meinen Neffen Rolf. Es ist ein wirklich ganz zufaelliges Zusammentreffen. Wir fahren gemeinsam nach Rickling weiter und machen uns den Scherz, der Familie zu erzaehlen, dass wir schon vor einem halben Jahr dieses Zusammentreffen auf die Minute genau ausgemacht haetten, und alle staunen ueber unsere grosse Puenktlichkeit trotz solcher wuester Zeiten.

Auch mein Onkel Franz ist auf dem Wege, wieder nach Kiel umzuziehen. Onkel Paul, der Vater von Rolf, ist dort schon wieder im Amt als Quaestor der Universitaet. Er wohnt in der alten Sternwarte, und - welche Ueberraschung fuer mich - auch meine Grossmutter ist jetzt dort. Sie ist von der daenischen Grenze gekommen. Es war ihr wie eine Ahnung, dass ich auf lange und weit weggehen wuerde und sie wollte mir noch einmal "Auf Wiedersehen" sagen. Fuer die viele Muehe schenke ich meinem Onkel meinen Globus und ein paar ihn interessierende Buecher.

Von Kiel ging es wieder zurueck nach Lokstedt. Solange diese Quartiere nicht "verbrannt" waren, benutzte ich die gleichen wieder und liess die anderen Moeglichkeiten in Reserve, obwohl deren Eigentuemer murrten und sich ob solcher Vernachlaessigung beleidigt fuehlten. Mein Bruder erwartete mich dort und teilte mir mit, dass es seinen Leuten nicht moeglich gewesen war, in der Kuerze der Zeit nochmals einen Entlassungsschein zu beschaffen. So musste ich also mit den vorhandenen Papieren auskommen. Vor allem hatte ich eine ganze Reihe von franzoesischen Blanko-Ausweisen bei mir, die ich vorsorglich selbst in Ludwigshafen mit den Stempeln auf meinem Tisch angefertigt hatte. Bei giessendem Regen verabschiedete ich mich von meinem Bruder "endgueltig" vor dem Sternschanzenbahnhof und fuhr mit einem Vorortszug nach Harburg hinueber. In einem Bunker uebernachtete ich bei Freunden, liess mir dort noch schnell die Haare schneiden, denn sauberes Aussehen war immer Vorbedingung in meiner Lage. Am naechsten Morgen fuhr ich dann von Harburg aus mit dem D-Zug erneut nach Frankfurt am Main. Meine letzten Quartiersleute hatten dort inzwischen auf meine Bitte hin einige Erkundungen eingezogen. So hatte der Hausherr einfach ganz unschuldig bei der Polizei angefragt, ob man nicht wuesste, wo ich geblieben sei. Jetzt setzte ich mich ins Nachbarhaus waehrend er noch einmal telefonierte. Die Antwort lautete: "Die Fahndung gegen Behrens ist bereits eingeleitet". Das war also klar genug. Spaeter hat die deutsche Polizei mir gegenueber die Behauptung mit Entruestung zurueckgewiesen, "sie habe Buetteldienste fuer die Alliierten geleistet". SIE LEISTET SOLCHE NOCH HEUTE!

Dann treffe ich mich noch einmal mit meiner ehemaligen Braut und verabschiede mich von ihr. Von der kleinen Station Louisa aus nehme ich den Zug weiter nach Darmstadt.

Denn hier moechte ich auch noch einen Abschiedsbesuch machen. Hier in der Naehe wohnt naemlich die Tochter jenes befreundeten Ehepaares, bei dem ich nach der Flucht aus Sandbostel in Othmarschen erstmalig angelaufen war. Sie ist mit einem Hollaender verheiratet. Ich hatte mit ihr zusammen in Hamburg Sprachen studiert. Bei meinem Eintreten faellt mein Blick auf ein Bild, das ich ihr zur Hochzeit geschenkt hatte. Ich hatte das schon laengst wieder vergessen. Beim Abschied verspreche ich, so bald wie moeglich von mir hoeren zu lassen, und insbesondere sie wissen zu lassen, dass ich gluecklich den besetzten Boden des Reiches verlassen hatte. Wir ahnten damals nicht, dass dieser Gruss fast dramatische Formen annehmen sollte.

Weiter geht die Fahrt ins nahe Mannheim. In einem Park schreibe ich dort auf einer Bank Abschiedsbriefe an eine Reihe von Freunden drueben in Ludwigshafen. Mich aergert es noch heute, dass ich dann meinen Fuellfederhalter auf der Bank liegen liess. Die gesamte Post uebergab ich einem Kinderfraeulein auf der naechsten Bank mit der Bitte, sie bald aufzugeben. Mein Weg fuehrt zur naechsten Haltestelle der Strasseneisenbahn, die von Mannheim nach Heidelberg faehrt. Die Bahn ist voll besetzt und auch ich finde nur noch Platz auf dem Trittbrett. Gerade wollen wir abfahren, als ein Ueberfallwagen angesaust kommt. Die Polizisten springen ab und geradeswegs auf mich zu. Und schon hoert man sie bruellen: "Die Fahrt auf den Trittbrettern ist verboten", und wir draengeln uns in den Wagen hinein. Mein Herz schlaegt mir ganz unnoetigerweise bis an den Hals. Ein Mann neben mir sagt erklaerend: Die kleinen Radiopolizeistreifenwagen haben unser Gedraengel gesehen und da haben sie per Radio das Ueberfallkommando herbeigerufen.

Von Heidelberg fahre ich erneut zu Heinz. Dort finde ich einen Brief von Karl vor, wonach es nichts Neues an der Mannheimer Front gibt. Er hat noch nach Ludwigshafen kommen koennen, um meine dortigen Sachen bei Wildes

sicher zu stellen. Dann schreibe ich Bruno ein paar Zeilen ueber den normalverlaufenden Stand der Dinge.

Am 13. September nehme ich den Zug nach Muenchen. Ich war noch niemals in meinem Leben in Bayern. Es wird aber Zeit, dass ich mich an die Grenze begebe, denn wenn erst einmal der Schnee kommt, dann wird der Grenzuebergang ueber die Alpen schwieriger. Und vor allem, ich muss ja zweimal ueber die hohen Paesse, einmal noch im Sueden nach Italien hinein. Mein Weg soll ueber Oestereich fuehren, da ich dort eine Reihe von Stuetzpunkten fuer den Notfall haette, und zum andern hat man erfahren, dass die Schweiz ihre Neutralitaet voellig aufgegeben hat und sich nicht schaemt, gegen Zahlung eines Kopfgeldes von 100 Dollar deutsche Fluechtlinge an die Alliierten auszuliefern.

In Muenchen gehe ich in ein Hotel am Bahnhof und bitte um die Erlaubnis, mich rasieren zu duerfen. Dann fahre ich weiter mit dem Zug nach Bad Reichenhall. Ich erkundige mich nach der dortigen Wohnung meines Mitgefangenen Elster und uebernachte in deren Naehe im Walde. Am Morgen gehe ich zu jenem frei im Gelaende in der Naehe der Strasse zur Salzach liegenden Gebaeude und klopfe an. Frau Elster oeffnet mir. Beim Fruehstueck erfahre ich, dass ihr Mann im Krankenhaus in Berchtesgaden krank daniederliegt und sie daher alleine nichts unternehmen koenne, um ueber die nahe Grenze zu kommen. Ich gewinne ueberdies den Eindruck, dass diese Grenzecke stark bewacht ist und aendere meine Plaene. Mit dem Zug fahre ich nach Muenchen zurueck und gleich wieder weiter nach Oberstdorf. Spaet abends kommt der Zug dort an. In der spaerlich erleuchteten Bahnhofshalle sieht man viele amerikanische Uniformen. Ich gehe schnell hindurch und weiter durch den kleinen Ort, als wuesste ich hier gut Bescheid und genau, wohin ich muesste. Weiter draussen klettere ich ueber einen Zaun und lege mich in einem Waldstueck schlafen. Mitten in der Nacht spuere ich etwas an dem Rucksack unter meinem Kopf. Als ich mich aufrichte, huepft ein neugieriges Reh davon. Im Daemmerlicht sehe ich noch mehrere Rehe in der Naehe aesen.

Meine Wanderung beginnt frueh am Morgen. Ich habe nur eine sehr ungenuegende Karte. Es ist ein Ausschnitt aus der Karte "Mittleres Sueddeutschland" im Massstab 1: 750.000 aus Andrees Handatlas aus dem Jahre 1937. Ich hatte es mir in Lokstedt herausgeschnitten und konnte dann viel spaeter das fehlende Stueck wieder in den Atlas einkleben. Die Flickarbeit erinnert mich noch heute an den praktischen Wert eines Handatlasses. Hauptsaechlich richte ich mich nach der Sonne und den Bergen. Es muss immer hoeher gehen und immer weiter nach Sueden. Gegen Mittag komme ich nach Einoedsbach. Zu meinem Leidwesen gelten hier meine Lebensmittelkarten nicht, doch bekomme ich trotzdem gut, ja sehr gut zu essen in dem voellig ueberfuellten Restaurant mit der herrlichen Aussicht. Hier scheint so eine Art Schlaraffenland zu sein, am Rande des ausgehungerten Deutschland. Es scheint als wimmle der Ort von Kennern dieser Lage, die sich hier gut durchschlagen. Amerikaner sehe ich hier oben nicht mehr.

Der Pfad steigt jetzt deutlich an und ich komme durch tiefe Waelder. Es geht auf den Biberkopf hinauf. Dann wird der Wald lichter und ich trete auf eine baumlose Hochflaeche hinaus. Oben sehe ich ein Gebaeude, eine Art Schutzhuette stehen. Im Hin und Her windet der Weg sich dorthin hinauf. Kein Mensch weit und breit. Schon laengst habe ich die letzte menschliche Behausung hinter mir gelassen. Rund herum hohe schneebedeckte Bergspitzen, im ganzen Umkreis, denn wir sind schon weit hineingedrungen in die Alpenkette. Oben, neben der Huette, steht ein Grenzstein. Ich bin also bereits auf oesterreichischem Boden. Als ich gerade die Tuer aufklinken will, tritt ein junger Bursche heraus und stutzt vor mir genau so wie ich vor ihm. Dann erkennen

wir im gleichen Augenblick, dass wir voreinander nichts zu fuerchten haben. In der Huette stellen wir uns vor. Er heisst Gerd Kleiss und ist der Sohn eines bekannten oesterreichischen Schriftstellers. Er ist auf dem Wege zurueck nach Hause unten am Arlbergtunnel, nachdem er seine Schwester illegal ueber die neuerrichtete Grenze zur Bahn nach Oberstdorf gebracht hatte. Als ich ihm sage, dass ich dem Regiment Brandenburg angehoert haette, sagt er mir, dass wir noch heute abend bei einem Regimentskameraden von mir uebernachten werden.

Sie werden erinnern, dass ich bei Darmstadt meiner Studienfreundin versprochen hatte, ihr Nachricht zukommen zu lassen, wenn ich die Grenze des Reiches erfolgreich ueberschreite. So nahm ich jetzt die eine meiner beiden Kennkarten (es war die "englische") und schrieb ein paar Zeilen dazu: "Ich bitte denjenigen deutschen Grenzpolizisten, der diesen Ausweis findet, ihn an .....zum Zeichen zu senden, dass es mir gelungen ist, das Reich zu verlassen. In der Hoffnung, dass Sie mir, Unbekannter, diesen Dienst erweisen werden, bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet". Nach Jahren erfuhr ich, dass die Amerikaner kurz darauf die Wohnung jener Frau "durchsuchten". Das will sagen, sie kehrten darin alles um und um, zerstoerten Mobiliar und poebelten und ruepelten die Bewohner in der widerwaertigsten Weise an und befragten sie nach mir. Zum besseren Verstaendnis muss ich hinzufuegen, dass es sich bei der derart geschaedigten und belaestigten hoellaendischen Familie um Menschen handelte, die man ohne Umschweife als schärfste Gegner des Nationalsozialismus kannte. Die Empoerung, als sich diese amerikanische Unverschaemtheit herumsprach, war sowohl in Darmstadt wie in Hamburg entsprechend.

Noch einige Minuten in der Berghuette, dann beginnen Gerd und ich den Abstieg nach Oesterreich hinein. Fuer mich geschieht es mit sehr gemischten Gefuehlen. In allen Farben schillern die jetzt moeglichen Dinge. Es ist schon dunkel, als wir uns Warth naehern. Aus einem Hause, dessen Tuer weit offen steht, faellt ein breiter Lichtschein auf den Weg. Gerd warnt: "Das ist das Zollhaus. Wir muessen aufpassen. Ich gehe zuerst vorueber und winke Dir, wenn die Luft rein ist". So geschieht es. Im Durchschreiten des hellen Flecks schaut er nach rechts in das Haus hinein. Als auch ich wieder auf der andern Seite im Dunkeln bin, sagt er mir: "Da drinnen sass ein Beamter und las in der Zeitung". Wenn er aufgeschaut haette, haetten wir halt laufen muessen. Wir uebernachten sodann in der Schule und ich frische mit meinem Regimentskameraden Kriegserlebnisse auf.

Mein naechstes Standquartier soll St. Anton am Arlberg sein, bei Vater Kleiss. Doch es ist nicht leicht, dorthin zu kommen. Die Wanderung in den Bergen ist etwas anders als in der Ebene. Es ist wenig, fast gar kein Verkehr, und alles benutzt die gleichen Wege entlang der Flusslaeufe, und die gleichen verfuegbaren Verkehrsmittel. Ich befinde mich in der franzoesischen Besatzungszone. So lege ich mir eine entsprechende Legende zurecht: Bin im Dienst einer franzoesischen Einheit in Ludwigshafen und von dieser auf Urlaub geschickt worden. Die entsprechenden Papiere fuelle ich mir aus, alles mit der schon vorhandenen Unterschrift des chauvinistischen Tanguy.

Zunaechst geht es zu Fuss bis Lech. Immer an einem Wildbach entlang auf einer guten Strasse. Kaum jemand begegnet mir, Fahrzeuge schon gar nicht. In Lech steht auf einer Art Marktplatz der Omnibus, der mich nach Langen bringen soll. Schrecklich lange wartet der Bus mitten im Zentrum dieses kleinen Orts und ich sitze darin wie auf dem Praesentierteller. Draussen geht inzwischen alles vorbei, was im Ort einen Namen hat, insbesondere die gesamte Gendarmerie. Sie besteht aus fuenf Mann, versammelt sich aus-

gerechnet vor dem Omnibus, um einen Kameraden zu verabschieden.
In Langen kaufe ich eine Fahrkarte fuer die Eisenbahnfahrt durch den Arlbergtunnel, denn auf der andern Seite liegt St. Anton. Waehrend ich auf den Zug warte, merke ich, dass ich als einziger Reisender auffalle. Doch, was soll ich die naechsten fuenf Stunden tun? Ich gehe in die Post, ich gehe in ein Restaurant, ueberall bin ich der einzige Fremde. Ich gehe auf den Bahnhof und steige in das Bremserhaeuschen eines wartenden Wagens und lege mich hin zum schlafen. Mein Zug kommt erst nach Dunkelwerden. So kann ich unbemerkt umsteigen. Dann donnert der Zug mit mir durch den Tunnel. Ich stehe und schaue mir meine neugebackenen Wiederoesterreicher an.

Gerd hatte mir genau beschrieben, wo das Haus seiner Eltern lag. So brauchte ich am Bahnhof niemanden zu fragen und konnte gleich in die richtige Richtung gehen. In dem schoenen, eindrucksvollen mit Holzverzierungen reich geschmueckten Haus wurde ich aufs herzlichste aufgenommen. In aller Ruhe konnte ich meine weitere Fluchtrichtung festlegen. In Frage kam nach der geographischen Lage der Dinge eigentlich nur der Reschen-Scheidegg-Pass. Doch wusste natuerlich niemand, wie die Kontrollen dort jetzt waren. Da ich mir von meinem Grossonkel in Wien inzwischen mein Geld kommen lassen wollte, vereinbarten wir, dass ich zunaechst einmal ihm und noch einigen anderen Freunden in Oesterreich von meinem Eintreffen schrieb, und inzwischen eine erste Erkundungsfahrt an die Grenze nach Italien machte.

Nach wenigen Tagen fuhr ich so weiter mit der Bahn bis Landeck. In Unkenntnis der Dinge stieg ich in Landeck selbst aus. Doch das war die Hauptgarnisonsstadt der Franzosen und es waere auch beinahe schief gegangen, denn im Bahnhof selbst war franzoesische Streife und man musterte mich mit langen Blicken, die ich deutlich auf der wenn auch abgebruehten Haut spuerte. Ich ging zum Pfarrer, um ihn zu fragen, wie ich nach Suedtirol weiterkaeme. Er schickte mich zunaechst zu Frau Dr. L. im Hotel St., denn diese, so versicherte er mir, habe verwandschaftliche Beziehungen nach "drinnen" (denn so nannte man dort ueberall den italienisch besetzten Teil Tirols). Von der hilfsbereiten und liebenswuerdigen, sehr gut unterrichteten Dame bekam ich zunaechst einmal ein ordentliches Mittagessen und blieb denn auch ueber Nacht dort. In meiner Freizeit verwandelte ich meine Identitaetskarte B A Y E R in M A L E R, indem ich lediglich zwei Buchstaben umaenderte. Es hoerte sich gleich ganz anders an und sah auch ganz anders aus. Dort also zu jenem Augenblick wurde Hans Maler geboren, der spaetere Juan Maler. Zu meinem seelischen Unbehagen muss ich gestehen, dass ich meinen zweiten Geburtsort niemals wieder besucht habe.

Auch Karten vom Grenzgebiet bekam ich dort in die Haende und ich praegte mir alles Notwendige ein. Zu Fuss ging ich zunaechst einmal weiter nach Ladis, unterbrach dort den Marsch mit zwei Uebernachtungen. Dann traf ich eines mittags in Prutz ein. Das war der letzte groessere Ort auf oesterreichischer Seite. Ein schmaler Weg fuehrte hinter die suedwestliche Haeuserzeile und ich folgte ihm weiter abseits in die Berge hinauf nach Hochgallnig. Drei Tage blieb ich dort, betreut von dem aufrechten und mutigen Pfarrer des Ortes. Hier stellte ich meine weiteren Erkundungen fuer den eigentlichen Grenzuebertritt an. Nachdem diese so weit fortgeschritten waren, wie es die Umstaende erlaubten, fuhr ich in einem privaten Lastkraftwagen wieder zurueck bis kurz vor Landeck. Jetzt, da ich den Weg kannte, wusste ich, wie ich zu gehen hatte, um Kontrollen zu vermeiden. So fuhr ich jetzt nicht bis nach Landeck hinein, sondern querte kurz vorher den Inn und bestieg die Bahn nach St. Anton in dem kleinen Oertchen Plans an der Sanna.

Bei Kleissens war inzwischen Post aus Wien mit Geld und Buechern einge-

troffen. Auch andere Briefe, die kamen, konnte ich hier schoen ordentlich mit Schreibmaschine erledigen. Zigeunerdasein mit Schreibmaschine. Nicht nur Herr Kleiss erschien dann spaeter als Autor im "Weg". Auch andere damals brach liegende Kraefte fanden nach diesem, meinem Zwischenaufenthalt in Oesterreich wieder Anschluss an die Geschichte. Die Adressen blieben einstweilen alle in St. Anton und wurden mir erst spaeter nach Argentinien nachgesandt. So liefen sie kein Risiko der Beschlagnahme in Italien. Dass Argentinien das endgueltige Ziel sein wuerde, wussten wir damals allerdings noch nicht.

Und dann ging es hochgemuten Herzens wieder hinaus, "ins Land, wo die Zitronen bluehn", wie jemand lachend zwischen die nicht ganz unbesorgten Blicke warf.

Wieder ging es mit der Bahn bis Plans. Es hatte Regenwetter eingesetzt. Das war einerseits angenehm, denn bei solchem Wetter waren die Grenzer nicht besonders darauf erpicht, im Freien auf Menschenjagd zu gehen. Mit einem Lastkraftwagen fuhr ich innaufwaerts an den mir schon bekannten Orten vorbei bis nach Toesenz. Eine sehr gute Karte half mir jetzt, ueber den Tschai ging es in eine tiefe Schlucht, in der ich mich dann dennoch verlief. So kam ich spaeter als berechnet in die hoeheren Regionen. Unterwegs begegnete ich auf Sichtweite Trupps von oesterreichischen Polizisten, die dabei waren, sich ihr Holz fuer den Winter zu faellen. Ich winkte ihnen laut gruessend zu und sie jodelten zurueck. Dann kam ich an ein Foersterhaus. Ich mied den direkt an der Eingangstuer vorbeifuehrenden Weg und ging hinter dem Haus herum, kam dabei auf einem Steilhang ins Trudeln, mit mir mein Rucksack und meine Aktentasche und aus ihr heraus rollte ein Gefaess mit Honig aus St. Anton. Ich musste es in Scherben zuruecklassen. Doch alles andere fand sich am Ende des Hanges gluecklich wieder ein. Kurz vor dem Dunkelwerden hoere ich Holzfaeller an der Arbeit. Sie stehen ueber mir im Walde. Ich lasse meinen Rucksack versteckt neben dem Pfad zurueck und kraxele zu ihnen hinauf. Sie empfangen mich sehr kuehl und zurueckhaltend und beobachten mich. Erst nach einigen erklaerenden Worten meinerseits erfahre ich den Grund: Vor wenigen Tagen ist ein Massenmoerder in Innsbruck ausgebrochen, und sie hatten gemeint, diesen Herrn jetzt vor sich zu haben. Nach Beseitigung dieses Missverstaendnisses erfahre ich, dass einer der beiden als Oberleutnant in Saloniki gewesen war und jetzt hier sein Leben als Holzfaeller fristet. Dieses Zusammentreffen mit einem Kriegskameraden scheint mir Grund genug, meinen Rucksack zu holen. Da drinnen habe ich naemlich noch eine Flasche weissen Wermuths. Eigentlich wollte ich ihn oben an der Grenze austrinken, doch in Gesellschaft mundet so etwas doch viel besser. Und welche Geschichte hat diese Flasche schon hinter sich! Aufgestoebert in Gostivar in Albanien in einem italienischen Depot., von einem Mann meiner Einheit nach Hamburg gebracht, von dort wegen der Bomben nach Suederbrarup ausgelagert, dort mit Fahrrad von mir abgeholt und nach Uetersen gebracht. Von dort weiter nach Lokstedt und dann ueber Frankfurt, Darmstadt, Muenchen, Oberstdorf und St. Anton weiter bis an die italienische Grenze, genau gesagt von der Etsch bis an den Belt in umgekehrter Fahrtrichtung.

Meine neuen Freunde beschreiben mir, wo ich im Walde eine Huette zum Uebernachten finde und erklaeren mir, wie ich morgen den Weg fortsetzen muss, vor allem, wo sich auf dieser Seite das Grenzerhaus befindet. Auch nennen sie mir einen deutschen Bauern auf der italienischen Seite, bei dem ich getrost anlaufen koenne.

Weisungsgemaess geht es sehr frueh los, mitten im Morgennebel. Immer niedriger wird das Gehoelz, aber auch immer undurchdringlicher. Ein brei-

tes Muldental ist es, dem ich jetzt auf halbem Hang folge. Drueben auf dem linken Hang erkenne ich das Holzhaus der oesterreichischen Grenzpolizei. Der Schornstein raucht, doch niemand ruehrt sich. Ich druecke mich durch das Unterholz auf der anderen Talwand daran vorbei. Dann verschwindet auch dieses Strauchwerk und der Pfad fuehrt ueber magere Wiesen an rauschenden Baechen entlang aufwaerts. Kaeme mir jetzt eine Grenzpatrouille entgegen, so koennte ich kaum sagen, ich wollte zur naechsten Strassenbahn. Doch es kommt eben keine. Der Pfad mündet in einen weiten felsigen Kessel. Rundum ragen die Waende vor mir fast steil in den Himmel. Es bleibt mir nichts anderes uebrig, als weiter dem ausgetretenen Pfad zu folgen. Oft verschwindet er fast. So naehere ich mich langsam den Waenden. Oben in der Hoehe auf dem Kamm glaube ich Menschen zu sehen, doch was hilft es, ich gehe immer weiter. Dann erkenne ich, dass es Felsnadeln sind. Der Weg wird steiler und fuehrt in Serpentinen jetzt an der Wand hinauf. Nirgends ist sie jedoch so steil, dass es zu eigentlicher Felskletterei kommt. Die Wolken jagen ueber mir nach Norden. Wenig fehlt noch bis zum Grad. Ich kann den Augenblick kaum erwarten, auf italienischem Gebiet zu stehen. Da ergreift mich ploetzlich ein Sturmwind und wirft mich zu Boden. Ich rappele mich wieder auf und kaempfe mich gegen den scharfen Wind hinueber nach Welschland. Oesterreich liegt hinter mir. Einige Meter tiefer komme ich aus dem starken Wind heraus und setze mich nieder.

Vor mir liegt jetzt etwas gaenzlich Neues. Ueber tausend Bergspitzen hinweg blauer Himmel bis hin an den fernen suedlichen Horizont. Was wird mir dort bluehen? Spaeter erfahre ich, dass fast zur gleichen Zeit mein spaeterer, bedeutender Mitarbeiter, Herr André von Harting von Frankreich aus auf der Flucht die Pyrenaeen kreuzt. Neues bahnt sich damals an im Schoss der unergruendlichen Geschichte. Uns sagt man spaeter, wir waeren im Rahmen eines ganz beruehmten Weltplanes gekommen. Plan Odessa nannte man dieses Hirngespinst. Doch von all dem weiss ich damals gar nichts. Was ich besitze, trage ich bei mir, im Rucksack, in der Aktenmappe, im Kopf und im Herzen. Und ich mache nicht einmal Inventar davon. Die Zukunft wird schon zeigen, was davon brauchbar ist und was Ballast.

Der Weg ist auf italienischer Seite ueberall aufs Genaueste gekennzeichnet. Ein Steinmanderl folgt dem andern und breite Steinstufen geben dem Fuss einen festen Halt. Weithin geht im Wandern der Blick nach Sueden ueber ein steinernes Meer. Die Gipfelkronen ragen hinein in einen schoenen blauen Himmel. Froehlich segeln darin Wolken auf mich zu und stuermen dann weiter hinauf nach Norden. Immer weiter abwaerts geht es in kurzen und langen Kehren. Tief unter mir sehe ich die ersten Baumwipfel. Vorher schon eile ich im halben Laufen vorbei an steinernen Zaeunen, hinter denen Schafe weiden. Doch nirgends ein Mensch. Nur Grashuepfer springen immer wieder lustig vor mir auf, als haetten sie Teil an meinem Uebermut. Immer weiter geht es abwaerts, schon bin ich im Wald. Schon begegne ich einem ersten Hueterbuben, der freundlich wiedergruesst. Dann erkenne ich schon unter mir die Talsohle und in ihr aufgereiht die Haeuser jenes Doerfchens, von dem mir gestern abend der Oberleutnant aus Saloniki gesprochen hatte. Eine einzige Dorfstrasse ist es, die sich da quer zu meinem Abstieg neben einem Bach dahinzieht. Auf einem kleinen Seitenweg komme ich von hinten an die ersten dort liegenden Gehoefte heran und frage nach dem mir genannten Hof. Ich merke sofort, es bedarf bei diesen Menschen hier keiner weiteren Erklaerung. Wer in dieser Zeit von dort oben kommt, der ist ein Fluechtling, und dem muss geholfen werden. Niemand stellt ueberfluessige Fragen, ein jeder gibt kurze sachliche

Auskunft, und dann fuegen sie etwa hinzu: "Auf der andern Strassenseite, etwa in 100 Meter Entfernung, liegt die Carbinieristation. Da muessen's schnell vorbeigehen". So komme ich an den gesuchten Hof.

Bei der Vesper erkundige ich mich, wie es jetzt am besten weitergeht. Einige Nachbarn sind noch hinzugekommen und es sind genug der Ratschlaege, um mir einen Plan machen zu koennen, der fast bis in die kleinsten Einzelheiten dann auch durchgefuehrt wird. Ich bin naemlich im Langtauferstal, einem Seitental des die eigentliche Passstrasse durchlassenden Hauptitales, in welchem die Etsch fliesst. Bis Graun geht es so parallel zur Grenze und am Fuss des Grenzhanges entlang. Dort stoesst man auf das Etschtal. Diese Abzweigung aber ist selbstverstaendlich dauernd bewacht. Vorher also muss ich bereits abbiegen und erst etwas weiter unterhalb wieder die Hauptstrasse erreichen. Auch ist es notwendig, dass ich hier in dieser Grenzzone nachts marschiere, denn am Tage fahren die Italiener auf Fahrraedern Patrouillen, und wenn man einmal von ihnen gesichtet worden war, dann gab es in diesen engen Taelern kein Entweichen mehr. So lege ich mich schon frueh schlafen und beginne meine erste Wanderung in Suedtirol am anderen Morgen schon um 4 Uhr 30. Es geschieht mit prall gefuelltem Rucksack, meine schwarze grosse Aktenmappe unter dem Arm. Neben mir rauscht der Carlinbach und spornt mich an zu schneller Gangart. Ich richte mich nach der Uhr, die ich inzwischen erstanden habe, um die Stelle zu finden, an welcher ich abbiegen muss, denn noch begegne ich niemandem in dieser Stunde. Auf einem wackligen Steg bei einer Muehle ueberschreite ich das Wasser und gehe einen Fusspfad am Rande eines Waldes entlang. Rechts drueben leuchten die Lichter von Graun. Dann sehe ich vor mir schon wieder die Baeume an der Hauptstrasse, die mich nach dieser Abkuerzung jetzt weiterfuehren soll nach Sueden. Graun ist so umgangen worden. Mit einem kleinen Sprung setze ich ueber den Chausseegraben und bilde mir ein, ich ginge wieder vor meiner Kompanie, so schoen geht es sich jetzt auf dem Asphalt. Da leuchten sehr weit vor mir die Scheinwerfer eines Autos auf. Sofort werfe ich mich in den Graben und sehe noch im Sprung, dass das Auto gerade eine Radfahrerpatrouille ueberholt, Italiener, die mir entgegenkommen und ohne Licht fahren. Ich lasse Auto und Radfahrer an mir vorueberfahren und gehe dann weiter. Waere das Auto nicht gekommen..... Es ist fuenf Uhr dreissig und bald wird es hell werden. Ich glaube kaum, dass jene Patrouille noch einmal wieder zurueckkommen wird. Am Tage herrschen andere Gepflogenheiten bei allen Truppen der Welt. Da hat man es einfacher, so eine Strasse zu ueberwachen. Man kann es sogar bequem sitzend auf einer Bank am Weg erledigen. Noch in der Morgendaemmerung komme ich durch den naechsten Ort. So ganz fremd fuer diese Landschaft sind die grossen industriellen Plaene, die die Italiener hier im aeussersten Norden angehen. Ein Riesenstauwerk soll hier errichtet werden, um Strom zu liefern fuer umfangreiche italienische Industrien, die man in diese Tiroler Berge verlegen will, um sie so besser eingliedern zu koennen in ihren italienischen Staat. Arbeiter, wohl alles Italiener aus dem Sueden nach ihrer Kleidung und ihrem Aussehen, kommen mir auf Fahrraedern und zu Fuss entgegen in Richtung der Baustellen. Niemand achtet mehr auf mich in diesem Morgentrubel.

Dann wird es wieder stiller um mich her. In einer grossen Doppelkurve senkt sich die Strasse zur Endstation der Eisenbahn. Vorher lege ich mich vor Schluders noch in den Wald und schlafe drei Stunden lang. Immer vorsichtig! Immer Reserven speichern! In einem schoenen grossen Kloster esse ich sodann zu Mittag und erfahre, wann der naechste Zug abgeht nach Meran.

Ich gehe jedoch an der Endstation vorbei und steige erst in der zweiten Station ein, denn ich muss mit Kontrollen zu Beginn der Fahrt rechnen. Um 14 Uhr jenes Tages faehrt der Zug mit mir ab nach Sueden. Eine herrliche Fahrt ist es, praechtige Menschen im Abteil und die Suedtiroler Berge und Felder ziehen da draussen vorbei. Es wird schon Abend, bevor wir Meran erreichen. Eine Station reiht sich an die andere, ueberall die Menschen in dieser Kleidung, die auch im Alltag eine Tracht ist. Dann fuellt sich weiter unten das Tal mit den Lichtern der Stadt Meran. Ich verlasse eine Station vorher, in Algund, den Zug, und gehe zu Fuss hinauf nach Forst, wohin mir die umsichtige Wirtin in Landeck eine Empfehlung mitgegeben hatte. Auf dem Wege dahin beginnt es, in Stroemen zu giessen. Der Regenumhang, den mir mein Bruder mitgab, ist laengst in Fetzen aufgerissen, sodass ich dann gleich nach der Ankunft zum Gaudi der Maegde und Knechte als Suedtiroler gekleidet am Tische sitze, waehrend meine Klamotten auf der Leine trocknen.

Noch in Wolfsberg hatte ich einmal, wie kurz erwähnt, einen Gruss bekommen von Nada Stanic. Sie hatte mir auf einer offenen Postkarte aus Meran geschrieben und sehr deutlich mit Strasse und Hausnummer einen Absender genannt, den ich damals auswendig lernte. Ich hatte jene Karte niemals beantwortet. Es war sowieso schon ein Glueckstreffer, dass mich jenes Lebenszeichen meiner serbischen Freunde damals erreichte. Jetzt aber machte ich mich auf den Weg zu Tante Anna. Sie wohnte am Rande der Stadt, direkt unterhalb des beruehmten Tapeiner Wegs. Eine bildschoene junge Frau oeffnete die Tuer einen Spalt und ich sagte mein Spruechlein auf. Kaum aber hatte ich den Namen Nada genannt, da wurde ich foermlich hineingezogen und musste weiterberichten. Die eigentliche Tante Anna kam hinzu und die Neuigkeiten ueberschlugen sich foermlich. Ich war laengst ueberfaellig. Schon seit Monaten hatte man auf mich gewartet, allzulange schon war ich ausgeblieben, sodass meine Freunde inzwischen schon wieder weiter gezogen waren. Niemand wusste, wohin. Doch, das taete nichts zur Sache, hiess es, ich sei hier bestens empfohlen und einige Erfahrung haette man schon mit "diesen Faellen". Damals und in der Folgezeit habe ich gelernt, dass es nichts Verschwiegeneres gibt als eine Frau. Niemals hatte Tante Anna irgendwo in der Politik eine auch noch so bescheidene Rolle gespielt, aber hinter den Kulissen hat sie viele Faeden gespannt und mehr geleistet als viele Andere, die viel von sich reden machten. Und so, wie Tante Anna, handelten damals und heute (und morgen) viele Frauen dort in Suedtirol und im uebrigen Italien. Wer vor Behoerden versteckt werden muss, ist nirgends sicherer als gerade in Italien. Es ist ein ungemein sympathischer Grundzug des Italieners, dass er auf den Menschen sieht und nicht auf die Uniform. Der Mensch steht ihm immer naeher als Gesetzesparagraphen. Das genaue Gegenteil von dem, was man fuer gewoehnlich in Deutschland erwarten kann. Ich moechte nicht darueber entscheiden, was hoeher zu werten ist. Sicher ist nur, dass die italienische Haltung mehr Zivilcourage erfordert. Und der Italiener, den man nach unseren kriegerischen Erfahrungen oft als feige und geschwaetzig und redselig hinstellt, er h a t mehr Zivilcourage als der Deutsche! Zumindest vom Brenner bis nach Neapel. Als Kronzeugen darf ich Dr. Curtius anfuehren, der diese Erkenntnis mit passenden Worten in seiner Selbstbiographie ueber Italien und die Italiener ausspricht. Man muss nur genuegend nahe und genuegend aufregend mit ihnen zusammengekommen sein, wie es mir geschah, um das zu sehen.

Wieder stand in diesem Staate am Anfang und am Ende meines Bemuehens die Beschaffung von Papieren. Dabei war es sozusagen eine Kleinigkeit, mir zunaechst einmal eine italienische Identitaetskarte zu besorgen. Ich fuellte

sie aus auf den Namen Vargas. Das klang mir suedamerikanisch, denn irgendwo dorthin dachte ich jetzt zu gehen. Doch war mit jener Karte noch nicht viel geholfen, denn ich brauchte zum Weiterziehen auch einen Pass, und dazu wieder eine Geburtsurkunde auf den Namen Vargas usw usw. Ich konnte mich jetzt also wohl ein wenig bewegen, doch in jeder komplizierteren Situation musste alles auffliegen. Diese Anfangsloesung war also nicht mehr als ein oberflaechlicher Behelf. Vielleicht wuerde es genuegen, wenn es gelang, damit in einen Ueberseehafen zu kommen und auf ein Schiff. Vielleicht. Um dieses "Vielleicht" auszuprobieren aber brauchte ich zunaechst einmal ein wenig Geld. Alle Hilfe und alles Weitereichen war da nicht ausreichend.

Es war Herbst. Bei den Obstbauern fragte ich, ob man mich als Obstklauber brauchen koenne. Johann Kiem vom Bachguterhof in Algund stellte mich ein. Dazu liess ich mir einen blauen Schurz schneidern, hing mir einen grossen Sack ueber die Schulter und ging auf die Obstwiesen. Hoch in den Riesenbaeumen stand ich dann und fuellte meine Steigen. Durch die Zweige hindurch ging mein Blick hinauf zu den Bergen, dem schroffen Iffinger und zur Kirche von Dorf Tirol. Ich ahnte noch nicht, wie viele schoene Stunden ich in diesem herrlichen Lande verbringen sollte.

In einem kleinen Zimmer bei einem Gastwirt am Dorfplatz von Algund wohnte ich. Eines Abend stellt mich ein ortsansaessiger Arbeitskamerad dem italienischen Dorfpolizisten vor. Der Carabinieri wusste schon, wo ich arbeitete und er versprach mir nach einer kurzen Unterhaltung, dass ich ungeschoren hier mir mein Geld verdienen koenne. Wenn irgendetwas aussergewoehnliches passiere, so moege ich ihn getrost verstaendigen. Das war mein erster "amigo" (wie man so etwas spaeter in Argentinien nannte) bei einer Behoerde, jene so sympathische Erscheinung in der gesamten romanischen Welt. Man musste nur mit Fingerspitzengefuehl ahnen, wo in jedem Falle die Grenze der Belastungsmoeglichkeit lag. Bis dahin aber waren es immer wirkliche amigos. Im vorliegenden Falle kam hinzu, was ich damals noch nicht wusste, dass die Polizei in Suedtirol ausgesprochen fachistisch orientiert war und so deutschen Fluechtlingen gerne zur Hand ging.

Schnell und leicht machte ich so dort manche Bekanntschaft, die sich oft dann zu guter Freundschaft entwickelte.Sonntags war ich bald regelmaessig zum Essen eingeladen bei der alten Frau Fuchs in Forst. Sie war die Eigentuemerin der bekannten grossen Brauerei Birra Forst. Ein alter Koffer, den wir bei ihr auf dem Dachboden fanden, trat dann spaeter mit mir die Reise nach Argentinien an. Eine besondere Wuerze bekam das Essen durch die Anwesenheit ihrer schoenen Enkelin.

A propos: Ich schrieb auch Alouette nach Paris und erhielt sehr schnell eine Antwort: 'Deine Sachen, die Du damals bei uns liesst, musste ich alle vernichten, denn es waren sehr schreckliche und schwere Zeiten, als die Deutschen abzogen. Mein Leben hat mir ein Arzt gerettet, der der résistance bescheinigte, dass ich noch Jungfrau war. Jener Offizier, der meinen Fall damals bearbeitete, ist jetzt mein Mann. Bitte schreibe niemals wieder, damit diese schrecklichen Dinge nicht wieder aufgewuehlt werden". Quelle grande nation! Quelle grande victoire!

Eines abends sass ich in meinem Quartier im Gastzimmer und ass zu abend, als sich ein Mann zu mir setzte, dem ich schon bei seinem Auftauchen misstraute. Er erzaehlte einen grossen Roman von sich, was er alles im Kriege gewesen sei, und wollte im Austausch wissen, wer ich war. Ich wich mit allen meinen Antworten aus und war am naechsten Tag fuer ihn spurlos verschwunden. Jene junge Frau bei Tante Anna hatte naemlich eine

leerstehende Wohnung oben im Dorf Tirol und wir hatten ausgemacht, dass ich jene beziehen wuerde, wenn es erforderlich sei. In kurzem Anmarsch war ich dort, nachdem mich ein Freund abgemeldet hatte bei Herrn Kiem und bei meinem Carabinieri.

Mehrmals ass ich damals im Johanneum. Ein misstrauischer Direktor unterhielt sich mit mir und man sah ihm an, dass es ihm schwer fiel, seine Christenpflicht hoeher zu stellen als seine politische Einstellung. Zu dieser erfuhr ich denn auch, dass in den letzten Kriegstagen das in jener grossen reichen Anstalt untergebrachte deutsche Kriegslazarett auf Wunsch der drei Oberen jener Institution so schnell geraeumt werden musste, dass deutsche Soldaten auf dem Abtransport verstarben.

Die Ruhe benutzte ich, um meine Plaene voranzutreiben. Ich hatte gehoert, dass die Alliierten bis zum 15. Dezember noch gewisse Befugnisse in Italien hatten, dass dann Italien auch Auslaendern gegenueber wieder souveraen sein wuerde. Doch bis zu jenem Zeitpunkt konnte ich hier nicht mehr bleiben. So besprach ich mich mit Freunden, auf welchem Wege es wohl moeglich sein wuerde, nach Genua zu kommen. Die Eisenbahn schien nicht das richtige, denn jeder Zug wurde mehrfach durchsucht. Bozen war ein ausgesprochenes Zentrum allermoeglichen Geheimdienste. Da ergab sich die Gelegenheit, mit einem Lastkraftwagen die Fahrt zu machen. Von jener Firma bekam ich noch einen schoenen Ausweis auf italienisch, in welchem ich als Ingenieur ausgewiesen wurde, der in Genua bestimmte Maschinen zu ueberpruefen hatte. Dann ging es los in einem der schoenen, modernen autotreni, die Italien in der ganzen Welt auf diesem Gebiet beruehmt gemacht haben.

Es war eine herrliche Fahrt, nicht ohne Abwechslung. In Trient assen wir zu Mittag und fuhren weiter auf der farbenpraechtigen Abzweigung nach Riva am Gardasee. Hoch ueber der Landstrasse thronte ich hinter den breiten Scheiben der Fuehrerkabine. Der Fahrer hatte mir das Steuer wie vorher ausgemacht, auf dieser wenig befahrenen Nebenstrecke ueberlassen und sich schlafen gelegt. Da kam auf dem sich vor uns dahinschlaengelnden Weg ein kleiner Fiat angesaust. Erst ganz kurz vor uns - unter mir sozusagen - merkte er wohl, dass er an dem Koloss nicht vorbeikommen wuerde. Ich hatte das laengst vorausgesehen hatte schon lange vorher begonnen, einen Gang nach dem andern des schweren Ungetuems hinunterzuschalten. Und als wir nun standen, da machte der kleine Fiat vor uns in seinen hastigen Bremsmanoevern einen regelrechten kleinen Tanz auf dem Asphalt, drehte von einer Strassenseite willenlos auf die andere und war jedesmal nahe am Ueberschlagen. Und dann stand er und ein dickes, blasses Maennchen stieg aus und schaute zitternd und betreten zu uns hinauf.

Dann kam die eindrucksvolle Fahrt am Gardasee entlang. Unser schwerer Wagen mit noch schwererem Anhaenger rauschte unter den Felsen der zahllosen kleinen Tunnel hindurch und an den Haengen mit Zitronenbaeumen vorbei und weiter in die grosse Ebene draussen vor den Bergen. Die Alpen lagen hinter uns. Wieder fuhr ich dort, wo ich noch kurz vor Kriegsende den Major von Usslar besucht hatte. Doch weiter ging es diesmal gen Mailand und ueber den Po hinweg. Mitten in der Nacht speisten wir in einem Restaurant am Wege. Der ganze weite Platz davor war vollgestellt mit Ueberlandfahrern. Grosser Trubel herrschte drinnen, denn ein jeder kannte jeden von diesen Rittern der Giganten der Landstrasse. Dann wurde es auf einmal still im Raum und auch wir wandten unsere Blicke einem Tisch zu, von wo die Ursache dieser Ruhe auszugehen schien. Da hob ein Chauffeur ein Stueck Stoff hoch und sagte: 'Und dieses ist ein Stueck von der Hose von Mussolini". Alles schwieg betreten. Mussolini hatte man ja nach seiner Ermordung mitten in Mailand auf der Plaza Loretti mit dem Kopf nach unten an dem vorspringenden Dach einer Tankstelle

aufgehaengt und der Poebel hatte den Leichnam beschimpft und geschlagen, den Duce sowohl wie seine daneben haengende Gefaehrtin. Auch jener dort an dem andern Tisch war also damals dabei gewesen. Vielleicht war er Kommunist. Wahrscheinlich waren die meisten in diesem Speisesaal Kommunisten. Aber sie waren irgendwie Italiener geblieben. Sie schwiegen alle betreten und ein wenig stolz auf ihren Duce. Geheimnisvolles Italien.

In Genua uebernachtete ich auf einer alten Matratze und unter ein paar Saecken im Depot jener suedtiroler Firma. Am naechsten Tag berieten wir nun mit den Genoveser Freunden meiner Suedtiroler Protektoren, wie man ohne Papiere "schwarz" als sogenannter "blinder Passagier" auf ein Schiff kommen koennte. Es stellte sich bald heraus, dass das fuer koenigliche Genoveser Kaufherren gar nicht so leicht zu arrangieren war, wie das von weitem aussah. Selbst das Hinzuziehen von zwei Kapitaenen brachte keine Loesung. Es stellte sich naemlich heraus, dass gerade der Hafen von Genua damals ein viel umsorgtes Lieblingskind der italienischen Polizei war. Kameraden von mir sollten in der Folgezeit noch ein Lied davon singen koennen. Als einzige konkrete Loesung blieb schliesslich die Moeglichkeit einer Anstellung bei einer angesehenen Firma auf Sardinien. Aber das schien mir ein totes Geleis. Ich behielt die Moeglichkeit im Auge und entschied mich vorerst dazu, wieder nach Suedtirol zurueckzukehren.

Hier in Genua hatte ich in der dortigen zweiten Nacht erlebt, was es bedeutet, keine ordnungsgemaessen Papiere zu haben. Ich kannte niemanden, wo ich am Abend hingehen konnte.. Es war eine Grossstadt. Ein freies Gelaende, in welchem ich mich schlafen legen konnte, gab es erst in weiter Entfernung irgendwo. Aus den Unterhaltungen wusste ich, dass weitaus der groessere Teil der Bevoelkerung bereit gewesen waere, mir voruebergehend Unterkunft zu geben. Doch wer garantierte, dass ich nicht gerade an jemanden von der Gegenseite kam, einen Antifaschisten, um es kurz zu benennen? Ich ging durch eine gut buergerliche Gegend. Die Haustueren waren verschlossen, sodass ich mich auch nicht dort irgendwo in ein Treppenhaus legen konnte. Es wurde spaet, die Menschen in den Strassen wurden weniger. Ich naeherte mich wieder dem Fabriklager, wo ich am Vorabend geschlafen hatte. Wenn mich jemand sah, wie ich dort ueber die Mauer kletterte, wuerde er sofort die Polizei verstaendigen. In solcher Lage erst erkennt man, worauf unsere Gesellschaft letzten Endes aufgebaut ist. Da fuhr ein Omnibus vorueber. Ich loeste eine Fahrkarte bis zur Endstation. Dort draussen schlief ich dann in einem Park. Diese Sucherei nach einer sicheren Bleibe ist mir spaeter manchmal noch als Albtraum erschienen, so hat sie mich beeindruckt. Dieses Erlebnis hat aber in mir auch jenen unausloeschlichen Hass gegen die Sieger geschaffen, der mich immer wieder bestimmte, ihnen eine Antwort auf ihre abgrundtiefe Schlechtigkeit zu geben und ihnen zu schaden, wo ich nur konnte. Bis zum Kriegsende war ich ein vereidigter Offizier, jetzt war ich aus freien Stuecken zum Kaempfer geworden. Von jetzt an habe ich nie mehr in meinem Leben mich frei machen koennen von einer Aufgabe, die mir die Feinde meines Volkes aufgezwungen hatten. Mit meiner Menschenwuerde haette ich es nicht vereinbaren koennen, mich zum Paria, zum Ausgestossenen degradieren zu lassen. Ebenso wenig wie bis dahin hatte ich auch von jetzt an die Absicht, die ethischen Grundlagen unseres Daseins zu uebertreten, doch Gleiches sollte mit Gleichem vergolten werden. Die Rechnung sollte aufgehen! Und sie ist aufgegangen!

Die Rueckkehr nach Suedtirol war nicht so ganz einfach. Aus den bereits genannten Gruenden fiel die Eisenbahn auch jetzt fort. So blieb nur der "Anhalter" uebrig. Einer meiner neuen Bekannten fuhr mich zu der grossen Tank-

stelle am Anfang der Autobahn nach Mailand. Dort bekam ich bald schon einen Sitz in einem Privatwagen, der mich tatsaechlich in einem Rutsch bis hinauf nach Mailand brachte. Ausgerechnet an der Plaza Loretto wurde ich von dem freundlichen Ehepaar abgesetzt, und hatte nun Gelegenheit, mir die geschichtlich gewordene Tankstelle anzusehen. Dann aber machte ich mich auf den Weg zum Stadtausgang, Richtung Brescia. Eine endlos lange Strasse, an beiden Seiten mit einstoeckigen Haeusern bestueckt. Man hatte mir gesagt, dass sich dort am Stadtrand ein Kontrollposten der Verkehrspolizei befand und alle Fahrzeuge mussten dort anhalten. Von dort hoffte ich, weiterzukommen. Spaet abends erst langte ich an. Zunaechst einmal musste ich mir also wieder einen Platz zum Schlafen suchen. So wanderte ich weiter hinaus aus der Stadt. Felder lagen jetzt zu beiden Seiten der Chaussee, einzelne Pappeln und Obstbaeume dazwischen. Wahllos schlug ich einen Feldweg zur Linken ein und kam nach einer knappen halben Stunde zu einem grossen Gehoeft. Ein uralt wirkendes riesiges Gebaeude aus Holz, flankiert von den Scheunen und Staellen beherbergte die zahlreiche Familie und das Gesinde, Kuehe, Pferde und alles moegliche andere Getier. Der Gutsherr lud mich sofort zu sich an die reiche Tafel und wir erzaehlten vom Kriege. Er sprach von den unsicheren Zeiten und dass die Ueberfaelle, sowohl aus kriminellen wie aus politischen Gruenden, an der Tages- und Nachtordnung seien. Er riet mir deswegen ab, bei ihm im Heu zu uebernachten, denn er konnte nicht gutstehen fuer seine Leute. Ein tedesco war nicht ueberall damals beliebt, es gab hier und dort noch deutliche Partisanenmentalitaet. So zog ich spaet abends weiter. Er hatte mir am Wegrand ein kleines Umschalthaeuschen des Elektrizitaetswerks beschrieben. Dort stuende vielleicht die Tuer offen und ich koennte dort gut schlafen. Leider aber fand ich die Tuer dann verschlossen. Es blieb nichts anderes uebrig, als auf den Stufen, mit dem Ruecken an die Wand gelehnt, zu schlafen. Doch vorerst war an Schlaf garnicht zu denken, denn rund um mich herum schlugen die Nachtigallen und machten ein Konzert, wie ich es vielfaeltiger auch spaeter in den Tropen niemals gehoert habe. Fast die ganze linde Nacht hielt es an. Frueh am Morgen erhob ich mich und ging den gleichen Landweg zurueck. Da kam mir ein Mann auf einem Fahrrad entgegen. Als er mich sah, stieg er schnell ab und machte schleunigst kehrt. Der welsche Hasenfuss sah sich schon ermordet und ausgeraubt auf der Strasse liegen, waehrend ich mit seinem Fahrrad davon fuhr.

An der Kontrollstelle freundete ich mich mit dem Posten an und er versprach mir, mich herauszuwinken, wenn ein geeigneter Wagen kam. Erst nach Stunden war es diesmal so weit. Ein kleiner Lastkraftwagen war es, der in Richtung Triest fuhr. Mein altes Triest! Mit welchem Interesse lauschte ich, was mir mein Reisebegleiter von dort zu erzaehlen hatte. Was war dort nicht inzwischen alles geschehen! Dort und in Goerz. Unter den Augen und mit stiller Zustimmung der Alliierten waren Zehntausende ermordet worden, waren lebend von den Partisanen in Karsthoehlen oberhalb der Stadt gestuerzt worden. Italiener sein galt als Verbrechen in jenen Staedten. Die Saat von 1945 war so auch dort inzwischen aufgegangen. Und auch dort konnte man jetzt Vergleiche anstellen mit dem deutschen Heer und den Alliierten, zwischen Faschismus und Demokratie in ihrer praktischen Vorstellung von Goerz bis Monfalcone und bis Triest. Es stimmt mich traurig, dass ich alles dieses persoenlich Erlebte spaeter hier und dort nicht vorbringen durfte, weil man es als unwahr und verlogen und volksverhetzend bezeichnete und gerichtlich geahndet haette. Wie tief sind wir doch seit 1945 gesunken! Es stimmt mich traurig, dass es genuegend Mitmenschen gegeben hat, die im Widerspruch zu ihrem besseren Wissen mithalfen, ein falsches, verzerrtes Bild zu konstruie-

ren, mit gestellten Filmen und Meineiden es ausschmueckten, nur, weil man sie dafuer gut bezahlte. Die "Demokratie" hat bewusst diese Degenerierung zum Einsatz in das politische Spiel seit dem Zusammenbruch gebracht. Sie hat vor mir voellig ihr Gesicht verloren. Das war die Erkenntnis meiner Fahrten im Nachkriegseuropa.

In Verona stieg ich aus. Zunaechst einmal galt es wieder. einen Platz zum Uebernachten zu suchen. Aus der Stadt hinaus ging es, doch Haus reihte sich an Haus, Dorf an Dorf. Ich fand nicht, was ich suchte. In einem Pfarrhaus am Marktplatz eines kleinen Flecken endlich fand ich Unterkunft fuer die Nacht und ein mageres Essen. Die guten Leute hatten selber nichts. Am kommenden Morgen wanderte ich den langen Weg wieder zurueck in die Stadt und dann weiter nordwaerts den blauenden Bergen zu. Ich hatte es nicht eilig und genoss alles um mich her mit offenen Augen. In einem kleinen Bauernhof ass ich am Mittag die Polenta mit und wanderte weiter, bis mich ein Wagen mitnahm bis hinauf nach Trient. Und in dem gleichen Restaurant, vor dem wir angehalten hatten, fand ich schon in wenigen Minuten den naechsten Wagen, der mich mitnahm bis nach Bozen. Von dort war es dann nur noch ein Katzensprung bis Meran, und bis zur Tante Anna.

Da war ich also wieder. Im Freundeskreis hatte sich inzwischen wenig zugetragen. Meine liebenswuerdige Quartierswirtin aus Dorf Tirol hatte derweil ihren Freund aus dem Internierungslager Mestre bei Venedig geholt. Es war ein Husarenstueck besonderer Art gewesen. Der gefangene SS-Offizier war einfach bei beginnender Daemmerung zum Tor hinausgelaufen und dann hatten sich die beiden, er in einem von ihr mitgebrachten weiten und langen Mantel, eng umschlungen an den Wegrand gestellt und sich hoerbar abgeknutscht. Die Soldaten sind an dem Paerchen vorbeigelaufen und haben in die Gegend geleuchtet und geschossen. Und dann ist das Paar engumschlungen am Tor vorbei in der anderen Richtung davongegangen. Jetzt war der Mann mit frischgebackenen Papieren nach Rom gefahren, wo er sich geschaeftlich betaetigen wollte.

Und noch jemand war angelaufen an dieser in "unseren Kreisen" gut beleumundeten Tante Anna, ein Dr. Gelny aus Oesterreich. Bei Nennung dieses Namens wird so mancher aufhorchen, denn er hat die Freiheit dann nicht ungenuetzt gekostet. Ich traf ihn zum ersten Mal nach einer Vermittlung ueber Dritte, auf einer bezeichneten Bank in einem Park an der Passeier. Er hatte recht Schweres hinter sich und einen Schwur getan, der dem meinen glich. Als Nervenarzt und Eigentuemer eines grossen Santoriums hatten ihn die Franzosen interniert. Er war aus dem oberen Stockwerk des Gefaengnisses hinuntergesprungen und mit zwei gebrochenen Knoecheln weitergefluechtet. In Wien hatte er Unterschlupf gefunden und da er seit seiner Jugend jiddisch sprach, war es ihm gelungen, eine fuehrende Stelle im juedischen Joint in Wien zu bekommen. In dieser wichtigen Position war er Mitwisser geworden von grausigen juedischen Plaenen in jener Stadt. In Zusammenhang mit einer bolschewistischen Revolte, wie man sie nach dem I. Weltkrieg ja in verschiedenen Staedten Ost- und Mitteleuropas bewerkstelligt hatte, sollten viele Tausende geachteter Wiener ermordet werden. Die Anfertigung der betreffenden Listen hatte in seiner Hand gelegen. Als alles fertig war, war er erneut gefluechtet. Von juedischer Seite suchte man ihn jetzt mit allen Mitteln. Ich erzaehlte ihm, wie es mir in Genua ergangen war und so kamen wir ueberein, dass es das Vernuenftigste sei, zunaechst nach Rom zu gehen. Ihm hatte man gesagt, dass es dort die Moeglichkeit der Beschaffung eines Roten Kreuz-Passes gaebe. Mit einem solchen waere dann die weitere Auswanderung moeglich. Vielem greife ich vor, wenn ich gleich hier noch einiges von dem wei-

teren erfolgreichen Lebensweg dieses tuechtigen Arztes berichte. Dr.Gelny gelang es, nach Syrien zu kommen. Nach mehrjaehrigem dortigen Aufenthalt verlegte er seine aerztliche Praxis nach Bagdad in den Irak. Er machte sich schnell im ganzen Nahen Osten einen Namen als Nervenarzt und zaehlte zu seinen Klienten bedeutende Staatsmaenner und Geschaeftsleute der Arabischen Welt. Sehr geschickt verstand er es, unter dem Deckmantel dieser serioes aufgezogenen medizinischen Taetigkeit in der unruhigen dortigen Welt zahlreiche Kontakte herzustellen, die ihren Niederschlag dann in der sichtbaren politischen Entwicklung fanden. Im Jahre 1961 erlag er einem Herzinfarkt. Es geschah nach einem Leben, in welchem er bis zuletzt mit Erfolg versuchte, seinen Mitmenschen die Augen zu oeffnen nicht nur fuer die 1945 geschehenen Verbrechen, sondern vor allem dann auch weiterblickend fuer die grossen biologischen Probleme unserer Zeit, ueber die notwendigen Auswirkungen unserer heutigen moralischen und technischen Entwicklung auf diejenigen, die nach uns kommen werden. In Buenos Aires half er uns fast fuenfzehn Jahre lang die Kanaele oeffnen, die unser aufklaerendes Gedankengut dann hineintrug in die im Werden begriffenen Islamischen Weltorganisationen. Namen fuehrender Persoenlichkeiten, die ich dann in meinen Buechern mit Domizil bis hin nach Karatschi in Pakistan ehrend nennen konnte, stammten oft von Dr. Gelny. Er wurde so zu einem der Vaeter des spaeter so benannten "Fundamentalismus". Keiner von uns beiden hat damals 1947 in Meran an eine derartige Ausweitung unserer Vorstellungen gedacht. Erst hinterher erkannten wir, wie weltoffen und zukunftstraechtig jene Welt war, die uns damals mit Stacheldrahtzaeunen verhangen schien.

Ehrend moechte ich auch noch den Spitalpfarrer von Meran, Pater Korger erwaehnen, der so manchen laedierten Neuankoemmling mit guter aerztlicher Sorge versah und fuer solche mittellosen Fremden Platz im Krankenhaus fand, wo sie sich dann wieder zusammenrappeln konnten. Unter seiner Matraze lag immer eine schussbereite Pistole, und es erregte in unseren Kreisen grossen Aerger, dass ein gewisser Ophoven sie ihm eines Tages stahl. Wir zwangen ihn, sie persoenlich wieder dem an gefaehrdeter Stelle taetigen Besitzer zurueckzugeben.

R O M ! Die Ewige Stadt. Sie hat mir gegenueber erfuellt, was ihr Name versprach. Viele sind damals so wie ich nach Rom gepilgert. Und kaum einer wusste vorher vom Andern. Erst in den Mauern selbst der Urbs, in der langen, vielsprachigen Schlange vor der von Pius XII. den Fluechtlingen gespendeten Essensausgabe sah man sich und kam in Kontakt miteinander. Wie viele Tausende von Menschen aller vom II.Weltkrieg getroffenen Voelker, fast alle mit akademischen Graden und viele aus allerbestem Hause, standen dort in Wind und Wetter und nahmen ihre Suppe entgegen und ihr Brot. Dort in jener stillen Seitenstrasse in der Naehe des Pincio traf sich Europa noch einmal, bevor es zu Bausteinen atheistischen Materialismuss es zerhackt wurde. Es traf sich an der Tafel eines Heiligen Vaters, der von der herrschenden Nachwelt beschimpft wurde, weil er kein Freund des Kommunismus und der Freimaurerei gewesen war.

Der, der diese mutigen Worte von der Kanzel herunter sprach, war der Bischof Dr. Alois Hudal, unser aller grosser und guter Freund. Seine Betreuung bezog sich auf die Staatsangehoerigen aller einmal oesterreichisch gewesenen Gebiete. Die kommunistische "Humanité" schrieb wutentbrannt, die SS-Leute gaeben sich die Tuerklinke zu seinen Dienstraeumen in die Hand.

Als nach zwoelf Jahren israelische Haescher auf argentinischem Boden den ehemaligen SS-Fuehrer Eichmann ueberfielen und verschleppten, gifteten die Demokraten in allen Zeitungen der Welt, Hudal haette ihm seinerzeit geholfen, den heissgewordenen Boden Europas zu verlassen. Zwei ehemalige Gauleiter, saubere Menschen vom Scheitel bis zur Sohle, wohnten damals eine Zeit lang bei ihm. Den Gauleiter Waechter beerdigte er im Campo Teutonico im Vatikan und erst 1960 gelang es der Witwe des Verstorbenen, den Leichnam nach Berlin zu ueberfuehren. Dass dieses nur unter der falschen Vorspiegelung moeglich war, dass der Leichnam nach Palermo ueberfuehrt werde, zeigt das sittliche Niveau der damals anbrechenden Zeit.

Dass ich gleich am ersten Tag zu Bischof Hudal in der "Santa Maria dell. Anima" kam, war wieder einmal so ein kleines Glanzstueck der guten Tante Anna. Natuerlich hatte sie auch laengst eine Relaisstation in Rom. Das war Tante Paula. Und diese wohnte nur ein paar Schritte von der Deutschen Nationalkirche in der Via dell'Anima entfernt und sah den Bischof jeden Sonntag. Und es war gut so, dass man nicht direkt in das Kirchengrundstueck ging, sondern zuerst zu ihr, denn es gab an der "Anima" auch noch einen Vertreter der deutschen Staatsbuerger. Das war ein Monsignore Heinemann. Und dieser war das gerade Gegenteil von Hudal, verschlossen in seiner Unterhaltung, zurueckhaltend bis feindselig Fluechtlingen gegenueber, war er ein Vorbote des schoenen Fortschritts, den die Kirche dann in den kommenden Jahrzehnten erlebte. Dr. Hudal hat in seinen "Roemischen Tagebuechern", die in Graz verlegt wurden, mehr noch ueber gewisse Seelenhirten gesagt.

Dort in Rom habe ich in verschiedenen Orden deutsche Priester kennen gelernt, die in mir einen voellig anderen Begriff von der katholischen Kirche formten, als ich ihn bislang aus weiter Entfernung vorgetragen erhielt. Ein Pater Leopold (er trug den Familiennamen eines adligen oesterreichischen Geschlechts und war hunderten bis an ihr Lebensende in bester Erinnerung), ein Monsignore Dr. B., den man mit seinem Wissen, seiner praktischen Naechstenliebe, seinem handfesten Charakter an die Seite unserer deutschen Generalstabsoffiziere stellen konnte. Ich lernte begreifen, dass die katholische Kirche damals noch mehr aufzuweisen hatte als nur jene Ortspfarrer, die ich bis dahin kennen und schaetzen gelernt hatte. Damals war die Katholische Kirche zweifellos noch eine der Saeulen, die das Abendland trugen. Dem widersprach nicht ihr auch in Rom mehr als andernorts sichtbarer universaler Charakter. Es stand der Riesenbau kurz vor der Vollendung, der dann die Seminare der farbigen Geistlichkeit beherbergen sollte. Die Kirche bereitete sich rechtzeitig auf eine veraenderte Welt vor, doch verstand sie es nicht, in Verteidigung des Glaubens jene Mauern zu errichten, die es verhindert haetten, dass dem eigentlichen Feind aller Religionen dann die Schluessel zu St. Peter in die Hand gedrueckt wurden. So mancher Kardinal war dreissig Jahre weiter Freimaurer geworden und man hatte keine Bedenken, in dieser Schlacht sogar einen Papst zu ermorden.

Man uebertrug mir in der Casa Generalizia eines vornehmlich deutschen Ordens die Ordnung seiner Bibliothek. Der Palast lag unmittelbar vor dem Petersplatz an der Via Conciliacione. Von dieser gesicherten Stellung aus hiess es jetzt, Ordnung und positiven Sinn in die Fluechtlingsbetreuung zu bringen und mit ihrer Hilfe Grundsteine fuer Morgen zu schaffen. Bischof Hudal verwendete mich, um die Ankommenden zu sieben, denn verbrecherische Elemente mussten moeglichst ferngehalten werden. Und es wurde der Weitertransport koordiniert. In diesem Zusammenhang war es ein glueckliches Ereignis, dass die Argentinische Regierung des Generals Peron damals im Rahmen eines umfangreichen mit Italien abgeschlossenen Einwanderungs-

Ostafrika-Deutsche treffen mit dem italienischen Dampfer "Urania" nach ihrer Vertreibung in Triest ein.

abkommens einen Herrn als Sekretaer nach Genua sandte, der suedtiroler Abstammung und im II. Weltkrieg deutscher Offizier gewesen war. Franz R.

Die Hand, die Franz von Genua aus ausstreckte, wurde von mir in Rom ergriffen. Dass diese Bruecke dann nicht ewig hielt, war nur der Unbedachtsamkeit einiger nationalistischer Deutscher zuzuschreiben. Ich komme auf dieses beinahe schon als typisch deutsch zu bezeichnende bedauerliche Ereignis noch zurueck.

Bei den deutschen Padres lebte ich das Leben mit, dass sich angesichts des Petersdomes wie in einem Kristall verdichtete. Oft war ich drueben in der weitraeumigen Kirche und hatte schon bald auch gute Bekannte unter den Schweizer Gardisten. In ihrer Kantine auf dem Boden des Vatikans traf man sich derweilen zum Kartenspiel und unterhielt sich ueber unsere verrueckte Zeit. Meine Briefe gingen, versehen mit den schoenen und seltenen Marken des Vatikans hinaus, und der Secret-Service mag sich ueber dieses neue Lebenszeichen von mir ein wenig geaergert haben. Das war nicht zu vermeiden.

Dort in der Schweizer Kantine lernte ich Helmut Rockmann kennen. Er war vor dem Kriege Vertreter der Woermannlinie in Mombasa gewesen, war dann von den Englaendern so wie alle anderen Deutschen in Ostafrika ueber Triest nach Deutschland abgeschoben worden. Jetzt war er auf dem Wege,

sich eine neue Existenz in Uebersee zu suchen. In seiner Begleitung befand sich der ehemalige Vertreter der Deutschen Afrikalinie in Daressalam. Martins Vater besass einst eine Insel in der dortigen Hafeneinfahrt. Waehrend des II. Weltkrieges wurde der Vater in Suedafrika interniert und der Sohn gelangte in die Heimat. Dort bekam er bei Kriegsende den Posten eines Wirtschaftsbeauftragten der Amis in Stuttgart und diese stellten dann fest, dass er sich allzuoft zu ihren ungunsten und zugunsten deutscher Industrien verrechnete. So musste auch er fluechten. In Argentinien fand der tuechtige Fachmann sofort Arbeit in einem Ingenio bei Tucumán. Doch die leidigen haesslichen Probleme mit den Arbeitern legten ihm einen Wechsel nahe. Er ging zu der englischen Fleischextraktfirma Liebig nach Asunción in Paraguay. Doch die penetrante Aversion der Englaender gegen alles Deutsche bewog ihn zu einem neuerlichen Wechsel, in dessen Verlauf er dann Eigentumer der bedeutendsten Firma fuer Quebrachoextrakt im argentinischen Chaco wurde. Das von ihm dort aufgebaute Industriewerk kann als Beispiel fuer das gelten, was die europaeische Einwanderung in den vierziger Jahren Argentinien geschenkt hat. Mit seiner verbindlichen, hoeflichen Art verband er ein profundes Wissen um wirtschaftliche Zusammenhaenge und finanzielle Techniken. Voran brachte ihn vor allem, dass er niemals davor zurueckschreckte, persoenlich anzupacken, und so von keinem seiner vielen Untergebenen getaeuscht werden konnte. Das war es ja auch, was ganz allgemein uns Europaeer von vielen argentinischen Empresarios unterschied. Es war fuer Argentinien kein Vorteil, dass sich die deutsche und italienische handfeste Arbeitsform nicht auf die Dauer gegen Gauchos und Gallegos durchzusetzen vermochte.

In der Kantine der Schweizer Garde im Vatikan war es auch, wo ich eines nachmittags angesprochen werde. "Waren Sie einmal in Sofia?" Es stellte sich heraus, dass der Fragende jener Funkausbilder war, dem ich Bulgaren zur Ausbildung in Brandenburg uebergeben hatte. Er war auf dem Wege nach Syrien und konnte mir Erfreuliches berichten: Sowohl jener Funker in der Stadt Sofia wie auch jener in der Naehe von Marasch in der Neutralen Zone funkten noch laengere Zeit nach der Besetzung Bulgariens durch die Russen, und beendeten ihre Taetigkeit erst auf Befehl von Brandenburg. Mein jetziger Gespraechspartner teilte mir mit, dass man sie anwies, wie sie ihre Apparate und Antennen verschwinden lassen sollten und beiden wurden Verstecke genannt, in welchen sie noch einen ansehnlichen Devisenbetrag vorfanden. Im Falle des Sofioter Funkers befand sich das Versteck ohne dessen Wissen in seiner eigenen Kueche.

Der Palast, in welchem ich im obersten Stock taetig war, beherbergte selbstverstaendlich auch andere deutsche Fluechtlinge. Sie wurden von einer ganzen Reihe kirchlicher und nichtkirchlicher Anlaufstellen am Rande Roms laufend dorthin verwiesen. Vereinbart war, dass man in den fruehen Abendstunden dort anklopfen sollte. Zu jener Zeit sass ich dann im Pfoertnerzimmer und stellte die ersten Fragen an die Eintreffenden. Politische Fragen wurden nicht gestellt. Das waere ausgesprochen unchristlich gewesen. Beruf und Familienzugehoerigkeit, Anschrift und militaerische Laufbahn aber liess ich mir erklaeren. Wichtig war auch, welche Papiere vorhanden waren und das Alter. Natuerlich blieb auch den verschiedenen feindlichen Nachrichtendiensten der Siegermaechte nicht verborgen, wo in Rom Deutsche und Oesterreicher und Ungarn und Kroaten und Flamen und Franzosen und Daenen und Norweger usw. unterkamen. Eines Abends sprach mich durch das Fensterchen der Pfoertnerloge ein junger Mann mit deutlich englischem Akzent an. Er sei ehemaliger deutscher Offizier und es waere ihm gelungen, nach Irland zu fluechten, doch haette der Arme dort wieder reissaus nehmen muessen, weil

die Iren so deutschfeindlich seien, und jetzt wolle er weiter nach Aegypten. Ob er wohl fuer eine Nacht ein Unterkommen finden koenne. Ich bat ihn, in einer Stunde wiederzukommen. Inzwischen waren die uebrigen Dauergaeste eingetroffen. Sie schliefen auf Matratzen in einem grossen Saal. Ich rief sie zusammen und machte sie aufmerksam auf den fremden Vogel, der jetzt fuer eine Nacht hinzukommen wuerde, und den ich nach seinen reichlich faustdicken Luegen ueber Irland fuer einen englischen Spitzel hielte. Der Mann kam wieder und man stellte sich vor. Die schoensten Maerchen hatten sich unsere Leute dafuer ausgedacht. Niemand nannte sein wirkliches Woher und Wohin, doch alles klang recht plausibel. Der eine wollte zu Franco, der andere ueber Sizilien nach Tunis, der Dritte in den Belgischen Kongo, nur eben niemand nach Suedamerika. Um sich Liebkind zu machen bot unser Gast dann seine Armbanduhr fast geschenkt an und auch noch eine seiner Wolldecken. Man hat sie ihm im Tone besonders herzlicher Freundschaft gerne abgenommen. Er notierte sich sogar die ihm bereitwillig genannten Namen und Heimatadressen, weil er doch natuerlich von Aegypten aus wieder von sich hoeren lassen wollte. Ich will hoffen, er erhielt den Hosenbandorden dafuer gleich bei Uebergabe der Adressen. Denn etwas spaeter duerfte man recht bald ihre Wertlosigkeit erkannt haben.

Um den Rotkreuzpass zu bekommen, musste man irgendeine Unterlage vorlegen, einen Geburtsschein, Taufschein usw. Oder aber wenigstens das Zeugnis zweier Zeugen beibringen, wer man war. Hier war also ein weites Feld fuer notwenige Hilfe. Die Quellen der Beschaffung lagen verstreut ueber ganz Europa hin. Niemand ging unbedient vondannen. Hoelle, wo war Dein Sieg?

Der Einfallsreichtum kannte dabei keine Grenzen. Es klingelt und ich schiebe das Fensterchen zurueck. Da steht ein ganz gewoehnlicher Mitteleuropaeer. Ich frage ihn, wie er heisst. "Li Chun Chi" sagt er. "Wie bitte?" "Li Chun Chi" wiederholt er ganz ernst und schiebt mir einen chinesischen Pass zu. Ausgestellt von einem chinesischen Konsul in Florenz (gibt's da ueberhaupt einen chinesischen Konsul?). Genauso ernst gebe ich ihm den Pass zurueck. Er wohnt einige Tage bei uns und geht dann mit ordungsgemaess ausgefuelltem Rotkreuzpass weiter nach Brasilien.

Eines Tages wollte ich einige fertiggemachte Reisepaesse, die bestimmt waren fuer einen Franzosen, der mit Freunden nach Venezuela gehen wollte, meinem Bekannten, dem Dr. Getaldi in seiner Privatwohnung zur Weitergabe uebergeben. Waehrend Dr. Getaldi sich mit mir unterhaelt, entdecke ich durch die Gardine hindurch unten auf der Strasse in einem gegenueberliegenden Hauseingang einen Mann, der unser Haus beobachtet. "Dr. Getaldi, Sie werden beobachtet", sage ich. "Geben Sie mir die Paesse wieder. Ich werde sie dem Mann direkt aushaendigen. Sie muessen mit Hausdurchsuchung rechnen". Und ich gehe wieder. Unten auf der Strasse bekomme ich im Weitergehen einen schrecklichen Druck auf der Blase und beginne, immer schneller zu gehen, die Spanische Treppe hinunter und weiter in Richtung Justizpalast, denn dort am Tiberufer wusste ich die naechsterreichbare Beduerfnisanstalt. Ich fege ueber die Tiberbruecke und den hier menschenleeren Quai entlang bis hin zur "Bauchbinde". Und waehrend ich dort stehe, sehe ich - den Posten von vorhin vorbeirasen. Der Mann war mir gefolgt, und er hatte jetzt nicht bremsen koennen. Er hatte also gar nicht auf Dr. Getaldi sein Auge geworfen, sondern auf mich. Der Mann da vorne geht merklich langsamer und kommt dem Punkt nahe, wo der Tiber hinter der Engelsburg nach links abbiegt und nach rechts die Via Conciliacione nach St. Peter fuehrt. Er weiss nicht, wohin er sich wenden soll, denn jetzt ist er ja vorne, und ich lasse ihn auch ein wenig zap-

peln, um deutlicher noch zu sehen, dass er tatsaechlich nur mir gefolgt war. Dann gehe ich an ihm vorbei, betrete aber schon gleich das naechste hohe, neue Gebaeude, welches der Vatikan den amerikanischen Geistlichen in Rom zur Verguegung gestellt hat. Ich kenne es gut, habe ich doch mehrere Freunde dort. Pater Sullivan, ein Kanadier, kommt mir lachend entgegen und wir beobachten von einem Treppenfenster aus den Geheimpolizisten, der nach einigem unschluessigen Herumschauen in eine Seitenstrasse zum Borgio einbiegt und verschwindet. Sullivan, eine Art lebender Kleiderschrank, breit und hoch, und ein ganz besonderer Freund gewisser Sieger, begleitet mich nach einer Tasse Kaffee, und nachdem er mir ein Paket Struempfe unter den Arm geschoben hat, bis zu meiner Bleibe. Als ich dort das Erlebte erzaehle, erhalte ich 14 Tage Sicherheitsarrest.

An jenem Abend kommt in langem Lodenmantel ein Mann herein, Wiener Dialekt. Er macht einen unsicheren und weichen Eindruck. Ich misstraue ihm und will gerade ablehnen, als einer unserer Dauergaeste, Hadwiger war es, auf ihn losstuerzt und ihn in einem wahren Freudentaumel umarmt: "Was, Du lebst noch?" In den Armen lagen sich beide und weinten und lachten vor Freude.....So habe ich aber gleich den Mann, der die Paesse weitergeben kann. An einer bestimmten Saeule im grossen Rund des Petersplatzes findet er zu vorgesehener Stunde den Franzosen und kann ihm gute Reise wuenschen.

Hausarrest ist nicht so genau zu verstehen. Ich kann dennoch das Haus verlassen, naemlich in dem kleinen Lieferwagen, der fast taeglich hinausfaehrt vor die Stadt, wo dieser Orden ein eigenes Stueck Land mit Gemuese bebaut. Ein Fluechtling faehrt den Wagen, schon seit Monaten. Draussen lerne ich, dass roemische Erde viel schwerer umzugraben ist als die von Hueffenhardt. Ich lerne Fenchel ernten und andere subtropische Pflanzen wie zB die Artischocken, die wir im Norden nicht kennen. Einige Jahrzehnte spaeter baue ich so etwas auf eigenem Grund in Argentinien an.

Weihnachten naehert sich und damit auch natuerlich die Weihnachtsfeier. Es ist wohl klar, wer damals in Rom war und Teil war dieser Gemeinde im Untergrund, der musste auch an ihrer Weihnachtsfeier teilnehmen. Sie fand in feierlichstem Rahmen statt. Ein persoenlicher Vertreter des Heiligen Vaters war anwesend,ein Diplomat der oesterreichischen Botschaft am Vatikan, der Vertreter Bayerns beim Vatikan, ein Abgesandter des italienischen Innenministers Scelba. Bedient wurden wir Fluechtlinge, die wir zu je vieren an kleinen Tischen sassen, von den Schuelern des Germaniums in ihren historischen roten Gewaendern, ein festliches Bild in jenem grossen mittelalterlichen Saale. Die deutsche Kolonie von Rom (in ihrem evangelischen und in ihrem katholischen Zweig, versteht sich), die deutschen Nonnen und Priester aller der vielen Kloester in und um Rom hatten uns mit Spenden ueberhaeuft, tage- und wochenlang vor uns die Vorbereitungen geheimgehalten. Nur mehrfach musste unser Lieferwagen mit Paketen und Kaesten mit unbekanntem Ziel durch die Stadt Extrafuhren machen. Kuchen und Kleidungsstuecke waren darin. Immer wieder neue Anrufe hatten den Wagen zu spendefreudigen Deutschen und Oesterreichern gerufen, und dann stand Bischof Dr. Alois Hudal auf und sagte: "Und ich freue mich ganz besonders, hier heute mehr als 200 Personen begruessen zu koennen, die bei den Siegern dieser Jahre schlecht angeschrieben sind. Und impulsiv stand der neben ihm sitzende, deutsch sprechende Oberste eines grossen bekannten Orden auf und setzte hinzu: "Und Sie koennen versichert sein, h i e r findet die Polizei Sie nicht. In Rom lebt man nicht zum ersten Mal in Katakomben". Betreten und ergriffen von so viel Mitleben sassen wir zweihundert Eingeladenen. Wir wussten damals noch nicht, wieviele Millionen Deutscher damals bereits ermordet wor-

den waren, wieviele eingekerkert und wieviele noch hingeschlachtet werden sollten. Wir ahnten aber auch nicht, dass dieses ganze, fuer die Weltgeschichte einmalige fuerchterliche Geschehen dann in Ursache und Wirkung verdreht werden und aus den Ermordeten die Moerder gemacht werden sollten.

Und es naeherte sich die aufregende Wahl vom 18. April 1948. Man rechnete mit einem kommunistischen Wahlsieg. Verschiedene Fluechtlinge hatten wir in Kloester im Raume von Grottaferrata verlagert. Sie waren da draussen so gerne gesehene Gaeste, dass wir immer wieder Neue dort unterbringen konnten. Einem jeden wurde von mir eingeschaerft, dass es von seinem Verhalten abhing, wieviele Unglueckliche wir so ueber Wasser halten konnten. Eines Tages wollte ich mich persoenlich von der Lage dort ueberzeugen, denn bisher hatte ich nur immer den Besuch einiger Nonnen oder Brüder erhalten, die uns Freiplätze anboten. Verbinden wollte ich den Besuch mit einem solchen in Mondragone, dem beruehmten Jesuitenkolleg, in welchem der katholische Adel der Welt erzogen wird. Dort war einer der Unseren naemlich als Lehrer taetig. Mit der Strassenbahn fuhr ich hinaus bis nach Frascati und wollte nun von dort zu Fuss ueber Mondragone und den dahinterliegenden hohen Wald weiter nach Grottaferrata. Der Park, der zum weitlaeufigen Kloster Mondragone gehoerte, war ein lockerer Olivenhain. Niemand begegnete mir in dieser

Einsamkeit und ich genoss den Frieden dieser damals fuer mich noch neuen Landschaft. Doch dann meinte ich, Schuesse zu hoeren. Jetzt waren es deutlich ganze Feuerstoesse, die von den Gebaeuden herubertoenten.. Es klang wie Maschinengewehrfeuer. Revolution? Ich beschleunigte meine Schritte. War dort ein Ueberfall auf ein unbewachtes Kloster? Kommunisten, die ein Blutbad anrichteten? Kurz vor dem Hintereingang des Gebaeudes kamen mir zwei Priester entgegen. Sie unterhielten sich, als ob nichts Ungewöhnliches vor sich ginge, und sie mussten doch auch die Knallerei hoeren. Ich nannte meinen Namen und fragte sie, was da los sei. Sie lachten auf meine Frage: "Nein, zwei von Ihren Leuten unten aus Grottaferrata unterrichten doch unsere Zoeglinge im Gebrauch verschiedener Infanteriewaffen. Da oben auf dem flachen Dach des einen Fluegels wird jeden Nachmittag geuebt. Wenn noetig, wird Mondragone eben ein zweiter Alcazar. Wir haben nicht vergessen, was die Roten dort in Spanien mit den Priestern machten. Sie sollen nur kommen". (Ich dachte an den Fachmann in solchen Dingen, den ich auf Pashman traf).

Im Innenhof meines Standquartiers haeuften sich die Flugblattpakete fuer die Demochristiani (Demoni Christani spottete man ueber sie). Ein Lastkraftwagen nach dem andern lud dort ab und wir uebernahmen mit unseren Leuten die Verteilung ueber ganz Italien. Soviele nach Florenz, soviele nach Mailand, ja, und auch soviele nach Genua. Unmengen von Paketen gingen tags und nachts durch unsere Haende und hinaus ins weite Land. Und in dem Jeep, der dann nach Genua fuhr, war ein Vertreter von uns dabei, um sich einmal wieder im Hafen umzusehen, ob sich etwas Neues tat. Denn alles was wir wussten, war, dass dort eine argentinische Einwanderungskommission taetig war, die uns wohl gesonnen schien. Wir stellten dann auf diese geschilderte Weise fest, wie das funktionierte und wer fuer uns dort mitmischte. Mit einem amtlichen Ausweis des Wahlkomités der DC kam unser Mann zu dem bereits genannten Franz R. Wenn vor der Abfahrt eines Schiffes einige Italiener sich nicht praesentiert hatten, unterschob er mit jenen italienischen Namen andere Fluechtlinge. Dieses System wurde an zahlenmaessigem Umfang das bedeutendste und funktionierte reibungslos. Wir verbesserten den Anmarsch noch erheblich nachdem ich in einer von Bischof Hudal angeregten persoenlichen Unterredung mit dem italienischen Innenminister ein Abkommen muendlich

schliessen konnte, wonach die italienische Polizei angewiesen wurde, aufgegriffene Fluechtlinge, die irgendwie nachweisen konnten, dass sie Unterkunft in einem Kloster oder einer Kirche hatten,auf der Stelle wieder laufen zu lassen. Das war fuer den Platz Genua ganz besonders wichtig, da die Alliierten die Taetigkeit der italienischen Polizei dort damals noch kontrollierten. Die Italiener aber hatten sich nach dem Ende der Besetzung verpflichtet, Auslaender ohne Papiere ueber ein dafuer eingerichtetes Lager in Frasquette den Alliierten vorzufuehren. In der Praxis ist das meines Wissens in keinem Falle erfolgt. Der Aufenthalt in dem genannten Lager war praktisch eine Schutzmassnahme fuer die Erwischten.

Etwa ein Jahr lang funktionierte diese breite Bruecke in Genua reibungslos. Da geschah es, dass wieder eine Gruppe von italianisierten Deutschen, etwa 110 Mann hoch, auf diese Weise kostenlos an Bord gebracht worden waren. Das Schiff stiess vom Kai ab und schon fingen die dummen Bengel an, sich oben an die Reeling zu stellen und den italienischen Carabinieri am Ufer laut das Englandlied vorzusingen. Damit war dann diese Verschiffungsmoeglichkeit aus! Mit einem, der sich hinterher in Argentinien noch damit ruehmte, bei diesem Eklat dabeigewesen zu sein, kam es dann zu einer regelrechten Pruegelei. Die Leute hatten weder begriffen, was es gekostet hatte, diesen Fluchtweg aufzubauen, noch, wem sie ihn damit zugeschuettet hatten. Es waren politische Abenteurer. Die "Rechte" war damals und bis heute voll davon.

Die Wahl vom 18. April war die "Schicksalswahl" Italiens. So jedenfalls stellte man es den Amis dar, die Italien vor dem Kommunismus bewahren sollte. Um diese zu einer etwas besseren Haltung den Italienern gegenueber zu bewegen, organisierte man in der Appeninhalbinsel ein gewagtes Spiel (So etwas war nur in Italien denkbar, in Deutschland waere es niemals durchfuehrbar gewesen). Man gab in den buergerlichen Kreisen und von allen Pfarren die Parole aus, Kommunisten zu waehlen. Das geschah und die Roten siegten mit grossem Gewinn. Den Amis ging der Hosenboden mit Grundeis. Sie verschenkten alle ihre Lkws, grosse Lebensmittelbestaende und Kleidungsmagazine sofort an die Bevoelkerung. Der gesamte Fahrpark wurde wegegeben.Fuer ein Ei und Butterbrot konnte man damals einen Jeep erwerben. Die naechste Wahl sah ganz anders aus und man liess die naiven Helden aus Uebersee ruhig in dem Glauben, das haette ihre Grosszuegigkeit bewirkt.

In jenen Ostertagen war ich wieder einmal in Grottaferrata. Sie wissen, es ist die Sommerresidenz des Papstes. Sie grenzte mit einer sehr hohen Mauer an die Durchgangsstrasse, auf der auf der anderen Seite die mit roten Ziegeln bedeckten Haeuser des eigentlichen Ortes sich kuschelten. Ich schlief dort im Pfarrhaus. Spaet abends noch hatte der Ortspfarrer noch meinem dort jetzt staendig wohnenden Freunde Hadwiger gesagt, er moege am kommenden Ostermorgen um sechs Uhr auf den Campanile hinaufsteigen und die Glocken laeuten, wie er es schon mehrfach getan hatte. Er bat mich, ihm dabei zu helfen und wir klettern die Holztreppen im Turm nach oben. Dann zogen wir an den verschiedenen Tauen. Ueber uns im freien Raum hingen die vier Glocken. Reihum zogen wir an den Straengen. Mehrmals machten wir die Runde, bis die erste Glocke anfing, anzuschlagen. Dann kamen die schwerfaelligen Dinger langsam in Trab und es droehnte. Es machte uns Spass, sie immer hoeher schwingen zu lassen. Das Geruest zitterte und wir hoerten im Laerm nicht mehr unsere eigene Stimme. Da sehen wir auf einmal unten im Hof vor der Kirche unseren Pfarrer stehen. Er winkt aufgeregt mit Armen und Beinen zu uns herauf und wir lachen zurueck, dass wir es so gut koennen, und lassen sie weiterschwingen in lautesten Toenen.

Schon sieht man hier und dort ein paar Leute mit dem Gebetbuch unter dem Arm sich zur Kirche begeben. Wir haben den Pfarrer ganz vergessen. Der steht auf einmal pustend neben uns und bruellt uns an und zeigt auf seine Uhr. Wir haben genau eine Stunde zu frueh gelaeutet! Es war nichts mehr zu machen. Denn wir hielten wohl auf, zu ziehen, doch die Glocken hielten nicht auf. Die schlugen ruhig weiter, Rumm, bumm, bumm, bummm... Es dauerte mehr als fuenf Minuten, bis sie sich soweit beruhigt hatten, dass sie nicht mehr an den Kloeppel schlugen. Der Pfarrer war wieder nach unten geklettert und las an jenem hohen Feiertag die Messe eine Stunde frueher, als vorgesehen. Von dem Durcheinander, was wir Pius dem XII an jenem morgen auf der andern Strassenseite verursacht haben, will ich besser gar nicht reden. Die Geschichte war noch nach Wochen heiterer Gespraechsstoff am Gianiculo bei den Salvatorianerinnen, die ihn persoenlich bedienten. Als ich auf einem Spaziergang dort mal vorbeikam, wollte man die ganze Geschichte noch einmal aus direkter Quelle hoeren.

Nur ein anderes Signal, das auch jeden Morgen dort in Grottaferrata in jenen Tagen ertoente, war auch an diesem Tage puenktlich: Das Trompetensignal der Juden, die dort in einem Lager fuer vormilitaerische Ausbildung auf ihren Abtransport an die Palaestinafront warteten. So stramm ging es dort zu, dass ein Waffen-SS-Offizier seine Freude daran gehabt haette. Das war auch ganz konkret der Fall, als Hadwiger mir vom Glockenturm aus die Lagerbaracken dort unten zeigte.

Eines Tages begegne ich in der schon erwaehnten Schlange der paepstlichen mensa einem Abwehroffizier, der in den letzten Kriegswochen in meiner Einheit Dienst getan hatte. Er brachte mir einige interessante Neuigkeiten. Karl hatte man in Mannheim verhaftet, und er sass immer noch in Haft, denn man hoffte, durch ihn wieder Verbindung mit mir zu bekommen. Herbert war so gross wie ich und wir gingen daher ungewollt im Gleichschritt durch die Stadt und erzaehlten uns etwas, als ein Italiener auf uns zutritt: "Euch sieht man auf hundert Schritt die ehemaligen deutschen Offiziere an". Verdutzt bedankten wir uns und humpelten, vier Beine durcheinander, weiter. Erst 1984 haetten wir uns beinahe wieder gesehen. Mein Kamerad war pensioniert worden und hatte eine Kreuzfahrt mitgemacht, die ihn auch nach Buenos Aires fuehrte. Ich aber war in jenem Augenblick im 1700 Kilometer entfernten Bariloche, sodass meine Tochter sich mit dem angereisten Ehepaar auf dem Schiff traf. "Es war sehr lustig", meinte sie hinterher. Das Bild, das die Frau meines Freundes schoss, aber war voellig unterbelichtet. Sic transit gloria mundi.

Ein ander Mal geht vor mir durch Rom niemand anders als Petica, jener wenig einsatzfreudige italienische Marinefeldwebel, der noch vor der Einnahme von Debar von irgendwoher uns zugelaufen war. In wenigen Worten schildere ich dem ebenso Ueberraschten meine Situation und er gibt mir seine Adresse. Er hat ein Schuhgeschaeft, zufaellig nicht weit von der Essensausgabe des Vatikans oben am Pincio. Als ich ihn nach so einem Essen in seinem Geschaeft besuche, soll es nur ein kurzes erstes Wiedersehen sein, denn ich muss noch anderes an jenem Tag besorgen. Ich begruesse ihn und dann seine Mutter kurz und gehe dann wieder. Ich hatte kaum beachtet, dass er telefoniert hatte, waehrend ich mich mit der alten Frau unterhalte. Dann verabschiede ich mich und begebe mich auf den Weg zu Pater Leopold in der Via Sicilia. Der Eingang ist eine kleine Vorhalle. Deutlich durch eine Schwelle vom etwas niedrigeren Niveau der Strasse abgesondert, muendet sie in der Tiefe in eine Querwand, an welcher ein Laienbruder als Pfoertner sitzt. Ich warte noch auf Einlass, als ein Mann mir sozusagen nachspringt,

dann ploetzlich stoppt, wie er oben ueber der Aussenwand der Halle das paepstliche Wappen sieht, sich von der Schwelle zurueckzieht und weitergeht. Ich schaue ihm nach und sehe, wie er weiter oben in einen Jeep der italienischen Polizei einsteigt. Petica als Verraeter! Man lernt doch niemals aus! Wie recht hatte doch mein Spiess gehabt, als er vor diesem "faulen feigen Strick" warnte.

Dieser Vorfall ist fuer mich Anlass, erst einmal die Stadt zu verlassen. Noch am gleichen Abend fahre ich in einen Vorort hinaus, wo ich in einem Priesterseminar uebernachte. Dann mache ich eine kleine Reise mit der Eisenbahn und begebe mich an dem angegebenen Ort auf die Polizeiwache. Man will mir dort ein "soggiorno" geben, eine Aufenthaltsgenehmigung. Ich erhalte das Papier von dem leitenden Polizeioffizier in wenigen Minuten. Als er es mir aushaendigt, frage ich ihn, warum er denn auf dem Flur draussen alle diese Bilder von gesuchten Italienern aufgehaengt habe. Er laechelt: "Wir haben nur die dort angebracht, von denen wir wissen, dass sie laengst im Ausland sind".

In meinen Gespraechen mit Bischof Hudal komme ich natuerlich auch auf meine Zukunft zu sprechen. Ich wuerde schon ganz gerne eine Taetigkeit im Rahmen der grossen Missionsgesellschaften der katholischen Kirche uebernehmen, etwa als Lehrer. Ich mache einen Besuch bei den Deutschen Schulbruedern in der Via Aurelia und bin beeindruckt von der geistigen Atmosphaere. Ich habe Gespraeche bei den Pallotinern. In der Bibliothek, die ich zu ordnen habe, finde ich eine ganze Reihe von alten Lehrbuechern, die mir dabei nuetzlich sein koennten. Sie werden mir gerne geschenkt. Ich gehe zur Steyler Mission an der Porta S. Paolo und stelle mich dem Pater Brendel vor. Inzwischen ist dieser guetige Mann gestorben, doch als ich einmal in den achtziger Jahren Pater José Marx aus San Ignacio in Misiones davon spreche, dass ich Pater Brendel gekannt haette, macht er ganz grosse Augen und berichtet mir, dass Brendel fuer ihn, der auch der Steyler Mission angehoert, einer der bedeutendsten Missionare dieses Jahrhunderts gewesen ist. Oft, fast immer, muessen erst Dritte uns die Augen oeffnen ueber einen Weggenossen auf diesem Planeten. Von dem Tode Brendels erfuhr ich schon 1958, als ich von einem Besuch aus Europa zurueckkam, durch einen mitreisenden Steyler Missionar. Ich erinnere, ich sah hinaus auf die weite See und ich glaube, ich hatte eine Traene im Auge. Wie konnte es geschehen, dass mich damals diese Nachricht so tief beruehrte? Ich hatte Pater Brendel doch nur drei mal etwa eine Stundelang gesprochen. An den Waenden jenes Besprechungsraumes in Rom hingen Stiche und Zeichnungen, die die Leidensgeschichte des Herrn darstellten, so, wie sie ein Chinese in chinesischem Milieu sieht. Es ging, das spuerte ich damals sofort, von diesem kleinen Mann vor mir ein Wille aus, der Geltung hatte noch in den Loesbergen Chinas und in der Gruenen Hölle des Chaco und den Urwaeldern von Misiones.

Mir ist es enfallen, wer mir jene Anschrift zusteckte, bei der es moeglich sein sollte, in Argentinien ein "libre desembarco", eine Ausschiffungsgenehmigung zu beantragen. Zugleich hatte man mir gesagt, dass Argentinien dabei sei, die Einwanderung nunmehr wieder etwas einzuschraenken. Aus den damals in Rom befindlichen Personen waehlte ich fuenf weitere aus, von denen ich wusste, dass sie in hoechster Lebensgefahr waren. Ich sandte die Liste mit den sechs Namen und weiteren Daten nach Buenos Aires. Schon nach einem Monat erhielt ich die sechs erbetenen Papiere und konnte sie an die betreffenden Personen verteilen. Ein jeder musste jetzt fuer sich das Geld fuer die Ueberfahrt auftreiben. Was mich anging, begab ich mich zu-

naechst zu dem argentinischen Konsul in Genua, der mir ein Visum in das Papier hineinstempeln musste. Im vollen Licht der Oeffentlichkeit fuhr ich vom Bahnhof Termini ab nach Genua. Der Konsul schickte mich zum Konsulatsarzt. Auf dem Wege dorthin frage ich in der Strassenbahn nach der betreffenden Haltestelle. Ein Herr erbietet sich, mir die gewuenschte Adresse zu zeigen. Doch, kaum sind wir ausgestiegen, als er eine Plakette zeigt: "Italienische Geheimpolizei", und mich bittet, in den naechsten Hausflur zu gehen. Dort verlangt er meine Papiere. Als ich ihm mein soggiorno zeige, bedankt er sich sehr hoeflich. Ich aber setze die Unterhaltung fort und druekke ihm laut und unmissverstaendlich meine Meinung darueber aus, dass ich es als eine grobe Schweinerei empfinde, wenn man ausgerechnet hier in der Hafenstadt Menschen abfangen will, die ja doch im Begriff stehen, italienischen Boden zu verlassen. Ich bitte ihn um seinen Namen und er gibt mir seine Dienstnummer. Ich frage ihn, was er sich fuer einen Vorteil von einem solchen Verhalten verspricht, das doch nur den guten Namen Italiens schaedigen kann. Er zieht mit einem erzwungenen Gruss ab.

Wir wohnen in Genua in einem Kloster. Wir, das sind wieder einmal ein paar hier zusammengetroffene Fluechtlinge. In meinem Zimmer, wieder auf Matratzen auf dem Fussboden, haust auch ein ehemaliger Oberfoerster deutschen Stammes aus der rumaenischen Bukowina. Mit ihm gehe ich durch die Stadt. Da entdeckt Adolf Jurowski oben in einem Baum einen Bienenschwarm (wer damals in Argentinien war, wird auch bei diesem Namen aufgehorcht haben, Adolf war ja bald danach bekannt als der "Bienenkoenig von Jujui"). Zum Entsetzen der Umstehenden erbittet er sich in einem Laden einen leeren Sack und klettert auf den Baum. Ich muss mit hinauf und er beruhigt mich: Die stechen jetzt nicht. Die sind erst gerade ausgeflogen und haben sich fuer die Reise vollgefressen. Dann bekommt der Teufelskerl tatsaechlich den ganzen Schwarm in den Sack hinein und wir ziehen damit heimwaerts zum Kloster. In unserem Zimmer beginnt es zu summen, bald summt es in dem ganzen Kloster. In Windeseile holt einer von uns ein Kilo Zucker und Adolf besorgt sich in einer Tischlerei ein paar kleine Kaesten. Ihm ist inzwischen die Idee gekommen, dass man in Argentinien vielleicht noch nicht die helle italienische Biene kennt. Er will den Schwarm mitnehmen, wenigstens einige mit der Koenigin. Unserem dritten Stubengenossen kommt aber noch eine Idee. Dass man naemlich in den doppelten Boden dieser Kaesten alle diejenigen Dokumente tun koennte, die die Grenzpolizei am besten nicht sieht. So werden drei Kaesten hergerichtet. Dann packt den Dritten ploetzlich die Wut und er macht mit seinen alten Unterhosen mitten im Zimmer ein schrecklich stinkendes Feuer und die uebriggebliebenen Bienen verlassen laut brummend die heiligen Raeume. Oben auf dem flachen Dach laeuten die Glocken und ein Nachbarshund liegt davor und heult. Am Abend kommen Hadwiger und sein so herzlich begruesster Freund Voszadtka mit dem Zug aus Rom an und wir bringen auch sie ins Kloster.

Jetzt hatten wir Alle alle Papiere, die noetig waren. Aber keiner hatte das notwendige Fahrgeld beisammen. Der erste Gedanke war darum wieder: Blinder Passagier. Da lag ein argentinisches Schiff im Hafen. Es hiess, dass ein deutschstaemmiger Zahlmeister an Bord sei, der uns verstecken koennte. Der Mann, Besitzer einer Apotheke in Cordoba in Argentinien, traf sich mit uns in einer alten Hafenkneipe. Waehrend der Unterhaltung, zu der er noch einen anderen Kumpan mitgebracht hatte, fange ich deren spanische Unterhaltung auf und antworte auf spanisch. Das beruehrt unseren Mann offensichtlich etwas peinlich. Jedenfalls, als wir um 11 Uhr abends verabredungsgemaess das Fallrepp hinaufklettern, werden wir wieder davongejagt. Wir

bedauern bloss, dass wir vorher bei einigen scharfen Getraenken in jener Hafenkneipe unsere letzten Lire verjubelt hatten. Wir wandern weiter, geprellt wie wir waren, zum Bahnhof Principe. Und stellen uns vor das dortige beruehmte Kolumbusdenkmal und beschimpfen den grossen Genovesen. Natuerlich auf deutsch: Er hätte es lieber unterlassen sollen, Amerika zu entdecken. Da tritt ein Carabinieri freundlich auf uns zu und empfiehlt uns, lieber zu Bett zu gehen, denn sonst muesse er uns mitnehmen. Wir legen uns auf eine Bank im Wartesaal und machen Kassensturz. Es geht noch einige Tage, gratis Essen in einem Kloster miteingerechnet. Hadwiger und der Mann mit den verbrannten Unterhosen (von dem wir inzwischen erfuhren, dass er in den letzten Kriegstagen einen der neuen deutschen Duesenjaeger lenkte und damit gegen die Russen in der Naehe von Prag flog. Er zog fuer seine Person deswegen den Zeitpunkt der Kapitulation noch ein wenig hinaus und vor allem, nachdem er dann auf einem inzwischen von den Amis besetzten Flugplatz landet, jagt er seine Maschine in die Luft. Es gelang ihm, zu tuermen), gehen unterhalb der bekannten Via Balbi eine immer dichtbevoelkerte Hafenstrasse entlang. Eine Gruppe von Gluecksspielern zieht sie an. Hadwiger setzt und verliert sein ganzes kleines Vermoegen. Es war unser Aller letzte Reserve gewesen.

Es bleibt mir nichts anderes uebrig, als erneut nach Suedtirol zu reisen und zu versuchen, den Betrag fuer die Ueberreise zusammenzubekommen. Vor der Abfahrt erfahre ich noch von Pater Petranovic den notwendigen Minimalbetrag von 100.000 Lire.

Es geht ueber Mailand. Uebernachtet wird dort bei den Grauen Schwestern, den Suore Tedeschi in der Via Panizza. Wie schon in Rom waren auch hier Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft dieser evangelischen Institution ganz gross geschrieben. Einen guten Einblick in die damals noch vorbildlich funktionierende Zusammenarbeit innerhalb der Deutschen Kolonie gewinne ich durch Mittagessen bei zwei Familien, deren Angehoerige als Deutsche den politischen Wechsel wenigstens insofern gut ueberstanden als sie niemanden durch Ueberfall verloren. Man zeigt mir die Strassenecke, wo eine Mutter mit ihrem 20-jaehrigen Sohn auf den Omnibus wartete, als ein Mann von hinten an sie herantritt und den Juengling einfach niederknallt und weitergeht. Gerade in Mailand herrschte monatelang ein roter Terror, der dem etwa in Prag oder in Paris nicht nachstand.

In Bozen bespreche ich mich kurz mit Pater Dr. Pobitzer. Er empfiehlt mir, moeglichst wenige Personen anzusprechen und von ihnen hoehere Betraege zu erbitten. Das hat Erfolg. Ich bekomme in zwei Tagen ohne grosse Schwierigkeiten 60.000 Lire zusammen. Der Rest dauert etwas laenger und ich muss die "Quote" von 10.000 auf 5.000 senken. Doch, in einem halben Jahr haben sie bereits ihr Geld zurueckbekommen. Der einzige, der dabei unruhig wurde, war ein Graf in Eppan, den ich von Wolfsberg her kannte. Kaum hatte ich meinen Fuss auf suedamerikanische Erde gesetzt, da kam schon der erste Brief mit der dringenden Bitte um Rueckzahlung. Ganz so schnell ging es natuerlich nicht.

Wieder geht es im Autotreni ueber Mailand nach Genua zurueck. Als letzte Mitteilung erfahren wir gerade noch aus der Heimat, dass dort eine Waehrungsreform vorgenommen worden sei. Im August 1948 lichtet der panamensische Dampfer seine Anker, der mich nach Buenos Aires bringen soll. Mein ebenfalls aus Wolfsberg kommender Kamerad Kabl steht am Kai und winkt. Er ist der letzte der sechs, fuer die ich die argentinische Landeerlaubnis besorgt hatte. Aber auch er hat schon die Fahrkarte fuers naechste Schiff in der Tasche.

III. "FRIEDEN"

Buenos Aires, Treffpunkt der Geheimdienste

"Die Zeit ist gekommen, in der die politische Institution des Krieges ueberwunden werden muss und kann"
Carl Friedrich von Weizsaecker, 1986
Was aber, wenn der Frieden ein "Frieden", also ein Krieg ist?

"Kein Friede ohne Gerechtigkeit, keine Gerechtigkeit ohne Frieden. Keine Gerechtigkeit ohne Freiheit, keine Freiheit ohne Gerechtigkeit".
Carl Friedrich von Weizsaecker, 1986
Was aber, wenn ungerecht ist, was man "gerecht" nennt?

Argentinien war damals wohl der Hauptabnehmer jener menschlichen Fracht, die Europa nach dem II.Weltkrieg verliess. Die menschliche Umgebung auf dem Schiff war danach: politische Fluechtlinge aller Nationen mit ihrem manchmal verheimlichten Vorleben, Geheimagenten der Sieger und kaum ein "normaler" Reisender. Das durchschnittliche Alter war wohl 30, kaum einer hatte mehr als 40 Lenze. Entsprechend unruhig fuhr man am Felsen von Gibraltar vorbei und entsprechend optimistisch schaute alles nach vorne und begruesste am Horizont das erste brasilianische Land. Doch als im Hafen von Santos ein Ruderboot an der Rueckseite des Schiffes vorbeischlenderte, da rief der Insasse mit vorgehaltener Hand: "Nicht so laut deutsch sprechen, das ist hier verboten" und wir ahnten zum ersten Mal von dem wuesten Terror der Luso-Brasilianer gegen die dortigen Auslandsdeutschen, und nahmen zur Kenntnis, dass wir noch einiges in der Neuen Welt hinzuzulernen hatten. Dann standen die Hochhaeuser von Buenos Aires vor uns. Es wimmelt von Menschen, bei uns oben an der Reeling und unten am Quai, als ich am 5. September 1948 in Argentinien an Land gehe. Viele wurden von Freunden erwartet, denn kaum einer hatte diese Reise in ein neues Leben als Einzelgaenger angetreten. Die lange Liste derjenigen, die drueben geholfen hatten, dass man an Bord kam, wurde hier fortgesetzt von anderen, die mit guten, oft aber auch recht eigennuetzigen Ratschlaegen den neuen Lebensabschnitt zu lenken versuchten. Erst nach einiger Zeit war es moeglich, diesen Willkomm in seiner Vielschichtigkeit zu erkennen. Denn neben den selbstverstaendlichen Kameraden, die schon mit einem frueheren Schiff hier gelandet waren und jetzt - oft noch recht unbeholfen - ihre ersten Eindruecke weitergaben, waren jene, die sich darum bemuehten, aus diesem Exodus Vorteil zu ziehen. Die "Neueinwanderer", wie sie in der deutschen Kolonie hiessen, waren wie auf anderen Sklavenmaerkten ganz und gar nicht selten sehr begehrenswerte Handelsware, denn man

hatte bald herausgefunden, dass darunter sich Personen befanden, die etwas gelernt hatten. Ihre oertliche Unerfahrenheit galt es jetzt weidlich auszunutzen. Es geschah auf Schritt und Tritt. Und es ist Verschiedenen erst nach Jahr und Tag gelungen, sich aus den Faengen der mit den Sozialgesetzen besser Bewanderten zu befreien. Die Landessprache kennen war dazu oft notwendige Voraussetzung. Und es gab eine dritte, zahlenmaessig sehr kleine Gruppe: die Spitzel der Alliierten, die sich auf dem linken Fluegel der regierenden peronistischen Partei angesiedelt hatten und von hier aus eine Ueberwachung der Neuankoemmlinge vornahmen. Unter dem offiziellen Bild eines deutschfreundlichen Peron und einer deutschfreundlichen Evita setzte eine Beaufsichtigung aller Jener ein, die man als Gegner der "Demokratie" und als Gegner der Angelsachsen zu erkennen glaubte. Nur sehr langsam sprach sich dieses wahre Gesicht der argentinischen Innenpolitik bei den gutglaeubigen Neulingen herum. Noch laenger dauerte es, bis man sich darueber im Klaren wurde, dass die Bekaempfung der angeblichen oder wirklichen "Nazis" in Argentinien auf dem Wege ueber die westdeutschen Vertretungen seit dem Erscheinen ihrer ersten Vertreter gelenkt wurde. Die Argentinier dienten als Vollstreckungsgehilfen der Bonner, und diese wieder als ausfuehrende Organe der Sieger in London und New York. Wer fuer diese ein schwarzes Schaf war, bekam laufend seine Knueppel zwischen die Beine geworfen. Viel, viel spaeter konnte dann noch erkannt werden, dass ueber alle so unterschiedlichen argentinischen Regierungen hinweg es das Netz der Freimaurer (und dabei insbesondere der deutschstaemmigen Brueder) war, welches sich hier sehr aktiv mit verleumderischen Denunziationen hervortat.

Das Einwandererland Argentinien hatte im Hafen einen grossen Gebaeudekomplex zur ersten Aufnahme von Inmigranten eingerichtet. Ein Kamerad, der mich am Fallreep in die Arme schloss, wies mich auf diese Moeglichkeit hin. Ich konnte eine Woche lang dort gratis wohnen und inzwischen mich nach Dach und Arbeit umsehen. Zu meiner grossen freudigen Ueberraschung empfing mich im dortigen Abfertigungsraum niemand anders als Eugen Rupnik. Er stellte mich sofort dem diensthabenden argentinischen Polizeioffizier vor und in wenigen Stunden hatte ich die fertigen argentinischen Aufenthaltspapiere einschliesslich der argentinischen Kennkarte in meinen Haenden. Das war die eine, die uns bekannte Seite der argentinischen Regierungspolitik.

Wohin sich wenden? Man kaufte sich eine "Freie Presse", die deutsche Tageszeitung. Dass man nicht etwa das "Argentinische Tageblatt" kaufen durfte, erfuhr man in den ersten fuenf Minuten. Es war die Zeitung der deutschsprachigen Juden im Lande und zeichnete sich durch eine damals besonders unsachliche und bodenlose Hetze gegen alles Deutsche aus. Es wurde spaeter das Sprachrohr der westdeutschen Botschaft und vergass seinen antideutschen Charakter selbst im Wandel der kommenden Jahrzehnte nicht. Das, was wir, die wir damals an Land kamen, an alliierten Verbrechen und Leiden erlebt hatten, fand keinen Raum in jenem Blatt. Es war druckerschwarze Unmenschlichkeit in Reinkultur. Es gab auch Besucher Argentiniens, die sich von so etwas beeindrucken liessen. Ich erinnere, dass ich einem westdeutschen Zeitungsmann das Stadtzentrum zeige, als auf dem gegenueberliegenden Buergersteig ein Freund voruebergeht. Wir rufen uns ein paar Grussworte zu. Sagt da doch mein Begleiter: "Koennen Sie denn hier so ohne weiteres laut deutsch reden?". Nun, in der "Freien Presse" fand man eine Unzahl von Anzeigen. Darunter auch eine Firma "Engla", die Dreher suchte. Ich fragte mich nach dem Colectivo durch, der mich in die Strasse Castex dorthin brachte. Die herzliche Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, mit der so ein gringo in seiner

sprachlichen Ungewandtheit auf der Strasse Bekanntschaft machte, blieb uns allen unvergesslich. In einem grossen Werkstattraum, dessen Tueren wegen der Hitze weitoffen standen, sah man Drehbaenke und hinter diesen jeweils einen Deutschen stehen. Ich naeherte mich dem naechsten. Hans-Juergen von Prellwitz hiess er. "Das macht nichts, dass du noch nie so etwas gemacht hast. Geh nur da rauf und sage, dass du Auto fahren kannst". So stand ich also am naechsten Tag probeweise vor meiner Drehbank. Spaeter wurde mir klar: da es damals noch keine ausreichende gute technische Ausbildung im Lande gab, die Industrialisierung aber von Peron vorangetrieben wurde, war so ein ungelernter Deutscher immer noch viel tuechtiger, zuverlaessiger und hatte weit mehr Verantwortungsbewusstsein als ein Hiesiger. Nach einigen Tagen bekam ich heraus, dass man durch Ueberstunden noch mehr verdienen konnte. Es ging so gut, dass ich schon nach einigen wenigen Monaten nach Suedtirol die mir geliehenen Betraege zurueckzahlen konnte. Sogar an ein Nachkommen meiner Freundin Gertrud von dort konnte ich denken. Eintausend damalige Pesos kostete die Schiffsreise, wie ich mir notierte..

Als ich einen Kellner im "Bodensee" in der Cramer fragte, wo man etwa ein Zimmer mieten koennte, bot er mir ein solches in seiner Wohnung an. Diese lag in Belgrano, dem Stadtteil, der schon immer eine starke deutsche Bevoelkerung aufwies.

Weil aber in diesem Anfang noch mehr verdient werden musste, bewarb ich mich als Korrekturenleser bei der "Freien Presse". Das lief von 20 bis 2 Uhr taeglich ab und fand im Druckereiraum an der Alem im eigentlichen Stadtzentrum statt. Zwischendurch wurde ein paar Stunden geschlafen und schon ging es hin zur Dreherei. Die ungewoehnliche Uhrzeit, in welcher ich damals nach Hause kam, war der Grund, weswegen ich eines Nachts entdeckte, dass man mich bespitzelte. Am Eingang des meiner Wohnung gegenueberliegenden Kinos "La Paz" stand der etwas linkische Agent. Da ich keine Zeit hatte, mich mit ihm anzulegen, liess ich die Dinge jedoch einstweilen laufen wie sie liefen.

Dem als Inhaber der "Freien Presse" figurierenden Herrn Mueller legte ich eines nachts den ueberarbeiteten Text meines Wolfsberger Vortrages ueber die Entwicklung in der englischen Kolonialwelt vor. Er war bereit, ihn abzudrucken, nannte mir jedoch ein voellig laecherliches Honorar. So wandte ich mich an die Schriftleitung einer Zeitschrift "Der Weg" im "Duererhaus" in der Sarmiento, von der man mir gesprochen hatte. Diese wurde von einem jungen, ehemaligen HJ-Fuehrer namens Eberhard Fritsch geleitet und brachte Aufsaetze und Bilder schoengeistigen Inhalts wieder, wie sie im Dritten Reich von oben inspiriert worden waren: Blut und Boden, Germanentreue und Aehnliches. Ich hatte es nicht schwer, Herrn Fritsch davon zu ueberzeugen, dass es heute an einer Zeitschrift auf der Welt fehlt auch auf anderen, konkreteren Ebenen den deutschen Standpunkt wiedergaebe. Er nahm meinen Artikel (besser bezahlt) an und machte mir den Vorschlag, bei ihm als politischer Redakteur einzutreten.

Damit war meine Taetigkeit bei Engla frueher beendet als erwartet. Die Nachtarbeit in der "Freien Presse" setzte ich allerdings noch einige Monate fort. Bekannt wurde ich dort mit Herrn Carlos von Merck. Eines Tages hatte dieser Redakteur der "Freien Presse" einen Artikel ueber den Heldengedenktag eingereicht. Beim Korrigieren stellte ich fest, dass Herr Mueller die wesentlichsten Absaetze gestrichen hatte. Ich rief Herrn von Merck in seinem Buero an. Er kam die wohl 500 Meter zur Druckerei sofort gelaufen und hatte eine heftige Auseinandersetzung mit Mueller, drohte ihm mit sofortigem Hinwerfen der Arbeit. Mueller musste sich entschuldigen. Doch kurz danach

erschien er im Korrekturraum, wo ich mit den Herren Loewe und Piechler noch arbeitete. "Sie haben keinerlei Recht, sich hier in redaktionelle Dinge einzumischen" meinte er. Ich blieb nicht mehr lange bei ihm. Herr Loewe meinte: "Solches Auftreten sind die hier in Buenos Aires nicht gewohnt". "Sie werden sich aber noch daran gewoehnen muessen", war meine Antwort. In der Tat - ich greife vor - gelang es eine knappe Generation lang, mehr Haltung in Manches zu bringen. Dann obsiegte wieder der Zustand aus Schlamperei und Greisenhaftigkeit, den vorher schon ein Graf Keyserling vom La Plata her verkuendet hatte. Von Merck wurde dann eine meiner besten Stuetzen bei der Darstellung lateinamerikanischer Verhaeltnisse. Er war als Journalist ganz grosse Spitze, ein von niemandem uebertroffener Kenner dieser Welt, und verband diese in vielen Reisen persoenlich erworbenen Kenntnisse mit einem gesunden, ganz und gar nicht extremistischen Urteil. Er wurde spaeter engster Berater des deutschen Botschafters von Terdenge. Die ihm folgenden Diplomaten waren zu stolz, sich von einem Auslandsdeutschen beraten zu lassen und folgten lieber den Bonner Richtlinien.

Es konnte nicht ausbleiben, dass der "Weg" sehr schnell zur auflagenstaerksten deutschen Zeitschrift auf der Welt mit ihren damals 17.000 Exemplaren wurde. Das lag an den Verhaeltnissen, wie sie nach dem alliierten Sieg geschaffen worden waren. Es blieb auch nicht ein ueber die eigentlichen Bezieher hinausgehender Nachklang aus. Herr Dr. Konrad Adenauer schrieb mir: "Machen Sie so weiter! Wir brauchen Sie dort!" (denn auf dem Hintergrund einer harten nationalen Opposition konnte er Forderungen stellen). Von Dr. Kurt Schumacher ueberbrachte uns der Nestor der amerikanischen Journalisten in Europa,Karl H. von Wiegand herzliche Gruesse. "Der Weg" laege allen sichtbar auf seinem Arbeitstisch. Nicht ohne Humor nahm ich es, als ein Dankschreiben auf meinen Tisch von dem Hamburger Buergermeister Brauer kam. Wir hatten ausfuehrlich von der Aufbauarbeit unter seiner Leitung in der Hansestadt Hamburg geschrieben. In der Tat hatten wir damals laufend kostenlos Exemplare an alle denkbaren westdeutschen und oesterreichischen Politiker und in alle moeglichen Bibliotheken auf der ganzen Welt gesandt. Mir selbst war es erstaunlich, von wo ueberall in ganz kurzer Zeit das Echo kam und um Uebersendung von Exemplaren gebeten wurde. Es gab bald darum kein einziges Land der nichtsowjetischen Welt, wohin wir nicht die Zeitschrift sandten. Ich erinnere, dass ich einmal nach einem mehrtaegigen Urlaub in mein Buerozimmer zurueckkam, in welchem meine Sekretaerin die inzwischen angekommene Post an Bindfaeden ueber den Raum aufgespannt hatte und wo die exotischsten Briefmarken erschienen. In meinem Album habe ich sie noch heute: Afghanistan, Sa'ud-Arabien, Thailand, Japan usw. usw., ganz zu schweigen natuerlich von den Laendern mit groesserer deutscher Bevoelkerung wie den USA, Kanada, Suedafrika, Australien und den suedamerikanischen Staaten.

So war es nicht verwunderlich, dass man mich aufsuchte, um zu erfahren, was hinter einem solchen Aufschwung an Persoenlichem dahintersteckte. Da waren zum Einen die geretteten Kaempfer fuer ein Neues Europa aus allen Ecken des Alten Kontinents. Mit ihrer Hilfe konnten wir im "Weg" eine kompetente Serie zum Andenken an so grosse Menschen wie etwa Codreanu oder Quisling oder Primo de Riveira bringen. Es oblag mir, da die Spreu vom Weizen zu trennen und im Rahmen des Vertretbaren zu bleiben. Es kam nicht selten dabei zu inneren Reibereien. Erste westdeutsche Jorunalisten, die bei uns vorsprachen, stellten eine "weiche" und eine "harte" Linie fest. Zu einem Eklat kam es, als eines Tages der Oberst a.D. Hans-Ulrich Rudel in mein Zimmer trat (seine Buecher wurden damals bei uns verlegt und ich hatte die

Korrekturen fuer die Druckerei in den Haenden), und ich ihn arglos mit "Guten Tag. Herr Rudel" anredete. Er jagte fauchend zu Herrn Fritsch ins Zimmer und beschwerte sich, nicht mit "Herr Oberst" angeredet worden zu sein. Wir schrieben immerhin 1949. Ich konnte die Beschwerde nur mildlaechelnd zur Kenntnis nehmen.

Rudel war damals zweifellos Sprachorgan der deutschen Jugend und es ist heute nicht uninteressant, welche Parolen er damals ausgab. In der 2. Haelfte des Jahres 1950 erschienen bei uns zwei laengere grundsaetzliche Aufsaetze von ihm. In dem ersten unter dem Titel "Wir verstehen die Zeichen der Zeit" schrieb Hans-Ulrich Rudel: "Die Menschen unserer Gegenwart sind einer Massensuggestion unterworfen,die von wenigen geschickt getarnten Kriegstreibern gelenkt wird. Fast taeglich bietet uns die Entwicklung neue Beispiele dazu....Wir sind keine Soeldner und wollen nicht um Almosen kaempfen; Wir fordern das Recht fuer unser Land, dem soviel Unrecht geschehen ist. Wir sind kein billiges Kanonenfutter, das abgestellt werden kann, die uebrige Welt zu schuetzen, waehrend es selbst ein Sklavendasein fuehren muss. Ein Kolonialstatut ist keine Lebensform fuer uns und wir kennen nur zu gut die Gefahren, die uns drohen, wenn wir mit gebundenen Haenden zur Mitarbeit herangezogen werden sollen.... Es steht keinem Deutschen zu, amerikanische Hilfe gegen den Osten zu erbitten, es steht auch keinem zu, militaerische Pakte zu unterzeichnen, die notwendigerweise eine Kampfansage an den Osten bedeuten, denn er handelt damit gegen die realen Interessen des deutschen Volkes.... Ein lebenswertes Leben und der Wiederaufbau einer haltbaren Ordnung sind nur in der Opposition gegen diesen Westen moeglich!,. Was heute in der Welt ausgehandelt wird und die Schicksale, um die in so leichtfertiger Weise gewuerfelt wird, sind nicht die unseren. Wir besitzen weder Macht noch Freiheit, beherrschen nicht die Gegebenheiten und koennen die Entwicklungen nicht steuern: also halten wir uns aus den Dingen heraus!.. Wir haben wahrlich keine Zeit zu verlieren und wir wollen verhindern, dass durch weitere schwere Fehler die letzten Hoffnungen der Gegenwart vernichtet werden".

Der zweite Artikel, einige Monate spaeter traegt den Titel: "Retten wir die Substanz! Zum Gedanken einer Wiederbewaffnung Deutschlands". In ihm erklaert Rudel: "Wenn wir Alten vom ersten Kriegstage an Alle von der Richtigkeit unseres Handelns ueberzeugt waren, fuer das wir spaeter bestraft und fast vernichtet wurden, so haette es sich wohl keiner von uns traeumen lassen, dass die bis vor kurzem noch so hasserfuellte Weltoeffentlichkeit uns bereits fuenf Jahre nach dem Kriege wieder zu den Waffen rufen wuerde, um nunmehr mit ihrer ausdruecklichen Lizenz, ja, auf ihren Wunsch das Gleiche zu tun, das wir damals getan haben....Die uns zugedachte Rolle muss uns daher voellig klar sein. Deutschland soll wieder Schlachtfeld werden...Dem Eifer zur Aufstellung deutscher Divisionen...liegt der einfache Gedanke zu Grunde, dass man auf diese Weise die bisher durchaus unbefriedigende Zerstoerung der deutschen Substanz im Sinne des Morgenthauplanes am wirkungsvollsten vollenden kann. Die restliche junge Mannschaft des deutschen Volkes soll...aufgerieben werden....ohne dass zuvor auch nur die selbstverstaendlichsten Forderungen wie absolute Souveraenitaet, Einstellung aller "Kriegsverbrecher"-Prozesse, Freilassung aller Inhaftierten auch nur offiziell ausgesprochen worden waeren! Bevor aber diese Forderungen nicht erfuellt sind, bevor nicht Spandau und Landsberg ihre Tore geoeffnet haben, bevor nicht die franzoesischen Gefaengnisse den letzten deutschen Kriegsgefangenen in Freiheit gesetzt und in angemessener Weise entschaedigt haben, bevor nicht die Angehoerigen aller von den Besatzungsmaechten Hingerichteten materiell und moralisch

im vollen Umfange Genugtuung erhalten haben, bevor nicht die urspruengliche Ostgrenze des Deutschen Reiches von den Westmaechten ausdruecklich als die allein zu Recht bestehende anerkannt wird, und bevor nicht vor allem saemtliche Spruchkammerurteile, diese Machwerke von Hochstaplern und Vorbestraften, fuer ungueltig erklaert und in allen Auswirkungen rueckgaengig gemacht werden, ist jede Mitarbeit an einer deutschen Wiederbewaffnung ehrlos und Landesverrat".

Als ich spaeter Herrn Rudel als Freimaurer ueberfuehren konnte, da, als er naemlich 1984 lautstark im Bunde der sogenannten "Freiheitlichen" um die "Deutsche National-Zeitung" sich fuer ein Waffenbuendnis mit den Vereinigten Staaten stark machte, OHNE DASS AUCH NUR EINE EINZIGE SEINER URSPRUENGLICHEN FORDERUNGEN ERFUELLT WORDEN WAERE, da war es mir nur eines der in der deutschen Geschichte leider nicht gerade seltenen Beispiele von Landesverrat im Auftrage jenes Geheimbundes. Heute darf ich, wie geschehen, hinzufuegen, wie Rudel selbst solche Handlungsweise beurteilte, bevor er in die Faenge dieser Organisation gelangte, naemlich: "ehrlos und Landesverrat".

Wir hatten Schwierigkeiten, alles das wiederzugeben, was damals an uns herangetragen wurde. Eine Zeit lang mussten wir darum sogar vierzehntaegig erscheinen. An der Vielzahl der Zuschriften koennen wir ermessen, wie unser Name damals im deutschen Sprachbereich von Mund zu Mund ging. Es sonderte sich in jener Zeit der Herr vom Knecht. Mit der Bitte um Veroeffentlichung schrieben uns an hundert deutsche Universitaetsprofessoren, aus Hamburg Prof. Dr. Laun (der den soeben von Rudel verwandten Ausdruck "Kolonialstatut" in einer voelkerrechtlichen Abhandlung fuer das "Ruhrstatut" einfuehrte), Prof. Dr. Raape (der sich empoert ueber die Ermordung Brasillachs durch De Gaulle aeusserte), bekannte Namen wie Dr. Hugo Eckener (der meinte: "Sie haben aus der Welt einen Saustall gemacht"), fuehrende Praelaten, unter ihnen Bischof Dr. Alois Hudal, von dem wir einen sehr beachteten Aufruf brachten, und nicht zu vergessen, die deutschen Dichter, die man damals zu "Kriegsverbrechern" erklaerte. Blaettert man diese damaligen Buecher durch, in die ich die Weghefte dann einbinden liess, dann muss man sagen: es gehoert schon ein geruettelt Maass Verkommenheit dazu, in solcher Lage an eine gemeinsame "westliche Welt" zu denken und sich zu erdreisten, an einer solchen unter solchen Bedingungen mitzuarbeiten. Ich hatte gedacht, meinem Leben in umgekehrter Reihenfolge des Tolstoischen Werkes die Ueberschrift "Frieden und Krieg" geben zu koennen, ich sah, es gehoerte unzertrennbar dazu noch ein dritter Teil und ich habe ihn vierzig Jahre lang niemals anders schreiben koennen als so: "Frieden". Es hat auch niemand mir widersprochen. Sogar die neuen Fuehrer sprachen von einem "kalten Krieg", der eingetreten sei. Nur wollten sie nicht wahr haben, gegen wen dieser gefuehrt wurde. Von Frieden ist seit 1945 niemals auf der ganzen Welt, und schon gar nicht bei uns Deutschen die Rede. Das war schon sehr schnell klar geworden. Was lange unklar blieb, waren die eigentlichen Kraefte, die dunklen Hintermaenner, die diese Welt in Furcht und Angst jagten, die die "Grosse Rebellion gegen Gott und die Natur" steuerten, die ich langsam zu erkennen meinte. Im Zuge dieser Forschungen aenderte sich langsam meine Thematik und mein Vorgehen. Ich konnte in den Anklagen konkreter werden.

Es war ein langer Weg von der Druckerei der "Freien Presse" in der Alem bis nach Belgrano. Zunaechst fuhr ich mit der "Subte" bis Palermo und von dort mit der Strassenbahn Linie 30 die Cabildo hinaus. Die Bahn fuhr bis zur Puente Saavedra, doch schon von der Garcia del Rio an war die Strasse noch nicht gepflastert. Ebenso wie in der Cramer vor dem "Weissen Roessl"

wuchs damals noch Gras zwischen den Schienen. Der gepflasterte Teil bestand aus Hartholzpfloecken. Auch zur Engla musste man mit der tranvia fahren. Sie fuehrte mich bis in die Las Heras in Hoehe des damals noch dort befindlichen Gefaengnisses. Einige Male kam es vor, dass die Bahn nicht fuhr. Dann musste das ganze Stueck, etwa 7 km, zu Fuss zurueckgelegt werden. So etwas passierte meist aus politischen Gruenden. "Todos a la Plaza!" hiess dann der Ruf in der Werkstatt. Und wenn ich nicht augenblicks die Feile aus der Hand legte, dann schlug man sie mir weg. Draussen stand ein Lastkraftwagen, und fort ging es zur Plaza de Mayo, wo Evita eine spontane Rede halten wollte. Wehe dem Arbeiter, der da nicht mitmachte. Er verschwand kurzerhand. Aber es gab kaum solche Aussenseiter. Denn die sozialen Errungenschaften Perons waren allzu deutlich. Die Ausnutzung des Handarbeiters war eine der uebelsten Seiten der fuehrenden Kreise Argentiniens gewesen. Man behandelte ihn wie Vieh. Das Wort "Volksgemeinschaft" war hier in der Neuen Welt ein unbekannter Begriff gewesen.

Spaeter wurden dann die Strassenbahnen auf einigen wichtigen Strecken von Trollybussen ersetzt. Doch das dauerte nicht lange. Immer wieder sah man sie irgendwo auf der Strecke liegen, mit rauchendem Motor. Die Wartung war unzureichend. Es war das gleiche Schicksal, das auch die damals auf den Eisenbahnstrecken eingefuehrten Diesellokomotiven erlitten. Man hatte (und hat!) in den Staatsbetrieben nicht verstanden, dass die neue soziale Lage auch Verpflichtungen fuer den Arbeitenden mit sich brachte. Dass Argentinien fuenf Minuten vor Zwoelf noch dem Deutschen Reich den Krieg erklaert hatte, brachte ueberreiche Beute ein. Alle grossen deutschen Firmen wurden enteignet, AEG, Thyssen, Wayss und Freytag, Siemens usw usw erhielten ihre staatlichen Verwalter. Als es spaeter zu Rueckgabe dieser Firmen kommen sollte, da war es nicht moeglich, ordnungsgemaesse Inventare und Bilanzen vorzulegen, weil so ziemlich alles gestohlen worden war, was nicht niet- und nagelfest war.

Die Korruption wurde nach wie vor ganz gross geschrieben und konnte niemals beseitigt werden. Nur die profitierenden Kreise aenderten sich.

Charakterlich war es Werner Baumbach, der die anderen ins Land geholten deutschen Luftwaffenoffiziere weit ueberragte. Seine Memoiren ("Zu spaet") liess er sich von dem schon als Dreher erwaehnten von Prellwitz ueberarbeiten. Als ich darin einiges schief dargestellt fand, meinte ich zu Baumbach: "Man darf Personen angreifen, aber nicht ueberkommene Institutionen. Diese muessen gerettet werden". Baumbach verstand das sofort und nahm entsprechende Aenderungen vor. Bei einem Flug entlang der Atlantikkueste in einer wie ueblich schlecht gewarteten Militaermaschine kam er ums Leben. Peron liess an seinem Sarg im Gebaeude von Fabricas Militares in der Cabildo einen Kranz mit schwarz-weiss-roter Schleife niederlegen. Bonns Botschafter stellte daneben einen mit schwarz-rot-goldener. In der Untersuchung des Unfalls behauptete der argentinische Pilot, Baumbach sei ihm in den Knueppel gefallen. Baumbach hatte sich vorher mehrfach geweigert, mit dem Flugzeug zu fliegen. Als der Motor aussetzte, blieb er sitzen und schlug so beim Aufprall auf das (flache) Wasser vor der Kueste mit dem Kopf gegen den Rumpf, wurde bewusstlos und ertrank. Der einzige Nichtschwimmer rettete sich.

Galland erlebte ich nur ein einziges Mal. Fritsch bat mich, ihm ein Buchgeschenk zu bringen. Er wohnte in einer alten Wohngegend in der Strasse Mexico. Obwohl es schon zehn Uhr morgens war, dauerte es eine Weile, bis der Herr, und dann noch im gebluemten Morgenrock erschien. Sehr von oben herab nahm er gnaedig die Gruesse entgegen. Zu einer noch so kurzen Unterhaltung kam es natuerlich unter solchen Umstaenden nicht.

Selbsverstaendlich hatte sich in Argentinien auch eine Vereinigung im Rahmen des bekannten "Kameradenwerks" gebildet. Erfolgreich schaltete sie sich bei der bekannten Aktion fuer Generalamnestie ein und trug bei zu deren ueberwaeltigendem Resultat im westdeutschen Parlament. Leiter war der bei der Firma Thyssen in Buenos Aires angestellte Sohn des ehemaligen deutschen Aussenministers, v. Neurath. Da erscheint in den Basler Nachrichten ein Artikel "Nazizelle in Buenos Aires. Vertreter der Thyssen-Werke als Leiter". Daraufhin kuendigte das Haupthaus in Deutschland Herrn Neurath sofort und ohne irgendwelche Rueckfrage. Ausserdem teilte die amerikanische Militaerregierung dem Verteidiger v. Neuraths mit, dass alle Erleichterungen des Vaters in Spandau wegfallen wuerden, wenn der Sohn nicht seine Taetigkeit in Buenos Aires einstellen wuerde.

In Belgrano gab (und gibt) es eine deutsche Buchhandlung mit dem schoenen Namen "El Buen Libro". Dort bediente damals ein Verwandter des Besitzers, ein aus Europa gefluechteter Herr Max Christoph N. Als er mir berichtete, dass er zum Stabe des Feldmarschalls Kesselrings gehoert hatte, bat ich ihn um einen Aufsatz ueber diesen, damals gerade zum Tode verurteilten deutschen Feldherrn fuer den "Weg". Er bat mich seinerseits, nur einen seiner beiden Vornamen zu bringen, da er von der Ostzone gesucht werde. Versehentlich brachte man dann den falschen. Voellig verstoert kam er nach dem Erscheinen des Heftes zu mir in die Redaktion: "Jetzt ist es aus mit mir, jetzt wird man mich ausliefern". Nichts dergleichen geschah, aber ich erfuhr dabei, dass der Herr seine juristische praktische Referendarzeit im KZ O. zugebracht und da mit Reitpeitsche in der Hand sich beliebt gemacht hatte. Bei Kesselring war er NS-Fuehrungsoffizier der Heeresgruppe, also das, was wir "brauner Kommissar" nannten, bis zum letzten Kriegstag, den er dann anders festlegen wollte als der SS-Obergruppenfuehrer Wolf, weswegen ihn dieser bei Kriegsende einsperren liess.

Dieser N. nun wohnte mit seiner zahlreichen Familie draussen in dem Vorort Maschwitz. Einen Besuch bei ihm, den ich vornahm, bevor ich ahnte, was fuer ein Fruechtchen er war, benutzte ich zu einem sonntaeglichen Spaziergang in jene Gegend. Auf dem gesamten Weg wurde ich bespitzelt. Es folgte mir ein Mann in der Eisenbahn, ein Reiter loeste ihn draussen ab und junge Burschen folgten mir hinter Bueschen, als Weg und Steg aufhoerten. Als mir zu deutlich wurde, dass man mich in der menschenleren Gegend beseitigen wollte, hielt ich es fuer klueger, direkt zum Bahnhof zurueckzukehren. Nicht nur bei dieser Gelegenheit erlebte ich, dass die Regierung unter ihrem Innenminister Borlenghi ein sehr gut funktionierendes Agentennetz aufgebaut hatte. Es war im wesentlichen zusammengesetzt aus Pensionierten, also aus jenen Arbeitern und Angestellten, die dank Peron jetzt in den Genuss einer Altersrente gekommen waren und so ihren Dank abstatteten. Es war mir unmoeglich, ungesehen einen Brief in einen Briefkasten zu werfen. Alle Briefkaesten wurden dauernd "bewacht" von irgendeinem in der Naehe wohnenden Nachbarn. Von mir hatte man laengst Fotos gemacht und diese in einem Saal im Polizeipraesidium aufgestellt, wo sich die Agenten laufend ueber den Stand unterrichteten. Das Netz lag natuerlich am dichtesten in der Hauptstadt selbst, liess aber auch nichts im Inlande ganz ausser den Augen. Selbst bei einer Ferienreise nach Villa Gesell am Atlantik wurde ich durch Mitreisende in der Eisenbahn beschattet. Da ich spaeter Aehnliches in Suedafrika und noch spaeter in der BRD erlebte, konnte ich mit der Zeit eine grosse Anzahl von Indizien sammeln, um mir ein Bild ueber den Ursprung dieser kindischen Maetzchen zu machen. Ich bin zu der reichlich begruendeten Ueberzeugung gekommen, dass die Bitte, mich zu beobachten (wobei man mich

als einen gefaehrlichen Terroristen hinstellte!) aus London kam. Dort irgendwo musste man eine Stinkwut auf mich haben. Und die verschiedenen anderen Staaten mit ihren Sicherheitsorganen fielen prompt auf die Londoner Darstellungen herein. Man kann sich leicht vorstellen, was diese britischen Brunnenvergifter noch alles auf dem Kerbholz gehabt haben mussten, was fuer ein schlechtes Gewissen sie haben muessen. Ich habe den Fehdehandschuh aufgehoben und dem Britischen Loewen darum noch so manchen, ihm oft teuer zu stehen gekommenen Streich gespielt. Einiges davon wird berichtet werden koennen. Ich nahm zur Kenntnis, dass jetzt "Frieden" herrschen sollte.

Es war die Zeitgeschichte, die nicht nur dem Heranwachsenden, sondern auch dem Aelteren dann ein politisches Engagement aufzwang. Ohne diese mich empoerende Behandlung waere es vielleicht niemals dazugekommen, Buecher zu schreiben. Die bodenlose Frechheit und Unverschaemheit, die sich mir gegenueber Personen erlaubten, von denen mir bekannt war, dass sie selbst in der Verteidigung unserer christlichen Kultur nicht nur elend versagt hatten, sondern oft sogar im Kampf gegen sie gestanden hatten, rief mich auf die Barrikaden. Alles, was ich politisch dachte und tat,seitdem die deutsche Wehrmacht bedingungslos kapituliert hatte, muss als ANTWORT gewertet werden.

Der Druck unserer Zeitschrift und der bei uns verlegten Buecher erfolgte damals noch im Bleisatz von Hand. Einen betraechtlichen Teil der verfuegbaren Zeit nahm das Korrigieren ein. Man darf sagen, dass ich oft mehr als 10 mal in der Woche mit dem 68 er von der Amenabar in Belgrano (wohin wir unsere Redaktion schon bald verlegt hatten) zur Plaza Once fuhr und von dort zu Fuss weiter ging zur Imprenta Mercur des Herrn Rieke in der Rioja. Rieke war nicht nur ein passionierter und versierter Drucker, er hatte nicht nur eine sehr gut ausgestattete Werkstatt, sondern verband dieses technische Koennen mit einer hervorragenden Bildung und steuerte so in manchem Falle ein Elaborat noch in letzter Minute an einer Blamage vorbei, indem er einen Namen verbesserte oder eine Jahreszahl aenderte.

Bald schon unternahm ich es, der Monatsschrift eine Rubrik "Das Weltgeschehen" anzufuegen, die in ihrem kurzen sachlichen Stil grossen Anklang fand. Vieles dazu kam von persoenlichen Freunden in aller Welt, verschiedene von ihnen waren ebenfalls bei der "Abwehr" gewesen, vieles musste von mir erst ins Deutsche uebersetzt werden. Das ergab so ein aktuelles Weltbild, wie es damals weder in Argentinien noch in Westdeutschland erstellt wurde. Das aber war natuerlich ein besonderer Grund zum Argwohn. "Woher wissen Sie das Alles?" war immer wieder die Frage. Ich hielt es fuer richtig, nicht die auf der Hand liegende Wahrheit rundheraus zu sagen, sondern etwas geheimnisvoll zu tun. Man hatte Angst, da wuerden den Siegern einige Felle wieder wegschwimmen. Ganz besonders interessiert in diesen Dingen war da Herr C . Dieser Bursche war vorher Verbindungsmann Perons zu den Speematrosen gewesen und von Fritsch zum Leiter der Verwaltungsabteilung seines Verlages ernannt worden, nachdem er ihm einen billigen Kredit von 30.000 Pesos beschafft hatte. Er war, wie sich fuer mich sehr bald ergab, nichts anderes als ein bezahlter Agent. Als solcher trat er naemlich auch bei anderen Anlaessen in der Deutschen Kolonie auf. Notiert habe ich da zB.:"Grosseinsatz der 'Gestapo' beim Singen der chiledeutschen Saengergruppe unter Junge. C am Saaleingang, neben ihm L , der Polizeispitzel in der "Freien Presse". Und J geht kontrollierend im Saal auf und ab um festzustellen, wer mit wem spricht. Das bloede Volk merkt nichts".

Als Borlenghi spaeter nach der Inbrandsetzung der Kirchen in Buenos-Aires

gestuerzt wurde, hielt C   (Lieblingsfarbe seiner Krawatte: lila) es fuer angebracht, das Land fluchtartig zu verlassen - in Richtung BRD! (nicht ohne aus der Kasse des Duererverlages 600.000 Pesos mitgehen zu lassen).

Eines Tages kam er zu mir mit der Druckfahne des neuesten "Weltgeschehens". Ich hatte darin Ralph Bunche, den Vertreter der USA vor den UN als Neger bezeichnet. "Wenn Sie das stehen lassen, kann ich nicht fuer Ihr Leben garantieren" meinte er recht dummerweise. Ich sagte ihm, dass das nur dann entfernt werden wuerde, wenn es nicht der Wahrheit entspricht. Es blieb, und und da es auf der Welt das erste Mal.war wo so etwas schwarz auf weiss erschien, ist es auch klar, woher es dann sofort eine ganze Reihe konservativer Blaetter in den USA nahmen und warum man den sicher faehigen Beamten dann bald schon abloeste. Wir hatten ihn "verbrannt". Die Forzierung der Gleichberechtigung der Neger hatte damals schon in den USA sehr viel boeses Blut gemacht, und so wurde diese meine Bemerkung dort viel ernster aufgenommen als ich es vorausgeahnt hatte.

Ueberhaupt war eine meiner Staerken die dauernde Schaffung von Querverbindungen. Immer wurden Autoren und Zeitschriften mit voller Adresse genannt, immer wieder gaben wir wichtige Nachrichten an Interessierte sofort per Post weiter. Das multiplizierte unsere Wirkung. Alle schriftstellerisch Taetigen erhielten Gratisexemplare unserer Zeitschrift und wir merkten, dass wir gelesen worden waren. Wir erreichten so eine Sprachregelung, wobei wir uns sofort auch einschalteten, wenn ein bestimmter Gedanke an uns herangetragen worden war. So einer war: Man spreche doch bei der Ostzone nicht von "Ostdeutschland", das ist "Mitteldeutschland". Ich gab den wertvollen und wichtigen Hinweis sofort hundertfach weiter und einen Monat darauf hatte er sich im deutschsprachigen Schrifttum von Kanada bis Suedafrika durchgesetzt. Mit einer einzigen Ausnahme: Der "Freien Presse" in Buenos Aires. Da erhielt ich von einem Herrn von O   einen Schrieb, "wir sollten uns nicht in innere Angelegenheiten der "Freien Presse" einmischen". Wenn spaeter das Wort "Freimaurerei" wieder in den deutschen politischen Sprachgebrauch eindrang (nachdem es bekanntlich im Dritten Reich voellig verpoent war), so ging auch das von uns in Argentinien aus. Dass es auch da nicht ohne Stoerfeuer auftreten konnte, wird noch erwaehnt werden.

In Herrn A.O. Tittmann hatten wir in Washington einen gut eingefuehrten, regen und klugen Vertreter. Er verstand es, eine kleine Gruppe von Abgeordneten und Senatoren zu einer Zusammenarbeit zugunsten des eben besiegten, geschundenen und verunglimpften deutschen Volkes zu bringen. Er war es denn auch, der mich (mit Recht) zurecht wiess, als ich in meiner Berichterstattung in Bezug auf die Haltung uns Deutschen gegenueber meinte, g e n e r e l l zwischen uns freundlichen Republikanern und uns feindseligen Demokraten unterscheiden zu duerfen. Er fand Unterstuetzung unserer politischen Wuensche bei beiden Parteien und hob so das deutsch-amerikanische Verhaeltnis ueber die inneramerikanischen Unterscheidungen hinaus. Das war weitsichtig, erwies sich als fruchtbar und wurde ja auch spaeter von Bonner Vertretern wie Botschafter Wilhelm Grewe ebenfalls versucht (wenn auch mit der grundsaetzlichen Unterscheidung, dass dem eben Genannten "nationalstaatliches Denken einen Rueckfall" bedeutete. S. 14 seines im Literaturverzeichnis genannten Buches). Wir brachten somit abwechselnd im "Weg" Artikel von uns zugetanenen Senatoren der einen wie der anderen Partei und schmueckten sie mit ganzseitigen Portraitzeichnungen der betreffenden Persoenlichkeit. William Langer (R North-Dakota) wurde in unseren Heften abgeloest von Kenneth Spicer Wherry (R Nebraska) und dieser von James Oliver Eastland (D Mississippi). Eine umfangreiche, Fruechte tragende unmittelbare Korrespondenz mit amerikanischen

Politikern schloss sich diesen meinen ersten Schritten in dieser Richtung an.

Doch es wurden damals auch andere Aufgaben an mich herangetragen. Mir schrieb ein Professor Dr. Ernst Gerhard Jacob aus der Ostzone. Er hatte in Leipzig gelehrt und war dann in Ostberlin als Dozent gelandet. Jahrzehntelang war er in Portugal lehrend taetig gewesen, lange Zeit als Praesident des 1925 an der weltberuehmten Universitaet von Coimbra gegruendeten Deutschen Instituts. Er galt als d e r Portugal-Fachmann Deutschlands. Er sandte uns einen inhaltsreichen, von seinem tiefen Wissen um die deutsch-portugiesischen Beziehungen und die kulturellen lusitanischen Wurzeln zeugenden Artikel ueber die Geschichte der deutsch-portugiesischen wissenschaftlichen Zusammenarbeit, den wir mit einem Bild von der dortigen reichhaltigen Bibliothek brachten. Dann erhielt ich unvermutet von ihm eine Sendung mit persoenlichen Dokumenten und wissenschaftlichen Arbeiten, mit der Bitte, diese in Verwahrung zu nehmen. Er befuerchtete das Schlimmste fuer sich, nachdem er von Studenten und Zeitungen in der Sowjetzone als "Agent des Westens" beschimpft worden war. Es gelang ihm dann, in den Westen zu fluechten. Von seinem dortigen weiteren Wirken erfuhr ich erst mehrere Jahre spaeter und konnte ihm in (West) Berlin-Lankwitz die fuer ihn verwahrten Dokumente unversehrt wieder aushaendigen.

Die Bezahlung unserer Zeitschrift musste in Westdeutschland verdeckt erfolgen. Ich schuf dafuer eine Organisation (die meisten Personen davon standen in jener Liste, die ich auf der Bahnfahrt von Wolfsberg nach Sandbostel zusammengestellt hatte und die ich im Koffer in Lueneburg aus dem Transportzug schmuggeln konnte), in welcher der Bezieher sein Geld an einen bei ihm in der Naehe Wohnenden zahlte, und diese "Sammler 1.Ordnung" uebergaben die bei ihnen eingehenden Betraege weiter an "Sammler 2.Ordnung", und diese erst an einen Bankbeamten, der uns die Betraege zukommen liess. Das Netz war vollstaendig sicher. Niemand wusste mehr als eine einzige Adresse. Die Besatzungsbehoerden koennen es nicht auffliegen lassen. Das waere nur moeglich gewesen, wenn jemand in unserer Verwaltungsabteilung in Buenos Aires die Kartei in die Haende bekommen haette. Und gerade das geschah dann. Frau C. machte eine von den Alliierten bezahlte Erkundungsreise nach Deutschland und informierte die dortigen amerikanischen Behoerden. Herr C. uebergab alle Einzelheiten auf dem Wege ueber das argentinische Innenministerium den alliierten Behoerden und in einer (der Presse nicht mitgeteilten) Grossaktion wurden im gleichen Augenblick alle unsere "Sammler" festgenommen und beraubt. Der Wiederaufbau des Netzes wurde von mir ueber mir persoenlich bekannte Personen in Oesterreich und in Italien vorgenommen. Ich teilte diese Adressen nicht der Verwaltungsabteilung des Verlages mit, doch blieben die in Deutschland beschlagnahmten Gelder natuerlich verloren. In Oesterreich war es etwa zu gleicher Zeit zu einem Prozess gekommen, in welchem es darum ging, ob "der Weg" "nazistisch" sei. Unser Mitarbeiter, mein ehemaliger Abwehrkamerad Prof. Mattl, erreichte es mit seinem Vorbringen vor Gericht, dass diese Behauptung zurueckgewiesen und somit "der Weg" nicht verboten wurde.

Draussen in Maschwitz wohnte auch unser Zeichner, Herr Wolters. Er hatte das grosse Glueck seines kargen aber freudvollen Lebens gehabt, als ihn eine reiche Familie einlud, eine Forschungsreise ins damals noch recht unerschlossene Catamarca im Nordwesten Argentiniens mitzumachen. So zog er denn mit deren Wagenkolonne zu Pferde in die weiten Hochtaeler der dortigen Cordillere. An den Raendern der Stromtaeler fanden sie eine reiche Ausbeute an vorkolumbianischer Keramik und Wolters hatte den Auftrag, sie abzuzeichnen und zu katalogisieren. Eines Tages fand er in einer natuerlichen

Felsbadewanne dieser heissen und trockenen Gegend noch Regenwasser und nahm den seltenen Fund wahr zu einem Bade. Als er wieder heraussteigen wollte, stand vor ihm ein Puma. Der aber sah sich nur den mageren Kuenstler an, schuettelte ablehnend den Kopf und trottete davon.

Im Jahre 1982 bin ich etwa den gleichen Weg im Auto durch die Cordillere gefahren. Wie damals war das Flusstal trocken und einsam, aber der Weg war inzwischen eingeebnet und fuer Autos befahrbar geworden. Im uebrigen war es noch genauso urspruenglich wie damals in den vierziger Jahren. Inmitten dieser Dornenstraeucher besuchte ich damals Herrn von Groessen, Eigentuemer von 20.000 ha staubigen Schaflandes. Er war der kleine Koenig des westlichen Catamarcas und hatte sich in den Minen und den Ortschaften eine Mannschaft aufgebaut, mit der er dann 1955 den Spuk des nach links degenerierten Peronismus beseitigte. Es dauerte nicht laenger als der Ritt seiner Boten von einem Ende seines Reiches zum andern. "Draussen" vor der Cordillere hatte ein aehnliches Husarenstueck damals der deutschsprechende General Uriburu mit einer Handvoll von Soldaten und Unteroffizieren entlang der Eisenbahnstrekke getaetigt und die Hauptorte der Provinzen La Rioja, Catamarca und Tucumán vom aufmarschierenden Kommunismus in einem ueberraschenden Blitzkrieg unter Verwendung der verfuegbaren Lokomotiven bei gleichzeitigem Ausstreuen von der Wirklichkeit ein wenig vorauseilenden Siegesmeldungen befreit. So waren es fuer mich "geschichtliche Orte", als ich spaeter nach Nordwestargentinien kam.

An einem heissen Sommertag fand man den Maler Wolters, ueber einen Tisch gebeugt, tot in einem Restaurant in Buenos Aires. Der Kampf um's taegliche Brot hatte ihn aufgerieben. Kunst war in der Neuen Welt wenigstens ebenso brotlos wie in der Alten. Eine ganze Reihe von Illustrationen und Titelzeichnungen im "Weg" zeugen noch heute von seinem Koennen und auch davon, dass wir bei unserer Arbeit mit einem faehigen Argentiniendeutschtum rechnen konnten.

Meine Freundin Gertrud war gelernte Gymnastiklehrerin der Medau-Schule. Man nannte diese rythmische Gymnastik im Gegensatz zu der exakteren schwedischen "Deutsche Gymnastik". Herr Diem verbat sich spaeter diesen Ausdruck, da er darin etwas Politisches entdeckte und ihn als Ausfluss nationalistischer Haltung ansah. Gertrud hatte Klassen in den staerker deutsch besiedelten Vororten der Nordzone und gab halbjaehrlich Festlichkeiten, auf denen das Gelernte vorgefuehrt wurde. Sie waren eine schoene Gelegenheit, die deutsche Jugend und die Eltern in groesserem gesellschaftlichem Rahmen zusammenzufuehren. So, wie auch in allen anderen Erdteilen hatte sich ja das Deutsche Element auf die ihm eigenen Lebensformen konzentriert: Turnen und Singen. Vom Nordamerikanischen Saengerbund (dessen Hundertjahrfeier mit 5.800 Saengern aus 181 Vereinen in Chicago wir 1949 in Bild und Text wiedergaben) bis zu den Suedtiroler und Kaerntner Saengerbundsfesten, von den Singspielen von Chile bis Brasilien und in Suedwestafrika habe ich foerdernd berichten lassen und die entsprechenden Nummern in gegenseitigem Austausch verschickt. Es kam so mehrfach zu gegenseitigen Besuchsreisen von Tanz- und Singgruppen, bis heute hin.

Auf einer Ferienfahrt lernten wir den bekannten deutschen Geologen Mansfeld kennen. Er wohnte damals am Bachufer inmitten von Villa General Belgrano in Calamuchita, Provinz Cordoba. Sein bekanntestes Verdienst war die Auffindung von Rhodochrosit an den Haengen des Siebentausenders Aconquija. Das schoene Mineral wurde als "Inkarose" bald ein beliebter argentinischer Schmuckstein.

Jenes Villa General Belgrano verdient noch ein paar weitere Worte. Als

Argentinien sich anbot, die Matrosen und Offiziere des "Graf Spee" zu internieren, stand man vor der Frage, wohin? Die prodeutsche Begeisterung in der Hauptstadt war allgemein und die Internierung war undenkbar als eine Art Gefangenschaft. Als Kapitaen Langsdorf sich erschossen hatte und der Katafalk durch Buenos Aires zum Deutschen Friedhof in Chacarita gefahren wurde (wo sein Grab seitdem alljaehrlich bei einer Gedenkfeier zur nationalen Besinnung mahnt), da folgten ihm seine Matrosen, aber an den Seiten standen den langen Weg hunderttausende von Argentiniern, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Wer es war, der gerade auf jenes kleine Oertchen am Fuss der Sierra Grande von Cordoba kam, ist nicht mehr zu erfahren. Jedenfalls aber gab es dort sofort eine ganz rege Bautaetigkeit.Die Villen wohlhabender Deutscher aus Buenos Aires schossen nur so aus der Erde und die heiratsfaehigen Toechter kannten fuer die kommenden Sommer nur ein Ziel: Villa General Belgrano. Als bei Kriegsende die Frage auftauchte, ob zurueck nach Deutschland oder in Argentinien bleiben, da war fuer die grosse Mehrheit das Bleiben Selbstverstaendlichkeit. Alle diese jungen Leute hatten ja eine solide Berufsausbildung, die meisten von ihnen waren Handwerker. Sie haben eigentlich alle ihren Weg in der neuen Heimat gemacht. "Er war Speematrose" war die beste Visitenkarte, die man sich vorstellen konnte. Peron hatte mit dieser Internierung zweifellos ganz und gar keinen schlechten Fang fuer sein Land gemacht. Die Soehne und Toechter der damals an Land Gespuelten haben die Tradition guter Buerger Argentiniens inzwischen fortgesetzt und tauchen heute, wenn man ein Auge dafuer hat, im ganzen Lande vom Iguazu bis Uschuaia auf. Buergermeister von Villa General Belgrano war lange Jahre hindurch der ehemalige deutsche Offizier v. Alvensleben, ein baumlanger Kerl und als solcher nicht nur fuer seine saubere Verwaltungstaetigkeit geruehmt, sondern auch als Fussballspieler - was in Argentinien oft noch mehr bedeutete. Einer gehaessigen juedischen Minderheit war so etwas ein Dorn im Auge und das Argentinische Tageblatt zierte denn auch so mancher Hetzartikel gegen ihn. Doch es verschlug nichts. Mehr noch als alles andere hat damals und bis heute hin das gute Beispiel dieser arbeitsamen und redlichen Mitmenschen deutscher Zunge dafuer gesorgt,dass es mit der antideutschen Greuelpropaganda hier nicht voranging, selbst dann nicht, als sich die westdeutschen Vertreter hin und wieder vor jenen Schlitten spannen liessen. Erst etwa Ende der siebziger Jahre und vermehrt noch seit dem Erstehen der "Demokratie" fand die fortgesetzte antideutsche Hetze in einigen Zeitungen und im Fernsehen weniger Widerstand. Es lag (wie ich schon in einem meiner Buecher schrieb) auch daran, dass Argentinien es nicht verstanden hatte, den wirtschaftlichen Aufschwung fortzusetzen, der mit der massiven europaeischen Einwanderung nach 1945 seine biologische Begruendung hatte, und dass eine merkliche Rueckwanderung nach Europa einsetzte. Die verstaerkte Umerziehung, die von der Botschaft, dem Goetheinstitut und einigen deutschen Schulen ausging, tat ihr Uebriges, das nichtlateinische Element in den Hintergrund zu draengen.

Enge Freundschaften schlossen wir damals vor allem auch mit Angehoerigen anderer europaeischer Voelker, mit Franzosen, Italienern, Daenen, Schweden, Belgiern und Menschen aus dem Balkan. Fuer die Franzosen wurde gesellschaftliches Zentrum das gastfreie Haus des ehemaligen Arztes von Marschall Pétain, Dr. Verger, in San Isidro. Die ohnehin mit den sechs Kindern lange Tafel verlaengerte sich bald mit Schwiegersoehnen und -Toechtern, aber auch stets mit Freunden. Angezogen von den Vorschlaegen eines Kabinettsmitgliedes von Pétain, dem Dr. R., der sich im Suedwesten des Landes als Landwirt niedergelassen hatte (und so fuer Argentinien dort Neuland urbar machte), erwarb Dr. Verger auch einen Hof dort und heute liegen seine Gattin

und er auf dem kleinen Friedhof jenes fernen Andenorts bestattet. Durch Zufall wurde meine Familie spaeter in den siebziger Jahren Eigentuemerin einer benachbarten chacra am gleichen Ort.

Ueber jene kleine, ruehrige und geistig hochstehende franzoesische Kolonie kam ich in Verbindung mit jenen Kraeften, die sich damals in Frankreich hervortaten. Ich uebersetzte das bekannte und aufruettelnde Buch von Maurice Bardèche, "Nuernberg oder das gelobte Land". Es kam zu einem Prozess in Paris. Bardeche wurde wegen einer sehr sachlichen Fussnote verurteilt, obwohl er nachweisen konnte, dass ich diese erklaerend in die deutsche Uebersetzung eingefuegt hatte.

Die Wikinger fanden ihren Mittelpunkt mit "Vianord", einem Reisebuero unter Fuehrung eines ehemaligen schwedischen Freiwilligen der Waffen-SS, das sich bald einen sehr guten Ruf in Buenos Aires erwarb. So stand es diesbezueglich im freundschaftlichen Konkurrenzkampf mit jenem von Franz R.

Dieser Neuargentinier suedtiroler Abstammung hatte, wie schon berichtet, im Auftrage der Einwanderungskommission Perons in Genua in den kritischen Jahren nach dem Kriegsende in amtlicher Funktion den Fluechtlingsstrom durch seine Haende leiten muessen und baute auf diesen persoenlichen Beziehungen jetzt seine vorwaertsgekommene Kundschaft auf. Da diese mit den Jahren mit Fleiss und Mut es zu etwas gebracht hatte, wuchs entsprechend die Anzahl der bei Franz gebuchten See- und spaeter Luftreisen. Was so Ergebnis ganz selbstverstaendlicher Entwicklungen war, wurde natuerlich sofort in einer ganzen Reihe von Elaboraten beiderseits des Atlantiks umgedichtet zu verschwoerischer Zusammenarbeit der "Nazis in Argentinien", sollte ihren Ursprung in einer freierfundenen Organisation "Odessa" haben, die Verbrechern nach Suedamerika geholfen haette. Es wurde bisher keine amtliche Bonner Stimme gegen diese dauernden Brunnenvergiftungen bekannt, obwohl die Konsulats- und Botschaftsangehoerigen sehr wohl ueber die Substanzlosigkeit dieser Maerchen im Bilde waren und sich uns gegenueber freimuetig darueber zu aeussern pflegten. Im Gegenteil, noch im Jahre 1985 erfolgte auf Wunsch der Bonner Behoerden eine Hausdurchsuchung bei Herrn R. (in dessen Abwesenheit wurden Tueren und Safes erbrochen, der Inhalt achtlos auf den Fussboden geworfen), weil man in bekannter Hysterie meinte, bei ihm das Geld zu finden, das in der sogenannten "Hitler-Tagebuch-Affaire" verschwunden war.

Schon in den fuenfziger Jahren zog diese Deutschenhetze alles moegliche Ungeziefer an. Eines baldigen Tages schon erschien bei Herrn Fritsch ein sowjetischer Agent. Waehrend er ihm "selbstgemachte Gedichte" anbot, machte er von seinem Gegenueber eine heimliche Aufnahme, die dann spaeter mit voellig unsachlicher und unmotivierter Unterschrift nach bekannter Manier in westdeutschen Radaublaettern erschien.

Eines spaeten Nachmittags setzte ich mich hin und schrieb einen laengeren Aufsatz ueber das juedisch-deutsche Verhaeltnis (den damals bereits von der Druckerei mit technischen Anmerkungen glossierten Text habe ich noch in meinen Händen). Ich lehnte darin die Judenpolitik des Dritten Reiches ab und brach eine Lanze fuer eine Annaeherung auf der Basis des wirklich Geschehenen. Ich hatte nicht die Absicht, mich von den mannigfaltigen Unklugheiten in der Nachkriegszeit beeinflussen zu lassen. Woertlich hiess es darin: "Es ist ein grosser Fehler, wenn der Hinweis auf die Alliierten Nachkriegsverbrechen erfolgt, um die Verbrechen, die von Angehoerigen unseres Volkes begangen wurden, damit zu verdecken und moeglichst vergessen zu machen. Das waere verantwortungslose und dumme Politik. Die Trauer und Bitterkeit des juedischen Volkes laesst sich s o niemals ausloeschen. Und sie s i n d da, ja, sie sind weit-

hin sogar in offenen H a s s ausgeartet.... Mit dem ersten Menschen juedischen Glaubens, der ungestraft getoetet werden konnte, war das Verbrechen bereits geschehen'.

Die Antwort war ein Kuendigungstelegramm von Herrn Fritsch. Mir wurde Treulosigkeit meinem Brotherrn gegenueber vorgeworfen und damit das Anrecht auf eine gesetzliche Entschaedigung abgesprochen. Ich stand also mittellos auf der Strasse. Es blieb mir nichts anderes uebrig, als zum Arbeitsministerium zu gehen. Mit dem mir dort gewaehrten Rechtsschutz musste man mich dann korrekt auszahlen.

So ein Vorgehen war damals in Argentinien nicht ganz ungefaehrlich. Man riet mir, mich fuer einige Zeit etwas abzusetzen. Ich waehlte Suedafrika. Es war im Hause von Dr. Verger, wo ich einen Filmvortrag mit Lichtbildern der Suedafrikanischen Botschaft vor in Buenos Aires akkreditierten Diplomaten hielt. Ich musste im Vortrag von englisch auf franzoesisch und auf italienisch ueberspringen und machte meine Sache so gut, dass die Suedafrikanische Regierung den Wunsch aeusserte, mir einen kostenlosen Anschauungsunterricht im eigenen Lande zu geben.

Doch dabei kam ich mit der anderen Seite der argentinischen Regierung in Beruehrung, mit den linksextremen Elementen und ihren angelsaechsischen Hintermaennern, die mich gerne von ihrem gerade damals recht gefaehrdeten Suedafrika fernhalten wollten. Ich bemerkte, wie ich bei meinen Besuchen auf der suedafrikanischen Botschaft und bei der Beschaffung der Reisedokumente laufend beobachtet wurde. Mit allenmoeglichen kleinen Tricks machte man immer wieder Fehler oder Auslassungen in meinen Papieren, entschuldigte sich hinterher, wenn die folgende Behoerde das beanstandete und gab mir letzten Endes doch am allerletzten Tag einen No-Argentino-Pass fuer eine Reise nach Suedafrika.Das war damals die einzige, und oft benutzte Moeglichkeit fuer Deutsche, das Land zu verlassen, da es ja noch keine westdeutsche diplomatische Vertretung gab, die einen deutschen Reisepass haette ausstellen koennen.

Im herrlichen Suedafrika

Ich hielt es fuer richtig, meine Absicht im Freundeskreis nicht bekanntzumachen. Nur mit meinem Nachfolger beim "Weg", Dieter Vollmer, traf ich mich auf einer Bank auf der S-Bahnstation Belgrano und teilte ihm mit, dass ich am naechsten Tage in See stechen wuerde, alle Papiere bereits dazu in den Haenden hielte. Als Vollmer dann nach vierzig Jahren Argentinien wieder einen Besuch abstattete und bei mir in Bariloche zu Gast war, gedachten wir laechelnd dieser damaligen verrueckten Situation. Ich fuhr im Diplomatenwagen des Presseattachés der Suedafrikanischen Botschaft, Dr. Grobler in den Hafen und beim Anbordgehen begruesste uns der suedafrikanische Gesandte Dr. Du Toit. Eingetragen wurde ich als Third Engineer. So zahlte ich keine Passage, aber es war ein Betrag von einem Pfund ausgemacht, den ich pro abgefahrenem Reisetag dem Captain beim Vonbordgehen zu zahlen hatte. Dem Schiff gegenueber lehnte im Hafen an einer Schuppenwand das Fahrrad des Spitzels, der mir bis dahin gefolgt war.

Urspruenglich nicht mit eingeplant, aber gerne mitgenommen wurde, dass ich einen Tag vor Abfahrt des Schiffes im Aufenthaltsraum eines bekannten Hotels in der Avenida Cordoba in Buenos Aires mit Sir Osvald Mosley in angeregter und langer Unterhaltung zusammentraf. Mosley hatte sich schon etwa vierzehn Tage in Buenos Aires aufgehalten, angezogen von der Moeglichkeit,

ueber die persoenliche Umgebung des "Weg" eine weitere Basis fuer seine politischen Plaene zu finden. Er war am Vorabend meines Treffens mit ihm Ehrengast und Mittelpunkt einer groesseren Zusammenkunft im Hause des Herrn v. Merck in Beccar gewesen und hatte sich dem Hausherrn gegenueber darueber gewundert, dass ich nicht anwesend war. (Ich hatte ihm die Einleitung zu seinem juengsten Buch auf deutsch uebersetzt). Es stellte sich heraus, dass die Einladungen ueber Herrn Fritsch verteilt worden waren und dieser ohne Wissen der eben Genannten die Meine hatte unter den Tisch fallen lassen. Ergebnis, dass v. Merck mich sofort verstaendigte und diese Zusammenkunft arrangierte. Natuerlich fand es sich ganz ausgezeichnet, dass ich gerade auf dem Wege nach Suedafrika war. Erst diese Unterhaltung gab mir die Moeglichkeit, aus einer zunaechst mehr privat gedachten Reise eine solche mit vehement politischem Hintergrund zu machen: England befuerchtete den Ausruf der Republik am Kap der Guten Hoffnung und tat mit der ihm eigenen Faehigkeit alles nur Erdenkliche, diesen Schlag hinauszuschieben. Mosley gab mir Visitenkarten und Richtlinien an eine Reihe von ihm gut bekannter Persoenlichkeiten mit. Darunter befand sich u.a. Pirow, der suedafrikanische Verteidigungsminister im Herbst 1939. Da er sich damals weigerte, suedafrikanische Truppen gegen das Reich zu mobilisieren hatte man ihn seinerzeit in seinem Dienstraum kurzerhand ueberfallen und den Krieg ueber in Internierung gehalten. Leider war auch hier waehrend des Krieges keinerlei deutsche amtliche aussenpolitische Taetigkeit zu verzeichnen gewesen, sodass es bei (zahllosen) Einzelaktionen blieb, darunter die bereits geschilderten Aktionen von Abw II. Doch jetzt hiess es, eine wichtige Luecke schliessen, indem den suedafrikanischen Patrioten sachkundig dargestellt wurde, wie es mit den britischen Moeglichkeiten aussah, welche Erfahrungen wir im Kampf gegen Albion bis in allerletzte Zeit hinein gesammelt hatten und jetzt dank dieses Zufalls weitergeben konnten.

Die andere Haelfte meiner Unterhaltung mit dem englischen Politiker und ehemaligen "Faschistenfuehrer" war nicht minder erfolgreich. Er sagte mir, dass er diese Reise unternommen haette mit der Absicht, seine Aktivitaet mit einem Bein nach Argentinien zu verlegen, denn er haette den Eindruck gewonnen, dass der hiesige offizielle Hintergrund ihm dabei behilflich sein wuerde. Wenn eine Zeitschrift wie "Der Weg" derart florieren koenne, war sein Schluss, dann muesse das auch mit einem englischsprachigen Weltorgan moeglich sein. Ich musste ihm sagen, dass er sich in seiner Annahme sehr im Irrtum befaende. Ich betonte, dass selbst die peronistische Regierung stark durchsetzt sei mit prokommunistischen Figuren, dass der Innenminister ein ausgekluegeltes Spitzelsystem unterhielte, das sich ganz besonders mit dem rechten Fluegel der politischen Palette befasst. Schwerwiegender aber empfand ich noch die wiederholt erlebte Tatsache, dass hier eine Atmosphaere widerlicher Geschaeftemacherei auch gerade im politischen Taetigkeitsbereich herrscht, dass einer den andern blauaeugig und ruecksichtslos uebervorteilt und hintergeht, wenn es um Abrechnungen, Dienstleistungen, Anleihen usw geht. Das liebe Geld stinkt in Argentinien weniger noch als anderswo. Und noch eines kam meiner Meinung nach hinzu: War man hier "nationalsozialistisch" eingestellt, so auf einer ausgesprochen oberflaechlichprimitiven Weise. Es herrschte ein Meer von Schlagworten und Plattituden, wie man es drueben laengst hinter sich gelassen hatte. Man hatte sich die lateinische Art des Schwadronierens und der schoenen Redensarten angewoehnt. Ueberall in Amerika fehlte es an der wahren Gefuehlstiefe, die Europa geschaffen hatte. Ich hielt die Tage des "Weg" darum fuer gezaehlt. Er habe eine nicht mehr wegzudenkende Bedeutung in dieser Nachkriegszeit gehabt, aber muesse wieder abgeloest werden von Organen in Deutschland selbst. Als Beispiel fuer die hiesigen Verhaeltnisse

nannte ich die Hilfsdienste mit Paketen nach drueben. Die Helfenden taten es in bester Absicht, doch die Firmen handelten aus rein geschaeftlichen Gruenden. Es gab natuerlich Ausnahmen, sehr ruehmliche sogar, aber sie hatten keinerlei politisches oder gesellschaftliches Gewicht. Sie waren im ganzen Lande verstreut oder geballt in sehr fernen Provinzen wie zB Misiones oder im fernen Sueden des Landes. Es hat uns Zeit gekostet, ein Verbundnetz wirklich zuverlaessiger Freunde im Lande aufzubauen. Ausserhalb desselben war es beinahe gang und gebe, etwa beim Umwechseln von Mark und Dollar den Naechsten ueber's Ohr zu hauen, auch bei ehemaligen "hohen Nazis". Ich konnte gottseidank Mosley davon ueberzeugen, dass er gut daran taete, keinen centavo in dieses Buenos Aires zu stecken. Die weitere Zukunft hat mir leider tausendfach recht gegeben. "Der Weg" sank schon im Jahr darauf auf das Niveau eines antsemitischen Parteiblatts herab, konnte keine Alternativen fuer die Zukunft nennen, verlor darum an Absatz und Einfluss. Es war gut, dass die Umerzieher das lange nicht spitz bekamen und so sich darum in der BRD einiges unbemerkter tun konnte. Deutsche Politik (und englische) kann auf die Dauer nicht von Argentinien aus gemacht werden. Das war das Fazit meiner drei Jahre als politischer Redakteur an der Zeitschrift "der Weg".

Mir war bewusst, dass ich mit meiner Fahrt von Suedamerika nach Sued-Afrika von einem "europaeischen" Lande in das andere fuhr. Ich sah damals vor mir einen weiteren Auslaeufer dieses Wunderlandes Europa, dieses Politikums, das auch ohne Kanonen und ohne Schiffe, ohne Geld und ohne Weizen noch vermochte, die Gemueter der entferntesten Laender unseres Planeten zu bewegen. Europaeisch war man dort selbst gerade dann noch, als man den Krieg in die geistige Heimat trug und ihre Fuehrer in einer Weise beschimpfte, wie es bisher unbekannt war. Bis heute hin kann man diejenigen suchen, die mit einem Blick fuer diese Zusammenhaenge den Suedatlantik kreuzten. So erlaube man es mir, hier das wiederzugeben, was ich damals in meiner Schiffskabine niederschrieb: "Die bedeutendste Folgeerscheinung, die dem XVI. und XVII. Jahrhundert aus der Entdeckung Amerikas erwuchs, war das spanische Handelsmonopol und die sich daraus ergebende Spannung zu dem uebrigen Europa. Nicht England, sondern Holland war es dann, das den Gegensatz ausgekaempft, der zwischen diesem Monopol und Europa bestand. Holland erkaempfte sich seine Freiheit und setzte so eine neue Komponente europaeischen politischen Wirkens in die Welt. In Holland war Spanien damit der jenige geschichtliche Gegner erstanden, vor dem es seine entscheidende Kapitulation vollzog. Damals aber blieb Suedamerika weiterhin in spanischen (und portugiesischen) Haenden. So ging der Weg des freigewordenen Hollands (und Englands) in andere Teile der gross gewordenen Welt. Zwei Strahlen liefen jahrhundertelang nebeneinander fort von Europa: Spanien - Suedamerika und Holland - Suedafrika, beziehungsweise England - Suedafrika. Nahe kamen sich diese beiden Linien nur in Europa selbst. Dort entschied sich auch das Schicksal ihrer Endpunkte. In beiden Faellen hiess es NAPOLEON. Dort in Europa auch war der einzige Ort, der die gegenseitige Kenntnis vermittelte. Zu direktem politischem, wirtschaflichem oder kulturellem Austausch bestand weder in Suedamerika noch in Suedafrika ein Beduerfnis. Weder hueben noch drueben wurde beachtet, dass der Befreiungskampf gegen die spanische Krone vielfach mit ganz den gleichen Argumenten gefuehrt wurde wie dieses zu Beginn der hollaendischen Emanzipation in den Niederlanden der Fall war. Die Jakobiniermuetze, in deren Zeichen Suedamerika seine Freiheit erkaempfte und die heute noch in allen Staatswappen dieses "sechsten Kontinents" wiederkehrt, war Symbol des gleichen, ja des gleichgerichteten Freiheitswillens, der die G eusen vorher gegen einen Herzog Alba fuehrte. Eine Tragikomoedie aber spielte die Geschichte,

wenn sie einen Goldsucher Pizarro in ein Bauernland in die Kordillere fuehrte, spaeter aber die Buren in ihrer Ackerkrume Gold und Diamanten finden liess.

Die weitere Entwicklung an diesen beiden Suedenden der bewohnten Erde geht dann verschiedene Wege. Waehrend Suedamerika in Administration versinkt, kennt Suedafrika kein einziges Ereignis, das nicht sofort eine Tendenz zu epischer Groesse zeigt. Die Majestaet der Landschaft, die Schoenheit seiner Blumen, die klare Luft, alles das mag auf dem biologischen Unterbau dazu beitragen, dass der Mensch in diesem Lande nicht seine Wuerde vergisst, die Arbeit und die Leistung fuer wichtiger haelt als Redenschwingen, es vorzieht, sich im Kampf zu behaupten, anstatt in Vermischung seine Eigenart aufzugeben. In Durban gibt das Land mir davon den ersten Anschauungsunterricht. Hier gibt es drei sauber von einander geschiedene Welten, die der Weissen, der Inder und der Zulus. In ihrer paternalistischen Schau teilt die regierende Burenschicht den anderen Rassen zu, was in der Welt von heute technisch geboten werden kann. Es gibt kein anderes Land in Afrika (so schrieb ich damals nieder und so ist es geblieben, obwohl das weisse Ausland in die entkolonialisierten Gebiete inzwischen gigantische Betraege zu ihrer Entwicklung pumpte), in welchem der Schwarze, der Eingeborene, derart versorgt ist auf dem Gebiet der Gesundheitspflege, der Erziehung, der Kleidung und der Ernaehrung, wie dieses in der Suedafrikanischen Union der Fall ist. Es begegnet mir diesbezueglich immer wieder das gleiche Bild auf meiner Reise. Das erste, was man in den neuen Minenstaedten im Oranje-Freistaat baut, ist das mit den modernsten Apparaturen ausgestattete Eingeborenenhospital, das fuer die Weissen hinkt um Jahre nach. Eine Baumschule mit ueber 40.000 Baeumchen soll spaeter fuer gruene Strassen und Plaetze in Welkom sorgen. Aergerlich fuegt der Gaertner seinen Erklaerungen hinzu: "Viele kuemmern sich nicht um den von uns gepflanzten Baum. Sie lassen ihn eingehen. Wuerden wir Weissen gehen, dann bliebe alles hier liegen, wo wir aufhoerten! Am schwerwiegendsten waere das bei der Bekaempfung der Erosion. Das Land blutet aus, rot von weggeschwemmter fruchtbarer Erde sind die Fluesse. Der Neger hat keinen Sinn fuer den Kampf gegen den Hunger von morgen, den die weisse Regierung kaempft. Er denkt nur an den Augenblick, ueberlegt seine Weiden, sodass aller Graswuchs abgefressen wird und der Regen mit der Erosion beginnen kann.

Doch kann ich nicht uebersehen, dass in den Staedten auch so mancher junger Weisse schlacksig in den Tag hineinlebt. Im Gegensatz zu meinen Schulkameraden, zur deutschen Jugend in den dreissiger Jahren, haben viele nicht erfasst welche Aufgaben ihr Leben hat. An Sonntagen sind die Strassen menschenleer, man sitzt bei Freunden - und trinkt. Mit einer Menge von Aeusserlichkeiten versucht man, die Leere des Alltags zu ueberbruecken. Die Partyfreudigkeit, Kinderkostuemfeste (mit kostspieligster Ausstaffierung der Kleinen), Preisverteilungen fuer Nebensaechlichkeiten fallen auf. Unsereiner stoert mit seiner ernsten Betrachtung dieser Lebensweise. Man hoert mehrfach, die weisse Frau hier sei faul! In der Tat frage ich ein paar Hausfrauen vergebens nach einem Buegeleisen. Aber am Sonntagmorgen sehe ich Matronen aus gutbuergerlicher Gesellschaft vor einer Eingeborenenkirche. Sie singen den Negern biblische Psalmen vor. Sie machen es sich zur Pflicht, in Wohltaetigkeitsvereinen zu sein. Einem deutschen Professor wird gekuendigt, weil die Nachbarn ihn sahen, wie er am Sonntagmorgen in seinem Garten arbeitet, anstatt zur Kirche zu gehen. Ein Deutscher meiner Generation, der Suedafrika besucht, bemerkt darum so Manches, das er nicht versteht.

dem wurde mir der Vorwurf 'einer wissentlichen Faelschung', 'politischer Unreife' und 'nichtdeutscher Haltung' gemacht. Als alle sachlichen Punkte widerlegt waren, sah man sich gezwungen, mir eine nachtraegliche Faelschung meines Vorwortes zu unterschieben, deren Unhaltbarkeit ich nachweisen konnte. Ausserdem wurde mir bekanntgegeben, dass, falls ich auf einer foermlichen Entschuldigung bestehen wuerde, dieses zu meiner (afrikanischen!)

Dienstentlassung fuehren koennte, da ich als Reichsdeutscher keine Staatsstellung einnehmen koenne (hier irrte Goethe). Auf alle Faelle veranlassten mich diese Handlungsweisen, eine foermliche Beschwerde beim Auswaertigen Amt einzureichen."

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle einzufuegen, dass Herr Dr. Hans Juergen A. im Oktober 1986 mit 66 Jahren an den Folgen einer Operation verstarb. Er war 21 Jahre lang Direktor der Suedafrikanischen Staatsbibliothek gewesen. Sehr bemueht war er um die Einfuehrung des Internationalen Buchsystems und hatte in diesem Zusammenhang eine Reihe von Reisen im Auftrage der UNESCO in alle moeglichen Laender zu machen. Kam er durch Buenos Aires, pflegte er bei uns einzukehren. Seine jaehrlichen Rundschreiben unterrichteten seine Freunde laufend ueber den Stand der Dinge in Suedafrika. So hat er schriftlich wie muendlich unseren Kreis mit oft sehr wertvollen Informationen bedienen koennen.

Gandhi begann seine politische Laufbahn in Durban. Ruppert Recking berichtet sarkastisch in seinen Buecher ueber das Auftreten dieses Apostels, den er selbst erlebte. Nicht einem Inder in Natal wuerde es heute im Traume einfallen, nach Indien zurueckzukehren. Ich beobachte, wie weisse Polizei einschreiten muss, als ein Zulu sich in einem Inderladen uebervorteilt fuehlt und sich sofort ein kleiner Aufruhr produziert. Es gehoert viel Geduld dazu, den bei allen Rassen in Suedafrika herrschenden Stolz auf die eigene Art in Formen zu halten, die ein Zusammenleben ermoeglichen. Eines der bewaehrtesten Mittel in Bezug auf die Neger besteht darin, sie in den Bahnen ihrer Traditionen zu halten. Man darf den Buschneger nicht wie eine Arbeitsmaschine auflesen und als solche in den modernen Arbeitsgang einreihen. Die Bekaempfung der Stammenszusammengehoerigkeit fuehrt zu den fuer die neuen "Politiker" bequemen Stimmviechern, die auf jede plumpe Parole schutzlos hereinfallen. Die politischen Parteien ermoeglichen erst den eingebildeten schwarzen Besserwissern, die ihnen persoenlich so genehme "Demokratie" aufzurichten. "Ein Mann, eine Stimme" ist darum das Schlagwort derjenigen, die aus Afrika einen gefuegigen Baustein einer wesenlosen Weltrepublik zu machen versuchen. Um dieser Versklavung entgegenzutreten, haben daher die Zulus in ihren alten Kostuemen ihre Kriegstaenze an jedem Sonntag auf den Minen. Getrennt nach ihrer Stammeszugehoerigkeit werden sie untergebracht, in den von mir besuchten neuen Goldfeldern im Oranjefreistaat wirbt man moeglichst nur Basutos an. Seitdem ich 1950 durch die grosszuegig angelegten Schwarzensiedlungen dort ging, hat man mit massivsten geldlichen Mitteln vom Auslande her diese besonnene Politik bekaempft und ist bemueht, den Schwarzen eine beherrschende Rolle zuzuschieben (denn sie ueberwiegen ja zahlenmaessig), die sie niemals ausueben koennen. Man gibt diesen kindlichen Menschen Waffen in die Hand und spricht ihnen das Recht zu, diese gegen weiss und braun zu gebrauchen, nur, weil sie mehr Menschen zaehlen als Jene. Wie weit diese boese Propaganda geht, erfahren wir fast taeglich (oder besser, erfahren wir nicht, weil es verschwiegen wird, denn man befuerchtet mit Recht einen Sturm der Entruestung bei den souveraen Denkenden in Europa). In den Tagen, da ich dieses 1986 niederschreibe, weilt unser argentinischer Staatspraesident in Harare, der Hauptstadt von Simbabwe, und haelt dort eine flammende Rede gegen das "rassistische System in Suedafrika". Zu meiner Zeit hiess jene Stadt noch Salisbury und lag in Rhodesien. Es war eine saubere, friedliche Stadt, schwarz wie weiss hatten ihr Auskommen. Heute ist Harrare eine Elendsstadt mit Slums bis an alle Horizonte rundum. Es muss nicht leicht gewesen sein, sich in dieser Stadt aufzuhalten, ohne den Dreck und die Armut und die Unsicherheit zu

sehen, die dort herrschen, und man darf daher Zweifel an der Aufrichtigkeit der dort gehaltenen Reden hegen.

Noch einige kurze Bemerkungen zum Thema Schwarz und Weiss, die ich aus meinen Tagebuchblaettern herauspicke:

Auf allen Bahnstationen winken sich die Schwarzen im Zuge mit anderen auf den Bahnsteigen. Keinem Europaeer wuerde es einfallen, einem ihm fremden Europaeer zuzuwinken.

Einmal wird ein Eisenbahnwagen von Hand weiterrangiert. Die Schwarzen laufen barfuss auf den glatten, schmalen Schienen hinterher mit einer totsicheren Selbstverstaendlichkeit. Kein Europaeer koennte ihnen das nachmachen.

Den Schwarzen ist Alkoholkonsum verboten, viele Weisse bemuehen sich, diese Luecke - allerdings in den eigenen vier Waenden - reichlich auszufuellen. Aus Windhoek berichtet man mir spaeter, dass schreckliche Unfaelle mit dem Tode Unschuldiger hervorgerufen werden durch stockbetrunkene Weisse am Steuer.

Im Hause hat man seinen Boy, der die Hausarbeit verrichtet. Er wohnt in einem Haeuschen hinten im Garten, getrennt vom Haupthaus. Im Zuge von Johannesburg nach Sueden (die Juden nennen es stolz abgekuerzt Jew-Burg) erlebe ich im Abteil einen Juden mit seinem Boy. Nur ist Harry ein Weisser, denn sonst duerfte er nicht in derselben I. Klasse mitfahren. Der Patron laesst sich in uebertriebener Weise von ihm bedienen. Er knoepft ihm die Schuhe auf, holt ihm sein Waschzeug aus dem Koffer, reicht ihm den Fruehstuecksteller usw.

Die Bedienung in Restaurants, vor allem auf dem Lande, besteht gewoehnlich aus Schwarzen. Es ist sehr selten, dass man dem Kellner dankt, wenn er die Speisen auftraegt. Betont hochfahrend laesst sich eine weisse Lady den Teller hinstellen.

Ein weisser Arbeiter ruft einem ihm wohl bekannten Schwarzen ein paar freundliche Worte zu, da schnauzt ihn sein Kumpel an: "Wie kannst Du so mit einem Dreckskaffern (focking kaffir) reden?" Von einer "Voelkergemeinschaft" ist oft nichts zu spueren. Viele Wortfuehrer der Weissen und viele bei den Schwarzen (diese massiv dauernd vom Auslande her unterstuetzt!) tun ihr Moeglichstes, eine solche zu verhindern. Mir will scheinen, der Rassismus ist in Suedafrika erst in den letzten Jahrzehnten staerker und in seinen Auswirkungen haesslicher geworden. Es wird laufend gefaehrlicher, in diesem Lande zu leben, fuer alle Rassen. Ich kann nicht umhin, die Schuld an dieser Entwicklung auslaendischen Weltverbesserern zuzuschieben, die sich da aus philosophischem Impuls in Dinge einmischen, von denen sie entweder nichts verstehen, oder die sie sogar wissentlich zum Argen fuehren wollen.

Malan ist Staatspraesident zu der Zeit, als ich durch das Land fahre. Seine Wahl war der voraussehbare Dammdurchbruch nach dem Kriege mit seinem Terror aus London. Er hat eine deutsche Kriegswaise adoptiert, Marijke. In der westlichen Welt wird er deswegen angepoebelt und verhoehnt! Die Besessenheit der Weltfreimaurerei, ihre krankhafte und lebensfeindliche Philosophie, koste es, was es wolle, durchzusetzen, ging dann ja aber, wie bekannt, weit ueber solche Anfeindungen hinaus. Der Gipfelpunkt stellt wohl die Ermordung des spaeteren Praesidenten Hendrik F. Verwoerd im Jahre 1966 dar. Wir sind wieder auf dem bekannten Niveau angelangt, auf welchem letztlich alle "grosse Politik" seit der Hinrichtung Karls I. in London verlaeuft. Wir haben als Deutsche mit zwei Weltkriegen, mit der Vertreibung, mit den Nuernberger Morden, mit der Tuerkeneinfuhr und dem Asylantentum wahrlich keine Schwierigkeit, mitzufuehlen, was Suedafrika heute erlebt.

Das Mass, das man an diese Zeit anlegen muss, gibt uns das Verbrechen von Westdene. Am 27. Maerz 1985 jagte ein farbiger Chauffeur einen Omnibus mit ueber achtzig weissen Schulkindern in den Westdene-See bei Johannesburg Trotz sofortigem heroischem Einsatz von Passanten ertranken zweiundvierzig Kinder. Es war kein Ungluecksfall. Es war Mord! Der Fahrer fuhr schon vorher bewusst unvorsichtig und drohte den Kindern, sie in den See zu fahren. Bevor der Bus ins Wasser tauchte, war Horne bereits an der Tuer und kletterte sofort aus dem untertauchenden Omnibus auf dessen Dach. Er wurde sofort gerettet und mehrere Tage in einem Hospital verborgen gehalten wegen angeblichen "ernsten Zustandes". Einen Monat nach dem Verbrechen behauptete Horne, von "vier Weissen" angegriffen worden zu sein und zeigte Wunden vor, die sich als selbst-beigefuegt erwiesen. Er wurde vor ein Schnellgericht gestellt und der Richter sprach ihn frei wegen seines impeccablen Charakters und seiner Integritaet. Diese belegte er dadurch, dass er beim Verlassen des Gerichtsssaals den "black-power"-Gruss einigen dort befindlichen Schwarzen entbot. Horne war Mitglied der terroristischen Organisation SWAPO und 1984 deswegen aus Suedwestafrika ausgewiesen worden. Dass er trotz solcher Vergangenheit von der Johannesburger Stadtverwaltung fuer derartige Dienste eingestellt wurde, erinnert daran, dass auch der Moerder Verwoerds seinerzeit als Kommunist aus Suedafrika ausgewiesen worden war, dann illegal im Lande lebte und trotzdem als Parlamentsbote angestellt wurde, sodass er den Mord ausfuehren konnte. Ist im zweiten Falle die Hand der Freimaurerei inzwischen belegt worden, so spricht vieles dafuer, dass sie auch im Falle Westdene ihre lenkende Hand im Spiel gehabt hat. Jedenfalls heisst es in der suedafrikanischen Presse: "Der Massenmord in Westdene ist kein isolierter Vorfall, sondern nur Teil einer immensen Reihe von Morden an Weissen auf den Suedafrikanischen Strassen, die von mehr als einer Million schwarzer Fahrer ohne Fuehrerschein durchgefuehrt werden. Schwarzer Hass zeigt sich in hunderten von taeglichen Ueberfaellen auf unbewaffnete Weisse. Mord, Steinigen, Vergewaltigung, Raub, Brandstiftung und Bomben waren bisher ueblich. Neuerdings geht man zu "schlaueren" Methoden ueber wie das Verteilen von vergiftetem Speiseeis an weisse Kinder". In einem Leserbrief heisst es: "Ich moechte annehmen, wenn das schlimmste geschieht, dann wird man den Bothas und ihren Kollegen in Amerika Asyl gewaehren wie einem Praesidenten Marcos und einem Schah von Iran. Was aber geschieht mit uns uebrigen?"

Und schon folgt dem Verbrechen von Westdene der naechste Schritt: Im November 1986 wird Suedafrika von der in Genf unter dem Vorsitz des schweizer Freimaurers Bolliger tagenden Rotkreuzkonferenz aus dem Internationalen Roten Kreuz ausgeschlossen.

Hier is al die slagoffers

ADRÉ KLEINHANS

CONNIE PRETORIUS

MARIA KRUGER

ANNA BLIGNAUT

PETRUS KOEN

JACOBUS ELS

TANYA PIETERS

CLASINA KRUGER

REINETTE DU PLOOY

LINDA DU PLOOY

ANDRIES SWART

CAROLINE BROWN

CHARL STRYDOM

PETRUS V D WESTHUIZEN

HESTER REYNDERS

ANNE-LIZE BOTHA

MARY-ANN MILES

HENRIETTA BOTHA

CORNELIUS MANS

ANEL JACOBS

JACQUELINE HURWITZ

VINETTE SWANEPOEL

CATHARINA MEYER

DEON VENTER

FRANCINA FRITZ

ELIZABETH PRETORIUS

ANNA VAN TONDER

ELMARIE MARSHALL

LELANIE JOOSTE

ADRIANA HORN

RIAAN LIRA

ALBERTUS OUWENKAMP

BELINDA MCLAUGHLIN

ANNA MORRIS

DENISE COETZEE

FRANCOIS DU TOIT

CONRAD MARX

MADELEINE LUDICK

ELSA VAN HEERDEN

HENDRIK DREYER

KARIN ERASMUS

THELMA RAUTENBACH

"Das sind die Schlachtopfer" lautet die Ueberschrift zu diesen Bildern der ertraenkten weissen Kinder. Die gesamte Freimaurerwelt verlor nicht ein einziges Wort des Protestes und der Trauer darueber

Damals, 1950, war es noch nicht so weit, dass man sich solchen Gedanken hingeben musste. Damals herrschte ueberall Optimismus. Und gegenseitiges Vertrauen. Als ich in Durban vor meinem Zug nach Pietermaritzburg stehe, da faellt mein Blick auf Anschlaege auf dem Bahnsteig. Da kann man die Namen aller Mitreisenden lesen. Auch meiner steht bei der betreffenden Platznummer. So wird die Reise zu einem Familienausflug. Man weiss von vorneherein, mit wem man es zu tun hat. In der Naehe dieser Hauptstadt von Natal wurde uebrigens Winston Churchill im Burenkrieg gefangengenommen. Der grosse Held gab dabei nicht einen einzigen Schuss ab. Ich empfinde es als eine nette Geste, dass die Wochenzeitschrift "Die Huisgenoot" gerade in jener Nummer, die man mir ins Eisenbahnabteil reicht, diese Episode mit einem historischen Foto zum Besten gibt.

Der italienische Gesandte veranstaltete parties, um einflussreiche Kreise fuer eine italienische Einwanderung zu gewinnen. Seine Bemuehungen waren vergebens, die Reformierte Kirche fuerchtete, ihre beherrschende Stellung zu verlieren, wenn man Katholiken ins Land liess. Der Zollbeamte, der mich in Durban abfertigte, war in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen. Er meinte, es waere an der Zeit, dass Suedafrika mit den Deutschen gegen die Russen vorginge. Als ich ihm sage, dass noch deutsche Generalfeldmarschaelle im Gefaengnis sitzen, schuettelt er unglaeubig den Kopf. Das Nachrichtenmonopol der SAPA, die in vielen Laendern ueber Reuters taetig ist, ist die Ursache einer katastrophalen Unwissenheit im ganzen Lande. Ich habe ueberall ein grosses Publikum (und mein Name laeuft mir im Lande voraus), wenn ich von den alliierten Verbrechen gegen die Deutschen berichte. Man hat davon nirgends etwas gewusst.

Selbst das spanische "mañana", das Abschieben von Entscheidungen auf morgen, das auch in Argentinien gehoert wird, hat sein Pendant im "More

Winston Churchill (regs) en sy mede-gevangenes by hul aankoms in Pretoria.

Winston Churchill (rechts) und seine Mitgefangenen bei ihrer Ankunft in Pretoria

is nog 'n Dag" der Buren. "Het kommt trecht" hoert man nicht selten. Es ist leicht zu verstehen, dass es das Fernsehen einige Jahrzehnte spaeter nicht schwer hatte, Menschen mit solcher Veranlagung in Sicherheit zu lullen, waehrend von oben die Gesellschaft Schritt um Schritt aus ihren Angeln gehoben wurde. Es geht soweit, dass ich bei keiner politisch fuehrenden Gruppe oder Partei staendige Bueros vorfinde, in denen fremdsprachige Zeitungen und Zeitschriften uebersetzt werden. Man ist weitgehend abgeschnitten und unorientiert. Und ich stelle mir schon damals die Frage, ob nicht dahinter System liegt. "Warum versagt unsere Zeit vor ihren Problemen?" frage ich in meinem Tagebuch. Ein wenig bekomme ich den hier wehenden Gegenwind im Informationsministerium in Pretoria zu spueren, das meine Reise organisiert hat. Deutlich versucht man dort, mir Einblicke zu verwehren, mich von gewissen Punkten des Landes fern zu halten. Ein Herr Baum macht den Oberintriganten, wird jedoch ueberspielt von einem Herrn Smith, der laechelnd meint: "So wissen wir, wohin Sie unbedingt auch gehen muessen". Im uebrigen muss man mit Kritik sehr vorsichtig sein. Der Suedafrikaner war schon damals dauernd auf dem Qui vive?. Unter dem Hagel unsachlicher Vorwuerfe aus dem Ausland befuerchtete er hinter jeder Frage einen Angriff. Seine Antwort begann daher sehr oft mit einer Entschuldigung (die oft gar nicht erwartet worden war). Zu Gast bei Herrn Ernest Oppenheimer in Oudendaalsrust, befinde ich mich an einer langen Tafel von Mitgliedern der Chamber of Mines. Buren sehe ich nicht unter meinen Tischnachbarn. Das Gespraech besteht aus Zoten und (nachdem sich meine Anwesenheit herumgesprochen hatte) in ausgesprochen schlechten Witzen ueber Hitler. (Einen solchen "Witz" erinnere ich noch: "Churchill in Italien, will keinen Whisky trinken. Befragt, warum, antwortet er, er haette noch einige Deutsche zu erschiessen". Dem Erzaehler antwortete allgemeines Lachen der britischen Minenbesitzer). Als ich mein Gegenueber ganz unschuldig frage, wann Sued-Afrika Republik wuerde, entsteht ein betretenes Schweigen.

Konnte ich mich schon waehrend meiner Reise an den verschiedensten Orten im Sinne meines Vorhabens nuetzlich erweisen, so zog das Schicksal die Schrauben noch um ein Wesentliches an, als ich Kapstadt erreichte. Dort am Ende der bereits reichlich befrachteten Fahrt komme ich ins Gespraech mit dem Chefredakteur einer Burenzeitschrift. Wir essen im Deutschen Klub zu mittag und eines der Ergebnisse ist, dass ich ihm drei Artikel ueber Argentinien zur Verfuegung stelle, politisch harmlose Darstellungen der Lebensverhaeltnisse auf der andern Seite des Suedatlantik. Als der erste davon erscheint, ruft mich besagter Redakteur an: "Ich habe selten so viele Anrufe bekommen als nach Ihrem Artikel". Ich treffe mich mit ihm und er uebergibt mir die Telefonnummern und Adressen jener Personen, die mich sprechen moechten. Darunter faellt mir ein Vlame auf, der angeblich im Kriege fuer die Abwehr taetig gewesen sein will. Er ist sogar so aufdringlich, mich bei jener Familie aufzusuchen bei der ich in Oranjezicht zu Fuessen des Tafelberges wohne. Det fiel mir uff, wie der Berliner sagt. Er schleift mich mit ins Stadtzentrum und dort in ein Bierlokal in der Adderleystreet, das brechend voll ist von ehemaligen englischen Kriegsteilnehmern. Wir setzen uns an einen kleinen Tisch inmitten dieses Gewuehls verfehlter Helden. Ich schaue mich um, und sehe am Nebentisch den britischen Vernehmungsoffizier aus Spittal sitzen. Er schaut mich an, meint, ich erkenne ihn nicht. Mich ueberkommt eine ganz grosse Wut. Denn es ist klar, was hier gespielt wird. Als man von meinem Auftauchen in dem ja noch dem Namen nach englischen Suedafrika erfuhr, hatte man ihn eingeflogen, um hinter mir her zu spionieren. Mir ist

auch sofort klar, dass mein Baerenfuehrer in diesem Zusammenhang seine Rolle spielt. Nach einer belanglosen Unterhaltung mit diesem, in der wir uns auf den vor uns liegenden Neujahrsabend bei ihm verabreden, begebe ich mich schnurstracks nach Hause. Dort liegt ein Manuskript, das ich am Weihnachtstag bei meinem Besuch von Oudshoorn in der Langeweile jenes Festtages fuer alle Faelle aufgesetzt hatte, und fahre damit sofort zu "meinem" Redakteur. Er vermittelt mich sofort weiter zum Chefredakteur der bedeutenden amtlichen Burenzeitung "Die Burger" und in dieser erscheint so als Leitartikel in der besonders ausgestatteten Nummer vom 1. Januar 1951 ein Artikel von Juan Maler unter dem Titel: "Die aufrechten Deutschen", in dem in einer Schaerfe, die fuer Suedafrika neu war, vom Leder gezogen wird: "Das deutsche Volk lehnt naemlich in allen seinen Schichten eine Wiederbewaffnung auf das allerschaerfste ab" und "Das deutsche Volk fordert Wiederherstellung des Zustandes von 1945 innerhalb der Staatsgrenzen vom Oktober 1938". Der Artikel wird in saemtlichen wichtigen Zeitungen Suedafrikas zitiert. Er wird in einer ganzen Reihe auslandsdeutscher Zeitungen in der ganzen Welt in vollem Umfang wiedergegeben, so zum Beispiel in Winnipeg in Kanada in "Der Nordwesten", in Apenrade in Daenemark im "Nordschleswiger". Er ist natuerlich auch vorrangig Gespraechsstoff bei meinem Besuch im Hause des Secretservice-Spitzels am Abend des 1. Januar. Ich tue so, als sei mir seine Rolle nicht bekannt und sage ihm: "Als Sie neulich so freundlich waren und mich zu einem Glas Bier einluden, da sass am Nebentisch ein Major des Britischen Geheimdienstes der an meiner voelkerrechtswidrigen Internierung mitwirkte. Ich empfand das Auftreten dieses Lumpen als eine persoenliche Beleidigung. Die Antwort auf diese Unverschaemheit, mich hier in Suedafrika belaestigen zu wollen, ist dieser Artikel". Ich darf annehmen, dass mein Gastgeber diese Saetze bruehwarm dem Herrn Major weitergab (er ist nicht mehr aufgetaucht und man sagte mir, er sei nach England zurueckgereist). Im weiteren Gespraech berichte ich dem "Vlamen" (mit der Absicht, er moege auch das seinem Brotgeber mitteilen), dass ich in Rom gewesen sei, und erwähne Bischof Hudal. Ich weiss, dass dessen damalige Rolle den Feinden laengst bekannt und seine Taetigkeit abgeschlossen ist, Fluechtlinge kommen keine mehr. Dass der mir gegenuebersitzende Galgenvogel tatsaechlich auch dieses weitergab (und sich damit uns gegenueber decouvrierte), ergab sich schon wenige Wochen nach meiner Rueckkehr nach Argentinien. Man kann sich ausmalen, dass es mit diesem Artikel, so gut er auch einschlug, jetzt nicht getan war. Ich nutzte die Wochen bis zur Abreise mit Hochtouren aus, um den Weltbeherrschern in London noch einige weitere Lektionen zu verpassen. Wenn sie keinen Frieden wollten, so wird eben weitergeschossen. Da war erst einmal die recht lange Reihe von Einladungen, die ich neulich vom Chefredakteur jener Zeitschrift ausgehaendigt bekam. Einige hatte ich bereits mit gutem Erfolg absolviert. Jetzt kamen aufgrund meines Artikels eine ganze Reihe weiterer hinzu. Man schlug mir vor, in Suedafrika zu bleiben und ich hatte eine Unterredung mit dem Transportminister Meyer in Stellenbosch. Doch war die Buerokratie staerker als alle angebotene Hilfe: Ich war mit einem Besuchsvisum im Lande. Ich musste es zunaechst wieder verlassen und konnte dann mit einem endgueltigen Visum erneut einreisen. Jenes zweite Visum garantierte man mir bereits, doch woher haette ich das Geld nehmen sollen fuer insgesamt drei Ozeanreisen? Aber, ich hielt jetzt Vortrag auf Vortrag und heizte meine Zuhoerer an, ich zerriss den Vorhang, den feindliche Presseagenturen zwischen Deutschland und Suedafrika aufgerichtet hatten. Es war bei allen diesen Vortraegen

eine ausgesprochene Hochstimmung. Man hatte darauf gewartet, sich endlich einmal wieder einem Deutschen gegenueber richtig aussprechen zu koennen. Die in all den Kriegsjahren aufgestaute Wut gegenueber London fand ein Ventil. Und ich mahnte dazu, zur Tat ueberzugehen, mit der englischen Krone zu brechen, die Republik auszurufen. Es geschah Ende Mai 1961 und ich bilde mir ein, so ein ganz klein wenig in dieser Richtung die Gemueter bewegt zu haben. Und ich hatte den Eindruck, dem deutschen Ansehen in Suedafrika in einer Zeit geholfen zu haben, als Erfuellungspolitik die amtliche deutsche Parole war. Jedenfalls war ich nicht geneigt, nach dem dreisten Auftreten jenes Briten noch irgendein Blatt vor den Mund zu nehmen. Hatte ich mich bis dahin an die Regeln internationaler Hoeflichkeit gehalten, so wurde jetzt zurueckgeschossen. Es wurde eine Arbeitsgemeinschaft aufgebaut, die ganz Suedafrika umfasste und die alle jene Stimmen vereinte, die auf Trennung von London aus waren. Was bis dahin bei meinen Kontakten mehr oder weniger platonischer Gespraechsstoff war, wurde jetzt zur Waffe ausgebaut. Es eruebrigt sich, zu sagen, dass so gerade in diesen letzten suedafrikanischen Tagen Verbindungen geknuepft wurden, die sich noch jahrzehntelang auswirkten und die laengst inzwischen von anderen, Juengeren uebernommen wurden. So war die Bilanz dieser Reise gepraegt von Vorgaengen, die ich nicht vorausgeahnt und nicht geplant hatte. Sir Oswald Mosley stand unvorhergesehen am Vortage meiner Abreise vor mir und Londoner Selbstueberschaetzung sandte mir einen Offizier, der mir noch kurz vor der Rueckkehr klar machte, mit was fuer Ganoven wir es zu tun hatten.

Verfolgung der Deutschen in Brasilien waehrend des II.Weltkrieges. Am 12. Maerz 1942 wird dieses Foto in Rio de Janeiro gemacht. Der Text dazu lautete: "Ein Deutscher wird von der Geheimpolizei ins Gefaengnis transportiert, nachdem er in der Uvidor-Strasse "Es lebe Deutschland!" gerufen hatte.

Neuer Anfang im Sueden Argentiniens

Argentinien wartete sofort mit einer neuen Ueberraschung auf. In meiner Wohnung in Olivos fand sich Helmut Rockmann ein. Zuletzt hatten wir uns in der Kantine der Schweizer Garde in Rom gesehen. Er hatte ein Buero fuer Buchhaltungen und Steuerberatungen im Sueden des Landes in Bariloche aufgemacht. Doch seine Frau hatte eine Liebschaft und der Freier war im Dienst der argentinischen Geheimpolizei. So konnte Helmut nichts unternehmen, als dieser ihn eines Abends kurzerhand halb zu Tode pruegelte. Es blieb ihm nichts anderes uebrig, als Leine zu ziehen. Selbst die Tatsache, dass er Jude war, liess sich nicht wirksam ins Spiel bringen,sein Leben war gefaehrdet. Er bat mich darum, seine Taetigkeit in Bariloche fortzusetzen. Sachlich war das kein Problem, denn ich hatte ja die entsprechende Vorbildung. Doch es durften keine Steuerfaelligkeitstermine verfallen. So fuhr ich denn schon nach wenigen Tagen mit der Eisenbahn 2. Klasse nach Sueden. Und Helmut wanderte aus nach Australien. Er baute in Sydney ganze Haeuserblocks und hat die Weiterwanderung niemals bereut. Die Reise nach Australien fuehrte ihn ueber Ostafrika, sein ehemaliges Wirkungsgebiet. Er betrat den Laden eines Freundes von damals, eines Inders, in Mombassa. Nachdem sich beide aufs herzlichste begruesst hatten, fuehrte ihn der Wirt vor seinen Geldschrank, oeffnete ihn und uebergab Helmut einen Umschlag. Darin waren, mit Zins und Zinseszinsen die Gelder, die Helmut bei der Vertreibung durch die Englaender seinem Nachbarn in der Eile zu treuen Haenden uebergeben hatte.

Schon in Buenos Aires hatte ich festgestellt, dass die argentinische Geheimpolizei sich weiterhin fuer mich interessierte. Das gleiche Bild ergab sich bei meiner Sichtung des Menschengewuehls am Bahnhof in Bariloche. (Ich hatte gerade nachgezaehlt, dass ich meinen neuen Arbeitsort mit ganzen 110 Pesos in der Tasche betreten hatte). Es erschien darum richtig, keine Minute zu verlieren. Ich legte mein weniges Gepaeck in die Herberge "El Batacazo" von Herrn Rivas und ging sofort los, meine ersten Kunden zu besuchen. Am Abend jenes Tages hatte ich bereits mit acht Geschaeften abgeschlossen, nach einer Woche waren es vierundzwanzig. Mit Verleumdung war es also nichts mehr. Ich sass im Sattel. Schon am zweiten Tag besuchte ich weisungsgemaess Mauricio Eppstein, einen juedischen Geschaeftsmann im Zentrum des Ortes und bestellte ihm Gruesse von Helmut. Mauricio nahm mich sehr demonstrativ unter den Arm und ging derart eingehakt mit mir durchs Zentrum hin zu dem besonders von Deutschen besuchten Restaurant "El Gambrinus" und stellte mich dort den Anwesenden vor und gab eine Runde aus. Auch das erschuetterte natuerlich wesentlich die Feindstrategie.

Von jener Seite war man deutlich rege. Es dauerte nicht lange, so war mir klar, wer dort Dienst tat. Viele stellten es recht dumm an. Ich hatte erfahren, dass ein Herr von L. , Sohn eines ehemaligen Ostafrikaners, der in der deutschen Gesellschaft viel von sich reden machte, ebenfalls Buchhaltungen machte, und ich hatte feststellen muessen, dass es mit seinen Faehigkeiten und Umsaetzen nicht weit her war. So ging ich zu ihm und machte ihm den Vorschlag einer Zusammenarbeit unter dem Namen "Estudio Comercial Andino". Er willigte ein und ich liess entsprechende Stempel machen. Doch nach vierzehn Tagen kam er zu mir und loeste die Verbindung wieder auf. Man hatte ihn also inzwischen vor mir "gewarnt". Nach allem, was ich dann noch von diesem Herrn erfuhr, musste ich froh sein, dass es so kam. Den

Stempel benutzte ich weiterhin fuer mich alleine.

Kurz nach diesem Intermezzo erschien in der kleinen Hosteria, in die ich inzwischen gezogen war, ein Herr Katz, Mitglied des juedischen Zweiges der Schlaraffia in Buenos Aires. Er nistete sich in der gleichen Hosteria ein und verstand es, sich mit mir beim Mittagessen zu treffen. Da es sich um einen gebildeten Mann handelte, war mir diese Tischunterhaltung nicht unangenehm. Nach einer Woche reiste er wieder nach Buenos Aires und sagte mir zum Abschied: "Wir (!) wuenschen Ihnen viel Erfolg in Bariloche. Sie haben nichts zu befuerchten".

An einem windstillen Tag gehe ich am Strand unseres grossen Sees spazieren, als ein junger Mann auf mich zutritt und mir auf deutsch erzaehlt, er sei aus Deutschland gefluechtet und suche jetzt, sich hier im Sueden umzusehen. Derartige Sprueche waren damals nicht selten, aber man hatte bald ein Gespuer dafuer, wenn sie als Tarnung anderer Absichten vorgebracht wurden. Hier brauchte ich nicht lange zu warten. Er fuhr fort, er haette aus Rom erfahren, dass Bischof Hudal "abgesetzt" sei. Das war also alles nichts anderes als ein freundliches Signal "meines" englischen Majors. Er wollte mir wohl mitteilen, dass man mich nicht gerne wieder aus dem Auge verloere, wie es einmal in Belgrad geschah. Man uebersah aber, dass man mir damit die moralische Rechtfertigung fuer alles das gab, was ich fortan in Beantwortung derartiger Frechheit ersann. Die weitere Frage meines Gespraechpartners gab mir dazu sogar augenblicks Gelegenheit. Er fragte mich, wie man SS-Leuten das Fahrgeld beschaffen kann, um nach Argentinien zu kommen. Um meine Antwort richtig einzurangieren, eine kleine Vorbemerkung. In Olivos spreitzte sich ein ehemaliger kaiserlicher Marineoffizier namens Brunswik, ein Jude. Er konnte sich nicht genug tun in boesartiger Hetze gegen alles Deutsch-nationale, sprach zB einmal im Argentinischen Tageblatt "von dem klapperduerren, bis ins Mark der Ehre zu Schanden gerittenen hochmoralischen Pferd der Treue". Nun, ich antwortete: "Ich weiss da eine ganz geheime Adresse", und nannte ihm eben den besagten Herrn. "Er wird sie sicher auf Ihre Frage hin sehr unwirsch abfertigen wollen. Das ist logisch bei einem solchen Thema, denn er kennt Sie ja gar nicht. Also, lassen Sie sich nicht einschuechtern, sondern wiederholen Sie nur Ihr Anliegen. Klemmen Sie Ihren Fuss in die Tuerschwelle und lassen Sie nicht locker". Er versprach's zu tun.

Am Ortsrand, schon ein wenig im Anstieg auf den Cerro Otto, wohnte ein Herr Mager auf einem groesseren Anwesen. Helmut hatte ihn mir in einem noch gut erinnerten Satz erwaehnt: "Es gibt dort einen Herrn Mager und einen Herrn Dick. Beide sind mit Vorsicht zu geniessen". Nun, dennoch mietete ich dem Mageren eine Huette ab, die am Hang ueber dem See thronte und verpflichtete mich, sie wohnbar in Anrechung von drei Jahren Miete auszubauen. Kaum aber stand der kleine Bau mit eingerichteter Kueche und Bad, als der Herr Kommisar der Gendarmerie kam und mir mitteilte, ich muesse den Platz raeumen. Als Grund fuehrte er an, man koenne von dort aus auf die Insel Huemul sehen. Diese Insel aber war der Arbeitsplatz eines gewissen Ronald Richter, der dort angeblich Atomversuche machen wollte. Man hat viel von diesem Herrn geredet und geschrieben, doch kaum etwas von seinem barilochenser Leben. Wenn junge Brasilianerinnen zum Skilaufen ins Catedralhotel kamen, war er der Erste, um sich ein Voegelchen herauszupicken. Einmal musste ihn die Feuerwehr aus dem Sumpf ziehen, in welchem er mit einer Freundin stecken geblieben war in seinem, ihm von Evita geschenkten gepanzerten Mercedes. Das war ganz in der Naehe meiner "Pichi Ruca" und sein Gehilfe, Hermann W. war nun darum bemueht, auf dem Wege ueber die Polizei, ihm diese sturmfreie Bude freizumachen. Es blieb mir gar nichts ande-

res uebrig, als der Gewalt zu weichen. Freie Bahn der Atomwissenschaft! Der forsche Gendarmeriekommandant Sagredo jedoch biss bald darauf schon ins Gras. Zusammen mit seinem Vertreter, dem Segundo-comandante Obregon war man in einem Kleinflugzeug, der deutsche Ritterkreuztraeger Steinkampf am Steuer, bei regnerischem Wetter Richtung Chile gestartet und alle drei stuerzten dann am 13. April 1952 bei Casa Pange in der Kordillere toedlich ab.

Nicht nur Herr Richter aber brachte das Wort Bariloche in alle Welt. Soweit ich es uebersehen kann, ist Bariloche in e i n e r Beziehung einmalig auf der Welt: Es gibt hier etwa 50.000 Menschen, von denen man ganz allgemein sagen kann: Sie besitzen eine weit ueber dem Durchschnitt liegende Allgemeinbildung. Sie stammen aus aller Herren Laender und sind als Einwanderer isoliert hierhergekommen, niemals etwa in Gruppen. Sie wurden angezogen von der schoenen Landschaft und dem gesunden Klima, aber auch davon, dass dieser Ort mehr als tausend Kilometer weit weg liegt von der Hektik unserer Zeit und entsprechend fern politischen Tagesproblemen steht. Das besagt aber nicht, dass sie sich nicht um Politik im weiteren Sinne kuemmern. Sie haben alle eine ausgepraegte und fundierte Meinung von den Vorgaengen, lesen kaum Tageszeitungen und haben in den seltensten Faellen einen Fernseher. Sie werden daher von dummen Landespolitikern als "Faschisten" oder "Nazis" offen verschrieen, obwohl sie in kaum einem Falle irgendeine Verbindung jemals zu innerpolitischen deutschen oder italienischen Dingen gehabt haben. Sie haben sich eine eigene Meinung geformt und nehmen daher deutlich Abstand von den Kommentaren, die der Oeffentlichkeit durch die Medien vorgelegt werden. Sie druecken dieses in persoenlichen Gespraechen offen aus, vermeiden aber jedes Auftreten in der Oeffentlichkeit, Vereinen, Klubs, Versammlungen. Sie treten daher fuer den gewoehnlichen Turisten ueberhaupt nicht in Erscheinung. Ihre Kinder werden im allgemeinen in akademischen Berufen herangebildet und verlassen im Zuge der Degenerierung der argentinischen Verhaeltnisse in den letzten Jahren haeufig - und das zum grossen Leidwesen ihrer Eltern - das Land, in welchem sie nicht die erwuenschte geistige Atmosphaere finden. Die Eltern sind im allgemeinen wohlhabend, haben sich in fleissiger Arbeit oft ein kleines Vermoegen zusammengespart. Sie gelten als Koenner auf ihrem Gebiet und waeren - wenn es nicht das Alter verbietet - jederzeit in der Lage sich wieder ohne betteln ihr Brot zu verdienen. Sie kennen sich untereinander und pflegen in engen Kreisen Geselligkeit mit einem Unterton hoher Kultur. Sie stechen dadurch ganz ungewollt ab von den mit leeren Redensarten gefuellten Kaffeehaus schwaetzereien der aus der Hauptstadt entsandten Parteibonzen und der von ebendaher angeschwemmten Geschaeftsleute, die meinen, im "reichen" Bariloche gut verdienen und uebertoelpeln zu koennen. Sie haben auch wenig gemein mit den argentinischen Intellektuellen, den sogenannten "profesionales", denen zu einer inhaltsvollen Unterhaltung zumeist das notwendige Wissen fehlt. Deutlich trifft das zu auf die Herren abogados, weniger klar auf die medicos. Als Folge dieser Lage konnte ich in meiner aktiven Zeit als Inhaber eines IATA Reisebueros mich auf 22 Personen stuetzen, die mir als Dolmetscher zur Verfuegung standen, also Personen, die akademisch gebildet waren, ihre (oft also sehr ausgefallene) Sprache perfekt beherrschten und auch anspruchsvollen Besuchern ganz hervorragend zu Diensten sein konnten. Einen aehnlichen Ort gab es nicht nur nicht in Argentinien sondern wohl kaum anderswo auf diesem Planeten.

Nach diesem Bariloche zog es auch den bereits einmal erwaehnten Herrn N. Als ich ihm eine erste Anfrage nicht beantwortet hatte, schrieb mir der

ehemalige KZ-Aufseher: "Sie muessen mir helfen. Das Schicksal meiner Familie haengt an Ihnen". Ich konnte mir vorstellen, wie er mit aehnlich hochtrabenden Redewendungen als NS-Fuehrungsoffizier einer Heeresgruppe herumgeworfen hatte. Ich liess mich erweichen. Damit er in Bariloche leben konnte, uebergab ich ihm (wir schrieben April 1952) die Vertretung der "Freien Presse", die ich in etwa einem Jahr recht gut ausgebaut hatte. So hatte er nur fortzusetzen, was bereits stand und verdiente an den haeufigen Anzeigenkommissionen. Was fuer ein Kuckucksei ich mir damit ins Nest gesetzt hatte, sollte ich schon bald feststellen. In Zusammenarbeit mit dem mit mir gut befreundeten Architekten Saubidet-Bilbao verfassten wir einen umfangreichen, mit Zeichnungen versehenen Artikel fuer die "Freie Presse" unter dem Titel "Bariloche vor der Entscheidung". Es wurde davon gesprochen, dass das wachsende Bariloche unbedingt eine Stadtplanung brauchte. Zu meiner Verwunderung kam der Artikel wieder zurueck mit der Bemerkung: "Wir koennen keine Artikel aus Bariloche ohne Genehmigung von Herrn N. annehmen". Das aber war erst der Anfang. Es kam zu noch lustigeren Taenzen dieses machtsuechtigen Ellbogenpatrioten.

Sofort nach Einrichtung einer westdeutschen diplomatischen Vertretung unternahm ich die notwendigen Schritte zur Legalisierung meines 1947 angenommenen neuen Namens, den ich inzwischen provisorisch in Oesterreich, Italien, dem Vatikan, Argentinien und Suedafrika gefuehrt hatte. Nach Auskunft des Innenministers der BRD wandte ich mich an den Senat der Hansestadt Hamburg. Als ausreichende Begruendung galt die Tatsache, dass ich inzwischen unter diesem Namen eine weitverzweigte Existenz aufgebaut und eine Familie gegruendet hatte. Man stuetzte sich dabei auf Auskuenfte der Botschaft in Buenos Aires, der deutsch-argentinischen Handelskammer und einiger bekannter groesserer Geschaeftsleute. Die Namensaenderung wurde im Geburtsregister eingetragen und ich erhielt den entsprechenden deutschen Pass.

Noch bevor der erste westdeutsche Botschafter, Dr. Terdenge, Bariloche einen Besuch abstattete, erschien hier als Gast der argentinischen Regierung eine Wirtschaftsabordnung aus Bonn. Mein Geschaeftsfreund, Herr Francisco Carlos Kuhn telegrafierte mir aus Buenos Aires, ich moege einem der Herrn im Hotel Tunquelen ein paar Skier und Skistiefel aus seinem Chalet am Catedral bringen und mich mit den Herren unterhalten. Die Atmosphaere in jenem schoenen Gaestehotel (das man erst kurz vorher dem Besitzer, einem Herrn Parodi-Cantilo abgenommen hatte) war eigenartig. Die deutsche Abordnung waren die einzigen Gaeste. Ueberall im Raum verteilt standen "Dienstboten", die nichts anderes als Polizeispitzel waren. Sie horchten auf jedes gesprochene Wort. Meine Unterhaltung beschraenkte sich darum auf Tier- und Pflanzenwelt im Sueden, von der die Herren leider keinen blassen Schimmer hatten. Als ich mich verabschiedete, entschuldigte ich mich damit, dass im Ort gerade eine Versammlung des deutsch-argentinischen Vereins stattfaende. Als mich einer der Herren bat, ihn dahin mitzunehmen, musste ich es ablehnen, denn ich wusste, dass Rudel sprechen sollte, und ich wollte einen Zusammenstoss vermeiden. Als ich im Dorf ankam, empfing mich Herr N. an der Tuer: "Ich habe gehoert, dass Sie im Tunquelen draussen waren. Koennen Sie mich nicht mit den Herren bekannt machen?" Ich antwortete ihm, dass das wohl nach seinem Vorleben nicht gut ginge. Er war etwas schockiert.

Dieser deutsche Verein war also wiedererstanden. Bei seiner Neugruendungsfeier im "Casablanca" in der Avenida San Martin waren etwa 400 Personen anwesend. Zum Praesidenten waehlte man einen Herrn Architekten Heriberto R. "Er ist als argentinischer profesional (=Akademiker) bei allen Behoerden gut angeschrieben, spricht leidlich deutsch und hat in Barilo-

che einen guten Ruf". Das liess man von ihm verbreiten. Was wollte man mehr? Hinter ihm stand Herr Max Christoph N. Dieser hatte sein Wirkungsfeld gefunden, die goldene Bruecke vom braunen Ufer fort zu neuen Gestaden. Mir schien es aber an der Zeit, vor allen anderen Dingen die Deutsche Schule wieder zum Funktionieren zu bringen. Das Schulgrundstueck war von Argentinien beschlagnahmt worden und in dem ehemaligen, recht baufaelligen Gebaeude hatte man die argentinische höhere Schule eingerichtet. Waehrend des Krieges hatte es nicht an Stimmen gefehlt, dieses Grundstueck ueberhaupt den Argentiniern zu schenken. Herr von L. war deswegen von den Herren Ommerborn und Kretschmeier einmal zusammengeschlagen worden. Auch jetzt hiess es aus einer ganz bestimmten Ecke (die wir spaeter als die der Freimaurerei identifizieren konnten), dass es voellig aussichtslos waere, den Argentiniern die Schule wieder zu nehmen, man muesse hoechstens etwas ganz Neues anfangen. Damit gab ich mich nicht zufrieden. Mein erster Vorschlag war daher, das Grundstueck ohne besondere Eintragung ins Grundbuch in zwei Haelften zu teilen und auf der unbebauten Haelfte eine eigene Schule zu errichten, und den Argentiniern eine Frist zu setzen, in der auch der andere Teil zu raeumen sei. Der Vorschlag ging durch, unser Vorhaben wurde dazu viel zu impulsiv und vehement vorgebracht. Als uns auch die zweite Haelfte des Grundstuecks wieder uebergeben wurde machte ich den Vorschlag, eine modernen Anforderungen angemessene groessere Schule mit Sportsaal, Bibliothek und einem kleinen Gaestehaus zu bauen. Auch dieser Vorschlag ging glatt ueber die Runden, ich wurde mit grosser Stimmenmehrheit zum "Praesidenten der Baukommission" ernannt. Zu meiner und unser aller Ueberraschung stellte sich sofort unser groesster Widersacher, der Herr F als Stellvertreter zur Verfuegung. Man fasste als Versoehnungsgeste auf, was in wirklich nur eine dicke Intrige war.

Meine Absicht war, in der gleichen Form taetig zu werden, in der man seit den Bemuehungen eines Anwandter in Valdivia oder eines Blumenau in Brasilien vorgegangen war: Es sollte eine Gemeinschaftsarbeit werden, kein kommerzielles Unternehmen. So wurde erreicht, dass die drei in deutscher Hand befindlichen Baumaterialiengeschaefte in Bariloche alle Waren zum Kostenpreis lieferten. Es wurde eine Liste der benoetigten Handwerker aufgestellt und diese in fast allen Faellen wenigstens doppelt besetzt mit Personen, die umsonst arbeiten wollten. Es fehlte ein Geldbetrag, den ich bei der Nationalbank beantragte und der mir ohne grosse Schwierigkeiten bewilligt wurde. Der Bau konnte beginnen, doch jetzt trat Herr R. auf den Plan. Einmal war der Bau ihm zu teuer und zu gross, wieder einmal war er ihm zu klein, und immer fand er in abendlichen privaten Unterhaltungen in den betreffenden Wohnhaeusern Mitglieder der Baukommission, die er fuer seine Einwaende gewinnen konnte. Fuer uns war dieses Getue neu, wir ahnten damals noch nicht entfernt, was dahinter steckte. Das Ergebnis aber war, dass ich meinen Posten niederlegte. Ich hatte am 21. April 1955 einen Herzinfarkt als Folge dieser Belastungen und habe mich seitdem vollstaendig von den Dingen des Schulbaues zurueckgezogen.

Es gab damals eine deutsche Illustrierte mit dem Titel "Kristall". Sie befasste sich vornehmlich mit Themen aus Natur und Wissenschaft und schien uns abzustechen von den mit allenmoeglichen Selbstanklagen gefuellten uebrigen Illustrierten. Als bei einem Lawinenunglueck unseres Club Andino in der suedlichen Kordillere zwei Bergsteiger den Tod fanden, sandte ich mit Zustimmung des Clubs eine Darstellung des Vorganges. Wie war ich betroffen, als mir eines Tages der Sekretaer des Clubs auf der Strasse mit einer Nummer des "Kristall" entgegentritt. Man hatte aus dem Vorgang eine typische Sensa-

tionsmeldung gemacht. Dieses sei erwaehnt, um zu zeigen, wie sich das oeffentliche Niveau in der BRD langsam von unserer Lebensanschauung entfernte.

Im Jahre 1953 "entdeckte" der britische Nachrichtendienst in Deutschland eine "Nazi-Verschwoerung", die nach dem Namen des angeblichen Chefs derselben den Spitznamen Nau-Nau erhielt. Es war sofort klar, dass es sich um nichts anderes als um einen Querschuss bei der Befriedung Europas unter Einschluss der BRD handelte. Ich sammelte 63 Unterschriften von deutschen Staatsangehoerigen in Bariloche, die unter einen Offenen Brief kamen, den wir ueber die Botschaft an das Auswaertige Amt in Bonn sandten und in welchem wir unter anderem sagten: "Mit Empoerung stellen wir fest, dass es moeglich ist, unserem Volke und der Welt das Maerchen von einer "nazistischen Verschwoerung" vorzusetzen, um die britische Sabotage am Wiederaufbau eines starken Europa zu rechtfertigen. Wir ahnen, dass diese britische Aktion das Ergebnis der erfolglosen Unterhaltungen Winston Churchills in New York ist, wo er feststellen musste, dass die neue Regierung der USA eine ehrliche Zusammenarbeit mit Westdeutschland wuenscht, wir ahnen, dass Deutsche darum von dem beruechtigten britischen Geheimdienst als Freiwild ausersehen wurden, um Misstrauen zu saeen zwischen Deutschland und den USA, zwischen Deutschland und seinen festlaendischen Nachbarn. Albion, das Jahrhunderte lang nur das eine Ziel der Schwaechung Europas im Auge hatte, meint auch heute noch die Kolonialmacht auf dem Kontinent spielen zu koennen."

"Um diese Machenschaften aufzudecken, fordern wir daher im Interesse der Foerderung einer ehrlichen Zusammenarbeit in der freien Welt die Deutsche Bundesregierung auf, alle notwendigen Schritte zu unternehmen, um bedingungslose Oeffentlichkeit bei allen Vernehmungen und Verhandlungen gegen die sogenannten "Verschwoerer" zu erreichen."

"Und wir betonen schon heute, dass es niemals "verschwoererisch" ist, wenn ein deutscher Mann oder eine deutsche Frau die Freiheit seiner Heimat von derartigen Besatzungen fordert. Wir sind vielmehr, in Uebereinstimmung mit dem Wortlaut der Einleitung des Grundgesetzes der Bundesrepublik, der eindeutigen und unbeugsamen Auffassung, dass es die Pflicht eines jeden aufrechten Deutschen ist, er lebe wo auch immer auf dieser Welt, die unbedingte Souveranitaet seines Vaterlandes zu fordern, denn nur auf gesunden Teilen kann sich ein gesundes Europa aufbauen". Der Brief wurde am 23. Januar 1953 gezeichnet.

Mit Datum vom 29. Januar wurde uns der Empfang des Offenen Briefes von der Botschaft bestaetigt und mit Datum vom 19. Februar 1953 teilte mir die Botschaft mit, "dass das Bonner Auswaertige Amt nach einem hier soeben eingegangenen Schrifterlass von dem Inhalt Ihres offenen Briefes mit grossem Interesse Kenntnis genommen hat und Ihnen und den Mitunterzeichneten fuer die Uebersendung seinen Dank aussprechen laesst".

Meine Arbeit in Bariloche nahm groesseren Umfang an. Niemand hatte ein Interesse, sich um jene Hotels und Gastwirtschaften zu bemuehen, die ausserhalb des Ortes lagen. Bald haette ich meiner Taetigkeit den Titel geben koennen "Buchhalter am Rande des Urwalds". Denn jene Plaetze waren belebte Flecken in einem unangetasteten Gebirgswald, oft nur auf dem Wasserwege erreichbar. Die Landschaft war unvergleichlich schoen und wer Gefuehl dafuer hatte, scheute nicht die Schwierigkeiten der Anreise und den manchmal unvollstaendigen Komfort, um dorthin zu gelangen. Das war damals die ganze obere Schicht der Europaeer in Buenos Aires, die Inhaber der dortigen bedeutenden Firmen, ueberwiegend Deutsche. Es waren auch natuerlich deutsche Juden

unter ihnen, doch gab es damals keine Graeben zwischen Deutschen und Juden am Nahuel Huapi. Ich erinnere, dass ich einmal in der Empfangshalle des Hotels Correntoso zusammen mit dem Besitzer, meinem Freunde Francisco Capraro, und dem Textilindustriellen Herrn Juda stand und das Ergebnis des letzten Forellenfanges diskutierte, als ein Motorboot von der anderen Seeseite vom Hotel Llao Llao ankam. Ihm entstieg u.a. Herr Fraenkel von der Firma Sedalana. Er ging auf Juda zu: "Warum kommen Sie nicht mal rueber und besuchen uns?" Juda antwortete: "Da sind mir zu viele Juden". Allgemeines froehliches Gelaechter rund herum. Der Rasen bedeckt sie beide schon seit langem. Viele Jahre lang waren sie staendige Gaeste bei uns im Sueden. Doch niemand hat sie ersetzt, ebensowenig wie einen Uhlitzsch, einen X und einen Y. Die Zeit, da im Sommer dort draussen in den Waeldern vor Bariloche deutsche Lieder gesungen wurden, ist laengst vorueber. Die dauernd anhaltende Wirtschaftskrise hat das ebenso verursacht wie der fehlende Nachwuchs, der derartige Ferien zu schaetzen wusste. Heute kommen Gruppen junger Studenten, die keinen Sinn dafuer haben, die sich in der Stadt selbst in Riesenhotels einquartieren lassen, um abends in eine Discoteque zu gehen oder groehlend durch die Strassen zu ziehen. Es ist ruhiger geworden in den Waeldern - und daher heute dort nicht minder schoen wie damals. Ich schaffte mir 1952 ein Klepperfaltboot an und befuhr Seen, auf denen und an denen niemand sich regte. Ich gab es Gertrud mit, als sie nach Deutschland zurueckkehrte. Es war ihr moeglich, dort noch als Gymnastiklehrerin ihre Ausbildung zu beenden und diese dann dort in dankbarerer Umgebung auszuueben als es in Argentinien der Fall war.

1956 lernte ich meine spaetere Frau kennen, wir bauten 1957 an unserem Haus und heirateten dann Ende des Jahres. Die Hochzeitsfeiern verbrachten wir mit einer Reihe von Freunden am Lago Espejo mitten in den soeben beschriebenen Waeldern. Das "Hotel Espejo" am Spiegelsee gehoerte der Familie Meyer. Er, ein Riese von Kerl, war Lokomotivfuehrer in Deutsch-Ost gewesen und hatte bei Francisoo Capraro gearbeitet, hatte sich so das Holz verdient, mit dem er in einem eigenen Saegewerk dann das schoene grosse Hotel baute. Man erzaehlte sich viele Dinge von ihm. Eines Tages sah man ihn durch die Buesche hindurch in einem Boot rudern, aber das Boot kam nicht voran, obwohl er laut Hau und Ruck dazu bruellte. Es war voller Wasser. Er hatte es nicht bemerkt, weil er voller Alkohol war. Noch heute findet man dort im Walde die Nester leerer Flaschen, die er hinterliess. Denn es gab dort natuerlich auch eine boliche, eine Kneipe. Sie wurde von Herrn Luehrs betrieben. Das war im Sommer der Fall, denn im uebrigen Jahr war er Lehrer an der deutschen Schule in Bariloche. In dem verqualmten Raum des Holzhauses sitzen die Durstigen zusammen, als ploetzlich einer hereinstuermt: "Der Meyer ist ersoffen. Er ist von der Haengebruecke in den Correntoso hinuntergefallen". Alles stuerzte zur Tuer, alle wollten ihren lieben Meyer retten. Draussen herrschte ein wuester Schneesturm. Man kam an die wacklige Haengebruecke, doch kein Meyer war zu sehen. Man rief in das Rauschen der Baeume und das Tosen des Wassers, das da unten schaeumte, doch keine Antwort. Traurig stolperte man den Pfad zurueck in die schuetzende Bude. "Also, darauf muessen wir einen im Andenken an Meyer trinken", war die allgemeine Ansicht. Am Morgen wacht Einer von ihnen, die da auf dem Fussboden es sich bequem gemacht haben, auf. Neben ihm sitzt Hermann Meyer. Er schaut ihn an, schaut nochmal. Dann fragt er ihn, wie er hierhergekommen sei. "Ich bin doch mit Euch in die boliche (Kneipe) gegangen, als Ihr alle rausgelaufen kamt." Das war dann natuerlich Grund fuer einen weiteren Schluck. Immerhin dauerte der Schneesturm draussen noch weiter an. So ging's manchmal zu.

Die Deutschen waren wie ueberall in Suedamerika, auch hier im Sueden die Pioniere gewesen. Dem, was wir bei unserer Ankunft erfuhren, setzten wir die Werke einer weiteren Generation an die Seite. Auffaellig viele machten sich in den weiten, noch kaum erschlossenen Gebieten daran, Hotels zu bauen. Andere eroeffneten Reisebueros. Da die Bedienung nach europaeischen Massstaeben auf einem bis dahin kaum bekannten Niveau erfolgte, zog sich bald ein Netz von Stuetzpunkten fuer den nationalen wie den internationalen Turismus ueber diese Laender, das in deutschen Haenden lag. Ich selbst stieg ebenfalls in diesen Erwerbszweig ein. Mit einem Hotel in Bariloche und meinem Reisebuero "Viajes a Ultramar" vermehrten sich meine Verbindungen und es oeffnete mir insbesondere die Eintragung als IATA-Mitglied viele Tueren. Von einer Abgeschlossenheit im fernen Bariloche konnte keine Rede mehr sein.

In jener Zeit erhielt ich von meinem ehemaligen hamburger Kommilitonen Dr.Kurt von Laun eine Arbeit, die dieser in englischer Sprache an der Universitaet von Princeton in den USA ueber das Thema der "Rechtslage des Deutschen Reiches" veroeffentlicht hatte. Der Brief an mich war wie in alten Zeiten mit "Ben Ali" adressiert. Die Arbeit war einer jener Meilensteine der Entwicklung, die in aller Stille behauen werden und erst mit der Zeit ihre eigentliche Bedeutung enthuellen. Es schien mir richtig, eine (etwas erweiterte) Uebersetzung anzufertigen und zu verbreiten. Die Darstellung konnte vom voelkerrechtlichen Standpunkt aus nicht angegriffen werden und auch die Bundesregierung musste sich bequemen, ihre Thesen anzunehmen. Ein Exemplar der Arbeit sandte ich dem gerade aus Spandau entlassenen letzten deutschen Reichskanzler Grossadmiral Doenitz. Er antwortete mir unter dem 30. November 1956 wie folgt: "Ich danke Ihnen herzlich fuer Ihren Brief vom 9.November, mit seinen guten Wuenschen fuer mich. Ebenfalls meinen besten Dank fuer den uebersandten Aufsatz, der mich ausserordentlich interessiert hat. Sie wissen, dass ich nach der langen Abgeschlossenheit mich zur Zeit in der Lage befinde, viel nachzuholen und lernen zu muessen, damit ich mir wieder eine eigene wohlbegruendete Meinung bilden kann. Dazu hat Ihr Aufsatz einen durchaus wertvollen Beitrag geliefert".

Die westdeutschen Behoerden befuerchteten jedoch, dass Doenitz eine politische Rolle spielen koenne und zwangen ihn unter Drohungen weiteren Freiheitsentzugs (wie er mir mitteilte), keinerlei Korrespondenz von mir mehr anzunehmen. Wir standen von da an nur noch ueber einen ehemaligen Abwehroffizier, der in Bergedorf bei Hamburg wohnte, und der ihn gelegentlich besuchte, in Verbindung. Ohne Umschweife kann man also einen engen Fortsetzungszusammenhang feststellen zwischen den Richtern von Nuernberg und ihren Unrechtsnachfolgern in Bonn.

Vielleicht ist es an der Zeit, von der Komoedie zu berichten, die uns der bereits genannte Herr Max Christoph N. in Bariloche vorfuehrte. Dass er in seiner Selbstgerechtigkeit versuchte, ein Nachrichtenmonopol ueber Bariloche zu verhaengen, sagten wir bereits. Das aber war erst die notwendige Voraussetzung fuer das Weitere. Es schien angebracht, dass in Bariloche ein deutsches Konsulat eroeffnet wuerde. Als unser neuer Fuehrer in dieser Richtung antippte, machte man ihm klar, dass er nicht die notwendige wi rtschaftliche Stellung haette. So ergab es sich, dass der hiesige Agent der staatlichen Petroleumfirma YPF, ein Herr Boelcke zum Honorarkonsul ernannt wurde. Dessen sachliche Bedenken zerstreute N., indem er ihm versicherte, dass er sich um den Schriftverkehr kuemmern wuerde. Das Konsulat wurde so lange Jahre hindurch praktisch von dem gesuchten Kriegsverbrecher und ehemaligen NS-Fuehrungsoffizier einer Heeresgruppe gefuehrt. Mit nonchalan-

ter Selbstverstaendlichkeit schreibt mir einmal die Botschaft der Bundesrepublik in Buenos-Aires: "Herr N. wird Ihnen bereits mitgeteilt haben, dass..."

Nicht nur hier am Ort hat das viel boeses Blut gegeben. In der deutschen Öffentlichkeit sind die verzweifelten Versuche bekannt, die Unterwanderung der demokratischen Institutionen von ehemaligen Nazigroessen zu verhindern. Man hat behauptet, dahinter staende System. Ich erinnere nur an die vielfachen Vorwuerfe Gerd Schmalbrocks in dieser Hinsicht (auf die ich spaeter gegen Ende des Buches noch einmal zurueckkommen muss), der sich darueber empoert, das das geheimbuendlerische Rueckgrat der Bundesrepublik von ehemaligen "Nazis" gegaengelt wird. Vor dem Bild, das uns in Argentinien ein westdeutscher Diplomat nach dem andern gab, koennen wir nur ergaenzen, dass von einer ehrlich ausgerichteten Politik vor unseren Augen niemals die Rede sein konnte. Man tat weisungsgemaess in Judenfreundlichkeit und "fuehlte sich weiterhin an den Hitler- eid gebunden" (so der westdeutsche Vertrauensmann Max Christoph N. zu dem bundesdeutschen Lehrer Koehncke). Man verfolgte weder ehrlich eine Wiederrichtung des Dritten Reiches noch die Konstruktion eines freiheitlichen Rechtsstaates, man sah einzig und alleine nach dem eigenen persoenlichen Vorteil. Man war verlogen und unehrlich bis zum tz, man trat nach unten und bu ckelte nach oben, und bis heute hat sich da wenig oder gar nichts geaendert. Welches Mass von Ungezogenheit und Unanstaendigkeit dabei einige amtliche Vertreter der BRD erreichten, macht ein Hinweis auf die deplazierten politischen Hetzreden deutlich, die an den Volkstrauertagen auf dem Deutschen Friedhof gehalten wurden. Meine Frau bittet mich einmal, zur Feier zu fahren (denn immerhin haben auch wir Grund zu einem solchen Gedenken). Als wir uns an die Menschengruppe heranbewegen, schreit gerade der Botschafter Jaennicke: "Der II. Weltkrieg mit seinen 55 Millionen Toten entsprang der Laune eines Diktators". "Komm, gehen wir nach Hause" sagt traurig meine Frau zu mir und hakt mich unter. Politische Poebelei bei solcher Stunde des Gedenkens an unsere Lieben!

Das Systematische an dem Eindringen von "Nazis" in die bundesdeutsche Beamtenschaft ist schwer nachzuweisen. Belegt aber ist, dass es gerade gewisse, besonders ueble Subjekte aus der braunen Zeit, gar nicht eilig genug hatten, in die neue Gesellschaft einzusteigen. Und das geht natuerlich am einfachsten, wenn man erst einmal diejenigen mit Schmutz bewirft, die einen solchen Gesinnungswandel nicht mitmachen. In Bariloche fand sich auf dieser Ebene sehr bald ein nettes Kleeblatt zusammen: N., Boelcke und R.
Dass der Letztere als hochgradiger Freimaurer am laengeren Hebel sass (und aus einer angeborenen schweizer Aversion gegen Deutsches handelte), ergab sich erst im Laufe der Zeit. Man mag es als Zufall betrachten, jedenfalls war es regelrecht geschichtstraechtig, dass das makabre Spiel, das man in Bariloche mit dem Deutschen Verein und seinen anstaendigen Absichten spielte, sich vor den Augen eines Mannes abwickelte, der als der bedeutendste Kenner der internationalen Freimaurerei bezeichnet werden darf, Herrn Baron André von Harting. Ich stellte ihn bereits in meinen Buechern vor, denn er war es, der mich auf die richtige Faehrte fuehrte. Einer der reichsten Maenner Belgiens, hatte er sich vor dem II. Weltkrieg schon Jahrzehnte hindurch mit dem Thema "Freimaurerei" befasst und war sehr viel tiefer in deren eigentliche "Geheimnisse" eingedrungen, als viele Andere. Bei Kriegsende wurde er deswegen (!) zum Tode verurteilt (unter dem Vorwand einer colaboration mit den Deutschen), seine Fachbibliothek von mehr als 10.000 Baenden gestohlen und von den Haeschern der Sieger ueberall in Europa nach ihm gefahndet. Er konnte dank seiner gutchristlichen Verbindungen ueber Spanien nach Argentinien entkommen. Es ergab sich bei seinem hohen kultu-

rellen Niveau von selbst, dass er sehr schnell wieder Verbindungen zu anderen Geschichtsforschern knuepfen konnte. Auf die sehr primitiven Freimauerlein in Bariloche (die er recht bald schon einen nach dem andern aufspuerte) schaute er mit dem Laecheln eines wirklich Weisen herab. Bruder R. ahnte nicht, was er mit seinem dreckigen Benehmen fuer seine Bruderschaft angerichtet hatte. Es war koestlich zu beobachten, wie ein jeder seiner perfiden Schritte nur dazu diente, uns praktischen Anschauungsunterricht zu erteilen ueber das professionelle Intrigantentum jenes Ordens. Wir fanden seine Mitarbeiter in den verschiedenen Behoerden und Parteien heraus, wir erlebten im Kleinen, was die Welt im Grossen erlebt. Wir nahmen es mit viel Humor, wenn uns auch die Boshaftigkeit und Schlechtigkeit dieser Figuren abstiess.

Als Vizepraesidenten des Schulvereins hatte Herr R. einen Herrn G. fuer wuerdig befunden, ein zunaechst biederer, fleissiger Dachzimmermann, der sich mit Unterstuetzung seiner fleissigen und strebsamen Frau ein schoenes Hotel gebaut hatte. Er durchlief mit positivem Ergebnis einige Logenabende. Was man unter "Gehirnwaesche" versteht, mag das folgende Zwiegespraech zeigen, das ich mit ihm hatte:

Maler: "Wie konnten Sie ueberhaupt in den letzten zehn Jahren so viele hiesige Kinder ohne irgendwelche Einschraenkungen in die Schule aufnehmen?"

G. "Wir hatten doch etwas wieder gutzumachen."

Maler: "Wie bitte? Was sagen Sie da? Wem gegenueber hatten wir etwas wieder gutzumachen? Was denn? Wir, denen man sogar unsere Schule gestohlen hatte? Sollen wir Deutsche den Neureichen hier in Bariloche unsere Schule schenken?"

G. "Herr Maler, Sie wissen doch, dass wir Deutsche im Ausland unbeliebt sind. Das muessen wir doch ausgleichen. Wir helfen doch damit auch denen drueben in der Heimat".

Maler: "Ich habe noch keinen Argentinier getroffen, bei dem ein Deutscher als solcher unbeliebt ist. Sie sicher auch nicht. Ist das also der Grund, weswegen Sie mithalfen, die Deutsche Schule hier zu zerstoeren?"

Herr G. hat seitdem trotz aller Krisen niemals mehr Schwierigkeiten gehabt, sein Hotel zu fuellen. Die "Brueder" kamen aus aller Welt zu ihm.

Max Christoph war natuerlich daran interessiert, sein eigenes Schaeflein ins Trockene zu bringen. Als ich Vertreter der Lufthansa (unter anderen) wurde, schloss er kein Auge mehr. Eines Tages hatte ich zwoelf bevorstehende internationale Reisen mit der LH abzurechnen. Da teilt mir diese aus Buenos Aires mit, dass mir keine Kommission dafuer gezahlt werden koenne, weil ich noch nicht Mitglied der International Air Transport Association sei. (Der entsprechende Antrag war im Laufen). Das war N.s Geschoss, denn saemtliche anderen Kompanien begnuegten sich mit der Tatsache, dass mein Antrag lief. Meine Antwort war, dass ich mich in meinen NSU-Prinz setzte und die zwoelf Kunden besuchte und sie nach Vorlage des Schreibens der LH und Hinweis auf den sowieso sattsam bekannten Herrn N. bat, die Reise auf eine andere Linie umzubuchen. Das Ganze dauerte nicht laenger als eine Stunde. Ich annulierte also saemtliche Fluege bei der Lufthansa in Buenos Aires. Mit dem Ergebnis, dass Herr N. sich auf die Socken machte und die Abtruennigen besuchte, um sie umzustimmen. Das Ergebnis war natuerlich gleich Null. Das aber war wiederum nicht im Sinne der Lufthansa. So erschienen bei mir in meiner Privatwohnung am 15. Juli 1962 die Herrn Dr. Jacobs und Werner Winge von der Lufthansa und baten mich, den Krieg einzustellen, meine Kommissionen wuerden selbstverstaendlich ausgezahlt werden. Man sagte mir,

sie kaemen gerade von Herrn N. und haetten ihm die Grenzen seiner Vertretung klar gemacht. Als ich meine Verwunderung ueber das grundlose parteiische Verhalten der Lufthansa zum Ausdruck bringe, teilt mir Herr Dr. Jacobs mit, dass "Herr Konsul Boelcke" mit entsprechender Visitenkarte bei ihm vorgesprochen hatte und unter Hinweis auf "mein Vorleben im Dritten Reich" zugleich im Namen der Botschaft in dem Sinne vorstellig wurde, dass man einen Abbruch der geschaeftlichen Beziehungen zu mir begruessen wuerde. Als ich mich nach derartigen Vorgaengen weigerte, die Dienstraeume des Herrn Boelcke fuerderhin zu betreten und den Botschafter Dr. Mohr ersuchte, mich von der Botschaft aus bei gegebener Veranlassung direkt zu bedienen, erhielt ich von diesem ein Schreiben, das ich hier vor mir liegen habe und in dem es heisst, "Der Herr Botschafter hat mich beauftragt, Ihnen zu antworten und Ihnen mitzuteilen, dass die in Ihrem Schreiben enthaltenen Ausfuehrungen keinen Anlass geben, von dem vorgeschriebenen Weg der Beantragung der Verlaengerung Ihres Passes bei dem deutschen Konsulat in Bariloche abzugehen. Ich darf Sie daher bitten, wenn Sie weiterhin auf die Verlaengerung Ihres Reisepasses Wert legen, einen entsprechenden Antrag beim Konsulat Bariloche zu stellen". Man wird an den Paragraphen 240 des Strafgesetzbuches erinnert.

Spaeter hat dann noch einmal - es war im Dezember 1963 - ein gemeinsamer Besuch der Herren Boelcke und N. bei Herrn Thiessen in der Lufthansa in Buenos Aires stattgefunden, scheiterte aber ebenfalls voellig in seiner Absicht. Vorher, im Februar 1963 bemuehte sich Herr Boelcke darum, einen Herrn Timmermann, Presseattaché der Botschaft, einzuspannen, er moege ueber mich in der westdeutschen Presse berichten. Timmermann wurde nach seinem ersten Vorsprechen bei der Lufthansa auf von uns ausgeuebten Druck hin von Bonn abberufen.

Aehnlich wie mit der Lufthansa erging es dem Wichtigtuer N. noch in einer ganzen Reihe weiterer Staenkereien, insbesondere im Rahmen des Taetigkeitsfeldes der westdeutschen Botschaft. Diese war so sehr von dem Exnazi und seinen rednerischen, an die NS-Zeit lebhaft erinnernden Apotheosen eingenommen, dass immer erst hoehere vorgesetzte Heimatbehoerden die Herren in Buenos Aires zuruechtweisen mussten. In meinen Ordnern befinden sich koestliche Belege dafuer. Den wichtigsten Schutz durch Herrn N. spuerte der neue Honorarkonsul. Des oefteren angegriffen wegen korrupter Vorgaenge im Rahmen der YPF, im Ort angefeindet wegen seiner Sabotierung der Umstellung von Dieselstrom auf die landschaftlich gegebene Hydroelektrik, wurde immer wieder Herr N. fuer den Stimmenfang eingespannt. Es wurde so forsch, dass mich der spaetere deutsche Generalkonsul in Tel Aviv, Herr Bamberger fragte, "Was hat man eigentlich in Bariloche gegen Herrn Boelcke?" Nach einiger Zeit musste er mir mit einem bedauerlichen Achselzucken mitteilen: "Herr Boelcke ist zu reich".

Wie neckisch das Gespann N.-Boelcke es verstand, die Phantasie auch der argentinischen Behoerden anzufachen, zeigte sich schon im Februar 1960, als ein deutscher Anwohner von Bariloche namens Peter R. zur Gendarmerie bestellt wurde. Er hatte seinen in Asuncion in Paraguay ausgestellten Pass Herrn Boelcke zur Verlaengerung uebergeben und dieser hatte daraufhin nichts eiligeres zu tun, als bei der argentinischen Polizei Anzeige zu erstatten, wonach Herr R. mir diesen Pass geliehen haette, damit ich damit einem Herrn Dr. Mengele zur Flucht nach Paraguay verhuelfe. Heute weiss man im Gegenteil, dass der besagte Dr. Mengele in Bariloche im engen Freundeskreis der Herren Boelcke und N. verkehrt und monatelang gewohnt hat.

Der Name "Boelcke" war in Bariloche so laengst zu einem Begriff gewor-

den. Immerhin war der Auditor von YPF auch bei mir im Buero gewesen und hatte mir die Unterlagen fuer einen Korruptionsfall vorgelegt, der sich gut mit den dann in der BRD selbst aufbrechenden Spenden-Affairen messen kann.

Nicht viel spaeter kam Herr Henning zu mir, ein ehemaliger Angehoeriger der Legion Condor, der auf der Estancia Condor der Familie Lahusen, etwa dreissig Kilometer ausserhalb von Bariloche, in der Verwaltung taetig war, bevor er nach Kolumbien auswanderte. Er brachte mir eine Nummer der Hamburger Wochenzeitung "Die Zeit", in welcher auf der erster Seite ein von "Hans Melchior" gezeichneter Artikel angekreuzt war, in welchem es hiess, dass der soeben in Bariloche eingetroffene ehemalige Generalarzt der Deutschen Wehrmacht, Dr.Schreiber, durch falsche Aussagen im Nuernberger Aerzteprozess einen Unschuldigen namens Dr.Rose in Landsberg einkerkern liess. Ich schrieb daraufhin einen Brief an Dr.Schreiber, unter Beilage des Artikels, und bat ihn um eine Unterhaltung. Der Brief wurde nicht beantwortet. Ich schrieb einen zweiten Brief, der den Inhalt der erbetenen Unterhaltung vorwegnahm: naemlich den Vorschlag, dass Dr.Schreiber der Regierung in Bonn ueber die Botschaft mitteilte, dass seine Aussagen in Nuernberg unter russischer Todesdrohung erpresst worden seien und dass Dr.Rose nicht schuldig sei. Es waere das eine Loesung gewesen, in welcher Schreiber sich nicht geschadet, dem andern aber geholfen worden waere. Daraufhin erschien voller Aufregung Herr N. bei mir. Schreiber, der Arzt seiner Kinder, waere bei ihm gewesen und haette ihm meine Briefe gezeigt. Der NS-Fuehrungsoffizier fuhr fort: "Was faellt Ihnen ueberhaupt ein? Sie waren Hauptmann und Professor Dr.Schreiber war General! Sie gefaehrden seine Generalspension!" Ich schmiss den pathologischen Intriganten die Treppe runter, die zu meinem Buero fuehrte.

Es war am 24.Dezember 1964. Ich war gerade dabei, mit den Kindern den Tannenbaum zu schmuecken, als mich der bekannte argentiniendeutsche Geschaeftsmann und Hochgradfreimaurer Thilo Martens mit seinem Sohn besuchte. Ob ich bereit sei, seine Versicherungsfirma "Patria" in Bariloche zu uebernehmen. Sein Vertreter Max Christoph N. betroege ihn nach Strich und Faden. Unter Hinweis auf die Tatsache, dass ich bereits Vertreter einer anderen, sehr gut renommierten Versicherung sei, musste ich ablehnen, erklaerte mich aber bereit, die Geschaeftslage der Firma zu klaeren. Ein entsprechender Vertrag wurde aufgesetzt, Herr Martens setzte seinem Namen bedaechtig drei Punkte hinzu. In den kommenden Monaten begab ich mich denn also von einem Versicherten zum andern, um anzufragen, ob die entsprechenden Zahlungen geleistet worden waren. Es war ueberall das gleiche Bild: man hatte Herrn Max Christoph N. gezahlt. Dieser hatte eine persoenliche Quittung ausgestellt (die man mir vorwies). Herr N. aber hatte niemals das Geld an die "Patria" weitergeleitet. Es kam am Ende auf eine recht ansehnliche Betrugssumme.

An dieser Stelle moechte ich voruebergehend weit zurueckschalten, moechte jene Zeit noch einmal betrachten, in welcher ein solcher "N." sich seine Sporen verdiente. Denn es waren ja leider nicht nur Einzelne, Wenige, die sich so benahmen, die den guten deutschen Namen in den Schmutz traten. Ich erwaehnte Namen wie von Ahlften und Max Christoph N. aus meinem persoenlichen Lebenskreis. Es gab aber deren noch unzaehlige mehr. Feste feiernde Buerger, laermende, selbstgefaellige Ueberheblichkeit, prahlerische Eingebildetheit, Geringschaetzung anderer Voelker, insbesondere der Juden war damals vor dem Kriege und in den ersten Kriegsjahren gang und gebe in hoechsten Parteistellen und bis hinab in den Beamtenapparat, mit dem wir zu tun

hatten. "Uns kann keiner" meinten nicht wenige der "Heil"- Schreier, als wir in Polen einmarschierten. Die besorgten, bescheidenen, wirklich Arbeitenden, die Koenner waren in der Minderheit, das alte preussische "Mehr Sein als Scheinen" war bei diesen herrschsuechtigen Ehrgeizligen niemals angekommen. Es konnten spaeter nicht genuegend Orden erfunden werden, sie zu schmuecken. Das protzige Deutsche Kreuz in Gold war Ihnen immer noch nicht gross genug. Dieses neureiche Benehmen war sehr unterschiedlich in den verschiedenen deutschen Gauen. Am saubersten, tuechtigsten ging es in Oesterreich und im Sudetenland zu. Diese Gebiete wurden sogar nach dem Anschluss regelrecht ueberfallen von PG's aus dem Altreich, die kamen, um sich zu maesten und Butter und Schinken aufzukaufen wo und soviel sie konnten. Diese ueble Erscheinung war keine geringe seelische Belastung fuer jene Staemme, die uns die besten Soldaten und Offiziere dann stellten.

Das Auftreten vieler Vertreter der Auslandsorganisation der NSDAP ist hier ebenfalls zu erwaehnen. In den Doerfern in Brasilien und Paraguay und im argentinischen Misiones, in den Staedten in Suedchile und in den Vororten von Buenos Aires sah man an deutschen Fest- und Siegestagen ein provozierendes Heer von Hakenkreuzfahnen, das jeden anderen Buerger jener Staaten beunruhigen, wenn nicht verletzen musste. Es war aufdringlich, nicht nur fuer manchen Auslandsdeutschen selbst, sondern auch in Bezug auf die Gesamtbevoelkerung, entbehrte jeglichen anstaendigen, feinen Benehmens und guter Erziehung, jeglichen Taktes, war proletenhaft, und hat sich im Augenblick der Niederlage dann in manchen kleinlichen feindseligen Gegenaktionen geraecht.

Wir wissen heute, dass sich ein regelrechter "Hofadel" solcher ganz und gar nicht edlen Typen in der Etappe bildete, ein "Hofadel", von dessen Byzantinertum Hitler sich, soweit mir bekannt, niemals distanzierte. Inwieweit man diesem Haufen dann sogar Einfluss auf Hitler selbst zutraute, sieht man aus den bekannten Kontroversen um "die alte Garde", Wagner, Bormann und Dr. Morell.

Inzwischen ist Herr Max Christoph N. in die BRD zurueckgewandert, hat Herr Boelcke seinen Posten als Praesidenten der Cooperativa de Electricidad unter unruehmlichen Begleiterscheinungen niederlegen muessen, hat der langjaehrige Praesident des Schulvereins, den diese Herren sponsorten, Herr Juan Sch. , nach Aufdeckung unlauteren Finanzgebarens der Schule gegenueber seinen Posten niederlegen muessen, und ist Herr Architekt R. in den Ewigen Osten eingezogen. Nicht wieder rueckgaengig gemacht werden kann allerdings, dass unter diesen Handlangern des "Fortschritts" die ehemalige Deutsche Schule umgebaut wurde zu einer Art Pitman-Institut, in dem nicht mehr die Rede davon sein kann, dass die Kinder ordentlich deutsch lernen, die Mehrzahl sogar aus Elternhaeuserm stammt, in denen kein einziges Wort deutsch je gesprochen wurde. Mit Polizei vor der Tuer hat man sich nicht gescheut, Abstimmungen unter Terrordrohungen durchzufuehren und hat versucht, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Boykott gegen diejenigen anzuwenden, die sauberer dachten. Da diese Vorgaenge mit zu meinem Entschluss beitrugen, mich schriftstellerisch mit der Freimaurerei zu befassen, hielt ich es fuer angebracht, sie hier zu erwaehnen.

Und nicht nur deswegen musste es erwaehnt werden. Der Fall N. war ja keineswegs eine Ausnahme. Noch diskutabel war alles das, was Bernt Engelmann in seinem "Grosses Bundesverdienstkreuz" vortraegt, dass Viele das Hemd gewechselt hatten, doch zu weit geht es, wenn damit eine Verleumdung von Menschen verbunden ist, die damals wie heute den Mann standen gegenueber dem Schmutz. Viel zu wenig hoert man von Anklagen gegen solche Dreckfinken. Wir haben seit 1945 mit dieser Falschheit zu leben gehabt, und

dieser Ekel hat uns erfuellt. Seit damals, als wir Alle, sei es in Spittal oder in Mailand, erlebten, dass wir als Deutsche auf der Seite des Guten gegen das Boese gekaempft hatten, TROTZ ALLEM, WAS GESCHEHEN! Das war damals, als das Tier von Europa Besitz ergriff und so auch die Tore weit sich oeffneten fuer diejenigen, die die europaeische Erstgeburt zu verkaufen bereit waren fuer ein Linsengericht. Seitdem herrscht die Heuchelei. Da sind es seitdem die "Guten" gewesen, die 1945 die Wehrlosen, Deutsche, Franzosen, Italiener, Hollaender, Daenen, Norweger, Vlamen, Kroaten, Serben, abschlachteten, da war "boese", was vorher regierte und da ging es rueckblickend auf einmal im Kriege nur darum, Juden zu vergasen und Juden zu raechen, Juden, von denen man vor 1945 weder in Berlin noch in Washington und in Moskau in keiner Ansprache und in keinem Dokument etwas vernommen hatte, die man damals elendiglich im Stiche liess! Seitdem wird auch alles andere verdreht, niemand hatte natuerlich jemals eine Hakenkreuzfahne besessen, niemand jemals "Heil Hitler" gerufen, niemand etwa sich ueber den Einmarsch der Deutschen Wehrmacht unter Blumen in Wien gefreut, obwohl Dokumentarfilme die Hunderttausende zeigen, die die Strassen jubelnd saeumten. Und die Franzosen waren sehr tapfer gewesen, die Deutschen feige Memmen, die nur ganz zufaellig bis an den Kaukasus und an die Pyrenaeen und ans Nordkap und bis Aegypten gekommen sind. Und ueberall haben sie die Zivilbevoelkerung gemordet, Frauen vergewaltigt, Uhren gestohlen, Autos weggenommen. Und die Amerikaner und die Russen und die Franzosen haben dann ueberall den Frieden und die Sauberkeit und die europaeische Eintracht gebracht. Wo vorher die Syphilis die von den Landsern ueberfuellten Bordelle verseuchte, da tat sich mit den Amis die oeffentliche Reinlichkeit auf, wo frueher Franzosen und Deutsche sich als Erbfeinde beschimpften, da herrscht seit 1945 eitel Liebe zu denen, die kollaborieren, wo frueher schlampige Frauen mit schmutzigen Fingernaeglen die Regel waren, die Pornographie Siege feierte, da zog 1945 die anstaendige Gesittung mit den Amis nicht nur in Frankfurt ein, wo man frueher die Eltern verspottete, da ehrt man sie jetzt und erzieht die Kinder zu folgsamen Menschen, wo frueher sich Hitler und Mussolini und ihre Minister die Taschen vollstopften mit gestohlenen Spendengeldern, da ist jetzt Schluss mit der Korruption, trat Ehrlichkeit ein in die Aemter und Behoerden, wo frueher Massenvernichtungsmittel im Uebermass aufgestellt wurden, da fehlen sie jetzt vollstaendig in den Ruestungsplaenen, wo man frueher bei Dunkelwerden nicht mehr auf die Strasse gehen konnte, da ist jetzt alles sicher im Schutze einer geachteten und durchgreifenden Polizei und Justiz, wo frueher die Kinder ihre Lehrer anspieen und die Schulen zum Sexualunterricht degradiert wurden, da hoert man jetzt auf den geachteten Lehrer und ist fleissig und froehlich, wo frueher alle Vorgeschichte beschmutzt und verfaelscht wurde, da hoert man heute in Ehrfurcht von den grossen Leistungen der Vaeter, wo frueher die Familie verpoehnt und verlacht war, da ist sie heute ein gesetzlich geschuetzter Hort der Liebe, wo frueher Streiks und Unruhen herrschten, da ist heute Ruhe und Zufriedenheit am Arbeitsplatz, wo frueher die Arbeitslosen zu Millionen in ein sinnlos gewordenes Leben schauten, da herrscht heute Vollbeschaeftigung bei gerechten Loehnen, wo frueher Eigennutz höchste Achtung erwarb, da herrscht heute Pflichtgefuehl und Opferbereitschaft, wo frueher die Arbeit missachtet und verhoehnt wurde, da wird sie heute in einem allgemeinen Arbeitsdienst hoch geachtet, wo frueher Deserteure und Fahnenfluechtige und Verraeter die allgemeine Regel waren, da leben wir heute unter Helden und Tapferen und Treuen, wo es frueher eine Schande war, Deutscher zu sein, da ist man heute stolz darauf, wo man frueher sich schuldbewusst in die Ecke verkroch, da

zeigt man heute stolz seine Farben und bekennt sich freudig zur tapferen Verteidigung des Abendlandes. Fuerwahr, alles ist besser und schoener und gluecklicher und sinnvoller geworden. Wir sind bereit, es zu beschwoeren, bei unserem Bankkonto, und die Zeitungen zu kaufen, die das sagen, und diejenigen zu beschimpfen und zu meiden, die solche Wahrheiten auf den Kopf stellen wollen, in allen unseren Unterhaltungen und Briefen. Wir sind durchdrungen von dieser geschichtlichen Wahrheit, ehrlich bis auf die Knochen und bereit, dieser Welt voran zu helfen mit Wiedergutmachung und Entwicklungshilfe und Asylantenaufnahme und Verleumdung, wo es nottut. So, wie wir es sagen, meinen wir es, und nicht anders!

Ist es auch nicht eigentlicher Gegenstand dieser Darstellungen, so sei doch kurz erwaehnt, dass Bariloche ein wildbewegtes Leben auch im uebrigen beherbergte. Es kann sich an die Seite stellen von den Geschehnissen um einen David Copperfield oder jene die ein Sanders am Strom erlebt hat. Da ruft Mauricio Epstein zornig seinem Konkurrenten Edgar Gruenstein am hellichten Tage quer ueber die Mitre zu: "Dich haben sie vergessen, zu vergasen!" Und da sieht man besagten juedischen Patrioten Schach spielen im "Gambrinus" mit dem primitivsten aller Antisemiten Hein T. . Und an der Teke daneben kabbeln sich der steinreiche Helmut B. und der Taxichauffeur K darueber, ob es fuer die Mederles ein Geschaeft ist, eine Visoneszucht auf der Basis von Pferdefleisch aufzuziehen oder keins. Oder da ziehen zwei angeheiterte Germanen eines Mitternachts die alte Kanone, die vor dem Museum am Rathausplatz steht, bis zur naechsten Ecke vor's "Palenque" und lassen da einen Knallkoerper los. Die Kneipbrueder drinnen denken an Revolution und stuermen schreiend auf die Strasse. Seitdem ist die Kanone mit einer dicken Kette angebunden. Oder der Hamburger Schuldt(schoen im Stabreim "Kloaken-Konditor" genannt,weil er sowohl als Klempner arbeitet als auch Berliner verkauft) hat es satt, dass ihm die Boock'schen Kuehe seinen Garten in dem westlichen Vorort Melipal dauernd abfressen. Er jagt sie zusammen und treibt sie naechtlicherweile an der Polizei vorbei durch die Hauptstrasse von Bariloche auf die andere Ortsseite auf den Flugplatz, sodass die Feuerwehr erst mal die Landebahn freikaempfen muss. Oder da ist Wilhelm O. ., ein Genie im Geigen und ein grosser Briefmarkensammler, aber auch ein ganz besonderes Finanzgenie. Um die Loecher seiner Rechnungen immer wieder zuzumachen, klopft er von Tuer zu Tuer an und findet auch immer wieder Dumme. Eines Tages ist Glaeubigerversammlung. Am Ort der Handlung versammeln sich die damals etwa 80 Advokaten und der Rest der Bevoelkerung. Herr Mostetzky sagt zu seiner Frau: "Du, ich muss gerade eben mal fortgehen". Sie schaut ihn lange an: "Du auch? Wieviel hast Du ihm gegeben?" Und dann gehen sie beide los, Arm in Arm, Schuldbriefe in der Tasche. Und da ist die Hedy, geborene Levy, immer lustig und froehlich, nicht wegzudenkendes sympathisches Mitglied der deutschen Kolonie. Als die Synagoge in Hamburg in Flammen aufging, fuhr sie nach Montevideo und weiter nach Bariloche. Dort heiratete sie den Skilehrer Raymond und erwarb sich so erstmal einen schweizer Pass. Er aber konnte die Liebe und den Suff nicht lassen und sie trennten sich wieder. Mit dem Geld, das ihm der Verkauf seines Geschaeftes brachte, kaufte er sich bei Maler eine Flugreise um die Welt. Die erste Station war, gleich "hinter" Chile Tahiti. "Auf den kleinsten Inseln sind die Maedchen am wohlfeilsten" schrieb er mir auf einer bunten Postkarte von dort. Dann erfuhr man, dass er ohne einen blanken Sous in der Tasche weiterfuhr, den Rest der Welt von Australien bis Genf nur vom Flugplatz aus sah. Die letzte Nachricht brachte jemand aus Barcelona mit, wo man ihn vor einer Weinflasche an der Rambla sitzen sah. Von ueberall her trafen uebrigens solche schoenen Postkarten bei mir

ein, denn das war meine kleine Bedingung, wenn jemand eine Reise bei mir buchte: mir eine Karte zu schicken. Es ist ein ueberquellend volles Album mit Sendungen aus aller Welt geworden. Die Barilochenser waren in ihren Reisezielen ebenso vielfaeltig wie in ihren Sprachen.

So sind wir denn jetzt dort angekommen, wo von meiner Verlagstaetigkeit gesprochen werden muss. Nach meiner Erfahrung mit Zeitschriften und einzelnen Artikeln schien es angebracht, in Buechern sich zum Wort zu melden. Gleichzeitig wurde mir klar, dass diese nur im Eigenverlag herausgebracht werden konnten, ohne dass man an ihrem Inhalt herummanipuliert haette. Es gab keinen Verleger, der sich nicht an ganz bestimmte inhaltliche Normen oder gar Tabus gebunden fuehlte. Von einer geistigen Freiheit konnte in keinem Lande der Erde die Rede sein. Vielfach, und gerade auch in der von mir vorherrschend anzusprechenden Bundesrepublik Deutschland, verbot man sogar kurzerhand Meinungen und wissenschaftliche Forschungsergebnisse, wenn sie der herrschenden Gruppe nicht in den Kram passten. Da nun andererseits das bei mir laufend eintreffende Material umfangreich war, auch inhaltlich sehr ernst genommen werden musste, schien mir eine Buchproduktion in diesem Augenblick unbedingt das Richtigste.

Man stand auf diesem Gebiet inmitten einer grossen Umwaelzung, fort vom Bleisatz zum Lichtsatz. Ich fand in Herrn Krause in Buenos Aires den richtigen Pionier, der mir mit einer modernsteingerichteten Buchdruckerei im Offsetverfahren technisch den Weg ebnete. Am 18.Oktober 1968 (es war ja wohl der Tag der Dreikaiserschlacht bei Leipzig) kaufte ich mir bei IBM eine eigene elektrische Schreibmaschine, mit der ich das Rohmaterial fuer den Druck liefern konnte. Damit war mein Verlag gegruendet. Ueber den Umfang meiner Taetigkeit war ich mir nicht im entferntesten im klaren. Er ergab sich dann aus einer allgemeinen Entwicklung, der ich wie zufaellig mit meinen beiden ersten Buechern bereits den Titel gegeben hatte: "Die Grosse Rebellion gegen Gott und die Natur". Die Arbeit zog sich ueber zwanzig Jahre hin und erfuhr inhaltlich niemals vorhergesehene Anstoesse durch Erkenntnisse, die weitreichende Folgen zeitigten. Meinem urspruenglichen Mitarbeiterkreis, den ich vom "Weg" her ueber den "Auslandsdeutschen Rundbrief" zusammengehalten hatte, schlossen sich jetzt im Laufe der Jahre viele weitere Kraefte an. War das Leserpublikum deutsch, so rekrutierten sich die Mitarbeiter jetzt mehr und mehr auch aus anderen Voelkern. Ein grosser Teil der Redaktionsarbeit bestand daher im Uebersetzen. Da ich im Gegensatz zu anderen kritischen Stimmen in Europa und in der BRD alle Quellen immer mit voller Adresse zitierte, bildeten meine Buecher sofort auch den Ausgangspunkt zu einer merklichen Verbreiterung der Quellenlage bei meinen Kollegen. Von uns aufgegriffene Gesichtspunkte in Richtung auf eine "Weltregierung" wurden in einer ganzen Welle von Veroeffentlichungen jetzt behandelt. Das Wort "Freimaurerei", das wir wieder in das deutsche Schrifttum einfuehrten, wurde allerdings auch weiterhin vermieden und man ueberliess uns so auch fortan die Fuehrung bei der Forschungsarbeit.

Mein erstes Buch war erschienen und hatte einen Siegeslauf um die Welt angetreten. Ich war dabei, mein zweites Buch zusammenzustellen, als mich Ingenieur Max Theodor Wuppermann aufsuchte. Mit ihm erhielt unser Arbeitsstab (wenn man so sagen will) eine neue Note. Wie sich bereits in der ersten Unterhaltung am 26. Februar 1969 herausstellte, waren wir jetzt in der Lage, mit einem persoenlichen Kurier die Verbindungen zu anderen Kontinenten unabhaengig von den Augen der Geheimpolizisten zu knuepfen und zu festigen. Herr Dr. Engelhardt meinte in einer Buchbesprechung zu meinem II. Buch ("Gegen Gott und die Natur"): "Eine solche Arbeit kann nur aufgebaut werden

von einer grossen Organisation". Er hatte nur in gewisser Hinsicht recht. Eine eigentliche Organisation mit ihren Organen hat es niemals gegeben, wohl aber eine Kontaktebene. Am besten hat das "Wuppi" erleben koennen. Er wurde weitergeschickt, von Adresse zu Adresse, ohne dass er zu einer Verschwoerung aufgerufen haette. Alles geschah in einer Art vorbereitendem Stadium. Etwaige endgueltige Formung setzte geschichtliche Taten von anderer Seite voraus. Diese moeglich machen war erst denkbar nach Erkennen und Erfassen der Gegenwart. Das war es, was wir alle uns zur Aufgabe gesetzt hatten. "Wuppi" war wirklich ein Phaenomen. Er war ein eiskalter Rechner ohne Angst. So ging er in die Bibliothek der nordamerikanischen Wehrmacht in Westpoint und "entlieh" sich die Aussagen Dr. Morells, fuhr mit diesen heissen Papieren in der Tasche erst einmal nach Moskau und dann erst weiter zu Dr. Moehrs in der Lueneburger Heide, der um diese Unterlagen gebeten hatte. Weniger bekannt ist, dass Wuppi ein passionierter Flieger war. Er riss aus seiner einmotorigen Maschine alles Inventar heraus, ersetzte es durch Benzinkanister und flog von Portugal aus nach Suedamerika, das erste (und wohl auch bisher einzige) Mal, dass jemand in Ost-West-Richtung gegen die Winde diese Strecke fuhr. Mit dem allerletzten Tropfen erreichte er die brasilianische Insel Fernando Noronha. Waehrend der sechs Jahre, die wir uns kannten, machte er pro Jahr sechs Weltreisen. Wir (das heisst Harting und ich) stellten aus der Korrespondenz zusammen, mit wem gesprochen werden musste und ich lieferte dementsprechend die internationalen Flugscheine. Jedesmal erschien er wie aus heiterem Himmel wieder bei uns und war schon nach wenigen Tagen wieder unterwegs. Er hatte ein hervorragendes Gedaechtnis und seine Unterhaltungen trafen ueberall das Wesentliche. Niemals war es notwendig, etwaige Rueckfragen zu beantworten, er fand sich aus, ohne dass ein einziger Brief von ihm oder an ihn gesandt werden musste. Immer brachte er neues, zusaetzliches Material mit, insbesondere Buecher, die irgendwo erschienen waren und die man in der uebrigen Welt zu unterdueken versuchte. Seinerseits informierte er von dem, was wir erkundet hatten und half so verschiedentlich fremden Organisationen, sich ein sachlicheres Bild von der Arbeit der Lebensgegner zu machen.

Natuerlich konnte es nicht ausbleiben, dass sich die groesseren Nachrichtendienste darum bemuehten, sich von uns und insbesondere von mir ein Bild zu machen. Da sie es alle hintenherum versuchten, anstatt gerade und offen aufs Ziel loszugehen, haben sie alle kaum etwas erreicht. Wir waren und blieben ihnen allen ein Raetsel. Man dichtete uns Dinge an, die voelliger Unsinn waren (etwa Terrorismus oder Wiederherstellung des III. Reiches oder Judenverfolgung), und ging ueber unsere eigentliche Arbeit, die Veroeffentlichung unserer Buecher als uninteressant hinweg.

Wenn man bedenkt, dass mein erstes Buch bereits in der Erstauflage voellig vergriffen war, bevor der erste Geheimdienst auftrat, so kann man da kaum von einer Glanzleistung sprechen. Im Juni 1969 ging langsamen Schrittes ein Mann mittleren Alters, so gut gekleidet, dass man ihn kaum als Turisten ansehen konnte, die Tucuman bergan, in der ich wohnte. Es war 14 Uhr, die Strasse menschenleer, und ich kam durch den Garten hinunter, um das hoelzerne Garagentor aufzumachen, als ich ihn gerade vor mir sah. Zufaellig befand sich mein oberhalb wohnender Nachbar, Brancolini zu dieser ausgestorbenen Stunde dabei, seinen Rasen zu begiessen, hielt inne und betrachtete sich lange und aufmerksam den seltsamen Wanderer. Dieser musste den Eindruck gewinnen, irgendwie avisiert worden zu sein und verschwand im Busch. In der Tat hatten wir eine unterirdische Telefonleitung zu einem

noch weiter aufwaerts liegenden Haus angelegt, in welchem ein junger Franzose "Dienst" tat. Das Haus lag auf dem von Wuppi erworbenen Grundstueckskomplex. Doch war diese Warnung im vorliegenden Fall nicht in Gang gesetzt worden.

Nicht viel spaeter erschien bei einem meiner Mitarbeiter, einem jungen Mann ukrainischer Abstammung, ein seltsamer Vogel, Ukrainer, der sich in Bariloche ansiedeln wollte und fragte, ob sein Landsmann einen gewissen Maler kenne, der ihn beraten koenne. Vorgewarnt, erwartete ich den Mann also in meinem Buero. Seine versteckte Fotokamera war so gross, dass er einen Riesenbrustkasten hatte. Der duerre Kerl in sowjetischen Diensten tat mir leid. Es waere ein sehr leichtes gewesen, die Polizei zu verstaendigen. Er erinnerte in Habitus und Benehmen an den Spion im Hotel in Braila.

Am 27. September 1969 besuchte mich ein italienischer Journalist in meiner Privatwohnung und bat mich um Interview und Foto. Ich musste erst sehr laut und energisch werden, und meinen Schaeferhund anspitzen, um ihn loszuwerden. Ich schloss daraus, dass man ihm eine nette Summe fuer den Fall versprochen hatte, dass er zum Schuss kommen wuerde. Spaeter erfuhr ich, dass ein Beamter der Provinzbehoerde fuer den Turismus, ein Mann englischer Abstammung (der mich noch heute freundlich gruesst), ihn ueber die Einzelheiten meiner Wohnung usw. unterrichtet hatte. Mein Schaeferhund Tschappo war dabei nachhaltig erwaehnt worden und gab dann auch den Ausschlag bei dem Macaronihelden.

Am 24. Juni 1970 sah ich durch's Buerofenster einen jungen Mann zoegernd auf dem Gehsteig halten, Fotoapparat in der Hand. Die Unbeholfenheit war auffaellig. Ich winkte ihn herein und fragte ihn kurzweg, wer ihm den Auftrag gegeben haette, mich zu fotografieren, und was man ihm von mir erzaehlt haette. Der Auftraggeber war ein gewisser Dr. Sch. Korrespondent mir namentlich bekannter westdeutscher Zeitungen, der im Ort bereits mehrfach eine sehr diskutierte Rolle in Zusammenarbeit mit den bereits genannten Herren Boelcke und Sch. gespielt hatte. Reynaldo erzaehlte mir nun seinen eigenen Lebensweg. Er war als Student an dem "Cordobazo" beteiligt gewesen, und als dieser studentische Umsturzversuch in Blut erstickt wurde, nach Bariloche geflohen. Ich bot ihm geheime Unterkunft in der Dachbodenwohnung meines Hotels an. Seine in der Umgebung im Wald hausende Familie wurde sofort nachgezogen. Ein paar Tage spaeter hatte ich fruehmorgens in meiner Bibliothek etwas zu suchen. Diese war damals ebenfalls in jenem Dachboden untergebracht. Da sah ich auf einem Sofa einen Mann liegen, der sich bei meinem Erscheinen im Halbschlaf erhob. Ich winkte beruhigend ab und wir sprachen uns dann spaeter am Tag in meinem Buero. Es war ein Kamerad meines Asylanten. Auch ihn und seine Familie konnte ich damals dort oben mit Erfolg verstecken. Am 26. Dezember 1971 machten wir dann auf meinem Grundstueck in der Calle Tucuman einen Asado (Hammel am Spiess). Eingeladen waren die Fluechtlinge aus Cordoba und deren Sympathisanten aus Bariloche (Militaeragenten hatten gerade den muehsam zusammengesparten Wagen eines von ihnen naechtlicherweise in Brand gesteckt), sowie einige "unbelehrbare Nazis" aus Bariloche, und zwar bewusst nichtdeutscher Nationalitaet (also Flamen, Kroaten, Italiener usw), die zwanzig Jahre vorher in aehnlicher Lage gewesen waren. Es wurde die kameradschaftliche Aussprache dieser jungen Menschen, die alle einmal im Gefaengnis gesessen hatten, weil die Herrschenden ihren Geldsaeckel auf diese Weise verteidigten, von einer derart menschlichen Lebhaftigkeit, wie ich es mir bei der Planung dieses Treffens nicht ausgemalt hatte. Reynaldo musste spaeter nach Frankreich fluechten, von wo er mir noch heute schreibt, und sein Freund Burgos wur-

de Chef der verbotenen peronistischen Jugend in Bariloche und spaeter "bei einem Zwischenfall" von Militaers umgelegt, ist also einer von den "Verschwundenen", von denen die Weltpresse soviel schrieb. Im Augenblick, da es notwendig gewesen waere, diese Menschen anzuhoeren, auf sie einzugehen und ihnen zu helfen, ruehrte sich kein einziger Zeigefinger fuer sie.

Selbstverstaendlich haben wir es fuer notwendig gehalten, den Ursprung des auslaendischen geheimdienstlichen Interesses an unserer an sich doch recht unbedeutenden Arbeit zu erkunden. Ganz gewiss kam der Auftrag nicht von den entsprechenden Regierungen. Das wir "erkundet" werden sollten, war das Ergebnis von Agentenmeldungen an die Nachrichtendienste. Da diese Agenten nun aber im allgemeinen nicht gerade durch hohes geistiges Niveau glaenzen, konnte es sich also nur um wilde Behauptungen bezueglich einer "gefaehrlichen Buchproduktion" gehandelt haben. Ausgeloest fast sicher seinerseits durch enthusiastische Aeusserungen von Lesern, nahmen sich der Sache dann Neider und Wichtigtuer an, die selbst wahrscheinlich nicht oder kaum deutsch konnten, und wenn schon, die Buecher ueberhaupt nicht begriffen hatten. Damit war aber von Anfang an klargestellt, dass man sich der eigentlichen Gefahr, die in dem aufklaerenden Inhalt unserer Buecher lag, gar nicht bewusst war. Man steckte voellig in restlos ueberholten Geleisen und fahndete nach "Nazis", und musste da automatisch ins Leere preschen, (oder wie die Deutsche Botschaft in Buenos Aires, sich restlos blamieren, als wir begannen, hier und da einen "heissen Draht" direkt nach Bonn zu benutzen). Denn gerade in unseren ersten beiden Buechern hatten wir kaum mehr getan, als eine Reihe von alarmierenden Vorgaengen aneinanderzureihen, nebeneinander zu stellen (was andernorts bis dahin nirgends geschehen war), ohne zunaechst noch andere Schlussfolgerungen zu ziehen, als sie sich in den deutlichen Titeln ausdrueckten. Der weitere Schritt begann erst mit dem III. Buch ("Die Sieben Saeulen der Hoelle"), nachdem naemlich von Harting auf den Plan getreten war. Sicher war schon diese erste sachliche Anhaeufung recht erstaunlicher Vorgaenge wie Kriege, Entkolonialisierung, Zerstoerung der Weltgesundheit und der Kulturen, Politisierung der Justiz, Gelddiktatur, Naturzerstoerung, ein ausgesprochenes Novum und man haette sehr gerne dieses Bemuehen, die Nachkriegswelt auf ihr Wesen hin zu testen, unterdrueckt. Doch, dazu war es zu spaet, als man auf uns aufmerksam wurde. Vor allem haben wir ja selbst erst in unserer fuenften Arbeit ("Der Sieg der Vernunft") den gemeinsamen Feind auf den verschiedenen Kampfplaetzen beim Namen genannt, haben diese Schlachtfelder voneinander abgegrenzt und sie in ihrer Verflochtenheit als Teile eines allgemeinen Krieges erkannt und dargestellt. Erst mit diesem Buch hatten wir die Taktik des Feindes und sein universales Zerstoerungsprogramm unter die Lupe nehmen koennen. Bis dahin war alles Vorarbeit gewesen, trug die (allerdings zu tausenden gluecklicherweise vorliegenden) Elemente dazu zusammen. Dass diese Vorarbeit so gruendlich gewesen war (Prof. Dr. Dr. Scheidl-Wien nannte unser erstes Buch ein "Standardwerk") wuchs sich jetzt zum Vorteil aus und gab uns sofort einen grossen Vorsprung in dem Rennen um bessere Erkenntnisse. Das alles war uns in jenen Jahren sehr klar, und wurde auch mehr und mehr von unserer sich entsprechend veraendernden Leserschaft erkannt. Ein grosses Problem war es fuer uns dabei, mit unseren Rundschreiben und Mitteilungen so harmlos und unscheinbar wie moeglich zu erscheinen, und trotzdem neugieriggewordene Kaeufer zu finden. Goebbels pflegte in seinem "Angriff" andere Toene anzuschlagen. Die Zunahme der freiwilligen Mitarbeiter, vor allem auch aus geistig fuehrenden Berufen und aus der Hierarchie der Katholischen Kirche bestaerkte uns aber in dieser Taktik. Wir konnten uns so fernhalten

von Provokateuren und Maulhelden.

Diese Erwaegungen sind rueckblickend nicht ganz unerheblich, denn immerhin hat unsere Arbeit in der gesamten Welt dem Ablauf der Dinge nach dem II.Weltkrieg einen ueberdachenden Gedanken gegeben, der verheimlicht werden sollte. Man ist heute deutlich gezwungen, sich damit auseinanderzusetzen und hat bereits zugeben muessen, dass ein Totschweigen des zerstoerischen Konzepts unmoeglich ist. Die Freimaurerei selbst hat sich allerdings bis heute nicht zum Gespraech gemeldet, weder muendlich noch schriftlich. Nur eine allerdings ganz ansehnliche Reihe ihrer eifrigen Diener hat (mehr oder weniger unehrliche) Versuche der Entlastung unternommen.

Erst in diesem spaetern Stadium haben sich dann auch die Nachrichtendienste darum bemueht, unsere eigentliche Arbeit zu beobachten. Es ist ihnen nur sehr schwer und nur zu einem kleinen Teil gelungen. Das liegt in der Natur der Sache und in unserem Prinzip, immer erst hinterher, n a c h einer weiteren (unerwarteten) Veroeffentlichung von uns reden zu machen. Ein Buch wie unser Letztes ("Mit Freude, Stolz und Wehmut") zum Beispiel war vor seiner fertigen Drucklegung nur insgesamt fuenf Personen auf der ganzen Welt bekannt. Die Versendung erfolgte Tage nur nach der Auslieferung durch die Druckerei, sodass kaum ein einziges Exemplar mehr zum freien Verkauf zur Verfuegung stand, als unsere Leser (einschliesslich einer ganzen Reihe interessierter Institutionen) bedient worden waren. Kein westdeutscher Superstaatsanwalt konnte es mehr aus den entsprechenden Buecherregalen herausholen. Ist es auch mit Ausnahme eines einzigen Falles (es wird noch mit dem zustaendigen Humor besprochen werden) nicht dazu gekommen, dass unsere Buecher Gegenstand gerichtlichen Vorgehens waren, so mussten wir dennoch nach der vorliegenden Charakteristik einer voellig unberechenbaren westdeutschen Justiz mit einem solchen Amtsmissbrauch rechnen. Heute, hinterher, waere ein Uebergriff nicht nur sinnlos, sondern wuerde nur zu merkbarer Opposition in den eigenen Reihen fuehren und uns neue Leser bringen.

Am 6. Mai 1981 erschien ein junger Offizier in Zivil in meinem Buero und wurde vorstellig, weil die Fenster meines Hotels den Blick freigaeben auf das auffaelligrote Dach des SIDE (d.h. der militaerischen Abwehr) und man haette beobachtet, dass Turisten aus diesen Fenstern in Richtung der SIDE fotografiert haetten. Ich teilte dem Herrn mit, dass Bariloche ein Turistenort sei und dass man wohl schwierig das Fotografieren verbieten koenne, zumal der Blick aus meinen Hotelfenstern ueber den See und auf die gegenueberliegende Bergkette ginge. Einige Tage darauf erschien trotzdem fruehmorgens in meiner Abwesenheit ein Militaerkommando, drang in ein von einem aelteren bonarenser Ehepaar besetztes Zimmer ein und stellte die Frau zur Rede, warum sie aus dem Fenster fotografiert haette. Die Frau bekam einen Nervenzusammenbruch und musste ins Krankenhaus eingeliefert werden. Doch auch der leitende Offizier bekam einen Anfall, als er naemlich ein Pappschild las, das ich an dem Fenster angebracht hatte: "Das rote Dach dort unten gehoert zu dem Gebaeude des SIDE. Es ist unerwuenscht, es zu fotografieren". Er riss das Schild ab und stellte mich spaeter zur Rede. Ich unterbrach die Bruellerei, indem ich zum Buergermeister ging und ihn um Einschreiten bat. Meine Meinung war, dass in den Waeldern rundherum genuegend Platz fuer solche Gebaeude sei. Ich habe niemals wieder etwas von diesen Herren gehoert.

Dass es in Westdeutschland auch Juristen gibt, die auf dem gleichen, geistigen hohen Niveau stehen wie die Agenten des Bundesnachrichtendienstes etwa im "Falle Kiesling" erleben wir 1982. Herr Ernst

Zuendel, ob seines Kampfes um geschichtliche Wahrheit weltbekannt gewordener deutscher Staatsbuerger in Toronto in Kanada (ich hatte ihn im September 1974 persoenlich dort kennengelernt und Wuppi war voher und hinterher bei ihm gewesen) hatte auf Bestellung hin unser III.Buch "Die sieben Saeulen der Hoelle" einem Herrn nach Deutschland geschickt. Der Name "Zuendel", der als Absender auf dem Paeckchen erschien, war den Fahndungsbehoerden in der BRD wie ein rotes Tuch. Das m u s s t e ein nazistisches, hoechst gefaehrliches Buch sein! Es kam zu einem Gerichtsverfahren (von dem wir erst nach Jahren hoerten), in welchem das Buch dann als "vornehmlich antisemitische Hetzschrift" bezeichnet und dem Verfasser vorgeworfen wird, "er habe die Moeglichkeit gesehen, dass die zitierten Ausfuehrungen der historischen Tatsache des Judenmordes im Dritten Reich widersprechen", woraufhin das Buch "eingezogen" wurde. Die zitierten Stellen sprechen nirgends von Judenvernichtung oder haben nirgends ueberhaupt ein aehnliches Thema zum Gegenstand. Erstes Zitat: "Seite 66: "Die Umwandlung des Menschen wird seitdem so das Ziel aller auf der Alchemie aufbauenden Geheimgesellschaften, insbesondere dann auch natuerlich der Freimaurerei". Bitte ersparen Sie mir, die weiteren Zitate aus meinem Buch hier zu wiederholen. Ich nenne nur die Seitenzahlen: 67, 105, 129, 134/135, 186, 195/196, 220, 225. Vielleicht findet ein Leser da etwas "Antisemitisches". Ich nicht. Das ist also das von uns erlebte Niveau der westdeutschen Justiz! Unsere Leser wissen, wie wir es bewerkstelligten, dann mit verschleiertem Titel das "eingezogene" Buch weiterhin auch auf jenem Teil der Erdoberflaeche zu verkaufen, den man als Bundesrepublik Deutschland bezeichnet. Es musste bis jetzt dreimal nachgedruckt werden, um der Nachfrage nach diesem Werk ueber die Geschichte der Geheimgesellschaften Herr zu werden. Unter den Bestellern waren auch juedische Organisationen. Keine von ihnen kam auf die leiseste Idee, in dem Buch etwas "antisemitisches" zu sehen. Im Gegenteil: der Widerhall von juedischer Seite war besonders lebhaft und positiv.

Anfang 1987 kommt es im Amtsgericht D 3578 Schwalmstadt zu einem Gerichtsbeschluss, in welchem von meinem letzten Buch "Mit Freude, Stolz und Wehmut" gesagt wird, "es enthaelt unter anderem Rechtfertigungen der NS-Verbrechen, Verunglimpfungen von Personen des politischen Lebens sowie von Juden und Auslaendern". Diese Saetze sind ein weiteres Beispiel dafuer, wohin die eingebildete Verstiegenheit angegriffener Freimaurer fuehren kann. Eine sachliche Auseinandersetzung ist im Rahmen politischer Justiz bekanntlich nicht moeglich; wie stark aber die Empörung eines Menschen sein muss, der unter Einsatz seines Lebens NS-Verbrechen zu verhindern versucht hat, wenn man ihm der "Rechtfertigung" solcher Geschehnisse anklagt, laesst sich wohl ebenso leicht ausmalen, wie seine ohnmaechtige Wut, wenn man meint, ihm "Verunglimpfung von Juden" vorwerfen zu duerfen.

Der rumaenische Kommunist Panait Istrati erlebt in Moskau schwere Justizfehler, begangen an einem Freunde und dessen Familie. Daraufhin versucht er, in einem Zeitungsartikel in der Sowjetunion zu Worte zu kommen. Das misslingt und er sagt dazu: "Es ist eine Sorte Gegner, die mir nicht nur jede Moeglichkeit zur Verteidigung abschneiden, sondern auch in ihrem Lande eben jenen Artikel, der sie in Wut brachte, verbieten und beschlagnahmen-Einer Sorte Gegner, die meine klare und bestimmte Anklage, die einzig und allein dem objektiven Leser zu einem Urteil ueber meinen guten oder schlechten Glauben verhelfen koennte, entstellen, entwerten, ausschalten. Kann man

die Leser brutaler versklaven? Kann man sie mehr verachten?"

Dass esohne weiteres moeglich ist, die Situation im stalinistischen Bolschewismus jener in der Freimaurerzone Deutschlands gleichzusetzen, Wort fuer Wort der eben wiedergegebenen schweren Anklage heute im Bonner Staat zu wiederholen, zeigt, wohin die Dinge gehen. Der Bundesbuerger hat heute nicht mehr das Recht, sich ueber wesentlichste Dinge zu informieren!

Es war im Juli 1985. Ich stand in der Halle des Internationalen Hotels in Iguazu und wartete auf einen Omnibus, der mich zum Flugplatz bringen koennte. Draussen regnete es in Stroemen. Ich kam ins Gespraech mit einem aelteren Ehepaar, das gleich mir wartete. "Wann sind Sie nach Argentinien gekommen?" fragte man mich. "Vor etwa 40 Jahren". "Also zur gleichen Zeit, da wir von hier nach Israel auswanderten" antwortete man mir. Die beiden sahen zum ersten Mal die schoensten Wasserfaelle der Welt am Iguazu. In ihrer Jugend konnten sie sich den Luxus einer Fahrt in den Norden Argentiniens nicht erlauben. Wir sprachen von Israel und von Argentinien, wie sich die Dinge entwickelt hatten, und waren zufrieden, dass wir es zu etwas ge-

bracht hatten. Die Zeit verging und ein Omnibus wollte und wollte nicht kommen. Da erschien endlich einer, doch es war nicht unser. Mein Gespraechspartner sah auf die Uhr und in unserer etwas uebermuetigen Stimmung fragte er: "Was meinen Sie, wenn wir den einfach besetzen?" "Das waere was", konterte ich. "Stellen Sie sich morgen die Schlagzeilen in den Zeitungen vor: Deutsche Abwehr und Irgun Zwei Leumi ueberfallen armen argentinischen Omnibus". Wir barsten vor Lachen. Nun, diesem Israeli sandte ich jetzt auch eine Ablichtung von dem Gerichtsbeschluss aus Schwalmbach. In seiner Antwort heisst es: "Wissen Sie, man kommt zu dem Eindruck, dass diese Freimaurer daran interessiert sind, Deutsche und Juden gegeneinander zu hetzen, um besser ungestoert im Trueben fischen zu koennen".

Das geht mir seitdem im Kopf herum. Es gibt mir zu denken. Denn, von Freimaurerei als meinem Angriffsziel wird tatsaechlich nichts in jenem Gerichtsbeschluss geschrieben, wohl aber von Juden, zu denen ueberhaupt keine generalisierbare Gegnerschaft besteht, und die ueberhaupt nicht zum Thema des Buches gehoeren. Es erregt Aufsehen, dass man gleichzeitig Gerd Schmalbrock Buecher beschlagnahmen will, von denen es heisst: "In den oben angegebenen Buechern und Zeitschriften greift Schmalbrock in verleumderischer Weise das Freimaurertum und Judentum an". Schmalbrock sagt dazu: "Diese ungerechtfertigte Zusammenziehung von Freimaurerei und Judentum muss selbstverstaendlich als Unverschaemtheit nachgewiesen werden". Wahrhaftig, man muss sich fragen, was man mit diesen zunaechst so unsachlich aussehenden Elaboraten bezweckt hat. Wohin versucht da die Freimaurerei die belegte Kritik an ihr abzubiegen? Steht nicht dahinter erneute Brunnenvergiftung, Unruhestiftung, der Versuch, Fundamentalisten aufeinander zu hetzen? Naemlich Juden gegen Deutsche? Will man das schoen gelungene Spiel wiederholen, das man vor fuenfzig Jahren schon einmal so erfolgreich auf die Weltbuehne brachte?

Die Stimmen zu diesem Thema haeufen sich, Daemme freimaurerischer Verschwiegenheit brechen. Es ist heute nicht mehr zu vertuschen, dass es Frieden und Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Zionisten haette geben koennen. Am 11. Januar 1941 uebergab Yitzhak Yzertinsky (der spaetere israelische Premierminister Yitzhak Shamir) im Namen der zionistischen Kampforganisation Irgun Zwai Leumi Herrn v. Papen, dem Botschafter des Reiches in der Tuerkei (und Nichtfreimaurer!) ein Buendnisangebot, in welchem vorgeschlagen wird: "Die Evakuierung der juedischen Massen aus Europa ist die Vorbedingung der Loesung der juedischen Frage; dies kann aber nur vollstaendig ermoeglicht werden durch die Niederlassung dieser Massen in dem Heimatland des juedischen Volkes, in Palaestina und durch die Errichtung eines juedischen Staates innerhalb seiner historischen Grenzen... Der Irgun ist der gute Wille der deutschen Reichsregierung gegenueber zionistischen Emigrationsplaenen durchaus bekannt und sie ist folgender Meinung:... Die Errichtung eines historischen juedischen Staates auf nationaler und totalitaerer Basis, vertragsmaessig an das Deutsche Reich gebunden, durch das seine Interessen im Nahen Osten und die Staerkung seiner dortigen Position fuer die Zukunft gesichert und verstaerkt wuerde. Von diesen Voraussetzungen ausgehend, wuerde die Irgun in Palaestina nach Zusicherung aller erwaehnten nationalen Ansprueche der isr. Freiheitsbewegung, aktiv an Deutschlands Seite in den Krieg eintreten.... Dies wuerde eine ausserordentliche Staerkung des moralischen Fundaments der neuen Ordnung (d. i. entgegen den Einweltplaenen der FM! J.M.) gegenueber der Menschheit insgesamt bedeuten. In ihrer Ideologie und Struktur ist die Irgun den totalitaeren Bewegungen Europas eng verbunden". (der ausfuehrlicheren Wiedergabe im "Bismarckdeuteschen", IV/1987, IV/1987

Zunaechst zu den Aussagen dieser Karikatur: Die gut gekleideten Logenbrueder auf der Rechten stehen den Arbeitenden gegenueber, die einen im Zeichen des Zeigefingers, die andern unter lautem Protest. Das Abflussloch am Kantstein hat elf schwarze Oeffnungen. Von beiden entfernt der dunkle Kreis im Vordergrund als Zeichen der Zusammenarbeit. Von dem Tempel sieht man 22 waagerechte Reihen von Ziegelsteinen. Die grosse Lampe erleuchtet von oben die Arbeitenden.
"Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schoenen Haeusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigene Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Duenger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Vornehme geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihn mit dem Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und laesst ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Aecker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiss ist das Salz auf dem Tisch der Vornehmen".
Das schrieb 1834 Georg Buechner, und er wird als Vorkaempfer fuer die freimaurerischen Ziele heute geehrt, Freiheit, Gleichheit, Bruederlichkeit. Dass heute aber uns ein Spiegel u n s e r e r Zeit mit solcher Zeichnung vorgesetzt werden kann, ist eine der haertesten Anklagen gegen die heutige Freimaurerei. Sie war falsch, unehrlich, verkommen und hat bewiesen, dass sie aus purer Machtgier die Vornehmen von damals vertrieb, nur um sich selbst in die Sessel zu setzen. Alle noch so fuerchterlichen Opfer auf dem Wege zur Einen Freimaurerwelt waren voellig vergebens, Kriege und Revolutionen ergebnislose Blutbaeder.

---

entnommen. Dort auch weitere wichtige Literatur dazu). Das deutschsprachige Original dieses Buendnisangebots befand sich bis 1972 noch in den Akten der deutschen Botschaft in Ankara!

Wir kommen noch darauf zu sprechen, dass der deutsche Reichskanzler mit seinen geheimgesellschaftlichen Bindungen einen solchen Weg weit von sich wies.

Das Amt fuer Oeffentlichkeitsarbeit der Vereinigten Grosslogen Deutschlands hatte 1985 den Befehl an alle Freimaurer in der Bundesrepublik Deutschland ausgegeben, ihr Buecher mit antifreimaurerischem Inhalt nebst Rechnungen zu beschaffen und diese ihm zum Zwecke der strafrechtlichen Verfolgung einzureichen (so veroeffentlicht u.a. von "Diagnosen" und von Gerd Schmalbrock), denn man ging in gesetzgeberischer Pose davon aus, dass eine antifreimaureische Schrift eo ipso einen Straftatbestand erfuellt.

Es darf also vermutet werden, dass Staatsanwaelte und Richter hier in Befolgung eines Befehls ihrer Grossloge gehandelt haben. Im Sinne dieses Befehls sind sie a la Gelli vorgegangen und haben den Versuch unternommen, Textstellen aus meinem Buch so auszulegen, dass dem Befehl der Grossloge Genuege getan werden kann. Nimmt man hinzu, dass damit zu rechnen ist, dass die Stellen an den hoeheren Gerichten sowie die des Bundesjustizministers swie des Bundespraesidenten von Freimaurern besetzt sind (man denke an die Mitgliederlisten, die in der Villa Wanda gefunden wurden), muss man zu dem Schluss kommen, dass das Vorgehen der Frankfurter Staatsanwaltschaft von den zustaendigen vorgesetzten, in einem Geheimbund zusammengeschlossenen staatlichen Autoritaeten der BRD kaum geruegt, schon gar nicht aber als rechtswidrig im Sinne eines Amtsmissbrauchs angesehen werden wird. Die Frage nach etwaiger Befangenheit von Brueder Richtern oder Brueder Staatsanwaelten laesst sich aus gleichem Grunde ebenfalls sicher nicht klaeren, denn der etwaige Tatbestand einer Zugehoerigkeit zur Freimaurerei laesst sich wegen der als rechtmaessig angesehenen Geheimhaltungspflicht der Logenbrueder nicht einmal stellen, geschweige denn beantworten. Wer also Kritik an der Freimaurerei uebt, ist in der BRD vogelfrei auch dann, wenn diese Kritik sehr ernste, konkrete Lebensgefahren beim Namen nennt.

Wenn wir daran erinnern, dass man (etwa Mezger, aaO S.199) in Bezug auf das Dritte Reich (und dieses mit Recht!) jeden Akt der Staatsgewalt als nichtig bezeichnen muss, der das Recht schlechthin verleugnet, so stehen wir hier doch wohl an den gleichen Grenzen, jenseits derselben von einer Rechtsordnung nicht mehr gesprochen werden kann. Es hat also wohl schon seinen plausiblen Grund, wenn heute eine Gruppe von Staaten, in der mehr als 3/4 der Menschheit wohnen, die Geheimbuendelei der Freimaurerei verboten und unter Strafe gestellt hat.

Nehmen Sie die fuerchterliche Anklage Quinos zur Hand, die wir mit dessen Karikatur in diesem Buch vorlegen, und verbinden Sie damit die helfende Hand, die die westdeutsche Justiz heute der Loge gewaehrt, dann steht das Wort wieder auf, das Dr. Bretholz in Erinnerung an den beruechtigten Essener Meineidsprozess 1931 sprach, naemlich, dass "die Rechtspflege ein fast lueckenloses Privileg der Begueterten ist". Damals, als man von einer "politischen Justiz" sprach, fuer die "das Fehlen einer politischen Verantwortung beim Richter" (Dr Rudolf Bauer-Mengelberg) bezeichnend ist, hiess der Gesslerhut: "Verletzung der Gedanken und Gefuehle Andersdenkender". Und in Kempten wurde darum der Kaminkehrer L. verurteilt, weil er zur Fastenzeit oeffentlich eine Wurst verzehrte, und in Regensburg schmueckte eine Frau S. das Grab eines Verwandten mit der traurig-pessimistischen Inschrift "Auf Nimmerwiedersehen!" und bezog dafuer vier Wochen Gefaeng-

nis! Was wird es noch kosten, Deutschland h e u t e von dem gleichgearteten Justizterror der Freimaurerei zu befreien? Man kann dazu bereits feststellen, dass diejenigen, die vor 50 Jahren verfolgt und nach 1933 das Land dieser Pharisaeer verliessen, heute in diesem gleichen Deutschland ausgerechnet von Jenen am besten verstanden werden, die die Freimaurerei verfolgt. So haben denn in dieser Gleichung Nationalsozialismus und Freimaurerei den gleichen politischjuristischen Stellenwert, stehen auf der gleichen Seite in einem Jahrhundertkampf zur Unterdrueckung deutschen Freiheitswillens! Solche Erkenntnisse sind allerdings hinter dem warmen Ofen nicht moeglich!

Gerade an dieser Stelle moechte ich mir daher die Freiheit nehmen, und Stellung zu den eben angeschnittenen Fragen beziehen. Ganz grundsaetzlich, also unabhaengig von anderen, minder wichtigeren Anhaengseln an der folgenden Aussage, muss mit allem Nachdruck betont werden, dass erst mit dem Untergang der glaeubigen, traditionsbewussten Juden, mit ihrer Ausschaltung aus dem Weltgestaltungsprozess das Leben auf dieser Welt abgetan, in ewige materialistische Ketten gelegt wird. Dann gilt das: "Sie haben nichts mehr als Vernunft!", wie Joseph de Maistre einmal veraechtlich ueber solche "Menschen" sagt. Kein anderes Volk auf dieser Erde hat noch (oder hat jemals) die Kraft (gehabt), der grauen Flut des Antilebens wirksam sich entgegenzustellen, die ihre organisatorische Form am sichtbarsten in der Freimaurerei gefunden hat. Der grandioseste Versuch dazu ging von Kraeften im Deutschen Volk aus und wurde in grobem Missverstaendnis und in Unkenntnis widerspruechlicher Hintergruende Adolf Hitler zugeschrieben. Andere Voelker, andere Religionsgemeinschaften haben nirgends den Angriff soweit vorantreiben koennen, wie dieses in Deutschland und von Deutschland aus geschehen ist. Saemtliche Fundamentalisten und Apartheidler zusammengenommen, bewirkten doch nirgends eine politische Grenzveraenderung oder einen Gesellschaftswandel. Heute steht der konservative Jude allein auf weiter Flur (und er will auch alleine sein). Nur er noch steht im Ring und kann sich hoerbar und vernehmlich aeussern. Zu seinem gigantischen Kampf gehoert es, andere Voelker zu bekaempfen, mit allen Mitteln, ohne irgendwelche Skrupel. Zu diesen gehoert das Deutsche. So ist es Deutschen nicht leicht, diese hier wiedergegebenen Bemerkungen sine ira et studio durchzudenken. Vor allem stellt sich so der Jude im deutschen Sprachbereich oft ungewollt schuetzend vor den gemeinsamen Feind, die Freimaurerei. Zumindest ist man oft versucht, sich von dem eigentlichen Kampfesziel ablenken zu lassen. Soweit nicht die Freimaurerei selbst dieses Spiel erkannt hat und ein Vorgehen gegen sie faelschlicherweise und boesglaeubig als antisemitisch hinstellt. Wir haben mehrfach mit deutschen Staatsanwaelten und mit argentinischen Zeitungen diese Brunnenvergiftung in unserer eigenen Arbeit erlebt.

Man hat meine Bemuehungen ueberschrieben mit den Worten: Es ist der Versuch, eine Internationale der Fundamentalisten zu schaffen. Das gleicht natuerlich der (niemals moeglichen) Quadratur des Kreises, aber es gibt meiner Kritik eine Richtung, in die doch Viele heute gehen, Juden sowohl wie Nichtjuden. Es ist eine Utopie, aber das Wesen einer Utopie besteht darin, in das menschliche Sehnen Ordnung und Sinn zu bringen, nicht der, ans Ziel zu gelangen. Sie gibt unseren Taten und Gedanken (und denen aller Anderen) eine Wertung. Und diese ist im vorliegenden Falle vollstaendig entgegengesetzt der fuerchterlichen Freimaurermoral. Darum eben habe ich so grosses Verstaendnis fuer gleiche Bestrebungen in Jerusalem wie in Teheran oder in

STUFEN ZUM LICHT

AUFBAU DER VEREINIGTEN GROSSLOGEN VON DEUTSCHLAND

VGL

VEREINIGTE GROSSLOGEN VON DEUTSCHLAND BRUDERSCHAFT DEUTSCHER FREIMAURER*

SENAT
Die 10 Mitglieder des Senats sind dem Großmeister beigeordnet und werden von AFAM und FO paritätisch bestellt.

DER GROSSMEISTER

GROSSMEISTER-AMT
unter einem Präsidenten
Kanzlei mit vier Ressorts
WIRTSCHAFT · ÖFFENTLICHKEITSARBEIT
CARITAS · BRÜDERLICHE BEZIEHUNGEN

wird gewählt vom

KONVENT
In den Konvent entsendet jede Loge je einen Vertreter

„ALTE FREIE UND ANGENOMMENE MAURER" · AFAM
300 Logen · 15000 Mitglieder

„FREIMAURER ORDEN" · FO
82 Logen
5000 Mitglieder

GRADE DER AFAM
3. Grad MEISTER
2. Grad GESELLE
1. Grad LEHRLING

In der Regel wird der Lehrling nach einem Jahr zum Gesellen, nach einem weiteren Jahr zum Meister erhoben.

GRADE DES FO
6.-9. GRAD KAPITEL HOCHGRADE
4.+5. GRAD ANDREAS-GRADE
3. Grad MEISTER
2. Grad GESELLE
1. Grad LEHRLING
JOHANNIS-GRADE

* Außerhalb der Vereinigten Großlogen stehen im wesentlichen noch: 1. Schottischer Ritus; 33 Grade; Großkommandeur. 2. Rektifizierter Schottischer Ritus; 4 Stufen, Schottenloge, Innerer Orient, Innerster Orient; Großprior. 3. York Ritus; 5 Stufen (33 Grade), Markmeister, Altmeister, Kapitel, Großkomturei; Großkomtur. 4. Provinz Drei Weltkugeln; Nationalgroßmeister.

DER SPIEGEL

Mekka. Gemeinsam verachten wir die eklige, unehrliche Menschlichkeit, die ausstroemt aus dem Vatikan, aus den Bonner und New Yorker eukumenischen Tempeln im Schutze von Atombomben und Sonderziehungsrechten und das Leben zum faden Vegetieren umfunktionieren moechten. Wir vom Jahrgang 1914, die wir unser Weltbild von praktischen Lebenserfahrungen praegten und gesehen haben, wie die herrschende Philosophie bereit war, die ganze nichtfreimaurerische Menschheit zu opfern, wobei die Leichenberge von Auschwitz fuer uns einleiten, was heute etwa frevelhaft am Schatt el Arab zu Millionen geschlachtet wird, wir haben ein Recht und die Pflicht, die neue Generation davor zu warnen, nicht erneut sich verfuehren zu lassen zu Blutvergiessen. Gedient hat es immer nur den eigentlichen Kriegshetzern im Verborgenen. Bitte vergessen Sie, werter Leser, nicht diese Gedanken bei der weiteren Lektuere. Wir sind dabei, den Sargdeckel der Menschheit anzuheben. Auch die eben erwaehnten richterlichen Beschluesse sind nicht etwa nur Ausdruck bornierter Dummheit oder einer Art von privatem Faschismus. Sie werden gesteuert, um erneut Wertvolles vernichten zu koennen.

Am Sonnabend den 7. August 1971 treffen meine Frau und ich uns mit dem Botschafter der Arabischen Liga in Argentinien, Excellenz el Bandak, mit der Absicht eines gemeinsamen Essens im Hotel Tres Reyes in Bariloche. El Bandak ist ein sehr feiner, gebildeter Herr, ehemaliger Buergermeister von Betlehem, von wo ihn die Israelis verjagt haben. Laechelnd weisst er auf seinen weissen Sakko: leicht erkennbares Ziel fuer die juedischen Terroristen. Im Vestibuel des Hotel bemerken wir bei der Begruessung eine ungewoehnliche Anzahl bedeutender Geschaeftsleute aus Bariloche. Man kennt sich sehr gut und wir gruessen nach allen Seiten mit freundlichem Laecheln, doch meinen wir, eine Art Betretenheit feststellen zu muessen ob unseres Erscheinens. Wir begeben uns in die Bar und nehmen uns als erstes Thema das gerade in schoenster Wintersonne glaenzende Bariloche vor, als sich auf den naechsten Barschemel nach rechts Herr Henke setzt, Schweizer, Hotelier, seit Jahren Kunde meines Bueros. Und links von uns nimmt Herr Otto Frei Platz, ebenfalls Schweizer, Inhaber einer Grosswaschanstalt und ebenfalls seit langem als Kunde mit mir befreundet. Beide bemuehen sich, mit uns ins Gespraech zu kommen. Wir merken alle drei sofort, dass man es darauf abgesehen hat, unseren Begleiter vorzustellen. Wir denken nicht daran, das zu tun. Ich schiebe dem Barmann einen Zettel zu, auf welchem ich den armenischen Concierge des Hotels um Auskunft bitte, was hier gespielt wird. Die Antwort kommt prompt und verstohlen zurueck: Der Praesident von Rotary International, ein Herr Breitholz, ist gekommen, Bariloche zu besuchen und so hat man zu einem Galadiner im Tres Reyes geladen. Ich lasse ebenso unbemerkt den Maitre im Speisesaal wissen, dass es uns daran liegt, in moeglichster Naehe dieses Herrn Breitholz plaziert zu werden, damit wir alle Tischreden gut mithoerenkoennen. Auch das klappt vorzueglich. Ich sitze beinahe Ruecken an Ruecken mit dem Ehrengast. Wir haben an unserem kleinen Tisch genuegend Themen, um als Letzte erst die Tafel aufheben su muessen. El Bandak hat laengst begriffen, was hier gespielt wird und sich noch lange hinterher koestlich ueber die besorgten Gesichter an der langen Tafel amuesiert. Jeden Augenblick befuerchtete man da, dass eine Bombe losginge.

Am 22. September 1971 trafen in Bariloche, aus Osorno in Chile kommend, unser guter Freund Dr. Heinz R. mit einem anderen Deutschchilenen ein. R. war Gruender der Landwirtschaftsschule in Osorno gewesen,

hatte an ihr lange Jahre gelehrt und kannte so wie kaum ein anderer die Sippenverhaeltnisse im deutschen Suedchile. Waehrend des II. Weltkrieges war er nach Deutschland gegangen und hatte als Hauptmann der Reserve Dienst getan. Jetzt herrschte in Chile grosse Unruhe. In Chile ist der Marxist und Logenbruder Allende Staatspraesident geworden. Im Zentrum von Santiago de Chile wird der General Schneider, ein Parteigaenger der Linken, erschossen. Der junge Mann, der nun in Begleitung von Dr.R. bei uns hereinschneit, faehrt damals zufaellig mit seinem Wagen ueber den Platz. Einer der Attentaeter stuerzt auf ihn zu. Er oeffnet den Wagenschlag lässt ihn einsteigen und faehrt sofort weiter. Seine Absicht war es, den Wagen bei einer Autofirma in einen anderen umzutauschen. Er faehrt dorthin, steigt aus einem roten in einen gruenen Wagen um, mit ihm der Attentaeter, und schon fahren sie wieder durch die Stadt, in der die Polizei verzweifelt nach einem roten Wagen sucht. Nichts haette so gut eingefaedelt werden koennen, wie es hier der "Zufall" produzierte. Jetzt aber schien es Ferdi zu riskant, weiterhin in Chile zu bleiben. Er hat einen ganzen Koffer von chilenischen Banknoten bei sich. Eigentlich ganz wertloses Zeugs. Man will ein paar Tage in Bariloche bleiben und hofft, ich kann das Geld in Dollar umtauschen. Es war kein geringes Risiko gewesen, diese "Ware" so unverhuellt ueber die Grenze zu bringen, denn die Volksrepublik Chile hatte sich auch diesbezueglich auf die Erfahrungen in Osteuropa eingestellt. Und jetzt kommt das zweite Wunder in dieser Geschichte. Einen halben Tag darauf ruft mich ein Herr aus Buenos Aires an. Es stellt sich heraus, dass es sich um den juedischen Inhaber eines dortigen Reisebueros handelt, der von meiner beruflichen Taetigkeit weiss. Er braucht dringend eine groessere Summe von "chilenos" fuer eine Gruppenfahrt von Angehoerigen der argentinischen kommunistischen Partei nach Chile. Ich sage ihm, dass das wohl unmoeglich zu beschaffen sei, da ja die Grenze gesperrt ist. Er betont, dass in bar in Dollar gezahlt wuerde, dass er persoenlich mit dem naechsten Flugzeug nach Bariloche kommen wuerde, um die Transaktion auszufuehren. Ich lasse ihn eine Stunde spaeter noch einmal bei mir anrufen und kann ihm mitteilen, dass mir ganz zufaellig gelungen sei, die erwuenschte Summe (ich nenne den Betrag im Koffer) zu erhalten. Er ist am kommenden Tag in Bariloche. Im kleinen Flughafenrestaurant tuermen sich vor uns auf dem Tisch auf der einen Seite die chilenischen Noten und auf der anderen die Dollarscheine. Trotz aller gegenseitigen professionellen selbstverstaendlichen Korrektheit und persoenlichem Zaehlen reicht die Zeit bis zum Rueckflug der Maschine gerade aus, um "meinen" Koffer jetzt mit "Gruenen" zu füllen und meinen Partner im Laufschritt das Flugzeug zu erreichen. Ferdi und R. (und so nebenbei auch meine Frau, die alles mitangesehen hatte), halten mich fuer einen Alchimisten, der mit dem Teufel in Verbindung steht, als ich kurz vor dem Mittagessen Ferdi bitte, doch mal den Koffer zu oeffnen. Ferdi reist gleich weiter nach Venezuela, wo ich ihn einige Jahre spaeter in einer gehobenen technischen Stelle in einer amerikanischen Mine mitten im Urwald wiedersehe.

Mitte 1972 mache ich selbst wieder eine Reise nach Europa. Es ist das dritte Mal, dass ich nach dem Kriege deutschen Boden betrete. Schon vom ersten Male her (es war 1958) erinnere ich, dass man sich sehr um mich sorgte. Ich stehe vor dem Schuhgeschaeft "Salamander" in einer der Strassen gegenueber dem Hamburger Hauptbahnhof und beschaue die Auslage. Da stellt sich jemand neben mich und ich weiss sofort: BND. Ich gehe ins Geschaeft. In einem grossen Halbrund Stuehle, auf denen man sich setzt, um Schuhe anzupassen. Die Verkaeuferin tritt heran. Ich sehe, wie Herr "BND" sich mir gegenueber ebenfalls hinsetzt. Ich bitte in leisem Ton die Verkaeuferin, den

Geschaeftsfuehrer dringend zu rufen. Er beugt sich zu mir herab und ich sage ihm: "Wenn Sie sich nachher umdrehen, werden Sie mir gegenueber einen Herrn in dunklem Anzug sitzen sehen. Es ist ein Agent aus der Ostzone (so hiess das damals noch). Bitte verstaendigen Sie sofort den naechsten Polizisten und lassen Sie ihn zur Wache abfuehren. Aber aufpassen, er fuehrt gefaelschte Ausweise des BND bei sich. Man soll nicht darauf eingehen. Ich komme spaeter zur Wache nach". Als ich fortgehe, werde ich gerade noch Zeuge einer erregten Unterhaltung des Mannes mit einem Polizisten, der ihn schliesslich anpackt und mit einiger Gewalt mitschleift. Ich gehe auf die andere Strassenseite und nehme dann einen Vorortsbahnzug nach Altona.

Auch damals geschehen: Wir kommen mit einem Elbdampfer aus Rissen. Auf der Mohle in Neumuehlen (auf der ich ja einmal Hermann Goering nachging) und im Gedraenge des Aussteigens sagt ein junger Mann seiner Frau, voellig unmotiviert: "Diese Situation muss geaendert werden! Frueher kam so etwas nicht vor!" Die Worte waren an mich gerichtet, der Mann ein agent provocateur der westdeutschen Regierung.

Im November des gleichen Jahres 1971 war ich erneut, wenn auch nur kurz in Deutschland. Eigentliches Ziel meiner Reise war der Nahe Osten. In Frankfurt verabschiedete mich zum Flug nach Athen Dr. Kurt von Laun, der leitend am Flughafen Rhein-Main taetig war. In Griechenland ging der Zirkus an. Es war zur Zeit der Militaerregierung. Ich besuchte zunaechst einmal jenen demokratischen Ministerpraesidenten, den die Militaers seines Amtes enthoben hatten. Meine Buecher standen sichtbar im Regal bei ihm. "Ich bin niemals Freimaurer geworden, denn es schien mir unvereinbar mit demokratischen Grundsaetzen, von der Regierung aus einen Unterschied machen zu muessen zwischen Freimaurern und Nichtfreimaurern". Er wiess mich daraufhin, dass ich mit dem Hinaustreten aus seinem Haus, sicher weiterhin verfolgt werden wuerde. So war es auch. Als ich am naechsten Tage eine Ledertasche kaufen will (denn es haeuften sich die Dinge, die ich mitnehmen wollte), da trete ich aus dem Ledergeschaeft hinaus und sehe, wie auf der gegenueberliegenden Strassenseite ein Mann am Laternenpfahl lehnt und zu mir hinuebersieht. Ich gehe ins Geschaeft zurueck und verlasse es auf der Gegenseite durch eine andere Tuer, mache einen Bogen um einen weiteren Haeuserblock und trete so von hinten an den Laternenhalter heran und bitte ihn auf deutsch um Feuer. Der Mann schaut mich an, wird kreidebleich und rutscht in den Knieen zusammen. Ich gehe mit meiner Tasche ins Hotel.

Kurz bevor ich in Argentinien abgeflogen war, erhielt ich Nachricht ueber eine angebliche rechtsgerichtete Organisation unter Leitung eines Oberst, Ulrich Fleischhauer und eines Dr. Schoenenberg die sich brieflich in Deutschland zur Erfassung von Kraeften angeboten hatten, um mit der griechischen Militaerregierung Hilfe der "Demokratie" in Europa zuleibe zu gehen. Ich treffe an der angegebenen Adresse zwei Herren, die mir auf englisch und deutsch antworten. Der Herr Oberst aber sei leider gerade auf einer Dienstreise. Sie wechseln ein paar Worte auf franzoesisch, aus denen mir hervorgeht, dass es sich um einen faulen Zauber handelt. Ich bedanke mich fuer die Auskunft prompt auf franzoesisch. Perplexe Gesichter der agents provocateurs. Ich hatte ein Windei des Secret Service zum Platzen gebracht.

Nach etwa einer Woche fliege ich weiter nach Teheran, damals noch Kaiserreich. Hier erwaehnenswert ist wohl, was ich dann bei meinem Weiterflug nach Beiruth erlebte. Das vorgesehene Flugzeug fiel aus und so bildete sich eine Schlange am Schalter von denjenigen, die umbuchen mussten. Ein Amerikaner draengt sich vor und spricht veraechtlich von mir von dem "ger-

man chap". Als er am Schalter ankommt, weist ihn die Kleine zurueck ans Ende der Schlange. Ich sehe noch, wie er ein zweitesmal zur Abfertigung gelangt. Und wieder weist ihn die Fe aus dem Morgenlande zurueck. ohne ein Wort zu sagen. Sooo beliebt waren damals bereits die Amerikaner in Persien.

Beiruth lernte ich noch kennen, wie es war, bevor die Israelis den Libanon zerstoerten. Eine herrliche Stadt, geschmackvolle Bauten, saubere Strassen, atmete es Vornehmheit und Wohlstand. Es war der Finanzplatz fuer den Orient. Mein Gastgeber, der damalige Vertreter der AUA, der oesterreichischen Luftlinie, vorher schon einmal als Gast bei mir in Bariloche, zusammen mit seiner ganz entzueckenden Frau, arrangiert eine Audienz beim Grossmufti von Jerusalem. El Husseini empfaengt mich mit einigen Herren seines Stabes, sodass alle westeuropaeischen Sprachen, einschliesslich des Deutschen vertreten sind. Die Unterhaltung und gegenseitige Unterrichtung wird derart lebhaft, dass man das Mittagsgebet aufschiebt. Dem deutschsprachigen Herrn, einem ehemaligen jugoslawischen Staatsbuerger, Professor aus Sarajewo, sind meine Buecher bekannt und er hat sich daraus Notizen gemacht, die jetzt der Reihe nach besprochen und beantwortet werden.

Auf einem Ausflug tauchen wir in Tyros am Stand nach roemischen und griechischen Muenzen. Einen kleinen Beutel davon habe ich hier zuhause als Erinnerung. Heute ist die Stadt ein Truemmerhaufen, nachdem mehrfach regelrechte Schlächtereien juedischer Soldateska ueber sie dahingingen.

Bei ueblich strahlendem Sonnenschein starten wir dann wieder in Richtung Athen. Die nette Griechin, die mir mein Reisebuero zur Verfuegung gestellt hatte, ist am Flughafen und bewerkstelligt es, dass ich ohne Zeitverlust passiere.. Denn normalerweise wird erst in dickleibigen Buechern nachgeforscht, ob der Ankommende eine missliebige Person ist. Vorbereitete Treffen und Ausfluege wechseln sich in den naechsten Tagen ab und ich fliege weiter nach Genf. In Lausanne besuche ich am naechsten Tage meinen alten Mitstreiter Amaudruz. Mit einigen weiteren dortigen Kameraden feiern wir das Wiedersehen. Dann geht es heimwaerts und ohne grossen Aufenthalt gleich weiter bis Bariloche. Ein Berg Korrespondenz stapelt sich auf meinem Schreibtisch.

Die schon angedeutete Reise, die ich dann Mitte 1972 nach Europa mache, bringt mich zunaechst wieder einmal nach Genf und von dort aus dann nach London. Herr Knuepffer erwartet mich am Flugplatz. Ein alter Vertrauter von Wuppi und Autor des weltweit bekanntgewordenen Buches "The Struggle for Worldpower", ist Knuepffer als Russe Praesident der antibolschewistischen russischen Verbaende in England. Waehrend des Krieges war er nicht interniert und konnte so vieles beobachten, was nicht in die Presse kam. Am interessantesten kann er von dem "Fall Kent" berichten, den er in allen Einzelheiten aus naechster Naehe miterlebte. Unter anderem machen wir einen Besuch in der Bibliothek des "British Museum", wo ich Dokumente einsehen kann, die mir bei meinem III.Buch recht nuetzlich wurden.

Mit der Lufthansa fliege ich dann die selten benutzte Strecke von London nach Bremen. Auf dem kleinen Flugplatz grosse Aufregung. Ganz entgegen der Gewohnheit, stellt man Fragen und schaut sich lange die Papiere an. Auf meine Frage teilt mir der joviale, gutglaeubige Beamte mit: "Es soll ein bekannter Terrorist, ein Mitglied der Baader-Meinhoff-Bande mit diesem Flugzeug ankommen, wie London uns gefunkt hat". Ein Taxi bringt mich zur Wohnung meiner Schwiegermutter und unterwegs erzaehlt mir der leutselige Taxichauffeur, dass man mich irrtuemlich als den Terroristen angesehen haette. Hier moege nur noch erwaehnt werden, dass wir auch einen Besuch

im Ueberseemuseum, dem ehemaligen Kolonialmuseum machen, ohne zu wissen, dass dort jetzt mein Bettnachbar aus Wolfsberg, Dr.G   regiert. Aber wir erinnern, dass wir bei unserem ersten Besuch, damals noch in der Schubertstrasse das Auftreten eines Herrn Soucek erlebten. Unangemeldet hatte er sich selbst eingeladen und setzte sich dann mit seiner vollbusigen Sekretaerin an einen Tisch am Wohnzimmerfenster, um mit mir Banalitaeten politischer Natur zu besprechen. Es fiel uns sofort auf, dass ein Polizist in Uniform draussen auf und abging und zu uns hinaufsah. Soucek wurde spaeter als sowjetischer Provokateur in Suedafrika entlarvt und musste seine Rattenfaengermethoden in der deutschen Rechtsopposition einstellen. Taetig war er damals von Graz aus gewesen und hatte auch eine Zeitschrift "Europaruf" herausgegeben.

Spaeter treffe ich mich in Darmstadt mit Dr. Riegelmann, Rechtsanwalt Manfred Roeder und anderen. Es erhitzte uns damals das Thema, ob man noch zur Wahl gehen solle oder nicht. Selten habe ich einen so feinen Menschen kennengelernt wie Hans Riegelmann.

Von Frankfurt aus fliege ich mit Familie nach Paris weiter. Es liegt mir daran, meinen Kindern die franzoesische Hauptstadt, in der ich so viel erlebte und so manches Beachtenswerte sah, wenigstens in ganz grossen Zuegen etwas naeher zu bringen. Als Hotel hatte ich eines gewaehlt, das mitten im Quartier Latin lag. Zu meiner aergerlichen Ueberraschung hatte man uns aber in zwei Raeumen untergebracht, die zudem noch in verschiedenen Stockwerken lagen. Als aber dann ein Herr nach mir fragte, das Abzeichen der Ehrenlegion im Knopfloch, da sprangen die dienstbaren Geister nur so. Es war der Bruder von André von Harting gewesen. Er hatte seine Visitenkarte zurueckgelassen und uns zu sich eingeladen. Mit entzueckender Liebenswuerdigkeit wurden wir dort empfangen. Ueberall Waende voller Buecher. Er selbst war Verleger, schenkte mir ein wertvolles Kompendium ueber die Illuminaten aus dem Jahre 1796 und ein Exemplar des gerade erneut von ihm herausgebrachten zweibaendigen Werks von Auguste Viatte ueber die okkulten Quellen der Romantik. War schon dieser Erwerb fuer mich ein ganz grosses Geschenk, so spielte mir "der Zufall" ein weiteres in die Haende. Mit beiden Kindern an der Hand schlendern wir eines schoenen Nachmittags den Boulevard St.Germain entlang. An einer Ecke dort der Buchladen des beruehmten Verlages Payot. Nach einem Blick ins Schaufenster gehe ich hinein und frage die einzige Person im Geschaeft, eine Dame mittleren Alters, ob man wohl etwas vom Verbleib von Marques Rivière wuesste. Ich berichte, was Harting mir sagte, letzte Nachrichten aus Spanien. Die Dame bestaetigt mir diese und kann auch nichts hinzufuegen. Doch hat sie erkannt, dass ich mich ernstlich mit gewissen Themen befasse. Sie bittet mich, einen Augenblick zu warten und holt dann aus den hinteren Raeumen ein Exemplar des Buches von Briem ueber die Geheimgesellschaften der Mysterien. Spaeter wird dieses Buch zum scharfen Werkzeug meines Baues am Antitempel. Wenn ich es auch heranzog, so habe ich es bei weitem nicht voll auswerten koennen. Dazu fehlte der Platz. Wenn ich bei der Gelegenheit dieser Niederschrift die soeben genannten Buecher durchblaettere und damit vergleiche, was in deutscher Sprache zu diesen Themen verfuegbar ist, so kann man nur mit grosser Enttaeuschung feststellen, dass man ernstlich an die Wurzeln des Uebels der Geheimgesellschaften im deutschen Sprachraum nicht geruehrt hat. Nicht nur, dass diese Buecher niemals uebersetzt wurden, sie wurden sehr wahrscheinlich auch niemals von allen diesen Troepfen gelesen, die von Insidern und von Illuminaten und von Bilderbergern deklamieren.

Es mag dem Leser allgemach schon langweilig werden, immer wieder

von Polizeispitzeln zu hoeren, doch gehoeren sie nun einmal zum Bild unserer heutigen Gesellschaft. Wir, d.h. meine Kinder und ich sitzen vor einem Café am Boulevard St. Michel zusammen mit meinem guten Freunde Hans Katzer, und besehen uns Fotos aus Suedamerika und Katzer erzaehlt von seinen Aufenthalten unter den goldenen Kuppeln von Bagdad. Da kommt im Eiltempo ein blondes Ehepaar an, misst schnell die Entfernung zu unserem Tischmit den Augen und laesst sich entsprechend nieder, Abhoergeraet eingestellt. Wir wechseln im Sprechen einen vielsagenden Blick und Katzer beginnt von arabischen Projekten fuer Attentate gegen Israel zu sprechen. Bald ist in seiner Phantasie der ganze Orient ein einziges Bombenkrachen. Er ist sicher, dass man solche Raeuberpistolen glaubt.

Nach mehreren Tagen Herumstreifens in der naeheren und weiteren Umgebung von Paris fliegen wir weiter nach Genf. Dort erwartet uns "O-lá-lá", ein ehemaliger Waffen-SS-Freiwilliger, Freund von Amaudruz, der mir schon bei frueherer Gelegenheit mit seinem Wagen zur Verfuegung stand. Es war nicht der einzige schweizer Freiwillige gegen den Kommunismus. Es gab sogar einen schweizer Staatsbuerger, der es zum Rang eines Generals in der Waffen-SS brachte. Dass man alle diese Antibolschewisten nach dem Kriege in der Schweiz einkerkerte, ihrer Pensionen und noch manches anderen beraubte, oeffentliche Anstellung verbot, wundert keinen, der weiss, wer in der Eidgenossenschaft regiert.

Im Einklang mit den Reisen, die Wuppi inzwischen unternimmt, starte ich im Mai 1973 zu einer Fahrt ins noerdliche Suedamerika. Mein Flugzeug von Aerolineas Argentinas, das mich nach Santiago de Chile bringen soll, unterbricht den Flug am diesseitigen Andenrand im argentinischen Mendoza. Ich bin der einzige Passagier, den es ins kommunistische Chile zieht. Doch auf dem Flugplatz wird geladen. Ein grosser Gefrierwagen nach dem andern faehrt laengsseits des Flugzeuges und man wirft die hartgefrorenen Butterbretter mit hoerbarem Laerm in den Laderaum, stellt immer wieder unter meinen Augen, der ich das Schauspiel von der Kabine aus beobachte, Berechnungen an, ob man den Kahn noch mehr befrachten kann, denn immerhin steht uns der steile Anflug ueber die Kordillere bevor. Obwohl dann das Beladen abgeschlossen ist, stehen wir noch mehr als eine Stunde und warten, bis es anfaengt, zu daemmern. Dann beginnt die traumhaft schoene Fahrt an den bis ueber 7000 Meter hochansteigenden Schneeriesen entlang und auf der andern Seite wieder hinunter. In Pudahuel, dem Flugplatz von Santiago eine genaue Untersuchung meines Gepaecks. Ich muss ein wenig darum kaempfen, dass man mir das Kilo Butter belaesst, das ich Wilhelm Mattern zum Geschenk ins sozialistische Paradies mitgebracht habe. Am Zollausgang erwartet mich seine Tochter und faehrt mich in ihrem Wagen gleich direkt in das imposante schoene Heim des bekannten chilenischen Hoffotographen und auf der ganzen Welt wild diskutierten Autors der "Geheimwaffe Fliegende Teller". Unterwegs erzaehle ich Frau O. (mit Familie war sie schon einmal bei uns in Bariloche eingekehrt) von dem Laden und dem Aufenthalt in Mendoza, Grund, weswegen wir mit Verspaetung eintrafen. Sie lacht: "Typisch. Die ganze Buttermenge ging heimlich an die Parteigenossen der UP und musste daher im Dunkeln in Chile ausgeladen werden. Sie werden sehen, dass die Zeitungen morgen kein Woertchen von diesem bedeutenden Butterimport berichten werden". Genau so war es.

In der Tuer des praechtigen und geraeumigen Chalets, zu dem wir in gewundener Auffahrt durch einen ueppigen, im Halbdunkel liegenden Park hinauffahren, steht Herr Mattern. Es ist das erste Mal, dass wir uns persoenlich begegnen. "Dem Sendboten aus dem Sueden einen herzlichen Willkomm!"

empfaengt er mich mit warmer Foermlichkeit. Waehrend seine Tochter bereits wieder abfaehrt, die Kinder warten zuhause, begruesse ich Frau Mattern im Innern des geschmackvoll und reich ausgestatteten Heims. Und schon steht der Hausherr neben uns und drueckt mir ein Glas in die Hand. Fuellt meines und das seine und hebt es empor: "Sie brauchen mir nichts zu sagen. Ich ahne, weswegen Sie kommen. Sie haben ganz bestimmt feste Auftraege. Herr Ingenieur Wuppermann hat mir bei seinem letzten Erscheinen hier schon etwas angedeutet. Ich versuche, abzuwinken, komme gar nicht zu Worte. Spaeter, beim Abendessen fragt mich Herr Mattern: "Nur eines, sagen Sie mir, lebt der Fuehrer noch?" Er meint, dort "unten" in der Antaktis, von wo er kommen wird, die Feinde zu strafen, und von wo er die Fliegenden Untertassen bereits laufend zur Erkundung aussendet. Denn so hat er es in seinem Buch dargestellt. Ich muss einen Augenblick nachdenken, denn wie waere es moeglich, einen solchen Enthusiasten zu enttaeuschen? Das geht einfach nicht. So sage ich denn langsam und mit Betonung auf jedem Worte: "Sehen Sie, Herr Mattern, es besteht doch ueberhaupt kein Zweifel darueber, dass wir heute alle im Schatten Hitlers leben, ich meine, alle Menschen drueben in Europa wie hier in Suedamerika, alle Menschen, welcher politischen Partei sie sich auch nahefuehlen. Ist das aber der Fall, so frage ich Sie im Ernst, was macht es dann noch fuer einen Unterschied, ob dieser Hitler lebt oder tot ist?" Mattern schaut mich einen Augenblick schweigend an und bricht dann los: "Da sieht man, wie der Fuehrer sich seine Diplomaten ausgewaehlt hat!", und hebt sein Glas mit dem koestlichen chilenischen Weisswein, wie man ihn besser kaum anderswo findet.

Mein Flug geht weiter nach Lima, der Hauptstadt von Peru. Ein ehemaliger Offizier der Waffen-SS, der zunaechst nach dem Kriege Instrukteur beim Aufbau des syrischen Heeres war, und den es dann nach Vertragsablauf nach Peru verschlug, hat sich hier als Vertreter amerikanischer Firmen emporgearbeitet. Er oeffnet mir bei einem Spaziergang durch das Stadtzentrum, bei dem wir dauernd ausweichen muessen vor den aermlichen Auslagen, die fliegende Haendler auf die Steinplatten gebreitet haben, die Augen fuer einige Wege, die damals die Korruption dort zu nehmen pflegte.

Die naechste Station ist Guayaquil, der schwuelheisse Hafenplatz von Ecuador, beruehmt geworden durch das geschichtlich bedeutende Treffen Simon Bolivars mit San Martin. Ein Lehrer an der dortigen Humboldt-Schule ist mein Wegweiser. Er zog es vor, ins Ausland zu gehen, nachdem man ihn in der BRD deswegen scheel ansah, weil er drei Kinder hatte.

Und wieder steigen wir an der Kordillerenwand aufwaerts. Die weltberuehmten Vulkane Ecuadors, Cotopaxi, Chimborazo und Sangai breiten sich in Postkartenformat neben uns mit ihren schneebedeckten Haeuptern vor einem tiefblauen Himmel aus. Quito liegt fuer mein Herz etwas zu hoch. Ich kann in der ersten Nacht nicht gut schlafen. Dann aber hat sich der Koerper an die neuen Verhaeltnisse gewoehnt. Zu meinen Besuchen gehoert, dass ich in einem alten, ehrwuerdigen Kloster vorspreche. Der Abt ist ein alter Freund aus Rom. Er bringt eine zahlreiche Tischrunde zusammen und es kommt zu stundenlangen, allseits lehrreichen Bemerkungen. Am kommenden Tag fahre ich im Wagen eines quitoer Geschaeftsmannes das Laengstal nach Norden entlang bis nach Ibarra. Hier ist die Temperatur immer 20º Celsius, Winter und Sommer, Tag und Nacht. Die Menschen werden sehr alt. Auf der Plaza spreche ich mit einigen solchen Juenglingen, die mir ihr Alter nennen: 104, 103, 100, und eine ganze Reihe von mehr als 90 Jahren.

Dass Bogotá, die Hauptstadt Kolumbiens, der naechste Anlaufhafen dieser Reise, zu einem wichtigen Umschlagplatz fuer Nachrichten im Rahmen

unserer Arbeit wurde, hatten wir dem schon vorgestellten Robert Kessler zu verdanken. Gebuertiger Argentinier war er im II. Weltkrieg im Zeitungswesen des Protektorats fuehrend taetig gewesen, war nach Argentinien zurueckgekehrt, hatte dort eine zeitlang die Redaktion der "Freien Presse" in seinen Haenden gehabt, und war, zusammen mit Herrn von Merck, nach dem Abtreten Perons in die Dienste des kolumbianischen Praesidenten Rojas Pinilla getreten. Seine derzeitig wichtigste Beschaeftigung war Ausfluss seiner absoluten Zuverlaessigkeit und Ehrlichkeit. Er war Eigentuemer einer sich ueber zwei Stockwerke hinziehenden Wohnung in einem groesseren Wohnkomplex. Dort empfing er die Abgesandten der verschiedenen Guerrillaorganisationen, wenn diese Besorgungen in der Landeshauptstadt zu erledigen hatten. Es ging um die Beschaffung von Medikamenten und Bekleidung, Verstaendigung von Hinterbliebenen und aehnliche mehr oder weniger humanitaere Dinge. Alle kolumbianischen Regierungen gewaehrten seiner Wohnung eine Art diplomatischer Exterritorialitaet. An den beiden Eingaengen des Wohnkomplexes waren immer Polizisten stationiert, die fuer einen ungehinderten, unkontrollierten Zugang und Fortgang von Kessler Sorge zu tragen hatten. In einem Platz, der wie Bogotá wegen seiner vielen Ueberfaelle beruechtigt war, handelte es sich um einen fast unglaublichen Vorgang. Er war nirgends schriftlich festgelegt. Das System hielt bis zu seinem letzten Lebenstag.

Im uebrigen erinnere ich, dass Robert Kessler mir Ausfuehrungen ueber den so unsinnig verteidigten Komplex der "Auschwitz-Luege" vorlas. Er war mehrfach in amtlichem Auftrag in Auschwitz gewesen, um die Entlassung von Tschechen zu erreichen, die dort einsassen. Er betonte mit Nachdruck, dass es dort keine Gaskammern gegeben haben kann und nennt eine ganze Reihe von Augenzeugen fuer diesen negativen Tatbestand.

Im Nachtflug ging es von Kolumbien hinueber nach Venezuela, Ganz selten nur leuchtete unter uns ein Lichtlein auf im Urwald. Am Flugplatz kam mir ein Bote entgegen mit einer Flugkarte nach Puerto Ordaz am Orinoko, datiert auf den uebernaechsten Tag. Einladender war Ferdi, der Deutsch-Chilene, der mit Dr. R.   bei uns erschienen war. El Pao hiess die Mine der Bethlehem-Steel, auf der er jetzt den grossen Wagenpark als Chefchirurg unter sich hatte. Eine Weiterfahrt direkt nach Sueden auf der MX nach Brasilien musste ich mir aus dem Kopf schlagen. Die Brasilianer hatten ein wenig zu viel Wind mit ihrer neuen Autostrasse gemacht. Auch schwirrten da noch ab und zu vergiftete Pfeile durch die Luft.

So ging es eines guten Tages im Flugzeug zurueck nach Caracas und dann von dort mit der Panam weiter nach Rio. Da nun stand ich sozusagen beinahe wieder auf heimatlicher Erde, so oft schon hatte ich mich in Rio aufgehalten. Ich liess mich mit dem Taxi zum Rodoviario fahren und nahm den naechsten Omnibus Richtung Sao Paulo bis Itatiaia, zum Hotel Tyll unseres bedeutenden und einflussreichen Freundes Alfredo Winkelmann. Die Liste der Bauten, die Auslandsdeutsche nach dem II. Weltkrieg ueberall auf ihrem erworbenen Grund und Boden errichteten, und die zu Landmarken wurden, ist lang. In ihr wuerde das Hotel Tyll am km 156 zwischen Rio und Sao Paulo sich finden, zusammen mit den Ferienbauten, die Winkelmann oben in den Agulhas Negras auf den ehemaligen Besitzungen der brasilianisch-oesterreichischen Kaiserin Leopoldina baute. Ich kenne keine umfassende Wuerdigung dieser mannigfaltigen Aufbauarbeiten, die sich zeitlich neben das "Deutsche Wunder" in der Heimat stellten.

In einer Welt, die sich einbildete, die massgebliche zu sein, und die doch nur immer der eigentlichen hinterherlief, machte Winkelmann spaeter, am 20. April 1978 Schlagzeilen. Er hatte Freunde aus aller Welt zu einer Hitler-Geburtstagsfeier eingeladen und auch der Presse Mitteilung von dieser Angele-

genheit gemacht. Man ueberschlug sich in Hetzartikeln und es wurde notwendig, dass der Praesident Brasiliens durch seinen Privatsekretaer verkuenden liess, dass die brasilianischen Gesetze eine derartige Veranstaltung nicht verbieten. Ganz besonders haessliches Aussehen nahmen die Dinge in diesen Vereinigten Staaten an. Da bekam man es fertig, einen vierundachtzigjaehrigen, voellig blinden und voellig tauben Menschen, Herrn Dr. Andrija Arturkowich an Jugoslawien auszuliefern, im Februar 1986!! Da bekam man es des weiteren fertig, einen unbescholtenen, allerseits geachteten Familienvater. John Demjanjuk aufgrund voellig unsinniger Beschuldigungen an Israel auszuliefern mit dem Vorwurf, er habe 900.000 Menschen in Treblinka ermordet! Wie man es im Volke sieht, zeigt die Tatsache, dass aus kleinen und kleinsten Spenden eine Summe von mehr als einer Million Dollar zusammengetragen wurde, um seinen Familienmitgliedern eine Reise zu ihrem verschleppten Mann und Vater nach Israel zu ermoeglichen. Erschwerend fuer das Ansehen der Washingtoner Regierung kommt hinzu, dass man vorher Demjanjuk die rechtmaessig erworbene amerikanische Staatsangehoerigkeit aberkannte unter dem Vorwand, er habe bei deren Erlangung falsche Angaben gemacht. Was hatte er getan? Er hatte sich als polnischer Bauer ausgegeben und war in Wirklichkeit ukrainischer Soldat gewesen. Eine Falschaussage also, die notwendig war, um nicht das Schicksal der Kosaken und vieler anderer zu teilen, naemlich an Russland ausgeliefert zu werden. Eine Falschaussage also, die wegen der perfiden, unmenschlichen Haltung der amerikanischen Regierung lebensnotwendig war, wird ihm jetzt von dieser gleichen amerikanischen Regierung vorgeworfen! Das ist das eigentliche Wesen der freiheitlichen Verbuendeten! Es geschieht im Kleinen, was ganze Staaten im grossen seitdem erlebten: Begib dich erst in den Schutz der USA, und du bist verraten und verkauft! Und dann der Hoehepunkt dieses amerikanischen Justizskandals: Im Oktober 1986 teilt Patrick Buchanan, White House Communications Director, in der Washington Post mit, dass nach seinen Nachforschungen Demjanjuk nicht identisch ist mit dem gesuchten Verbrecher, dass man in Israel selbst bereits daran zweifelt!

Drueben in Chile nahmen die Dinge einen ueblen Lauf, nachdem durch den Verkauf der christlichsozialen Wahlstimmen durch Frey an Allende ein weiterer linker Utopist belegte, was es mit der marxistischen Weltverbesserung auf sich hat. Betroffen waren dadurch natuerlich auch die in Chile taetigen westdeutschen entsandten Lehrer. Ausweg aus dem Dilemma war, mit dem VW-Kombi ins benachbarte Argentinien zu fahren, und fuer die eigene Familie und die Freunde einzukaufen, was es in Chile nicht mehr gab, und was zum Leben notwendig war. Diese Wagen mit auslaendischem Kennzeichen wurden an der Grenze durchgelassen. Natuerlich dachte man bei diesen Einkaufsreisen auch an die Not der chilenischen Nachbarn und Freunde. Sie trafen in Bariloche naturgemaess am Wochenende ein. Die Banken waren dann geschlossen. So musste ich mit meinem Buero einspringen. Unter Verwendung meines Kredits konnte man im Supermercado Lahusen einkaufen. Das letzte Mal, da dies geschah, es war 14 Tage vor dem Selbstmord Allendes, hatte ich dreizehn Kombis abzufertigen. Man kann sich vorstellen, welchen geldlichen Umfang die Dinge bereits angenommen hatten, denn die Wagen wurden bis zum letzten Loch mit Waren vollgepfropft. "Du, Mamma, kann man so ein ganzes Gefaess Speiseoel kaufen?" fragt ein Junge seine Mutter. "Soviel Du willst, mein Kleiner". So beeinflusst waren bereits die Kleinen von dem Bild des Sozialismus in Chile. Einmal stellt man mir einen Neuling in der Karawane vor, erst vorige Woche aus der BRD eingetroffen. Ich begruesse ihn mit erhobener

Faust, denn es war ja ueblich, marxistisch eingestellte Lehrer zu senden. "Nein, nein", antwortet er mir lachend. "Bereits geheilt!".

Wuppi hatte sich eine Wohnung in Buenos Aires gekauft. Mitte August 1975 verabschiedet er sich von uns, um zu der innerargentinischen Stadt Cordoba zu fahren. Er will sich ein Flugzeug kaufen, hat die grosse Geldsumme in bar bei sich. Am 26. August teilt man mir telefonisch mit, dass die Polizei ihn in Cordoba erschossen hat. Was war geschehen? Das Polizeipraesidium liegt an einer viereckigen Plaza in Cordoba. Die den Platz abgrenzenden Strassen sind Einbahnstrassen. Zum Schutz des Praesidiums stehen Posten an den naechsten Ecken. Wuppermann faehrt um 2 Uhr morgens eine solche Strasse entlang in Richtung seines Hotels. Er faehrt gegen die Einbahnrichtung. Vor genau einer Woche tat das ebenfalls ein Auto, und schoss dann auf die Polizisten, unter ihnen mehrere Tote. Spaeter erfuhr man, dass ein junger Mann aus Wuppermanns Auto ausstieg, als es begann, gegen die Vorschrift zu fahren. Die Polizisten rufen Wuppermann an. Er ueberhoert es und schon liegen die Kugelgarben in seinem Auto. Bei der spaeteren Untersuchung fehlt das Geld, das er bei sich gehabt hat.

Alle Fragen auf der ganzen Welt konzentrieren sich darauf, ob er von jemandem verleitet wurde, so zu fahren. Denn das war ja nach der Lage der Dinge der sichere Tod.

Am 24. Maerz 1976 verliert das Militaer die Geduld mit der Regierung Isabelas. Schon seit Tagen hatte ich vor, an jenem Tage von Buenos Aires aus nach Bariloche in meinem Citroen 3 CV zu fahren. Der Wagen steht fertig gepackt in der Garage. Die Fahrt hinaus aus der Hauptstadt erfolgt auch ohne irgendwelche Kontrolle oder andere Schwierigkeiten. Um die Mittagszeit passiere ich Santa Rosa. Am Ortsausgang werde ich von Militaer angehalten. Ein junger Offizier fragt mich: "Und was haben Sie dort in dem Karton?" Es sind die Unterlagen fuer mein naechstes Buch. Statt Antwort oeffne ich den Deckel und die obenaufliegende Mappe traegt den Titel "Sowjetrussland". Der Mann wird ernst. "Mitkommen! Nehmen Sie den Karton mit!" dirigiert er mich mit geladener MPi in seinen Jeep. Hinten im Auto der malizioese Kasten. Das Autoradio fragt an: "Ist es Herr Maler selbst, den Sie mir bringen?" Der Mann will in meiner Gegenwart nicht antworten, sagt nur: "Wir fahren soeben in den Hof des Generalkommandos ein". Mir wird befohlen, mit dem Kasten eine breite Marmortreppe im Halbrund in dem eleganten Hauptgebaeude des Generalkommandos hinaufzugehen. Da tritt oben an das pompoese Treppengelaender ein Leutnant und winkt: "Bitte, warten Sie dort". Nach wenigen Minuten werde ich hinaufgebeten. In dem grossen Raum im Hintergrund erhebt sich ein Offizier. Ich stelle das corpus delicti auf zwei Stuhllehnen. Der Mann kommt mir naeher und fragt mich auf deutsch: "Sie sind Juan Maler?" Als ich es bejahe, meint er: "Ich hatte schon laengst einmal mit Ihnen sprechen wollen. Mein Vater besitzt alle Ihre Buecher. Aber leider ist heute nicht der richtige Augenblick dafuer. Nur dem Herrn General moechte ich Sie noch vorstellen", und schon oeffnet sich eine Seitentuer und ein General tritt laechelnd auf mich zu. Ich kann ihm nur zu seinen tuechtigen Leuten gratulieren (an der Tuerschwelle hinter mir steht mit grossen Augen der Leutnant, der mich hergebracht hat), und betonen, dass es die erste richtige Kontrolle seit meiner Abfahrt aus Buenos Aires ist". "Sie werden verstehen, dass wir uns heute nicht laenger unterhalten koennen, aber bitte kommen Sie bei ihrer naechsten Fahrt durch Santa Rosa hier bei uns vorbei". Ich verspreche es, doch habe ich das Versprechen aus Zeitmangel niemals erfuellt. "Sie sollten Ihre Mappen etwas umpacken", meint der Major zu mir. Ich winke ab: "Die werden auf der weiteren Strecke genauso unaufmerksam sein wie auf

meiner bisherigen Fahrt". "Im Notfall soll man hier kurz anrufen" meint er und wir verabschieden uns. Ich werde zu meinem Auto zurueckgefahren und weiter geht es in die argentinische Weite.

Diese Militaerregierung (unter General Videla fing die Epoche an), zeichnete sich ganz im Gegensatz zu der vorherigen Militaerfuehrung des Landes unter General Ongania durch eine exemplare Unfaehigkeit auf wirtschaftlichem Gebiet aus. Ihr Wirtschaftsminister, ein ehemaliger Angestellter Rockefellers, kam den Wuenschen der Megabanken mit offenen Armen entgegen, als diese sich vor die Aufgabe gestellt sahen, die ihnen anvertrauten Gelder der Oelmagnaten zinsbringend anzulegen. Argentinien verschuldete und die Dollar flossen in grossem Umfang wieder schwarz ausser Landes. Das gepumpte Geld wurde nur in verschwindend geringem Umfang produktiv angelegt. Das Strassennetz wurde nicht nur nicht ausgebaut, sondern verkam. Anderseits wurde in den engen Gehirnen der hoeheren Soldateska der immer schwelende Konflikt mit Chile ueber den Besitz einiger Inseln hochgespielt und diese Geistesakrobaten arbeiteten ganz offen auf einen Krieg mit Chile hin. Nicht entfernt waren sie sich darueber im klaren, was ein solcher Krieg bedeuten wuerde, dass naemlich einziger Gewinner der internationale Kommunismus sein wuerde - und vor allem, dass Argentinien ueberhaupt nicht in der Lage war, einen solchen Waffengang gegen das viel patriotischere Chile in einem schwer zugaenglichen Gelaende auch nur in Teilen zu gewinnen. Wir in Bariloche waren Zeugen aller moeglichen Kriegsvorbereitungen und schuettelten nur den Kopf ueber soviel unbedachtes Saebelrasseln. Am 6. September 1978 platzte mir die Hutschnur. Da erschienen in meinem Buero zwei Soldaten mit einem Fragebogen: ob ich chilenische Angestellte haette. Es geschah im Rahmen einer allgemeinen Umfrage im barilochenser Geschaeftsleben. Ich verneinte die Frage und fuegte hinzu: "Bitte sagen Sie Ihrem Vorgesetzten, dass diejenigen, die einen Krieg mit Chile wollen, geisteskrank sind" ("Los que quieren una guerra con Chile son chiflados"). Als ich nach der Mittagspause um drei Uhr ins Buero zurueckkam, teilte man mir mit, dass ein Polizist dagewesen sei und ich moege mich auf der Polizeiwache melden. Ich fuhr im Wagen dorthin. Der diensthabende Beamte liess mich warten, "es handle sich um einen Fall im Auftrage des Militaerkommandanten". Unter dem Vorwand, dass ich noch eben etwas besorgen wolle, ging ich hinaus, setzte mich ins Auto und fuhr zur Kaseren hinaus. Auf der Wache sagte ich dem Leutnant, ich haette den Eindruck, dass der Kommandant mich sprechen wolle. Man rief ihn an und schickte mich in Begleitung eines Soldaten zu seinem Haus. Er oeffnete die Haustuer, sah mich an, ohne mich eines Grusses zu wuerdigen und ging mit mir zusammen, ohne ein Wort zu wechseln, zur Wache. Dem wachhabenden Offizier sagte er, auf mich weisend: "Este señor está preso, incomunicado". Ich sah mir den Held, Oberst Pelagatti an und sagte ihm nur "muchas gracias". Er hat die Ironie ueberhaupt nicht begriffen. Ich kam in einen Raum hinter der Wachstube und nach einigen Minuten steckte ein Soldat der Wache seinen Kopf durchs Fenster: "Herr Maler, wir haben bereits im Ort bekanntgemacht, wo man Sie gefangenhaelt". Dann kam ein erster Telefonanruf. Der Leutnant liess mich ungehindert sprechen. Es war ein Angestellter meines Bueros. Ich gab ihm einige Anweisungen fuer seine Arbeit. Es folgte eine Unterhaltung mit dem Leutnant, zu der sich die uebrige Wache langsam hinzugesellte und noch einige andere wohl dienstfreie Soldaten und Offiziere. Ich wurde in die Lage versetzt, ihnen einen netten politischen Vortrag zu halten. Man brachte mir zu Essen und Kaffee und teilte mir mit, dass der Kommandant zu einer Fuehrertagung abgeflogen sei und dass sein Vertreter, der Oberstleutnant Burgoa, mich nach Rueckkehr vom Flugplatz sprechen werde. Das geschah um neun Uhr abends. In dessen Arbeits-

raum. Oberst Burgoa stand vor mir, gab mir die Hand und bot mir einen Ledersessel an, mich zu setzen. "Herr Maler, ich bin ganz entsetzt gewesen ueber Ihre Worte. Wir haben Sie voellig anders eingeschaetzt, aber niemals gedacht, dass Sie ein verkappter Kommunist sind. Sie haben die Maske fallen lassen." Ich habe dem Herrn meine Worte in Ruhe noch einmal wiederholt, damit wir nicht etwa auf der Basis einer Falschuebermittlung weiterredeten. Und ich begann, ihm die Begruendung zu geben. Es dauerte mehr als zwei Stunden, bis ich den alten Herrn einigermassen ueberzeugt hatte. "Ich hatte vor, Sie hier zu behalten. Doch habe ich meine Meinung geaendert. Sie koennen gehen"."So einfach geht das nicht, Herr Oberst. Sie muessten vorerst die Polizei davon verstaendigen, denn sonst nimmt man mich draussen ausserhalb der Kaserne sofort wieder fest. Er rief die Wache an und sagte: "El señor Maler está puesto provisoriamente en libertad". Ich war damit nicht zufrieden und verlangte, dass man auch das Wort "Provisorisch in Freiheit gesetzt" aendere. Er tat es. Ich bat zum Schluss, mich zu verstaendigen, wann der Kommandeur zurueck sei, denn ich moechte ihm Gelegenheit geben, sich bei mir zu entschuldigen. Herr Burgoa versprach mir, das zu tun. Wir sahen uns einige Tage darauf in den Raeumen der Nationalbank in Bariloche und ich erinnerte ihn an dieses letzte Versprechen. Burgoa versicherte mir, der Kommandant wuerde mich ganz sicher rufen lassen. Ich habe niemals wieder etwas von den Herren in dieser Sache gehoert. Herr Pelagatti aber zeichnete sich dadurch aus, dass er auf dem Wege zur Kaserne auf der Hauptstrasse Flugzeugmotorengeraeusch hoerte und sich zum bassen Erstaunen der Vorbeifahrenden schnell auf den Asphalt warf.

Spaeter erfuhr ich, dass zu gleicher Zeit ein anderer Anwohner deutscher Abstammung, ein Ingenieur Hardt, aus aehnlichen Gruenden festgenommen und nach zwei Tagen wieder freigelassen worden war. Einen Tag nach meiner so staatsgefaehrlichen Aeusserung stand in dicker Ueberschrift in den Zeitungen, dass der argentinische Dichter Jorge Luis Borges geaeussert hatte: "Wer Krieg mit Chile will, hat sie nicht alle bei sich". Ich schnitt den Text aus und sandte ihn mit meinem Absender an den Kommandanten. Auch darauf erhielt ich keine Antwort. Es ging tatsaechlich um Haaresbreite an einem Krieg vorbei.

Im Juli 1979 hatte ich das etwas zweifelhafte Vergnuegen, die Herren Heidemann und Ex-SS-Gruppenfuehrer Wolf kennen zulernen.Man hatte sie mir auf den Hals gehetzt, weil Heidemann dabei war, ein Buch ueber die angebliche Nazifluchtorganisation "Odessa" zu schreiben. Inzwischen altgewordener Kriegsheld Wolf erzaehlte,dass Himmler ihm einen Saebel geschenkt haette mit eingraviertem Namen und dass er diese Reliquie zu einem guten Preis haette verkaufen koennen. Zu dem gewuenschten Thema konnte ich den Besuchern einiges mitteilen, wie die Dinge wirklich gewesen waren, damals nach dem Kriege, konnte aber damit kaum die Sensationslust des Hamburger Reporters befriedigen. Allgemach hatte man ja in den vergangenen Jahrzehnten so viel buntes Volk anschwimmen sehen in Argentinien, dass man sich schon ueber garnichts mehr wunderte.

Im Dezember 1980 erlebten wir die Wiedersehensfreude mit Vollmer. Er hatte eine inhaltsvolle Sonnenwendfeier in Punta Chica bei Buenos Aires geleitet, die von der naechsten Generation besucht wurde. Ueber meine Kinder kamen wir so wieder zusammen und wir luden ihn gleich nach Bariloche in unser Haus ein. Von dort aus fuhren wir mit ihm auch nach Osorno, wo wir dann "zufaellig" zusammen mit Miguel Serrano bei einer befreundeten Familie assen und den Rest des Tages in angeregter Unterhaltung verbrachten.

Das Jahr darauf brachte das tragische Ende von F. R. Franke. Lange

Jahrzehnte hindurch hatte dieser deutschargentinische Schriftsteller, weltbekannt geworden durch seine Patagonienromane und Tiergeschichten, mit seiner Zeitschrift "Lasso" und spaeter "Suedamerika" das deutsche geistige Antlitz in Lateinamerika praesentiert. Er wurde mit dem Bundesverdienstkreuz fuer seine kulturfördernde Taetigkeit ausgezeichnet. Mitte 1981 sah er sich aus wirtschaftlichen Gruenden gezwungen, seine Zelte in Bariloche abzubrechen und fuhr zurueck nach Deutschland. Alle Welt erwartete, dass man ihm in Deutschland mit einer Altersrente einen verdienten ruhigen Lebensabend schenken wuerde. Er fand sich vor verschlossenen Tueren. Fuer diesen Auslandsdeutschen war man, wie ja auch in fast allen sonstigen Faellen, taub. Franke hat sich am 12. November 1981 erschossen.

Am 17. Februar 1986 begeht der Siebenbuergendeutsche Dichter Rolf Bossert in Frankfurt Selbstmord. "Mit dem, was er bei uns als Mischung aus Rasanz und Unverbindlichkeit gesehen hat, ist er nicht fertig geworden" schreibt Harald Hartung ueber ihn in der FAZ. Franke und Bossert sind nicht die einzigen Auslandsdeutschen, die vor der grossen Enttaeuschung zusammenbrechen, die ihnen die "Heimkehr" bescherte.

Bei solchen Geschehnissen war man darum auch keineswegs erstaunt, als Frau Kohl bei ihrem Staatsbesuch in Argentinien dem Deutschen Hospital in Buenos Aires im Dezember 1984 einen Scheck von ganzen 2.000 (zweitausend) DM ueberreichte. Offensichtlich gab es in Argentinien nicht genuegend Neger, die man in deutschen Betten haette praesentieren koennen.

Einige Seiten vorher kam ich auf den "zufaelligen" Erwerb eines Buches in Paris zurueck, das unserer Arbeit sehr fœrderlich wurde. Nun, ebenso half die Gunst der Ereignisse in einem andern Fall. Ein Leser geht durch die Strassen von Regensburg und findet auf einem Muellhaufen das kleine, hellblaue Buechlein von Professor Prutz, und sendet es mir zu. Es war die endgueltige wissenschaftliche Abrechnung mit dem Freimaurerschwindel von der angeblichen Erbschaft templerischer Geistigkeit. Vor hundert Jahren gab sie jener Koenigsberger Professor heraus und seitdem hatte die Freimaurerei alles getan, um diese Arbeit zu annulieren. Heute ist es ueblich, in solchen Faellen Dr-Titel abzuerkennen, wie man es bei Staeglich und Roches tat. Das war damals noch undenkbar. Man entfernt einfach gewisse wissenschaftliche Erkenntnisse aus den Bibliotheken. Freiheit, die sie meinen.

Im Februar 1984 besucht mich ein Herr Dr. J. aus Sao Paulo. Kurz vor seinem Abflug nach Sueden erhaelt er von seinem in Deutschland taetigen Sohn, das Buch von Herbert Rittlinger "Geheimdienst mit beschraenkter Haftung" zugesandt: "Vielleicht wird Dich das interessieren". Er nimmt es als Reiselektuere mit und hat es in Bariloche ausgelesen. Er gibt es mir: "Vielleicht wird es Sie interessieren". Man sah, wie dieses Buch ein weiteres grosses Loch in unserer Forschung ausfuellte, das verbunden war mit Namen wie Sebottendorf und Adolf Hitler. Niemals haette man vermutet, unter einem solchen Titel derart konstruktive Bemerkungen und Mitteilungen zu finden. Alles "zufaellig".

Mit Datum vom 5. Februar 1980 erhalte ich ein sehr langes Schreiben von der "Deutschen Buecherei Leipzig", mit dem ich nach einer ausfuehrlichen Vorstellung gebeten werde, ein Exemplar des Buches "Die Sieben Saeulen der Hoelle" zu senden. Ich sah mich leider gezwungen, wie folgt zu antworten: "Solange die Buecher meines Verlages nicht im oeffentlichen Buchhandel der DDR allgemein zugaenglich sind, sehe ich mich ausserstande, Ihrer wertvollen Institution Buecher zuzusenden. Denn ich sehe keinerlei Sinn darin."

Etwa um die gleiche Zeit kam es zu Angriffen auf einen Stand des K. W. Schuetz-Verlages auf der Internationalen Buchausstellung in Berlin. Ich

bitte die Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Berlin um Auskunft, was gegen diesen affront unternommen worden sei. Und erhalte von Herrn Staatanwalt Pfister am 29.1.1980 die Antwort: "Ich teile Ihnen mit, dass unter dem oben angegebenen Aktenzeichen ein Ermittlungsverfahren gegen die Verantwortlichen des K.W.Schuetz-Verlages sowie der Berliner Verleger- und Buchhaendlervereinigung e.V. wegen der Ausstellung von insgesamt sechs Buechern des K.W.Schuetz-Verlages auf der 28. Internationalen Buchausstellung Berlin gefuehrt wird. Soweit Sie in Ihrem Brief auf einen Zeitungsartikel mit der Schilderung einer Sachbeschaedigung (Zerreissen von Buechern) Bezug nehmen, teile ich Ihnen mit, dass hier ein Ermittlungsverfahren nicht gefuehrt wird, weil von den Geschaedigten Strafantraege nicht gestellt worden sind".

So naehern wir uns mit diesen Berichten dem Heute. Wir finden wieder Anschluss an unsere Umgebung, wenn wir auf diesen letzten Seiten wieder die Arbeit aufnehmen und abschliessen, die mich in neun Buechern zu der Erkenntnis fehrte, dass diese Welt aus dem Dunkeln gelenkt wird. Die Verwirrung der Geister, die Verfaelschung der Begriffe erlebe ich dabei in meiner naechsten Umgebung.

Es ist doch wohl richtig, wenn ich mich als "Auslandsdeutschen" bezeichne und als "Einwanderer" in Argentinien. So hat es natuerlich meine Aufmerksamkeit erregt, in den deutschen Presseerzeugnissen jetzt, 1986 eine dpa-Meldung zu lesen unter der dicken Ueberschrift "Auslandsdeutsche duerfen waehlen". Doch, der Tatbestand ist ein ganz anderer: "Bundesdeutsche in anderen Laendern (als in den 20 Mitgliedstaaten des Europarats) koennen nur dann mitwaehlen, wenn sie sich am Wahltag (27. Januar 1987) nicht schon laenger als zehn Jahre im Ausland aufhalten". Also duerfen die Auslandsdeutschen in Nord- und Suedamerika, in Suedafrika, in Australien usw. n i c h t waehlen. Die Ueberschrift ist unwahr.

Aber auch als "Einwanderer" habe ich keine Stimme mehr. Die Gouverneur unserer argentinischen Provinz, Dr. Alvarez Guerrero, linksradikaler Freimaurer, zerschlug den Gedanken, die "Einwanderer" am "Tag der Einwanderung" wegen ihres positiven Beitrages zum Aufbau des Landes zu ehren. Er sagt: "Auch ich bin ja ein Einwanderer, denn ich bin in dieses Patagonien eingewandert". Er kam ja aus einem andern Teil Argentiniens.

So geht es uns Argentiniendeutschen wie den Vertriebenen in der Bundesrepublik. Georg J. Schilling-Werra schrieb im August 1986 im "Schlesier": "Die Vertriebenen und Fluechtlinge aus Ost- und Mitteldeutschland haben nicht nur ihre Heimat verloren, sie haben auch keine politische Heimat mehr". Das aber ist Freimaurerarbeit in reinster Essenz.

Aber nicht nur "Auslandsdeutsche" soll es in Zukunft nicht mehr geben. Die Deutschen ueberhaupt sollen verschwinden. "Deutsche raus aus Deutschland!" liest man an Haeuserwaenden in der BRD, Transparente werden vorgefuehrt: "Nazis raus, Tuerken rein!" und "Deutschland den Tuerken!" (Der "Bismarck-Deutsche" bringt im September 1986 weitere beachtliche Einzelheiten zu dieser Entwicklung. Anschrift: Joh. Haag Str. 19, D 8950 Kaufbeuren 1). Am liebsten wuerde man sie ja alle sterilisieren, diese Deutschen, oder aber wenigstens die Letzten in Reduktionen oder Reservate kasernieren, wie man es mit den Indianern in Nordamerika so erfolgreich tut. Kein geringerer als der korrupte ehemalige Wirtschaftsminister, Freimaurer Otto Graf Lambsdorff macht bereits praktische Vorschlaege: "Ein homeland fuer Weisse koennte in der westlichen Kapprovinz errichtet werden. Wer von den Weissen fuer

sich keine Zukunft unter einer schwarzen Mehrheitsregierung sieht, koennte in diesen neuen Staat uebersiedeln" (Quick). Man kann so in Suedafrika vorexerzieren, was Europa braucht. Denn immerhin sind die Weissen am Kap zweihundert Jahre vorher dort eingetroffen als die erst Mitte des vorigen Jahrhunderts anrueckenden Zulus, und die zivilisatorische Leistung ist wohl auch etwas unterschiedlich. Also wird man den Tuerken und Tamilen ebenfalls nach Fortsetzung der Geburtenregelung eines Tages die Mehrheitsregierung uebertragen und die letzten Weissen irgendwo in Bayern weitervegetieren lassen. Denn es zaehlt ja nur noch die Zahl, nicht die Leistung, nicht das Verdienst. Heute noch rituelle Zukunftsmusik fuer Logenbrueder, kommt der Tag ihrer Verwirklichung schneller als geahnt heran, denn "jeder Freimaurer ist verpflichtet....sich fuer das von ihm erkannte Gute einzusetzen" (aus den "FM-Thesen bis zum Jahre 2000").

Freimaurer verlangen universalen Anspruch fuer ihre Geschichtsdarstellung und fuer ihre Weltanschauung. Es wird diesbezueglich mithilfe der Technik immer totalitaerer. "Angesichts der Flut der Antifreimaurer-Literatur sind erste Strafantraege wegen Volksverhetzung und Antraege auf gerichtliche Einziehung bei verschiedenen Staatsanwaltschaften gestellt worden. "Der Senat der Vereinigten Grosslogen von Deutschland", so kann die Zeitschrift "Diagnosen" im Januar 1986 aus dem logenamtlichen Blatt "Humanitaet" zitieren, "wird in Zukunft den Buch- und Zeitschriftenmarkt noch schaerfer beobachten und gegebenenfalls einschreiten. Brueder, die solche Hetzbuecher und -artikel lesen, bitten wir, mit dem Vorsitzenden des Amtes fuer Oeffentlichkeitsarbeit, Dr. Wolfgang Bittner, Freiherr-vom-Stein-Str. 20, D 5880 Luedenscheid, unter Beifuegung eines Exemplars und - bei Buechern - einer Kaufquittung mit der Anschrift des Buchhaendlers, Kontakt aufzunehmen". "Diagnosen" ueberschreibt die Meldung: "Zensur in der Bonner Demokratie".

"Die in Wetzlar (Bruehsbachstr.1) ansaessige Freimaurerloge "Wilhelm zu den drei Helmen" fuehlt sich durch einen schriftlichen Hinweis genötigt, man werde ihren Tempel beobachten und alle gesammelten Erkenntnisse einer interessierten Oeffentlichkeit zugaenglich machen. Der 'Meister vom Stuhl', Christian Hoelscher, sprach im Zeugenstand von einem bedenklichen Einschuechterungsversuch und erinnerte daran, dass sein Tempel im Jahre 1934 durch die SA gestuermt worden war. Das duerfe sich nicht wiederholen". (Aus "Freie Umschau", Stefan Heicking, Postfach 411021 D 1 Berlin 41).

Noch ein wenig unverschaemter gehen die Vereinigten Grosslogen von Deutschland gegen die "Christliche Partei fuer das Leben" (Heckenweg 3, D 8751 Haibach/Ufr)vor. Sie haben nicht weniger sich vorgenommen als die voellige Beseitigung der parlamentarischen Demokratie! Sie wollen es verbieten lassen, dass eine Partei sich gegen die Freimaurerei wendet. Denn in der Tat ist die "Christliche Partei fuer das Leben" die bis anhin einzige Partei in der Bundesrepublik Deutschland, die das Wort "Freimaurerei" in den Mund nimmt oder in ihrer Parteizeitung diskutiert. Ein Herr Oberstaatsanwalt Taglieber aus Frankenthal informierte allerdings den CPL-Vorsitzenden, dass nach Auffassung des Oberstaatsanwalts der von der Grossloge herangezogene Paragraph 130 (Volksverhetzung) nicht in Betracht komme, wohl aber die "Aufhetzung gegen eine Volksgruppe". Es scheint mir etwas schwierig, gerade die Freimaurerei als "Volksgruppe" zu identifizieren, denn einerseits kennt sie selbst keinerlei voelkische Abgrenzungen, sondern ist international, andererseits aber schuetzen ihre Fuehrer den einzelnen Freimaurer ganz ausdruecklich vor seiner Identifizierung. Es müsste also wohl zunaechst einmal eine vollstaendige Mitgliederliste der zu einer solchen

Gruppe gehoerigen Menschen der Oeffentlichkeit vorgelegt werden. Auch weitere Fragen treten auf, welches naemlich das zu schuetzende Rechtsgut im konkreten Fall ist, denn gerade die Behauptungen der CPL gehen von einer Rechtswidrigkeit freimaurerischer Absichten aus und es wuerde eklatanten Amtsmissbrauch bedeuten, wuerde die Staatsanwaltschaft die Kritik an ihr im Rahmen parteipolitischer, demokratischer Aktivitaet untersagen oder etwa gar unter Strafe stellen wollen. Es muss hinzugefuegt werden, dass es in der BRD vorerst, im Gegensatz zu anderen europaeischen Laendern, noch nicht grundsaetzlich Staatsanwälten, Richtern und Schoeffen verboten ist, Freimaurer zu sein. (Ich erinnere an die einschlaegigen Bestimmungen in Italien und Griechenland und an die entsprechenden Bemuehungen des Abgeordneten Terry Pitt im Europaparlament). Ob bei der von der Freimaureri aufgestellten doppelten Moral (dazu die grundlegenden Aeusserungen von Professor Reinhart Kosellek in seinem Buch "Kritik und Krise") eine eidesstattliche Erklaerung Wert hat, wonach ein Staatsanwalt usw. beteuert, nicht Freimaurer zu sein, muss ebenfalls noch dahingestellt bleiben. Da diese Dinge bei Aufsetzen dieses Manuskripts Ende 1986 noch im Fluss sind, kann ich nur einem jeden Leser sehr empfehlen, sich mit der CPL (etwa ueber Dr. Bruno Huegel, D 8078 Eischstaett, Postfach 1227) unter Beifuegung entsprechenden Unkostenausgleichs in Verbindung zu setzen und um Information zu bitten. Es geht um die Verteidigung der Demokratie vor ihrem aergsten, hinterhaeltigsten Gegner. Denn als solcher hat sich in diesem Falle die Freimauerei entpuppt.

Vor allem liegt das anklagende Vorgehen der "Christlichen Partei fuer das Leben" auch voellig im Rahmen des zwingenden Nuernberger Rechts! Es handelt sich bei der Freimaurerei zugegebenermassen um eine "Verschwoerung". Sie selbst nennen es eine solche "zum Guten", doch das wird gerade von der Mehrheit in Deutschland (und anderswo) bestritten. Und da kommen wir auf den im Londoner Abkommen vom 8. August 1945 neugeschaffenen, international seitdem geltenden Begriff der "verbrecherischen Organisation". In Nuernberg wurde erklaert: "Eine kriminelle Organisation ist analog einer kriminellen Verschwoerung, insofern das Wesen beider die Zusammenarbeit zu kriminellen Zwecken ist". Die Organisationsverbrechen waren (so Caspar Schrenk-Notzing in seinem Buch "Charakterwaesche" auf S.191) Verbrechen einer Verschwoerung, daher wurde nicht die blosse Mitgliedschaft in einer verbrecherischen Organisation fuer strafbar erklaert, sondern der freiwillige Eintritt und das Verbleiben in ihr bei Wissen um den verbrecherischen Zweck. Diesen Zweck, nicht jedoch einzelne Vergehen (etwa also den Mord an Verwoerd oder an Calvi) gekannt zu haben, stellte ein Verbrechen dar. Zu fordern ist also eine Untersuchung dahingehend, ob die Freimaurerei auch in Deutschland (denn in anderen Laendern gilt es bereits amtlich als erwiesen) eine "verbrecherische Organisation" ist. Es waere voellig absurd, wuerde die Fundamente des Rechtsstaates zerstoeren, wollte man eine derartige neutrale Untersuchung verbieten, weil sie sich "gegen eine Gruppe" richtet.

Man weiss, und es war immer wieder von uns belegt worden, wie die Freimaurerei gerade die so gefuerchtete Gegnerschaft der Christen mit den schmutzigsten Mitteln der Verdrehung und Falschinformation bekaempft. Die "Glaubensnachrichten" (herausgegeben von Norbert Homuth, Pf 810408, D 85 Nuernberg 81) teilen jetzt mit allen Namen die freimaurerische Unterwanderung des "Jugendbundes fuer Entschiedenes Christentum" in einem aeusserst instruktiven Flugblatt mit. EC-Gruender Dr. Clark war Logenbruder. Ein Hochgradfreimaurer, Norman Vincent Peale, war Logenbruder im 33. Grad. Er fuehrte 35 Jahre lang den EC als Weltpraesident! Schon "die Leitfiguren des deutschen innerkirchlichen Pietismus (Gnadauer Verband) waren haeufig

Freimaurer, zB Bethmann-Hollweg, von Kotwitz, Schollmeyer, Matthias Claudius, Herder, Hamann, Jungstilling, L.Gerlach". Erst heute wird diese Erkrankung lebensgefaehrlich durch ihr Zusammenwirken mit anderen Tentakeln. Wir kommen noch darauf zu sprechen, zu welchen moralischen Schweinereien die Nachfolger der soeben Genannten heute faehig sind.

Freimaurerei und erduldete Demokratie

Die Arche Noah befindet sich in einem wahrhaften Orkan. Schwerste See umgibt sie. Alles redet von Untergang oder von Wiedergeburt. Das ist die beste Zeit, um auf Narrenfang auszugehen. Man braucht nur die Worte aufzugreifen, die anklagend ueberall gegen die Herrscher gebraucht werden, und schon hat man die besten Aussichten, Dumme zu fangen. Da gibt es neuerdings eine "Zeitschrift der Neuen Kultur", "elemente" nennt sie sich. In ihrem Werbeprospekt prahlt sie, sich "der Herausforderung der Ideen" zu stellen, spricht vom "Wagemut eines neuen Journalismus" und von der "Kuehnheit, anders zu sein". Und an der ersten Stelle der vorgestellten Mitarbeiter figuriert gleich Herr Freimaurer Alain de Benoist. Man beehrte auch mich mit einem solchen Werbeprogramm. Den Herren Claude Michel und Burkhart Weecke, den Chefredakteuren, schrieb ich am 25. Februar 1986: "Mir wurde ein Werbeprospekt Ihrer Zeitschrfft der Neuen Kultur, "elemente", zugesandt. Ein Grossteil der darin genannten Autoren und ihrer Werke ist uns bekannt. Von einem nicht unbedeutenden Teil der von Ihnen genannten Personen weiss man, dass sie Freimaurer sind, angefangen von Herrn Alain de Benoist. Wir haben den konkreten Eindruck, dass hier der Versuch gemacht wird, mit einer Art Rattenfaengerei die in der Jugend heute zunehmende Einstellung zu den philosophischen verderblichen und erkannten Absichten der Freimaurerei von rechts her zu ueberholen und zu unterwandern und erneut fuer diesen Bund einzufangen..." und sandte ihnen je ein Exemplar meines letzten Buches zu. Die Antwort war Schweigen im Walde.

Man hat mir Unsachlichkeit vorgeworfen, als ich von der Freimaurerei als von einer Vereinigung von "Geisteskranken" sprach (Konrad Lorenz wird uns diesen Begriff spaeter noch definieren). Ich frage aber, ob ein solcher Ausdruck nicht angebracht ist, wenn man sich das Benehmen und die Absichten dieser Personen betrachtet.(Ausserdem bin ich keineswegs der Einzige, der das sagt). Denn, was ist es anderes als geistige Verirrung, wenn ein Freimaurer Truman beim Empfang der Meldung vom erfolgreichen Abwurffen seiner Atombomben in einen Freudentanz ausbricht, oder wenn ein Freimaurer Churchill ueber die von ihm angeordnete Bombardierung der Lazarettstadt Dresden begeistert ist, oder wenn ein Freimaurer Roosevelt in Jalta der Ermordung von hunderttausend gefangengenommenen deutschen Offizieren zustimmt? Wie will man beurteilen, wenn sich bei dem Verkauf der Daimler-Aktien an einige Araber die Freimaurer Franz-Heinrich Ulrich von der Deutschen Bank und Joachim Zahn von Daimler-Benz lachend mit Zeigefinger den Fotografen stellen oder wenn in der Hauptverhandlung gegen Minister als Spendenempfaenger sich der Leitende Oberstaatsanwalt Franzbruno Eulencamp und Oberstaatsanwalt Dieter Irsfeld lachend und mit Zeigefinger vorstellen, als ginge es bei solchen Dingen um Karnevalsvorstellungen? Der News-Letter Nr. 13 der Weltliga der Freimaurerei kennzeichnet den Geist in den Logen:

"Die Arroganz, Unwissenheit und deutliche Bigoterie sind typisch fuer die heutige Freimaurerei" Denn ihre Philosophie ist eine "Mischung aus Dummheit, Arroganz und Bosheit mit einem Schuss pathetischer Fortschrittsphrasen. Es ist der zum religioesen Wahnsinn erhobene Materialismus" (Manfred Roeder). Goethe sagt von dem grossen Spruch, der der Freimaurerphilosophie zugrunde liegt: "Erkenne dich selbst", "er kam ihm schon immer verdaechtig vor, als eine List geheim verbuendeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Taetigkeit gegen die Aussenwelt zu einer inneren, falschen Beschaulichkeit verleiten wollten". Auch Nietzsche lehnt den Satz ab, da er das Subjekt wurzellos macht und zur Objektivitaet sich selbst gegenueber fuehrt. Daher ist er ein Zeichen von Entartung (KTA 78, 292). Darum sagt Bruder Poltera von der Schweizer Grossloge "Alpina", "dass der Freimaurer ein Mensch besonderer Art ist". Schon nach Nietzsche scheint es mit einer Art Mensch zu Ende zu sein, wenn er tolerant wird". Leszek Kolakowski sagt am 21. Februar 1983 in Wien "dass der Geist unserer Zeit krank ist, gebe ich zu", und er nennt die Ursache dieser Geisteskrankheit: "Die mit Gleichgueltigkeit gegen andere verbundene Habsucht scheint die dominierende Motivation zu sein...Nicht die Technik hat den Geist umgestaltet, sondern ihre schwindelerregende Entfaltung wurde bedingt durch die vorangehenden Veraenderungen des geistigen Lebens". Dem Menschen der Aufklaerung war nichts mehr heilig. Die in allen Staaten der Welt manifesten groessenwahnsinnigen Visionen von Freimaurern, bis zu jenen des Freimaurers Reagan hinauf in die Sterne setzen das bornierte und lebensfeindliche Tun fort, das hinfuehrte zum freimaurerischen "wind of change" in Afrika (den ein Caetano als "Wind des Wahnsinns" bezeichnete). Sie haben einen Frank Thiess zu den Saetzen veranlasst: "Die'goettliche Gabe der Vernunft', ist von dem Menschen dazu missbraucht worden, Systeme zu erschaffen, die ueber Millionen unermessliches Leid brachten...". Das wieder gibt Professor Diwald Anlass, den 30ig Gradigen in geschlossener Sitzung vorzuhalten, dass "der im Zeichen der Aufklaerung tiefwurzelnde Glaube an die Vernunft.... Schiffbruch erlitten hat".

Und wenn dann trotzdem noch Jemand an geistige Gesundheit in der Loge glaubt, dann bekommt er eine kalte Dusche, wie es dem Reporter der "Zeit" widerfuhr, als er Hochgrad Kissinger nach dem Massenmorden in Vietnam befragt. "Warum muesste ich wegen der Vietnam-Politik nachts Gewissensbisse haben?" antwortet ihm zynisch der Hochgradfreimaurer. Denn, der Glaube, der der Freimaurerei vor hundert Jahren noch "Aberglaube" war, ist inzwischen zur "Schizophrenie" geworden, wie Manfred Eigen es nennen darf. Das ist die Folge der magischen Kreise, in welche man die "Neuen Menschen" stellt. "Gefaehrlich ist die immer wiederkehrende Ueberschaetzung der 'magischen Systeme', die heutzutage zu Fetischen geworden sind" beobachtet Joseph Weizenbaum 1986, und greift sogleich auch direkt die Justiz an: "Gibt es heute irgend etwas, das ein Richter weiss, was wir einem Computer nicht mitteilen koennen? Diese Frage alleine schon ist eine ungeheure Schamlosigkeit, sie ist ein Zeichen fuer die Geisteskrankheit unserer Zeit". Doch diese Frage ist nur dort moeglich, wo ein Richter sich die Frechheit erlauben kann, nur noch einer einzigen Philosophie Daseinsberechtigung zuzusprechen, jener naemlich, mit der heute die Computer gefuettert wurden. Der Geisteskrankheit der Philosophen tritt so gleichwertig an die Seite die Geisteskrankheit der Richter und Staatsanwaelte.

"Die verbreitetste Fehlhaltung des modernen Menschen", schreibt Herbert Kessler, " - und dafuer ist Europa verantwortlich - ...liegt im Subjekt-Objekt-Denken, das uns sozusagen zur zweiten Natur geworden ist. Mit dem Ergebnis,

dass wir die Umweltkrise mit unveraenderter Innenwelt zu bewaeltigen wuenschen. Zu wenige Zeitgenossen sind sich darueber klar, dass die Umwelt nicht ohne die Innenwelt verschmutzt und vergiftet wird". Was ist es darum anderes als geistige Umnachtung, wenn die deutsche Freimaurerei von Amts wegen die Foerderung der Niederlassung von Auslaendern sich aufs Panier schrieb oder wenn Hochgrad Boerner unbeschraenktes Asylantentum wuenscht? Alle bisher genannten Personen haben sich waehrend ihrer Amtszeit mit umgebundenem Schurz den Fotografen gestellt und den Augenblick mit irrem Laecheln begruesst. Ihr Bund hat sich ohne Widerspruch und im Gegensatz zu allen, zahllosen geistig gesunden Stellungnahmen mit jenen Untaten gebruestet, die die letzten Jahrhunderte mit Koenigs- und Praesidentenmorden, Revolutionen und Weltkriegen verfinsterte. Alle diese fuerchterlichen Verbrechen haben sie im Hinblick auf eine Philosophie moralisch gut geheissen, die alleine schon ob solcher Ergebnisse den dringenden Ruf nach dem Irrenarzt verlangt.

Alle Philosophie ueberhaupt zeichnet sich grundsaetzlich aus durch eine nur ihr eigene Wertskala, durch ein daher nur ihr eigenes Weltbild. Alle Philosophie stellt sich so grundsaetzlich ins Abseits der gesamten uebrigen Menschheit, d.h. also der Totalitaet dieser Menschheit in der Vergangenheit und aller gegenwaertigen und zukuenftigen Menschen, die ihr nicht beipflichten. Fuer die jeweils weit ueberwiegende Mehrzahl der Menschen sind also Philosophen und ihre Schulen immer etwas Extravagantes, etwas Krankhaftes. Philosophie hat sich darum "in keinem ihrer Teile als bestaendig erwiesen" (Brockhaus). Dort, wo in der Weltgeschichte jedoch Philosophen in die Lage versetzt wurden, ihre Gedanken zu verwirklichen, sind sie elendiglich gescheitert und mussten unter den Fluechen ihrer Opfer die Flucht ergreifen, soweit man sie nicht in der Volkswut auf das grausamste, mit Feuer oder lebendigem Begraben, beseitigte. Ihre Lehren wurden in allen Faellen, die die Geschichte aufzaehlt, frueher oder spaeter als vom Teufel eingegebene Wahnsinnsgedanken verschrieen. Es gehoert also schon ein reichliches Maass von Ueberheblichkeit dazu, wenn man trotzdem von der Philosophie behauptet, sie "habe den Menschen zum Selbstdenken angehalten und ihn fuer einen freien, eigenstaendigen und verantwortlichen Gebrauch seiner eigenen Vernunft bereit gemacht" (Brockhaus). In der Zwangsjacke der Freimaurerei mit dem ihr lebensnotwendigen Gehorsam und Geheimhaltung, wie Kosellek sie herausstellt, zeigt die Philosophie geradezu das gegenteilige Bild, bei gleichzeitiger Vortaeuschung von "Freiheit" und "Muendigkeit". Es ist ganz das Gleiche, wenn einem auf dem Hof einer Nervenheilanstalt ein Mann gezeigt wird, der meint, er sei Napoleon, oder wenn sich uns ein Freimaurer vorstellt mit der Behauptung, er sei ein besserer Mensch. Nur mit dem erheblichen Unterschied, dass im zweiten Falle die konkrete Gefahr eines fuer die ganze Menschheit gefaehrlichen Missbrauchs solcher Behauptung besteht. Die auf der ganzen Welt sich in den letzten Jahren flutartig ausbreitende Korruption der Brueder von Lambsdorf bis Marcos und Androsch spiegelt die eklatante Schizophraenie dieser Kreise genauso wieder wie die Grosse Politik mit ihrer von Freimaurern ermoeglichten und angeheizten Umweltvernichtung und Atomaufruestung. Ist Philosophie also grundsaetzlich schon "von groesster Bedeutung wegen ihres moeglichen Einflusses auf alle (!) Lebensgebiete" (Brockhaus), so wird diese Kraft dann dominierend, wenn ihr Oeffentliche Meinung, Geldwesen, Polizei und Wissenschaft und Justiz als Hilfsorgane auf dem Wege ueber eine Geheimorganisation beigesellt werden. Nicht umsonst haben darum die meisten Staaten die Freimaurerei verboten und weitere die Zugehoerigkeit von Richtern und Staatsanwaelten zu ihr untersagt, in Europa nach Italien neuerdings auch Griechenland. Der Vatikan verbietet das gleiche den Katholiken. Denn unter

dem Terror dieser Gesellschaft kam es sogar dazu, dass man die Geisteskranken als gesund erklaerte und die Gesunden als geisteskrank bezeichnete, wie es ja auch tatsaechlich geschah, unter anderem mit General Walker, Ezra Pound, Knut Hamsun,Francis Parker Yokey, Hans Ulrich Fuchs und August Naujock, um nur die zu nennen, die mir gerade einfallen. Nicht nur einmal kann das Establishment nicht vermeiden, von sich auf andere zu schliessen und spricht darum immer wieder von Adolf Hitler als von einem "Wahnsinnigen", anstatt sich auf sachliche Anwuerfe zu beschraenken.

Die Kommunikation zwischen den Menschen wird so auf das primitive Niveau einer Art Computersprache gebracht und in diesem Rahmen nimmt die Justiz selbst teil an der "Geisteskrankheit unserer Zeit". Die Tatsache des eingangs hier erwaehnten Vorwurfs eines Staatsanwalts wirft so ein Schlaglicht auf den geistigen Zustand auch unserer Justiz. Sie laesst sich von einer einseitigen philosophischen Richtung (in einem angeblich demokratischen pluralistischen Gesellschaftsmodell) die Aufgabe uebertragen, andere Lebensauffassungen auszuschalten und nimmt so in vorderster Linie Teil an der apokalyptischen Kavalkade. Es ist wie bei der erwaehnten Kriegfuehrung der USA in Vietnam. Da wurden Computer von Offizieren bedient, die nicht die geringste Ahnung davon hatten, was in diesen Maschinen eigentlich vorging, und die Computer trafen die Entscheidung, welche Doerfer bombardiert werden sollten und welche Gebiete eine genuegend hohe Dichte von Vietkongs aufwiesen, dass sie 'legitimerweise' zu Zonen erklaert werden konnten, in denen 'Feuer frei' gegeben wurde, d.h. weite geographische Gebiete, ueber denen Piloten das 'RECHT' hatten, auf alles zu schiessen, was sich bewegte". (Weizenbaum). Wo waere da der deutsche Justizbeamte, der vor solcher Entwicklung bremst?

Dass die Freimaurerei trotz der ungeheuerlichen blutigen Folgen ihrer Lehrmeinung noch immer in Teilen der Welt am Ruder ist - nicht zuletzt in den sogenannten Industriestaaten übrigens - verdankt sie fast nur der Tatsache, dass sie sich eines geschickten Wechselspieles von Offen zu Geheim und umgekehrt mit grosser Virtuositaet befleissigt, und sich weit weniger noch als etwa Jesuiten oder gewisse juedische Sekten auch nur das allergeringste darum scherte, , bei der Wahrheit und bei der Loyalitaet zu bleiben. Geht es ihnen wirklich einmal ans Leder, ist die Geduld der Waehler am Ende, so uebergibt man die zu melkende Kuh einstweilen einer anderen Gruppe aus dem gleichen Bunde. In Oesterreich kann der "Wiener" zB im November 1986 melden, dass die Gruppe von Freimaurern, die die Intertrading mit Milliarden von Schilling in die roten Zahlen jagte (bei gleichzeitigen Millionenzahlungen an die Brueder in den Chefetagen) jetzt die "Konkurrenz" an die Krippe liess, naemlich die Mitglieder der Bilderberger. Nur eines ist falsch gesehen, wenn die Zeitung danach "von einer Niederlage der Freimaurer und einem Sieg der Bilderberger" spricht. Es handelt sich sogar um einen ganz typischen Vorgang: Die Dachorganisation der Freimaurerei blieb am Ruder, nur von Sinowatz, Preschern und Apfalter ging es hinueber zu Vranitzky, Androsch und Streicher. Jeder darf sich einmal die Taschen fuellen, die Kuh aber muss schoen im gemeinsamen Stall bleiben. Nur kein Neid, bitte. Es ist das alles ja gar nichts anderes als wie das ebenso beruehmt-beruechtigte neckische Zweiparteienkonzept etwa in den Vereinigten Staaten. Oder in der BRD. Diese Scheinwandlungen auf Zeit gehoeren prinzipiell zum System der parlamentarischen Demokratie, und haben sich bislang immer hundertprozentig bewaehrt. Freimaurer sind richtige Stehaufmaennchen.

Kommt es wirklich einmal vor, dass sich ein Freimaurer den Problemen seiner Philosophie von Freiheit, Gleichheit, Bruederlichkeit stellt, so ge-

schieht dieses immer im Namen seines Bundes. "Praesumptiver Souveraen ist ihm die Moral" (Kosellek). Oberste Moral aber ist, dass "ein jeder Mensch gleichen Anspruch hat auf Freiheit und Menschenwuerde" (Bruder Markus D. Hellenthal). "Das Wort Menschenwuerde bringt zum Ausdruck, dass der Mensch zwar auch, aber eben nicht nur im 'naturalistischen' Sinne zu verstehen ist; und dass er deshalb nicht nur Objekt des Handelns sein darf. Er ist vielmehr zugleich als Subjekt zu achten" (Hellenthal). Ein Mensch kann aber als Subjekt nur geachtet werden, solange man "in den Begriff der Natur des Menschen die Ideale der menschlichen Selbstverwirklichung hereinnimmt...In diesem Falle orientiert sich der Begriff an individuellen Vorbildern, zum Beispiel an den Weisen, den Liebenden, den Schöpferischen, den Helfenden, den Opferbereiten, den nach Wahrheit und Gerechtigkeit Strebenden usw. In diesem Sinne umfasst der Begriff das geistige, religioese, sittliche, rechtliche, kuenstlerische, kulturelle Leben kurz alles, was die Menschen als gut, schoen, wahr, heilig und gerecht ansahen und ansehen; als im Menschen liegende Moeglichkeiten, deren Aktualisierung erstrebenswert sei". (Hellenthal).

Diese Worte findet Freimaurer Hellenthal als Antwort auf ein Buch, das ihm (und der gesamten Freimaurerei) ernste Sorgen bereitet: des amerikanischen Experimentalpsychologen B. F. Skinner Roman "Walden II (auf deutsch: "Futurum II"), in der die Utopie einer BEFREITEN Gesellschaft entworfen wird. Da wird naemlich eigentlich genau das entworfen, was bei einer Gesellschaft ohne hoehere Werte herauskommt. "Wir begegnen friedlichen und zufriedenen Menschenstummeln, vollintegrierten Bestandteilen einer Organisation, die ihnen aber die Befriedigung ihrer Basisbeduerfnisse sichert". (Hellenthal). Die Logen aber stoert dabei etwas, dass naemlich " in dieser Welt Freiheit und Menschenwuerde ueberwunden, entbehrlich geworden, zusammen mit dem Staat abgestorben sind, wie B. F. Skinner emphatisch betont". Man hat nichts dagegen, dass "durch die Geheimgesellschaft der Freimaurerei der Staat in Frage gestellt wird" (Kosellek), dass "das Logengeheimnis die Staatsgewalt bricht" (K.), "dass vom Boden der Logen aus bewusst neben die geltende politische Ordnung ein voellig neues Wertesystem gestellt wird" (K.). Aber wenn erst einmal das geltende Wertesystem verschwunden ist, darf der Weg nicht weiter fortgesetzt werden. Dass von F. M. Ernst Juenger der Nihilismus als Schreckgespenst an die Wand gemalt wurde (VI, 43) ist kein Zufall. Es muessen "Werte" bestehen bleiben. Das ist ein schweres Unterfangen, denn "es geht der Freimaurerei nicht um die unmittelbare Durchsetzung hoeherer Werte...Es geht nicht um die Verwirklichung der jeweils hoechsten Werte an sich, sondern um die Freiheit und Selbstbestimmung, die die Menschen vom Objekt zum Subjekt machen. Die inhaltliche Ausfuellung des eigenen Seins bleibt der verantwortlichen Selbstbestimmung ueberlassen" (Hellenthal).

In die Praxis uebertragem bedeutet das, dass es nur noch eine einzige Lebensaufgabe fuer einen Menschen gibt: sittlich zu handeln. Was aber sittlich ist und was unsittlich, das befiehlt die Loge, denn "die Gesellschaft wird zu einem grossen Gewissen und zwar zu einem Gewissen der Welt, von der sich die Gesellschaft voluntativ durch das Geheimnis ausspart" (Kosellek, Rousseau zitierend). Was aber bleibt dann uebrig von dem souveraenen Menschensubjekt? Dann wird ein Freimaurer in Deutschland gedraengt, dem Asylantentum zuzustimmen, dann muss er sich in die inneren Angelegenheiten Suedafrikas mischen, dann muss er der Nichtverjaehrbarkeit von gewissen Kriegsverbrechen zustimmen, o h n e ueber diese Beurteilung seiner Umwelt bestimmen zu koennen.

Ist das aber das Bild von den "hoeheren Werten", das man ihm vorsetzt, so bleibt unangefochten nur ein einziger Wert, der des Geldes.

Legt man sich in diesem Augenblick Rechenschaft ab ueber die Erkenntnisse Hackers (IX, 63, 64), wonach heute bereits die Menschheit zu einem verwahrlosten Haufen, zu voellig willenlosen Sklaven in den Haenden Jener wurde, die sie manipuliert, dass selbst der in der intimsten Persoenlichkeitssphaere angesiedelte freie Wille, das Erlebnis der Freiwilligkeit vorgegaukelt werden kann, so stehen wir an einem Ort, da die Freimaurerei sich selbst als hauptsaechlich und einzig verantwortlich fuer die totale Zerstoerung menschlichen Zusammenlebens und fuer die absolute Ende alles Schoepferischen bezeichnet! Denn es ist mittlerweile bewiesene Tatsache geworden, dass alles das, was n i c h t manipulierbar war, was fest im Boden wurzelte, was aus frueheren Generationen uebermittelt worden war, von der Freimaurerei mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln vernichtet wurde. Sie hat die Vernichtung aller dieser Wertvorstellungen erzwungen, denn sie meinte, damit den Menschen zu "befreien", ihn zu Hoeherem zu fuehren. Und sie hat damit den derart jeglichen Schutzes entkleideten Menschen im Zuge ihrer Fortschrittglaeubigkeit hineingetrieben in die massivste Umerziehung und Entmenschlichung. Sie hat jene Menschenexemplare, die auf diesem Wege sichtbare Fortschritte gemacht hatten, bereits in die Fuehrungstellen der Menschheit gesetzt und hat sie dort wirken lassen. Nur mit dieser Garnitur von Un-Menschen waren die fuerchterlichen Verbrechen dieses Jahrhunderts ueberhaupt erst moeglich. Die Freimaurerei hat die biologischen Wurzeln zerschnitten, hat kulturelle Leistungen damit unmoeglich gemacht, hat gleichzeitig die derart Verkrueppelten mit Blindheit geschlagen, sodass sie unfaehig wurden, ihre Teilnahme an unfassbaren Verbrechen ueberhaupt noch zu erkennen. Man spricht von der Wuerde des Andern, die wesentlicher Inhalt der Idee von der Freiheit sei (Hellenthal), und mordet und mordet und mordet diese Anderen und bereitet weiteren Massenmord vor. Denn alle diejenigen, die das heute tun, sind Mitglieder der Loge! Von Boerner bis Reagan, von Mitterand bis Kohl.

Und man spricht von der "demokratischen Selbstbestimmung" ausgerechnet (Hellenthal) im Zeitalter des Fernsehens und der Pressediktatur und der Meinungsjustiz, die alle gehandhabt werden von Freimaurern! Die alle gesteuert werden von Freimaurern. Ist es etwas, das heute entfernter liegt als je in frueheren Zeiten, so ist es gerade diese Selbstbestimmung. Wo gibt es heute auf der ganzen runden Erde noch einen einzigen Menschen, dem es vergoennt ist, sich selbst zu bestimmen? In allen westlichen (von den oestlichen gar nicht zu reden) Laendern koennen Sie das folgende Experiment machen: Sie betreten einen Brotladen zur Zeit des grossen Publikumsandrangs. Sie kritisieren den hohen Brotpreis und fuegen den Satz hinzu: "Das ist die soziale Leistung unserer Freimaurerregierung!" Im gleichen Augenblick wird es totenstill um Sie herum, nur noch mit den notwendigsten Worten erledigt man seinen Einkauf und geht schnell hinaus. Oder Sie schreiben einen Leserbrief an irgendeine Zeitung im ganzen Westen etwa folgenden Inhalts: "Waere es nicht an der Zeit zu veroeffentlichen, welche unserer Minister Freimaurer sind?" Sie koennen ganz sicher sein, dass er nicht veroeffentlicht und auch kaum Ihnen zurueckgesandt wird. Das ist die Realitaet so grossspuriger Worte, wie sie Bruder Hellenthal ans Ende seiner Ausfuehrungen setzt: "Freiheit und Wuerde nicht nur fuer einige, sondern fuer alle!"

Zu diesen Begriffen, "Freiheit" und "Wuerde" haben wir Deutsche dann noch etwas mehr zu sagen. Umerziehung der Deutschen war naemlich die grosse Aufgabe, die sich die Sieger 1945 gestellt hatten. Man ist noch heute

dabei. Pausenlos wird ihnen vorgesagt, wie sie werten und wie sie handeln sollen, damit sie wieder zu anstaendigen Mitbuergern dieser Welt werden. In diesen Schlachtenlaerm hinein hallt nun (schon seit einigen Jahren) die Frohe Botschaft, dass es jetzt moeglich sei, diese schwere Arbeit an den Wurzeln selbst anzupacken und dieses boese Volk von Grund auf im Sinne der Sieger zu veraendern. Die Gentechnologie hat das moeglich gemacht! Endlich ist ein wirklicher "Fortschritt" moeglich. Das, was man einem Dr. Mengele angedichtet, die 'Kinder von Brasilien', wie man es bereits verfilmte, es ist technisch moeglich, sie zu schaffen. "Freiheit der Foschung" heisst das maurerische Schlagwort, hinter dessen Banner man dorthin gelangte. Moralische Einwaende sind laengst abgelehnt, denn Moralitaet ist selbst nur ein Produkt der angebeteten Evolution, ist "wissenschaftlich erklaerbarer Ueberlebensvorteil" (R. Dawkins, E.O. Wilson und andere Vertreter der "Sozialbiologie"). "Gentechnologie ist nichts als eine Fortsetzung dieser Evolution mit anderen Mitteln. So bleibt am Ende keine Instanz, von der her irgendein 'wissenschaftlicher Fortschritt' als sittlich oder unsittlich qualifiziert werden koennte. Jede Instanz, die sich zu solchem Urteil aufwerfen wollte, waere bald als ebenfalls nur vorlaeufiges Evolutionsprodukt entlarvt."(Burkhard Haneke in der NZZ 21.6.86). Und da Stillstand der Tod waere, ist die Evolution laufend fortzusetzen. Da es andererseits ohnehin niemals einen schoepferischen Akt, einen Schoepfer gegeben hat (denn solche Annahme war eines der schlimmsten Vorurteile der bisherigen Menschheit), alles von Anfang an nur (zufaellige) Evolution gewesen ist, liegt nichts ferner als in diesem Augenblick den Menschen selbst die Aufgabe zu uebertragen, die Evolution in ihrem Sinne weiterzutreiben. Mit Kernenergie. Computerkraeften und eben der Gentechnologie hat er sich selbst bereits die dazu notwendigen Werkzeuge geschaffen, hat die Entwicklung schon dorthin mit Freimaurer-Nobelpreisen und den Geldern der uebrigen Stiftungen mit aller verfuegbaren Kraft vorangetrieben (hat mit gleichzeitig von gleicher Seite gefoerderter Degenerierung der Kunst (dazu etwa VI, 37) nicht nur Gut und Boese, sondern auch gleich Schoen und Hässlich "evolutioniert"). Nicht nur die so schlecht gelittenen Deutschen kann man jetzt zur FM-Raison bringen. Was man an ihnen seit vierzig Jahren experimentiert, kann der gesamten Menschheit von Nutzen werden.

So schoen diese Aussichten auch sind, es gibt dennoch Stimmen im eigenen Lager, die warnen davor, die bereits mit Dresden und Jalta und Potsdam und Hiroshima angeschlagene Moral voellig zu beseitigen. Sie sei vielmehr einzubinden in eine Ethik, die als "kategorisches Fundament" (Reinhard Loew in "Leben aus dem Labor, Gentechnologie und Verantwortung - Biologie und Moral") "dem gentechnologischen Experimentieren am Menschen Halt gebieten muss. Auch der schönste (medizinisch-therapeutische, oekonomische, soziale und sonstige) Zweck werde moralisch untragbar, wenn er zu Eingriffen in die personale Identitaet des Menschen fuehre: was zum 'Personcharakter des Menschen' gehoere, duerfe niemals zur Disposition von Experimenten stehen". (Burkhard Haneke). Mit solcher Forderung aber wuerde auch einem Konrad Lorenz der Boden entzogen, der das Sollen, das dem Menschen vorschwebende sittliche Gebot nur als zweckmaessiges Ergebnis der Evolution sehen will. Haneke sagt dazu: "Dem 'Fulgurationismus' (K. Lorenz und Schueler), der zwar das 'ganz Neue' der moralischen Sphaere gegenueber dem bloss Naturalen herausstellt, unterlaeuft gleichwohl ein logischer Fehlschluss vom Sein aufs Sollen, indem er unterstellt, die Sollenserfahrung in menschlicher Sittlichkeit sei ein zwar kompliziertes, jedoch ganz 'natuerlich' erklaerbares Pro-

dukt des Evolutionsgeschehens. Hier geschieht - so Loew - ein theoretischer Sprung, der jedenfalls keine moralischen Pflichten zu begruenden vermag: 'Wenn naemlich eine Fulguration, hier diejenige des Sollens (der Pflicht, der Moral), aus dem Sein (dem Evolutionsgeschehen) vollstaendig 'natuerlich' erklaerbar sein sollte, dann loesst sich damit der verpflichtende Charakter des Sollens auf: Warum s o l l t e ich mich an eine Regel halten, deren nur biologische Nuetzlichkeit ich durchschaut habe?'".

Loew kommt zu dem Schluss: "Das ethische Phaenomen ist eines, das jede Rekonstruktion sprengt, welche nur das materiell Faktische zur Erklaerung zulaesst". "So erweisen die Analysen und Kritiken Loews", meint Haneke, "dass es dem evolutionaer-materialistischen Denkansatz nicht gelingt, das ethische Phaenomen, das seinen Ursprung in originaer menschlicher Selbst- und Welterfahrung hat (Fuer den Christen ist es ein von Gott gesetzter Schoepfungsakt. J.M.), angemessen zu rekonstruieren." Damit aber waere der zur allgemeinen moralischen Zersetzung treibenden Aktivitaet der Freimaurerei (deren Ergebnis auf deutschem Boden uns Anlass zu dieser Betrachtung war) von der Philosophie her ein Riegel vorgeschoben worden. Und wir werden wahrscheinlich schon bald in der "Alpina" und andern Ortes lesen koennen, dass die Freimaurerei "schon immer" diese Gefahren gesehen hat. Man wird unter Betonung moralischer und ethischer Gewandung aber dennoch nicht fuer einen einzigen Augenblick vom Fortschreiten abweichen.

Konrad Lorenz ("Der Abbau des Menschlichen", 1986) ist der Meinung, dass sich "Kulturen auf eigene Rechnung und Gefahr und ohne jeden praeexistenten Plan entwickeln" (S.78). Und er meint sodann: "Heute aber gibt eine einzige 'Kultur' den Ton an: Alle hochzivilisierten Voelker der Erde kaempfen mit denselben Waffen, bedienen sich der selben Technologien und - was wohl das Entscheidende ist - handeln auf demselben Weltmarkt und versucht, mit denselben Mitteln, einander zu uebervorteilen. Mit einem Wort: es herrschen im Hinblick auf die Aussichten einer Weiterentwicklung unserer Kultur nahezu analoge Bedingungen, wie sie fuer die Weiterentwicklung einer Tierart vorliegen, wenn intraspezifische (innerartliche) Selektion am Werke ist. Die Aussichten sind also aeusserst truebe".

Denn vorher schon sagt Lorenz: "Die kreative Selektion hat aufgehoert, auf den Menschen zu wirken. An ihre Stelle ist die intraspezifische Selektion getreten, von der wir genau wissen, auf welch bizarre Irrwege sie den Artenwandel fuehren kann". Unter solchen Irrwegen versteht Lorenz Modelle wie Apartheid und Rassebewusstsein.

"Die einzige Art von Lebewesen, die zu intraspezifischem Parasitismus (iP) befaehigt ist", fuegt ein anderer deutscher Biologe, Prof. G.H.Schwabe dem an, "ist der Mensch. Sobald eine bestimmte Siedlungsdichte ueberschritten wird (Ueberbevoelkerung) setzt die zerstoererische Wirkung des iP ein (Sucht nach 'Lebensraum'), d.h. einzelne Bevoelkerungsanteile bestreiten ihr Dasein nicht mehr autonom oder im Zusammenspiel mit ihresgleichen, sondern beuten die Gemeinschaft, in der sie leben, aus. Fortgesetzte Uebung steigert solche Faehigkeit zu hohen Leistungen, wobei die Abwehrmoeglichkeiten der Ausgebeuteten mehr oder weniger gelaehmt werden. Gleichzeitig verleihen sich die Ausbeutenden (= Parasiten) den Nimbus der Berufung oder des Auserwaehltseins, womit ihre Sonderrolle weitgehend gesichert wird. Der m.W. erstmals in der fruehmarxistischen Literatur auftauchende Begriff der "Gegennatur" (Antiphysis) muss wohl als Vorlaeufer des "Eine-Welt"- Konzepts verstanden werden, denn ihm liegt das iP-Prinzip zugrunde: Die Wirklichkeit gliedert sich nun in drei Schichten: 1.) die Auserwaehlten oder Berufenen. 2.) die regierte 'Menschheit', und 3.) alles Greifbare als Rohmaterial zur Errichtung

der 'Einen-Welt'. Sie kann nichts anderes als die Gegennatur sein. Oekologisch betrachtet ist die Eine-Welt eine vollendete Utopie, Ausgeburt des Macht- und Groessenwahns derer, die sie herstellen wollen. Die Schwaeche aller Utopien besteht darin, dass sie ausserhalb und unabhaengig von der vorgegebenen Wirklichkeitsordnung als Phantasiegebilde mehrdeutig sind und deshalb beim Versuch zur Verwirklichung nur zerstoerend wirken koennen. Das zeigt der globale Umweltzustand (die Biosphaerenkatastrophe) ueberdeutlich".

Waehrend man jetzt schon drei Herbste hintereinander ein immer groesseres Ozonloch ueber der Antarktis als Folge des vermehrten CO_2-Ausstosses festgestellt hat, "testen US-Behoerden jetzt mit einem riesigen, kuenstlich angelegten Buschbrand 50 km nordostwaerts von Los Angeles die Theorie vom 'nuklearen Winter' (dpa/ap)". Das heisst, man prueft, ob ein Atomkrieg moeglich ist. Wie weit wird dieser Wahnsinn n o c h getrieben?

Ist die vom iP bedingte Entwicklung Ursache fuer Voelkermorde, so fuehrt erst die weltweit konzipierte Eine-Welt-Utopie zur Gefahr einer vollstaendigen Vernichtung der Menschheit. Die Eine-Welt ist daher wahrscheinlich das biologische Ende der Menschheit, noch v o r dem von Konrad Lorenz vorausgesagten "Ende der Menschlichkeit".

Konrad Lorenz uebersieht also, dass unsere neue Weltkultur nicht primaer darunter leidet, dass "in den jungen Menschen die Wertempfindung fuer das Schoene und Gute von Scientismus und technomorphem Denken unterdrueckt", sondern ihr ganz bewusst und systematisch dieses Wertempfinden ausgetrieben wird. Und zwar nicht als Folge der technischen und naturwissenschaftlichen Entwicklung an sich, sondern im Zuge eines von Menschen organisierten regelrechten Feldzuges gegen alles Schoene und Gute, in welchem man sich dieser neuen technischen Moeglichkeiten in Logendisciplin bedient. So kommt es, dass diese Weltkultur auch beherrscht wird (was Lorenz nicht erwaehnt und was uns entscheidend duenkt) von der ueberall gleichen "Moral". Diese "Moral" aber hat nun einmal ganz bestimmte Zuege, wie soeben uns bereits Kosellek sagte. Was schoen ist und was gut, wird befohlen! Es braeuchte daher nicht, wie Lorenz meint, "neu erweckt zu werden". Es lebt auf in dem gleichen Augenblick, da die Logen ihre Arbeit einstellen (und dieses Aufleben nicht durch gentechnologische Eingriffe unmoeglich gemacht wurde). Es ist auch nicht so, dass die von Lorenz so gefuerchtete intraspezifische Selektion erst neuerdings am Werk ist. Es hat sie immer gegeben, seitdem des Menschen Entfaltungsraum eingeengt wurde. Sie wurde nur durch globale menschliche Eingriffe (in der antiweissen Politik besonders sichtbar, da sie hier nicht den tatsaechlichen Kraefteverhaeltnissen entspricht) herausgefordert und ueberspitzt. Auch sie ist eine Folge menschlichen Eingreifens, der Logenforderung von der "Gleichheit" (Dazu etwa in IX unter dem Stichwort "Rassenreinheit"). Gerade die von der Loge so "unnatuerlich" geforderte Rassenvermischung bewirkt das Ende eines (von Lorenz so erwuenschten moeglichen weiteren) Artenwandels. Sie toetet alle (auch kognitive) Aktivitaet ab, denn sie negiert den Lebenswillen (fuer Lorenz wesentlich fuer den "Menschen als verantwortliches Wesen").

Konrad Lorenz beobachtet, dass "die kulturelle Entwicklung der Menschheit immer schneller vor sich geht. Sie hat zur Zeit eine solche Geschwindigkeit erreicht, dass es kaum uebertrieben ist zu behaupten, die Schnelligkeit der genetischen, stammesgeschichtlichen Evolution koenne im Vergleich mit ihr vernachlaessigt, ja mit Null gleichgesetzt werden. Die Veraenderungen, die von der menschlichen Kulturentwicklung auf dem ganzen Planeten bewirkt werden, vollziehen sich jedenfalls in einem Tempo, das ein Mitgehen, ein 'Nachziehen' der phylogenetischen Entwicklung voellig ausschliesst. Der Mensch ist in hoechstem Masse bedroht". Spaeter (S. 71) spricht er davon,

dass der menschliche Geist von Elementarleistungen (Neugierverhalten, optische Wahrnehmung gestalteter Ganzheiten, u.a.) abhaengig ist, vor allem vom Gleichgewicht ihres Zusammenspiels...Ein geringes Zuviel auf der einen Seite, ein geringes Zuwenig auf der andern bedeutet eine Erkrankung dieses Geistes....Geistiges Leben ist grundsaetzlich ueberindividuelles Leben. Die individuelle, konkrete Verwirklichung geistiger Gemeinsamkeit nennen wir Kultur.... So ist die Erkrankung des Geises eine epidemische Erkrankung". Pius X. und mit ihm heute Erzbischof Lefebvre sprechen von einer "Entartung des Geistes" (aaO S. 170). Wir sprechen (zum Leidwesen eines wildgewordenen Staatsanwalts) von einer "Geisteskrankheit".

Trotz solcher Erkenntnisse spart Konrad Lorenz jedoch dauernd jene Kraft aus, die unaufhoerlich und ausschliesslich damit beschaeftigt ist, den Geist der gesamten Menschheit zu veraendern, ins Ungleichgewicht zu bringen, die Loge. Er gibt zu, dass mit nur ganz geringen Verlagerungen der Geist bereits krank wird. Und taeglich werden solche Verlagerungen gefordert! Andere Beobachter haben erkannt, dass die Loge eine Weltsicht vorschreibt, eine Moral, eine Bewertung von Schoen und Gut, die nicht die herkoemmliche ist (die die Loge zugegebenermassen ablehnt, belacht und bekaempft). Obwohl also die grossen Gefahren fuer das Menschliche vorliegen, ihre Quelle bereits unbestreitbar bekannt ist, verliert Nobelpreistraeger, Professor Dr. Dr. Konrad Lorenz darueber kein einziges Wort.

Soll diese erstaunliche Tatsache vielleicht damit erklaert werden koennen, dass auf dem Umschlag ein Foto des Autors erscheint, auf welchem er sehr deutlich den Zeigefinger erhebt? Jedenfalls wird im Impressum ausdruecklich Wert gelegt auf den Namen des Fotografen, der dieses von dem ebenfalls ausdruecklich genannten Umschlaggestalter speziell ausgewaehlte Foto schoss. Wir befinden uns auf absolutem Neuland. Doch wir sind nun einmal neugierig: Was hat Herrn Konrad Lorenz bewogen, die fuer uns allerwichtigste Frage in der allerwichtigsten Angelegenheit unserer Zeit voellig zu verschweigen? Es scheint uns voellig absurd, unwissenschaftlich, den Einfluss der Freimaurerei auf die Evolution unserer Kultur leugnen zu wollen. Ohne sie haette es keine Revolutionen und keine Weltkriege, keine Asylantenprobleme, keinen Rassenmord in Suedafrika und keine Aids-Epidemie gegeben. Bleibt so doch nur die andere Antwort: Die Freimaureri soll von solcher Kritik geschuetzt werden.

Es wird sicher Personen geben, die daran anknuepfen: Lorenz will einer zu erwartenden Kritik der Freimaurerei zuvorkommen und diese ablenken im vollen Bewusstsein, so die Freimaurerei zu schuetzen, obwohl er damit der Fortsetzung der von ihm selbst aufgezeigten verderblichen Entwicklung alle Tore offen haelt! Lorenz ist also ein Falschspieler! Das kommt dann dabei heraus, wenn man mit Zeichen auftritt, die geheimen Charakter tragen. Auf jeden Fall vermag das Buch von Lorenz Unruhe zu wecken. Das Foto aber auf dem Umschlag macht es in vieler Hinsicht wertlos. Denn es soll den wesentlichen Inhalt des Buches nur den Mitgliedern einer (mitschuldigen!) Geheimgesellschaft zugaenglich machen. Haben wir heute noch Zeit fuer solche Vorgaenge?

Die so allgemein gehaltenen Richtlinien der Freimaurerei gestatten den Bruedern ein Ausschlagen in verschiedenster Richtung. In meinen Haenden halte ich das Buch von Michael W. Fischer ueber "Die Aufklaerung und ihr Gegenteil". Da wirft nun einer dem andern vor, sein Streben "gelte der Macht schlechthin". So insbesondere die Illuminaten von den Rosenkreuzern (F. 253). "Der Aufklaerung und den Illuminaten ging es vor allem darum, nachzuweisen, dass der Rosenkreuzerorden ein Werkzeug der Jesuiten und der konser-

vativen Reaktion ist". Das wird von den Zustaenden um die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts gesagt. Heute bezeichnen sie sich als eine "Geistesschule" und haben ihre Schulungsstaetten in Bad Muender und Calw und in Bremen. Mit der Freimaurerei ueberlappen sich die persoenlichen Kontakte. Dass inzwischen das bolschewistische Kind geboren wurde, ficht sie nicht an. Der Zar wurde am 17. 7. 1917 mitsamt seiner Familie ermordet (I, 464, 465; II, 437). Und am 17. Tage des 7. Monats landete Noah mit seiner Arche. Was die Zahl 17 angeht, so ist es die geheime Zahl des Pytagoras. Bei ihm heisst es woertlich "Neben den 10 Goettern der Tetraktys gibt es noch 7 weitere, aber sie sind geheim".

Mord und Totschlag sind in unserer Welt immer wieder umgeben von kabbalistischen Zahlen. Zwei Tage vor seiner Vergiftung wurde der italienische Bankier Michele Sindona zu lebenslänglichem Kerker verurteilt, weil er am 11. 7. 1979 den Liquidator der "Banca Privata Italiana", Ambrosoli in Mailand hatte erschiessen lassen. Am 20. Maerz 1986 trinkt er im sichersten Gefaengnis Italiens eine Tasse Kaffee, in welcher Zyankali war. Auf die gleiche Art hatte man am 9. Februar 1954 den Moerder des Mafiabanditen Salvatore Giulano, Gaspare Pisciotta beseitigt. Schon unter Pius XII. war Sindona finanzieller Ratgeber des Vatikans gewesen. Doch Bischof Marzinkus war sicher nicht der einzige, der bei der Nachricht von Sindonas Tode erleichtert aufatmete.

Andere wissen, dass ihr Ende nahe ist. In der Nummer 35/1985 bringt "der Spiegel" ein Foto von "Wahlsieger Palme" auf welchem dieser schwedi-

Wahlsieger Palme

El presidente Raúl Alfonsín, acompañado por el gobernador de Córdoba, Eduardo Angeloz, habla en el acto central del centenario de la localidad de Laboulaye. (Radiofoto DYN).

sche Politiker das Grosse Notzeichen der Freimaurerei macht. Am 28. Februar 1986 wird er unter sehr erstaunlichen Begleiterscheinungen ermordet. Er geht ohne Begleitung ins Theater und begibt sich in der Pause alleine hinaus auf die Strasse. An einer menschenleeren Ecke wird er niedergeschossen. Der Taeter wurde niemals gefunden. Hat Palme seinen Tod gesucht, so wie es Sadat angesichts der ausweglosen Lage seines Landes getan hatte?

Beunruhigt habe ich die argentinische Morgenzeitung vom Donnerstag den 9. Oktober 1986 aus der Hand gelegt. Denn auf der ersten Seite wird ein Bild von unserem Staatspraesidenten gebracht, auf welchem er das Grosse Notzeichen der Freimaurerei macht. Sogar der "Zeuge", der bei solchen Fotos notwendig ist, um ihnen Aussagekraft zu verleihen, ist abgebildet. Das Foto erscheint zwei Tage vor seiner umstrittenen Reise nach Spanien, Russland, Frankreich und Kuba. Doch kaum jemand nimmt das Zeichen ernst. Alfonsin hat mehrfach schon mit politischem Theater ohne realen Hintergrund Politik machen wollen. Die dem General Ventana in Cordoba zugeschobene Verantwortung fuer eine sehr wahrscheinlich von Regierungsseite gelegte Bombe, die Behauptung von einer "Verschwoerung", in die 12 unliebsame Personen verwickelt gewesen sein sollten, die sich zum Teil niemals im Leben gesehen hatten, haben ihm den Nimbus eines Mannes gegeben, der sich nicht scheut, einen besonderen Umgang mit der Wahrheit zu haben, wenn es gilt, primitive Zuhoerer zu beeinflussen. Die Reise Alfonsins nach Moskau aber erweist sich als eine folgentraechtige Zeitbombe. Nur eine Woche nach seiner Rueckkehr verkuenden die Englaender eine 200 Meilen Zone um die Malvinen und wollen damit den Sowjets untersagen, in jenen Gewaessern zu fischen, die Alfonsin soeben gerade ihnen auf mehrer Jahre hinaus zur Ausbeutung ueberlassen hat. Konfliktstoff fuer Weltkrieg III in hoechster Brisanz.

Einen Freimaurer seiner verdienten Strafe zuzufuehren, geschah seit mehr als hundert Jahren kaum noch ungesuehnt. Das bekannteste Beispiel ist der oesterreichische Kaiser Franz Joseph. Gerade soeben, 1848, auf den Thron gelangt, liess er den wegen Hochverrats zum Tode verurteilten ungarischen Freimaurer Battyani hinrichten.

Den Mitverschworenen Kossuth und Andrassy gelang die Flucht nach England. Das Todesurteil gegen Battyani haette durch Erhaengen vollstreckt werden muessen. Nur bei Halswunden trat das Erschiessen an die Stelle des Strangs. Andererseits aber darf ein Freimaurer nur in der Loge aufgehaengt werden. So erhielt B. einen Tag vor der Hinrichtung in der Waesche einen verborgenen Dolch, mit dem er sich eine Halswunde beibrachte. So wurde er denn erschossen. Seine Witwe verfluchte den jungen Kaiser, er solle "alles ihm Liebe verlieren". Ausgefuehrt wurde der Fluch durch die "Raecherlogen" der Freimaurerei.

Darum kam es zu den Morden an seinem Sohn Kronprinz Rudolf (siehe VIII, 138 ff), ,an seinem Bruder Maximilian in Mexiko, an seiner Frau, der Kaiserin Elisabeth in Genf (VIII, 147) und zum Doppelmord in Sarajewo, 1914.

Noch im Maerz 1986 wird in der italienischen Presse die Zusammenarbeit zwischen Mafia, Justiz und Freimaurerei mit der Nennung von 20 Sizilianern mitgeteilt. Internationale Rauschgifthaendler, Unternehmer, Chefaerzte und Juristen sitzen in der gleichen Loge als Brueder nebeneinander, wie die Staatsanwaltschaft von Palermo der Oeffentlichkeit mitteilt.

Unter dem gleichen suedlichen Himmel reisst gleichzeitig in Athen die Geduld mit den "Bruedern". Zornig brausen dort die Freimaurer auf, als es in dem neuen Statut fuer die Justiz, das dem Parlament am 11. Dezember 1985 vorgelegt wurde, heisst, dass es "Richtern untersagt ist, Institutionen, Vereinigungen und Organisationen anzugehoeren, die geheime Ziele verfolgen oder ihren Mitgliedern eine Schweigepflicht auferlegen". Der Justizminister betont bei seinem Bericht ausdruecklich, "dass diese Massnahme sich auschliesslich gegen die Freimaurerlogen wendet". (Mitgeteilt von "Lectures françaises", Chiré-en-Montreuil 86190 Vouillé, CCP DPF 2920-71 M Bordeaux, Frankreich).

Doch in unseren Tagen steht die Freimaurerei in einem sehr aergerlichen Zweifrontenkrieg. Nicht nur die gesamte Christenheit und die Welt des Islam empoeren sich gegen sie. In den Ruecken faellt ihr das konservative Judentum. Hohe Wellen schlugen diese Haendel im Falle Waldheim.

Man weiss zur Genuege, dass die Judenemanzipation ein Werk der Freimaurerei ist. Sie war unabwendbarer Bestandteil ihrer Philosophie vom ersten Augenblick ihrer Entstehung an. Man konnte, selbst wenn man es wollte (wie in verschiedenen Logen geschehen) sich dem nicht widersetzen. Doch, als die Freimaurerei sich stark genug fuehlte, diesen Schritt (Napoleon war ihnen da sehr zu Diensten) zu realisieren, da war sie der festen Meinung, von ihrem Endsieg fest ueberzeugt, dass auch das Judentum sich einordnen wuerde in ihre philosophischen Prinzipien. Es kam zu der hoffnungsvollen Gruendung eines juedischen Freimaurerordens, des B'ni B'rith im Jahre 1838. Man zweifelte nicht, dass diese Organisation es fertig bringen wuerde, das Judentum in die erwuenschte Koexistenz mit den uebrigen Voelkern ueberzufuehren. Der Fall "Waldheim" belegte, dass das Ziel nach 140 Jahre noch keineswegs erreicht wurde.

Hochgradfreimaurer Kurt Waldheim (Bei Geburt hiess er noch Waclawik, erst 1918 aenderte sein Vater den Namen, den er als Tscheche nach Wien mitgebracht hatte) war Generalsekretaer der Top-Freimaurerorganisation "Vereinte Nationen" von 1972 bis 1982. In seine Amtszeit faellt jene UNO-Revolution No. 3379, die mit ueberwaeltigender Mehrheit den Staat Israel als

In a newly discovered WW II photo, Waldheim, second from left, meets with an Italian officer and two German commanders.

„Ich sah nichts ... ich hörte nichts ... ich sagte nichts ... das schwöre ich!"

Der Vorwurf, den man Waldheim macht, wird verdeutlicht durch die Zeigefinger Waldheims, die man zu Hakenkreuzen verlaengert, und durch die im rechten Winkel stehenden Fuesse: "Missbrauch der Loge durch einen Nazi" soll das heissen.

rassistisch bezeichnet, und die noch heute unwidersprochen in Kraft ist.

Als darum Anfang Maerz 1986 der Juedische Weltkongress mit "Enthuellungen" an die Weltoeffentlichkeit trat, wonach "Waldheim ein Abwehr- und Vernehmungsoffizier gewesen war, der an Saeuberungsaktionen gegen Partisanen teilnahm und von den Judenvernichtungsaktionen in Saloniki wusste", da meinte man auf juedischer Seite, damit zurueckschlagen zu koennen. Sofort fuellte sich die Buehne mit jenen Figuren, die bei den sogenannten "Kriegsverbrecherprozessen" aufzutreten pflegten. Fuenf juedische Zeugen hoben die Hand zum Eid und erklaerten, Kurt Waldheim habe sie am 26. Maerz 1944 in der griechischen Ortschaft Larissa misshandelt (er war am gleichen Tage im Lazarett am Semmering). Ein Bewohner von Beer Sheba mit Namen Jehoscha Maza, erklaerte am 15. April 1986 im israelischen Rundfunk, dass er im Maerz 1943 bei Larissa von Waldheim geschlagen und beraubt worden sei. Waldheim habe ihn mehrmals mit einem Knueppel geschlagen, zuvor seien ihm seine Barmittel und sein Schmuck genommen worden. Maza sagte, er habe Waldheim nach einem Foto in einer Zeitung sofort wiedererkannt". So teilt es das Oberoesterreichische Tagblatt mit unter der dicken Ueberschrift "Er hat mich geschlagen und beraubt". Dafuer, dass er im Partisanenkrieg Verbrechen begangen hat, genuegt, dass er "unter dem Kriegsverbrecher Loehr gedient" hat, wie die amerikanische Presse es ausspukt. Die "New York Times" bringt als Schlagzeile auf der Titelseite: "Akten beweisen - Kurt Waldheim diente unter einem Kriegsverbrecher". In der Tat wurde Generalfeldmarschall Loehr von den Partisanen spaeter ermordet. Waldheim meint zu dieser Zeit: "Natuerlich waren mir die Partisanen gegenwaertig. Sie waren der Feind. Tausende deutscher Soldaten wurden von ihen getoetet. Aus dem Hinterhalt tagtaeglich". Waldheim kann mit Stolz darauf hinweisen, dass er auf der jugoslawischen Kriegsverbrecherliste die Nummer 79924 traegt. Die FAZ meint dazu: "Moeglicherweise waren damals alle

deutschen Offiziere, die in diesem Raum eingesetzt waren, auf solchen Listen enthalten" Der oesterreichische Aussenminister Gratz meint wegwerfend: "Oesterreich hat schon ab 1948 keine Kriegsverbrecherlisten mehr aus Jugoslawien entgegengenommen und es waere absurd, jetzt von dieser Praxis abzugehen" und Simon Wiesenthal fuegt hinzu: "Die Jugoslawen haben damals tonnenweise Material ueber Kriegsverbrechen fabriziert".

Als sich der Rhorkrepierer abzuzeichnen beginnt, versucht man es mit Methoden, wie sie in ihrer Rechtswidrigkeit sattsam etwa vom Nuernberger Tribunal her bekannt geworden sind. Man versucht, "Zeugen" zu beschaffen. Es spricht fuer das hoehere Niveau der Oesterreichischen Zeitungswesens, wenn diese fiesen Vorgaenge in allen Einzelheiten sofort veroeffentlicht werden. Da behauptet "klipp und klar" der Grieche Chatzisvangelis: "Ein Kontaktmann des Juedischen Weltkongresses habe ihm Geld geboten, falls er eine Aussage gegen Kurt Waldheim mache. Der genannte Betrag: 150.000 Dollar, zum Tageskurs 2,3 Millionen Schilling". Die 'Wochenpresse' vom 3.Juni 1986 faehrt fort: "Bei der gedolmetschten Gegenueberstellung in der Halle des Grand Bretagne blieb der Ex-Partisan bei seiner Erklaerung. Frage: "Und was haben Sie geantwortet?" Chatzisvangelis: "Ich habe nicht nein gesagt. Ich sagte, ich werde darueber nachdenken". Frage: "Wann wurden Sie kontaktiert?" Ch: "Vor etwa 14 Tagen. Dann wurde ich wieder angerufen, und wir haben uns getroffen". Frage: "Was wollte dieser Kontaktmann von Ihnen?" Ch: "Soweit ich verstanden habe, haben die einen gesucht, der in der Besatzungszeit eine Rolle gespielt hat, um etwas gegen Waldheim aussagen zu koennen. Sie haben mir gesagt, ich soll ein Interview im Fernsehen geben". Frage: "Aber das, was Sie aussagen sollten, sollte auch bewiesen sein, oder?" Ch: "Nein, eine Aussage haette ihnen genuegt". Man kann sich vorstellen, was der Exekutiv-Direktor des juedischen Weltkongresses, Israel Singer meinte, als er der Wiener Zeitschrift "profil" sagte: "Die oesterreichische Bevoelkerung sollte sich im klaren sein, dass, falls Waldheim gewaehlt werden wuerde, die naechsten Jahre kein Honiglecken fuer die Oesterreicher werden".

In den USA geht der Wirbel bereits an. Der juedische Chef des Office of Special Investigations im Justizministerium (der bereits die Deportierung Rudolphs auf dem Kerbholz hat), forderte, dass der Name Waldheims auf die Liste unerwuenschter Auslaender zu setzen sei, die vom Betreten der USA beim Eintreffen an der Grenze angehalten werden. Das Wiesenthal-Center in Los Angeles will eine Million Postkarten ueber Sympathisanten an den US-Praesidenten Reagan ins Weisse Haus senden (in woertlicher Anspielung an den vorjaehrigen Bitburgrummel), um zu erreichen, dass Waldheim nicht in die USA einreisen darf.

Immerhin sieht sich der derzeitige oesterreichische Bundespraesident, Dr.Rudolf Kirchschlaeger veranlasst, sich die Kriegsverbrecherunterlagen gegen Waldheim von den UN anzufordern. Und kann natuerlich nichts Belastendes finden. Bleibt ein Foto, das der vom Juedischen Weltkongress angestellte Geschichtsprofessor an der Universitaet von South Carolina, Robert E.Herzstein in den Archiven in Washington findet. So kann man dann in "Time" den Entdecker hoeren: "The material was there for anyone to see. All you had to do was to assume the improbable. I assumed that he was an intelligence officer and it turned out that he was". The UN's own files, leaked to the press, branded Waldheim a war criminal who should be brought to trial." Mittelpunkt des gehobenen Schatzes war ein Foto, welches Waldheim in der Eigenschaft eines Dolmetschers zwischen einem italienischen und einem deutschen Offizier auf einem jugoslawischen Flugplatz zeigt. Die Haltung eines Dolmetschers ist hier sogar so deutlich, wie man sie sonst nicht so klar abgebildet gesehen

hat: Leutnant Waldheim steht mit geschlossenen Hacken, den Armen am Koerper, und bewegt nur den Kopf von der einen Seite zur anderen im Zuge seiner Taetigkeit des Uebersetzens. Es ist die vorgeschriebene Haltung, wie sie ein Major Jordan, Chef der Dolmetscher-Lehrabteilung des OKW waehrend des letzten Krieges in diese feste Form gegossen hatte. Das Foto ist daher weit ueber den "Fall Waldheim" hinaus von uebernationaler Bedeutung, denn es zeigt, wie dem internationalen Verkehr in seinen besonders beunruhigenden militaerischen Grenzflaechen auf diese Weise ein Element beigefuegt wurde, das geeignet ist, Sachlichkeit an die Stelle von Anpoebelungen zu setzen. Herrn Eisenhower fehlte ein solches Element in Reims genauso wie den Russen in Karlshorst. Es ist ein letztes Stueck abendlaendischer Lebensformen. Der Dolmetscher spricht weder fuer die eine noch fuer die andere Seite und ist beiden verpflichtet. Fuer die vergiftete Atomsphaere unserer Zeit ist es sprechend, dass auf diesen positiven Faktor niemand hingewiesen hat. Heute tritt an seine Stelle der Haendedruck der Hochgradigen mit dem zuschauenden Gesicht eines Dritten, wie es rituell von allen Abruestungskonferenzen vorgefuehrt wird.

Schon nach dem ersten Wahlgang, der Waldheim 49,6% der Stimmen gab, wurde die sozialistische Opposition hellhoerig. Denn die juedischen Beschimpfungen hatten einen deutlich positiven Effekt auf die Plattform Waldheims. Man konnte nicht uebersehen und prangerte oeffentlich an, dass die Freimaurerei ohne Ruecksicht auf sonstige Parteizugehoerigkeit massiv zu Waldheim stroemte. Kaerntens Sozialistenfuehrer Leopold Wagner wuenscht darum eine Aufloesung der Koalition mit dem "blauen Buendnispartner", der FPOe, "wenn sich herausstellen sollte, dass die Freiheitlichen wieder mehrheitlich Waldheim gewaehlt haben". Die Farbe "blau" ist die der Freimaurerei. Die "Kronenzeitung" spricht von der "tiefen Erbitterung in gewissen SPOe-Kreisen ueber das Wahlverhalten, weil mehr als die Haelfte der FPOe-Sympathisanten Waldheim ihre Stimme gegeben haetten". Der Wahlfang wird gleichzeitig von Waldheim selbst betrieben wenn er in Wahlversammlungen betont: "Ich wie Hunderttausende anderer Oesterreicher habe im Kriege meine Pflicht erfuellt" und dem Antisemitismus das Tor oeffnet, wenn er zu den Anwuerfen meint: "Wer diese Verleumder sind, sollen die Oesterreicher selbst herausfinden". Kreisky hat recht: "Was ich fuer das Uebelste halte, ist die Wahlkampftaktik der OeVP. Sie spielt ganz bewusst die Angriffe des Juedischen Weltkongresses aus, um damit auch die letzten virulenten Antisemiten, die ganz alten Nazis, fuer sich zu gewinnen".

Und dann kam es eben zur Wahl. Waldheim erhielt mehr als er selbst angenommen hatte. Es war ein runder Sieg mit fast 54% der Stimmen. Israel zog seinen Botschafter zur Berichterstattung zurueck, Aussenminister Schamir schlug diplomatische Schritte gegen Oesterreich vor, Meir Kahane zerriss im israelischen Parlament eine rotweissrote Fahne, das Parlament verurteilte die Wahl Waldheims zum oesterreichischen Staatoberhaupt einhellig, New Yorks juedischer Buergermeister Ed Koch "zaehlte die Wahl zu den abstossendsten Taten des 20. Jahrhunderts", britische Labourabgeordnete verlangten ein Einreiseverbot fuer Waldheim, "Bild"/Hamburg gibt Wiesenthal das Wort: "Der wirkliche Verlierer ist der gute Ruf Oesterreichs und die oesterreichischen Juden, die durch die auslaendische Einmischung Opfer ihrer Volksgenossen wurden". Und Kurt Waldheim beeilte sich, (hinterher!) davon zu reden, dass seinerzeit "die Oesterreicher in die deutsche Uniform gezwungen wurden". Sinowitz zog weitere Folgerungen und trat, zusammen mit einer Reihe weiterer Minister, zurueck. Gesiegt hatte ein Mann, den "Sunday Times" und "Der Spiegel" als "Mann ohne Eigenschaften", Milovan Djilas als "eine Null" bezeichneten, eben ein typischer Freimaurer.

. Israel ist vielleicht das letzte aller Voelker in dieser apokalyptischen Zeit. Es koennte eine Aufgabe haben, koennte das Sakrale, heute von der Weltfreimaurerei verfolgte und verfluchte Heilige hinueberretten in eine Welt, die dem Untergang im uebrigen macht- und kraftlos entgegentreibt. Doch diese hohe Aufgabe kann es nur dann erfuellen, wenn es mit allen anderen Voelkern zusammenlebt im Geiste der Versoehnung und geschichtlicher Warheit. Machtmissbrauch entmachtet Israel darum in seinen hoechsten Kampfzielen, in seinem Ringen um eine bessere Welt. Es ist nicht flacher Philosemitismus, so zu sprechen, es ist allgemein lebensbejahend (die Problemstellung erinnert an unsere gleichen Worte bei Erwaehnung der hitlerschen Politik im Osten). Darum ist es weltentscheidend, dass die Stimme derjenigen Juden vernommen wird, die hier auf Selbstbescheidenheit, auf Brueckenbau zu den Arabern, auf Ablehnung des Mammons als letztem Massstab, auf einen tragbaren Weltfrieden draengen, der weder Polizei noch Gerichte benoetigt, um Geschichtsfaelschungen durchzusetzen.

Heute, in der derzeitigen Situation kann Dr. Yaacov Ben-Chanan in der HNA aus Anlass der Kritik an dem Fassbinderstueck "Der Muell, die Stadt und der Tod" am 1. Februar 1986 schreiben: "Ich beobachte... ueberall in Deutschland mit allzuwenigen Ausnahmen diese voellige Gefuehlslosigkeit gegenueber den Opfern der Deutschen von gestern - nicht nur gegenueber Juden". Und faehrt fort: "Diese Gefuehllosigkeit ist der notwendige Schutzmantel fuer Menschen, die ihre eigene Geschichte nicht verarbeitet haben, sei es die persoenliche oder die nationale. Da ist so vieles angestaut an Schuld, Angst, Scham, Wut, einiger Verletztheit natuerlich auch, dass es eines Panzers bedarf, damit nicht alles ausbricht in Chaos und Zerstoerung".

Dieses vollstaendig schiefe Bild von unserer deutschen Seelenlage ist leider heute tonangebend. Es geht derart weit an den Tatsachen vorbei, dass ein deutscher Leser im allgemeinen nur den Kopf schuetteln kann ueber so viel Unsachlichkeit, ja Bosheit und Frechheit uns Deutschen gegenueber. Damit, dass so etwas nicht einmal offen gesagt werden darf, verstaerkt sich diese Reaktion nur noch.

Wir sind ein Volk, das, wie tausend andere, sehr gerne zugefuegtes Leid vergisst und freudig, unbelastet an der Zukunft baut. Uns liegt es nicht, im Zentrum unseres Lebens eine Klagemauer zu errichten. Niemals haben wir die Forderung erhoben, einen Ilia Ehrenburg vor Gericht zu stellen oder einen Lindemann oder einen Einstein. Wir haben nicht eine einzige Fensterscheibe eingeworfen, als man deutsche Graeber in We rl schaendete oder in Buenos Aires. Doch man soll sich davor hueten, solches Hinnehmen von Gemeinheiten und Frechheiten und Verbrechen geschehe, weil wir keine Kenntnis davon genommen haetten. Bisher hat die Regierung der Bundesrepublik Deutschland 74,2 Milliarden DM sogenannter "Wiedergutmachung" gezahlt und man schaetzt die letzte Zahl auf 91 Milliarden Mark. Wir sind der Auffassung, dass ein Nichterwaehnen der Schaeden, die man uns Deutschen in der ganzen Welt zufuegte, keineswegs diese Forderung fuer immer vom Tisch fegt. Wir betrachten die augenblickliche Lage als Ausfluss einer Machtlage und warten sehr geduldig darauf, dass wieder moralische Wertung einzieht in die internationalen und menschlichen Beziehungen.

Freimaurerstaaten rundum

Das ruchlose Machtspiel, das die aussereuropaeische Welt 1939 vom Zaune brach, hat sie heute in ein unloesbares Dilemma gefuehrt. Mit dem Untergang Europas als schoepferischem Zentrum der Welt und dessen Ersetzen durch wahnwitzige Einweltsversuche ohne eigentlichen Gehalt, mit dem Vernichtungskampf gegen Wagemut und Initiative hat ein Rueckschritt seit 1945 eingesetzt, der Angst als wichtigstes Bindemittel fuer die Milliardenheere von Knechten und Sklaven ausbildete und der an die Stelle der versprochenen Freiheit von Furcht die bereits krankhafte Idee der Sicherheit gesetzt hat. Die Jagd auf alles zum Freiwild erklaertes Deutsche hat darum in boesem Gewissen ihren Ursprung.

Eigentlich am geistlosesten ging man in den Vereinigten Staaten in letzter Zeit gegen alles vor, was deutsch sprach. Da steht zwischen den beiden Voelkern nach wie vor die masslose Hetze im Zuge der Verfolgung des Moerders des Lindbergh-Babys. Damals zahlte die Familie Lindbergh 50.000 Dollar Loesegeld, doch die Noten waren markiert. Das Kind wurde sechs Wochen nach der Verschleppung tot aufgefunden. Vier Jahre danach tauchten einige dieser Scheine auf und man nahm den deutschen Schreiner Richard Hauptmann fest, in dessen Haenden sie sich befunden hatten. Dieser erklaerte, dass ihm das Geld in einem Paket von seinem Gesellschafter, dem Juden Isidor Fisch zur Aufbewahrung anvertraut worden sei. Fisch sei nach Leipzig gezogen und Hoffmann haette nichts wieder von ihm gehoert. So haette er jetzt das Geld an sich genommen. Es war 1936 fuer die Kriegstreiber in den USA d a s gefundene Fressen. Die Zeitungen ueberschlugen sich in widerlichsten Hetzartikeln gegen den Kindesmoerder Hoffmann im besonderen und alle anderen Deutschen im uebrigen. Die 86 jaehrige Witwe Hoffmanns bemuehte sich um eine Rehabilitierung ihres unschuldigen Mannes. Der Oberste Gerichtshof der USA hat im Januar 1986 die Klage zurueckgewiesen!

(Der Deutsch-Suedafrikaner", August 1986, bringt eine ausfuehrliche Darstellung zu diesem Justizverbrechen gegen Bruno Richard Hauptmann unter Erwaehnung des amerikanischen Rechtsanwalts Robert Bryan, der 90.000 Dokumente zugunsten Hauptmanns jetzt zusammenfasste. Der Prozess gegen Hauptmann war der erste Schuss im II. Weltkrieg, der von den USA ausging).

Das Tauziehen um Bernhard H. Goetz (VIII, 143) betrachten wir vom gleichen Blickwinkel aus. Von der ersten Jury im wesentlichen freigesprochen, wurde er von einer zweiten Jury verurteilt. Ein Pastor Daughtry in Brooklyn meinte dazu: "Das Urteil ist unglaublich, aber es passt sehr gut zu anderen Richterspruechen, die beeinflusst zu sein scheinen von Hautfarbe oder voelkischer Herkunft und nicht etwa von Fairness gegenueber den richterlichen Verpflichtungen". Daraufhin griff der Oberstaatsanwalt von Manhattan ein und es wird zu einer dritten Grand Jury mit oeffentlicher Verhandlung kommen.

Daughtrys Bemerkung spielt an auf eine Erscheinung, die nun auch Gegenstand eines Aufsatzes von dem Historiker Wilfred McClay im "American Scholar" war, naemlich der Einfluss der Hitlerfluechtlinge, der sich in den dreissiger Jahren wie eine schwere Last auf das intellektuelle Eigenleben Amerikas legte. Er nennt mit Namen Theodor Adorno, Hannah Arendt, Herbert Marcuse, Erich Fromm, Erik Erikson, Bruno Bettelheim, Wilhelm Reich,

Karen Horney, Paul Tillich, Walter Gropius, Ludwig Mies van der Rohe, Hans Hofmann, Josef Albers, Arnold Schoenberg, Paul Hindemith, Kurt Weill, Otto Preminger, Fritz Lang, Bully Wilder, Albert Einstein, Hans Bethe, uebersieht nur noch Thomas und Heinrich Mann, Bert Brecht, Lion Feuchtwanger, Max Reinhardt, und Erwin Piscator (aufgezaehlt in dem Aufsatz "Wie modern ist die Moderne?" in der FAZ von Joerg von Uthmann). "Ungewoehnlich ist, dass McClay die Schattenseiten dieser kulturellen Transplantation betont" (Uthmann).

In manchen Faellen hatten wir dann nach 1945 das Glueck, diesen Personen wieder in Europa begegnen zu koennen. Aber auch diese Heimkehr (in ein von ihnen beschmiertes und zerstoertes Heim) verlief oft nicht ohne Widerstand. Marcuse konnte sich spaeter damit bruesten, den Pariser Maiaufstand geschuert zu haben mit seiner akademischen Hetze. Thomas Mann aber nahm man seine giftigen Angriffe zunaechst doch noch sehr uebel. Zu seinem 75.Geburtstag erscheint am 6.Juni 1950 in der FAZ ein Geburtstagsartikel von Gerhard Nebel, in dem man lesen konnte (wie Schrenck-Notzing auf S.258 aaO erinnert), Mann sei ein "Exponent einer bis zur Dummheit gehenden Abneigung gegen Deutschland", der getrieben wird von der "Vernichtungslust in Form von moralischen Urteilen". Sein Hass ist "weltgeschichtlich nicht mehr aktuell", er gilt einer untergegangenen Gestalt des globalen Buergerkrieges.. "er ist Thomas Manns private Lust und nichts anderes als die Aussenseite einer masslosen Eitelkeit, wie sie sich nicht nur in jedem seiner Saetze, sondern etwa auch in der Behauptung ausspricht,er repraesentiere den deutschen Geist". Heute hat man diese unumstoesslichen, objektiven Tatsachen laengst wieder beiseitegeschoben (eine Frontverschiebung mitten im Frieden) und ist uebergluecklich, Mann nach gekuensteltem, eitlem Widerstreben bewogen zu haben, wieder deutschen Boden zu betreten, Wo man ihn dann mit Ehren und nicht zuletzt mit Geld ueberschuettete.

Die bereits erwaehnte Auslieferung eines Greises an Jugoslawien ist nichtwegzudenkender Teil der heutigen nordamerikanischen Vorkriegspolitik. Sie begleitet den von Washington ausgeheckten und prompt befolgten Kohlschen Besuch in Belgrad. Es sind bezeichnende Zuege einer Politik, die dann alles Humanitaere schnell verleugnet, wenn es um Weltpolitik geht. Sie entwerten damit auch die theoretischen Eroerterungen, die sich der westdeutsche Aussenminister Dietrich Genscher vor einer Gruppe deutscher Voelkerrechtler 1986 in Bonn erlaubte. Er verlor naemlich Zeit und Gesicht mit der Bemerkung, "menschenrechtliche Verpflichtungen sind eine legitime Forderung. Es ist im modernen Voelkerrecht keine Einmischung in innere Angelegenheiten eines Staates, diese durchzusetzen". Er wies im uebrigen darauf hin, dass "zu den besonderen Interessen der BRD das zwingende voelkerrechtliche Gewaltverbot in der UNO-Charta gehoert". Wir Deutsche fragen uns dabei nur, w e r denn nun die Bundesrepublik Deutschland zu humanitaerem Handeln auffordert und zwingt, denken wir etwa an die Verschleppung Thies Christophersens an der belgischen Grenze oder an die Passentziehung Ernst Zuendels oder an die Versagung der Grundrechte bei der allgemeinen Ablehnung der Asylantenpolitik. (Zu letzterem nehme man Kenntnis von Nr. 3/1986 von "Recht und Justiz". herausgegeben vom Deutschen Rechtsschutzkreis, D 4630 Bochum, Postfach 400215). Oder auch an die ungeheuerliche Entgleisung der polnisch-roemischen Kirche, von der uns "Eidgenoss" (Nr. 7/1986, CH 8401 Winterthur) berichtet: "In der Katharinenkirche zu Danzig haengen in der Reihe des Kreuzweges Christi zwei Bilder, auf denen die Haescher Christi deutsche Uniformen tragen. Maenner mit deutschen Stahlhelmen schlagen grosse Naegel in die Handflaechen Christi". Derartige Hassprodukte sind die Antwort auf die Milliarden-

summen, die die BRD den polnischen Insurgenten geschenkt hat. Dabei folgt Polen nur dem Roemischen Vorbild. Im September 1977 wurde an der Peterskirche in Rom eine Bronzetuer eingeweiht, auf der als Symbol des "Boesen" die Erschiessung von Geiseln durch deutsche Sicherheitsorgane dargestellt ist (siehe V, 34).

Die erwaehnten Ausfuehrungen Genschers in Bonn sollen Anlass sein zu allgemeineren Bemerkungen ueber die deutsche Aussenpolitik, wie wir diese erlebt haben.

Unausloeschbar hatte ich es erlebt, wie ein prachtvoller, vierschroetiger SA-Fuehrer, den unser Staatsfuehrer fuer geeignet hielt, in schweren Stunden unseren Volksgenossen Hilfe und Rettung zu sein, 1944 theatralisch und feige voellig versagte und die, die ihm vertraut hatten, in den grausamen Tod schickte. Ich hatte es erlebt, wie ein nicht minder prachtvoller NS-Fuehrungsoffizier sich einbildete, den Krieg verlaengern zu duerfen ohne Ruecksicht auf weitere Tausende von Toten. Ich hatte es erfahren, dass die glanzvoll uniformierten Diplomaten ihre Botschaft mit auf halbmast gehisster Reichsfahne in kopfloser Panik in Stich liessen und hilfeheischende Staatsangehoerige niemanden mehr antrafen.

Das alles geschah damals, als das Deutsche Reich besiegt worden war. Was erst muessen wir danach erwarten, wenn ein Atomsturm ueber Deutschland und die Welt fegt? Wo werden d a n n diejenigen sein, die heute so viel von "menschenrechtlichen Verpflichtungen" predigen, wo werden sie dann helfen und ordnen, wenn sie schon heute aller Zivilcourage entbehren, ihre gesellschaftliche und voelkische Verantwortung in den Kot der Gosse ziehen und nur auf Weisung von oben reagieren? Wenn sie schon heute sowohl in der Bonner Zentrale wie in den Aussenposten die Flinte ins Korn werfen und sich vor Entscheidungen druecken angesichts von Geburtenrueckgang, Aids-Gefahr, verpesteten Waeldern, Pershing II-Stationierung, Atomkraftwerken, Asylantenzustrom, Tuerkeninvasion? Darf ich einmal vergleichen? Damals, 1934, wuenschte man Diplomaten, die heldisch in Schaftstiefeln auftreten, und es wurde ein Debakel daraus. Heute wuenscht man im Gegenteil aus berufenem Munde im AA selbst Staatsvertreter, die sich aus einer tausendjaehrigen Geschichte feige stehlen sollen und Fleisch und Blut gewordene Traditionen wie ein als unmodern verschrieenes Kleidungsstueck ablegen, die vor Phantomen niederknieen und Millionenspenden an Fremde verteilen und mithelfen, das tuechtige deutsche Volk zu erniedrigen und zu bespeien und ihre Elends-Moral auch noch in andere Kontinente zu verpflanzen. Es kann so zu gar nichts anderem kommen, als wieder zu einem fuerchterlichen Debakel. Damals widerstand in den Ueberlebenden ein gesundes Empfinden fuer das Notwendige, fuer gegenseitige Hilfe und Anpacken und ersetzte so das obrigkeitliche Versagen. Heute fehlt dieses vollkommen, wurde ausgetrieben und verboten. Wirkliche deutsche Not wird dabei verharmlost und verdraengt. Was also koennen wir Deutsche in der Welt da noch erwarten? Hat mich 1934 die kalte Sorge gepackt, als ich erfuhr, wie man das Deutsche Reich aufbauen und vertreten wollte, so bin ich heute von Angst erfuellt, von grenzenloser Angst vor sehr viel Schrecklicherem, genauso wie damals Unvermeidlichem. Diese Vergleiche liegen in meinem Leben verwahrt, in der Erfahrungsspanne, die es umschliesst. Genauso wie damals die grossen Hoffnungen zunichtegemacht worden waren, die wir im Januar 1933 an einen wolkenlosen Himmel schrieben, so ist auch heute alles zerstoben was an Aussichten auf eine bessere Welt den ewiggutglaeubigen Deutschen 1945 vorgebetet wurde. Wir vom Jahrgang 1914 haben damit zweifach eine voellige Enttaeuschung erlebt. Die zweite ist in ihrem Umfang und in ihren Folgen schlimmer noch als die erste. Sie beginnt

erst in diesen Tagen in die Seelen einzudringen. Genauso wie damals ist es verboten, ihr Ausdruck zu verleihen, genauso wie damals ist es ein Majestaetsverbrechen, zu behaupten, die Regierenden haetten teil an einer planmaessigen Irrefuehrung.

Auf wie toenernen Fuessen die Vereinigten Staaten stehen, hat sich erst wieder im Zuge des sogenannten "Irangate" ergeben, als naemlich im November 1986 "herauskam", dass durch Hintertueren Waffen an den Iran, Gelder an die Contras in Nikaragua und an die Rebellen in Angola ohne Wissen des Kongresses und im Gegensatz zu seinen bekundeten Wuenschen geliefert worden waren, und man den Eindruck haben musste, als sei es ein Verbrechen, wenn eine nordamerikanische Regierung draussen in der Welt antikommunistische Massnahmen ergreift. Einmal war ich Zeuge der Primitivitaet und zugleich Verschlagenheit, mit der die Medien in den USA vorzugehen pflegen. Wie ueblich, wenn ich in New York war, wohnte ich bei einem Freunde, der als UN-Beamter sich eine Wohnung ganz in der Naehe seiner Arbeitsstelle in der E 47. Strasse gekauft hatte. Wir kamen gerade von einem Ausflug zum Bear Mountain zurueck, als wir die "Protestkundgebung" gegen den Pardon erlebten, den Ford Nixon in der Watergate-Angelegenheit gewaehrt und der den Zorn der ewigen Hetzer hervorgerufen hatte. Da standen sie nun, die bestellten und bezahlten etwa fuenfzig Maenneken hinter fuer so etwas bereitgehaltenen Holzbarrikaden und groehlten und schwenkten Transparente, wenn ein Fotoapparat oder eine Fernsehkamera sich ihnen zuwandte. Ich fragte die armseligen Gestalten, die sichtbar in ihrem Besten aufmarschiert waren, um besser Staat machen zu koennen, um sich ein paar cents mit diesem Theater zu verdienen, wo ich mich melden muesse, um ebenfalls dafuer bezahlt zu werden. Ohne Zoegern nannte man mir die Adresse.

Es gibt Gebiete auf dieser Erde, an denen man das Neue Voelkerrecht gerne erproben wuerde. Berichte ueber die (angeblichen) dortigen Zustaende fuellen seit Jahrzehnten die Journaille und den Bildschirm. Man tut so, als haette man die Moral gepachtet und der Grosse Baumeister Aller Welten fordere geradezu die Einmischung. Mit Geld und mit Waffen, mit Terror und mit Luegen geht man vor und stellt alles in den Rahmen geheiligter Institutionen wie Nobelpreisstiftung, Amnesty International, Weltbank und natuerlich der Kirchen.

Winnie Mandela (beinahe haette sie anstelle von Eliezer Wiesel den Friedensnobelpreis bekommen), Frau des in Suedafrika inhaftierten Nelson Mandela, verspricht bei ihrem Westdeutschlandbesuch 1986, sie wolle "das Land mit Streichhoelzern befreien". Das geht dann, wie in 508 Faellen (bis 1.5.86) bereits erfolgreich praktiziert, so vor sich:

1. Dem vor Todesangst zitternden Opfer werden von seinen Moerdern sofort beide Haende abgehackt, damit es sich nicht mehr wehren kann. Im "mildesten" Fall werden die Haende mit Stacheldraht zusammengeschnuert.
2. Ein alter Autoreifen wird dem Opfer ueber die Schultern gestreift und mit Benzin oder Diesel getraenkt. Diesel ist beliebter. Es haftet laenger brennend auf der Haut.
3. Der Treibstoff wird mit Streichhoelzern entzuendet. Wenn dem Opfer die Haende noch nicht abgehackt wurden, muss es seine "Halskrause" (so nennt es Frau Mandela) selber in Brand setzen.
4. Der Treibstoff entzuendet den Reifen, der in kuerzester Zeit eine Temperatur von 400 bis 500 Grad Celsius erreicht.
5. Der brennende Reifen qualmt heftig. Die entstehenden Kohlenstoffgase erreichen eine Temperatur von ungefaehr 300 Grad Celsius. Beim

Winnie Mandela, Besucher
„Das Land mit Streichhölzern befreien“

Mandela/Brand

Bischof Tutu und Gemahlin

Einatmen zerstoeren sie das Luftroehren- und Lungengewebe des Opfers.

6. Der schmelzende Gummi des Autoreifens laeuft an Hals und Koerper des Opfers herunter und brennt sich immer tiefer in das Fleisch ein. Der Reifen kann nicht mehr geloescht werden. Wasser ist dafuer ungeeignet. Das Opfer ist jetzt ein lebender Leichnam.
7. Bis zum Eintritt des Todes koennen 20 Minuten vergehen. Waehrend sich das Opfer vor Schmerzen windet und schreit, stehen die Moerder daneben und lachen und amuesieren sich (dazu Bild in V, 412). Familienmitglieder des Opfers versuchen haeufig dem Verbrennenden zu helfen. Aber die Moerder wissen, dass das nicht mehr moeglich ist. der geschmolzene Gummi gleicht kochendem Teer und kann vom verbrannten Fleisch nicht mehr getrennt werden.

Vorgefuehrt wird Frau Mandela im "Spiegel" unter dem Zeichen des Zeigefingers. Es waere nicht mehr notwendig gewesen, einen derartigen Hinweis auf diejenige Geheimorganisation zu bringen, die hinter der westdeutschen Suedafrikapolitik steht. Den gleichen Zeigefinger erleben wir bei Leah Tutu, der Frau des soeben mit dem Nobelpreis ausgezeichneten schwarzen anglikanischen Erzbischofs von Kapstadt. Er haette schon 1981 den Friedensnobelpreis bekommen sollen. "Der Spiegel" berichtete damals am 19. Oktober: "Er hatte Pech. Zwei Tage vor der Preisverkuendigung hatte Tutu vor einem Gericht in Johannesburg zugeben muessen, dass er 14.000 Rand (33.000 Mark) aus Kirchenmitteln fuer sein Haus in Lesotho abgezweigt hatte. Insgesamt kann Tutus Kirchenrat Ausgaben von rund einer Million Rand, vorwiegend aus Zuwendugen europaeischer Schwesterkirchen, nicht belegen. Bei der Osloer Preisvergabe ging Tutu dann auch leer aus". Fuenf Jahre spaeter war die Riesenunterschlagung des schwarzen Kirchenfuersten vergessen.

Herr Mandela ist in der Leitung des ANC (25 eingetragene Kommunisten in der Parteifuehrung) einstweilen ersetzt worden von Oliver Tambo. Dieser wurde von Willy Brandt nach Deutschland eingeladen. In Suedafrika ist seine Organisation als "kommunistisch" verboten. So muss ihr in Simbabwe, dem ehemaligen Rhodesien, amtierender Vertreter dementieren, was man von seinen Leuten sagt: "Wir haben unsere Strategie nicht geaendert und werden nicht nunmehr weisse Schulkinder bekaempfen". Die Meldung trifft bei mir gleichzeitig ein mit den Bildern, die ich dem Leser bereits von dem Massenmord an weissen Kindern vorlegte.

Und wieder am gleichen Tage erhalte ich einen Ausschnitt aus einer Bremer Zeitung mit der dicken Ueberschrift "Stummer Protest aus der ganzen Welt". Sollte man doch von dem Verbrechen gegen die weissen Kinder in der BRD Notiz genommen haben? frage ich mich. Die Unterueberschrift klaert mich auf: "Kunst gegen Apartheid im Uebersee-Museum". Ein Berliner Politmaler namens Wolf Vostell verstand die Stunde und stellte eine 2,4 Meter hohe und 5,4 Meter breite Collage mit dem Titel "Schwarze Kreuzigung" vor. Fuer eine "weisse Kreuzigung" haette er keinen cent bekommen, denn die Deutsche Evangelische Kirche zahlt nur den schwarzen Massenmoerdern. Auch von einem Protest Genschers zugunsten seiner geliebten humanitaeren Sendung ist uns nichts bekannt geworden.

Es gibt viele sachlich untermauerte Stimmen, die darauf hinweisen, dass (wieder einmal) die Ideologie mit der Freimaurerei durchzugehen droht. Doch ebensowenig, wie sie sich schuldbewusst rueckwaerts erinnert an ihre vorherigen blutigen Fehlschlaege von 1789 bis 1848 bis 1917 bis 1945, ist sie bereit, die jetzt schon ein halbes Jahrhundert waehrende Einmischung in Suedafrikas Gesellschaft zu stoppen. Im Gegenteil, dass das alles nur zu Blut und wieder Blut

gefuehrt hat, zum Buergerkrieg, ist ein Zeichen, dass man eben noch mehr morden muss. Denn wenn dann nur eine Partei noch ueberlebt, dann wird ja wohl Ruhe einsetzen. So etwa, wie man sich das 1919 in Russland gedacht hat. "Von aussen wie von innen werden radikale Rezepte an Suedafrika herangetragen, deren Tragfaehigkeit oft zu bezweifeln ist" lesen wir selbst in der NZZ bei einer Besprechung des Buches von Heinz-Dieter Ortlieb und Dieter Loesch "Was wird aus Suedafrika?". Doch, die Vernunft steht bei den Freimaurern nur noch auf dem Papier. Man kann noch so kalt berichten, immer werden sie den unangenehmen Nachrichten vorwerfen, sie seien entstellt oder Ausnahmen.

"Angst vor afrikanischen Zustaenden" herrscht bei vielen Beobachtern. Was das bedeutet, erfaehrt man etwa von Dr.Siegfried Bethke (Stuttgart-Hohenheim), der ebenfalls in der NZZ meint: "In juengerer Zeit mehren sich die Stimmen, die den Afrikanern selber die Hauptschuld an ihrer eigenen Misere zuschieben wollen. Unter solchem Blickwinkel kann zunaechst die als ketzerisch anmutende Frage gestellt werden, ob es entwicklungspolitisch weise war, die Kolonien vor 20-25 Jahren gleich mit voller Souveraenitaet in die Unabhaengigkeit zu entlassen, obwohl sie wirtschaftlich, politisch und administrativ nicht lebensfaehig waren... Sind nicht ueber 70 Staatsstreiche seit jener Zeit sowie verbreitete Despotenherrschaft, irrationale Extravaganzen und Korruption, zahllose Stammeskriege, Repression und Fluechtlingsstroeme und -elend in der Rueckschau Hinweis darauf, dass die meisten Laender, auf sich allein gestellt, nicht in der Lage waren, ihre Geschicke in einer Weise in die Hand zu nehmen, wie es die moderne Welt erfordert?"

Unter zahllosen anderen Beweisen mag Dr. Bethke dabei etwa daran gedacht haben, dass Tansania, unser ehemaliges Deutschost, noch 1973 Selbstversorger an Weizen war. 1977 fuehrte es bereits 33.000 Tonnen ein und 1984 schon 200.000 Tonnen. Das geschah unter dem freiheitlichen Redefluss des Freimaurers Nyerere und dem ununterbrochenen Strom von Entwicklungsgeldern aus Bonn als praktisches Ergebnis angewandter Menschenrechte.

Auch weiterhin liess Bonn keine Gelegenheit verstreichen, das ruchlos fanatisierte Machtdenken der Einweltler in Suedwestafrika durchzusetzen. Waehrend man den westdeutschen Botschafter Carl Lahusen in Pretoria abloesen will durch den "einaeugigen Dilettanten (so Josef Strauss) Hans Guenter Sulimma, proschwarzen Weggenossen des fuer Suedafrika unter Herrn Genscher zustaendigen Referatsleiters fuer Suedafrika Hans Joachim Wergau, entsendet man einen Legationsrat Gertz nach Windhoek, um den dortigen Deutschen Unterricht zu erteilen. Dieser Mann meint, "es gibt in der Geschichte bisheriger Freiheitsbewegungen keine Beispiele dafuer, dass Weisse ins Meer getrieben wurden", weiss also nichts von den 2 Millionen Algerienfranzosen, von den 700.000 Portugiesen in Angola, von den Vertreibungen aus Mozambique, aus dem Kongo und Katanga, von den Vertreibungen in Tripolis bis Erythrea, von der Entwicklung im "befreiten" Rhodesien, und von den handfesten Versprechen der Freunde Genschers in Suedafrika, und der SWAPO. Als man Herrn Gertz darauf hinweist, dass man es als doppelten Masstab Bonns sehen muesse, wenn Genscher mit der nicht gewaehlten Partisanenregierung Angolas verhandelt, nicht aber mit der gewaehlten Regierung von Suedwest, da meint er, "dass es nicht immer um moralische Masstaebe gehe, sondern manchmal das Gebot politischer Klugheit wichtiger sei"! Von einer Bonner Stellungnahme zu den Frelimomassakern in Mozambique, wo die Regierung nach den schrecklichen dokumentarischen Veroeffentlichungen von Peter Hammondruecksichtslos gegen die Bevoelkerung der Provinzen Tete und Zambezia in der Form eines Genozids vorgeht, ist nicht die Rede. Ebenso wenig natuerlich davon, dass die von Bonn bezahlte Regierung in Luanda che-

mische Waffen einsetzt, die zur Erblindung von Gegnern fuehrte und die Blaetter der Baeume schwarz macht. Es sind ja nur Episoden in der ersehnten Entrechtung der Weissen.

Etwa gleichzeitig erscheint der Praesident des westdeutschen Bundesverfassungsgerichts, Prof. Wolfgang Zeidler, um in Windhoek die westdeutsche Verfassung als Vorbild fuer Suedwest anzupreisen. "Fuer uns waere das Selbstmord" antwortet ihm die "Allgemeine Zeitung" am 18.September 1986. Gleichzeitig bohren die kleinen Freimaurerlein, um im Schulwesen "Tatsachen zu schaffen, bevor eine Verfassung erstellt ist". Einer ruehrigen Gruppe gelingt es (ganz genau nach dem Schema, das wir an deutschen Schulen in Suedamerika erlebten, weswegen man den festen Eindruck hat, dass auch hier von einer geheimen zentralen Stelle aus die Brueder angeleitet werden) den Vorschlag an der HPS einzubringen, "im dritten Teilzweig nur deutsch als dritte Sprache, also nicht als Versetzungsfach einzufuehren". (In Bariloche sprach man im gleichen Augenblick von der Schaffung einer "Pitman-Schule".) und schwarze Kinder ins Schulheim zu lassen. Als sich "eine prominente Persoenlichkeit, die wegen ihrer vielfachen Aktivitaeten im Schulwesen und in der Politik nicht naeher genannt sein wollte" oeffentlich gegen diese Unterwuehlung wendet, sind die im Dunkeln taetigen Initiatoren empoert und fuehlen sich abgestossen von solcher Anonymitaet! Sie selbst wollen ungenannt bleiben, aber der Gegner muss gestellt werden, damit man ihn dann, persoenlich werdend, angreifen und verleumden kann. Auch das ist Freimaurer-Arbeit in Reinkultur.

Wir erinnern uns der Lage, in die Chile durch das marxistische Experiment Allendes gekommen war (insbesondere dargestellt in Bild und Wort in III und IV). Und vergessen auch nicht, mit welchem Feuereifer dieses Projekt von der ganzen Freimaurerwelt selbst dann noch unterstuetzt wurde, als sein schrecklicher Fehlschlag jedem klar geworden war. Sogar bis ueber den Selbstmord Allendes hinaus blieb man in einigen Machtzentralen der unverrueckbaren Meinung, dass da der Maertyrer einer guten Sache ins Gras beissen musste. Die roten Verbrecher, die zu jenem Augenblick aus Chile fliehen mussten, erhielten bereitwilligst Gelegenheit, ihre Greuelluegen anzubringen. Je weniger sie Gefahr liefen, bei ihrer Unwahrheit ertappt zu werden, um so blutiger wurden ihre Berichte. Hier in Argentinien konnte ich es belustigt zur Kenntnis nehmen, wie die Folterungen zunahmen von Bariloche an der chilenischen Grenze bis nach Buenos Aires und dann nach dem Aussteigen aus dem Flugzeug in Zuerich oder in Frankfurt. Das war wie beim Jaegerlatein oder bei jenen Fischen, die beim Berichten noch nach dem Tode taeglich weiterwuchsen. Heute aber hat man vor allem eines voellig vergessen: Es war ja gar nicht Pinochet, der dem Regime Allende sein Ende bereitete. Die Militaers waren viel zu spaet gekommen, das Land lag hilflos und zerstoert vor ihnen am Boden, als sie endlich eingriffen. Es waren die Transportarbeiter und die Minenarbeiter und die Landarbeiter gewesen, die der UP, der "Union Popular" den Garaus gemacht hatten. Die Arbeiter, nicht etwa die Buerger oder die Offiziere hatten Chile gerettet. Erst wenn man diese unumstoessliche Tatsache bedenkt, kann man sich ausrechnen, was die Zukunft bringen wird. Aufgehetzte Jungen, die jede Unterstuetzung von Bonn und Washington erhalten, die die marxistische Zeit nicht persoenlich erlebten, sehen in Pinochet ihren Hauptfeind, und merken gar nicht, dass ein solcher Kampf im luftleeren Raum verpuffen muss. Tatsaechlich ist Pinochet in diesem Augenblick die einzige Garantie fuer Ruhe und Ordnung. Nur er kann noch ein zweites Nikaragua, einen zweiten Libanon verhindern. Mit gutem Recht haben ihn darum die Rotary Clubs von Argentinien und Chile im November 1986 mit dem Orden "Condor de los Andes" aus-

gezeichnet fuer seine "dauernden Bemuehungen um den Frieden". Herr Genscher wird da ganz entschieden umdenken muessen, will er sich nicht mit seiner Chilepolitik ins Aus manoevrieren lassen. So ein wenig hat man das auch in Bonn begriffen. Denn, als nach dem fehlgeschlagenen Attentat auf Pinochet im September 1986 der Fuehrer der Christdemokraten, Gabriel Valdes eine Bettelreise an den Rhein unternahm, da machte man ihn darauf aufmerksam, dass es angebracht sei, sich mit den Militaers bezueglich eines Uebergangs zur Demokratie friedlich zu verstaendigen. Bisher hatte man naemlich alle derartigen Bemühungen immer wieder zurueckgewiesen, wenn sie konkret werden sollten. Im ideologischen Wahn fuehlte man sich stark genug, "Pinochet einfach ausserlandes jagen zu koennen". Die Riesenkundgebung, die zwei Tage nach dem Attentat vom 7. September vor der Moneda stattfand, hatte die Maulhelden belehrt, dass sie bei Wahlen wohl kaum mehr als die auch frueher mit Ach und Krach erreichten 30% der Stimmen bekommen wuerden. Sieben Stunden lang war die Bevoelkerung vor der ausharrenden Regierung vorbeimarschiert und hatte eine harte Hand gefordert gegen die vom Ausland bezahlten und gelobten Attentaeter. Auch bei dem genannten Besuch in Bonn kam es zu der hier bereits den Maechtigen angekreideten Rabulistik: "Die Aufgabe der Wiederherstellung der Demokratie in Chile ist Aufgabe der Chilenen. Doch ist eine Zusammenarbeit der demokratischen Internationale notwendig, denn die Aufgabe der Wiedereingliederung Chiles in die zivilisierte Welt ist eine Herausforderung fuer die internationale demokratische Gemeinschaft". Also: Weltkrieg gegen Chile! Das meinte Herr Gabriel Valdes. Man faengt sogleich damit an und meint, mit einem Versagen internationaler Kredite sei dem chileinischen Volke gedient, gleich toericht alsowie die Drohung mit Sanktionen gegen Suedafrika. Ganz im Gegensatz zu seinem "demokratischen" argentinischen Nachbarn hatte doch Pinochet dauernd auf oeffentliche Arbeiten gedraengt und die kosten eben Geld. Wir sahen sie auf unseren Fahrten dort. Aus der Longitudinal, die Chile von Norden nach Sueden durchzieht, wurde unter der Arbeit von tausenden von Chilenen eine Prachtstrasse, wie Argentinien keine kennt. So versteht es sich sehr wohl, warum die "Demokraten" auf den faehigeren "Diktator" (der mit mehr als 80 Prozent in oeffentlichen Wahlen bestaetigt wurde!) so schimpfen muessen und warum sie es so eilig haben, dass dieses Beispiel dort jenseits der Kordillere (und das andere am Rio Paraguay) moeglichst schnell beseitigt wird. Gute Beispiele verderben eben boese Sitten.

Es war Mitte 1985 , als ich von einem wohlhabenden Freimaurer in Chile die Bemerkung hoerte: "Pinochet no sirve mas", ("Pinochet dient nicht mehr"). Wie erinnert uns Deutsche doch diese masslose Hetze gegen einen verdienten Patrioten an das, was Bismarck in seinen letzten Amtsjahren wiederfuhr. Von allen Seiten lohte ihm Hass entgegen. "Schuld des Kanzlers ist es, dass das parlamentarische Leben nicht mehr funktioniert. Bismarck werde eben alt. In seiner inneren Politik habe er schon immer verhaengnisvolle Fehler gemacht, und die innere Einheit Deutschlands in ihrem Werden gehindert. Nun aber sei er nicht einmal mehr faehig, die auswaertige Politik zu meistern. Das demokratische Parteiblatt brachte einen aufsehenerregenden Artikel aus der Feder eines der giftigsten Opponenten Bismarcks: E. Richter, mit der Ueberschrift: 'Es gelingt nichts mehr' Unaufhoerlich wurde das Leitmotiv variiert: alles im Deutschen Reiche und Volke draenge nach Fortschritt und Entwicklung, ein Kanzler, er moege noch so bedeutend sein, wie er wolle, von ueber siebzig Jahren koenne eben nur ein Hindernis sein, und sei ausserstande, mit der neuen Zeit Schritt zu halten". Man spuert hinter jedem Wort

ueber die damalige Zeit (wir zitierten aus Graf Reventlow "Von Potsdam nach Doorn", S. 185), wer der gemeinsame Motor hinter diesen pausenlosen Angriffen auf Bismarck war. Es war damals in Methode und Inhalt ganz das gleiche "Er dient nicht mehr", wie man es heute aus gleicher Quelle dem Retter Chiles aus marxistischem Wahnsinn nachsagt. Die pausenlose Hetze, dieses immer erneute Anrennen gegen ihn unter geschwollenen, primitiven Phrasen von Menschlichkeit und Demokratie widerstrebt dem normalen Phlegma der Menschen, ist nur denkbar und moeglich dank der unablaessigen Anpeitschung durch die Logen. Die Brueder werden in ein wahres Delirium (Konrad Lorenz: in eine epidemische Geisteserkrankung) versetzt, verlieren voellig den Boden unter den Fuessen, genauso wie es bezueglich Bismarck geschah, kaum 20 Jahre nach dessen Reichsgruendung!

Es war zu Beginn des Jahres 1986, dass ich, begleitet von zwei jungeren schweizer Mitarbeitern, einem Rechtsanwalt und einem Ingenieur, die einen persoenlichen Augenschein von den chilenischen Verhaeltnissen mitnehmen wollten in ihre Heimat, unserer verehrten so klugen und weitsichtigen Martha S. auf ihrem Fundo einen Besuch abstattete. Sie macht alljaehrlich eine Reise um die Welt, schon lange war das schon so. Auf dieser sah sie sich ausgiebig vor allem in den Staaten und in Europa Theatervorstellungen an und hoerte Konzerte. Immer kam sie wieder zurueck mit einem Arm von hochinteressanten Buechern, alten und Neuerscheinungen, in allenmoeglichen Sprachen. Und immer fuellte sie das Gespraech mit unzaehligen, anregenden Erlebnissen. "Auf meiner letzten Reise in die Bundesrepublik", erzaehlte sie unter anderem diesmal, "wurde ich dort von einem juengeren Herrn ueber Chile aufgeklaert! Ich fragte, wann er dort gewesen waere? Garnicht, war seine Antwort! Und da wollen Sie mich aufklaeren, die ich dort geboren, aufgewachsen bin, und dort wohne? - Ja, denn Sie sind voreingenommen! - Was kann man dazu sagen?..."

Mir steckte sie anschliessend bei dieser Gelegenheit eine Biographie zu von Jennie, der Mutter Churchills. Frau Martha meinte: "Man spuert, wie das juedische und Siouxblut, das in ihren Adern floss, sich dann mit dem Sohn austobte".

Chile ist das einzige Land Suedamerikas, das keine Kapitalflucht kennt. Es ist auch das einzige Land, das geliehene Gelder produktiv angelegt hat. Trotz seiner grossen Armut (einer Tatsache, um die keine Regierung dort herumkommen kann) hat es daher seinen Zinsendienst aufrechterhalten koennen. Im November 1986 gewaehrte die Weltbank nun diesem soliden Schuldner einen Kredit von 250 Millionen Dollar. Dabei liess man es entgegen den Gewohnheiten zu einer Abstimmung der bei der Bank akkreditierten Vertreter kommen und es ergab sich eine Stimmenthaltung, die sich die folgenden Laender leisteten: Oesterreich, Belgien, Spanien, Ungarn, Luxemburg, Tuerkei, Costa Rica, El Salvador, Guatemala, Honduras, Mexiko, Nikaragua, Panama, Surinam, Venezuela, Daenemark, Finland, Island, Norwegen, Schweden und die Vereinigten Staaten. Letztere begruendeten ihren Schritt mit der "Verletzung der Menschenrechte in Chile".

Chile haengt im "Weltplan" der "Demokratisierung" Suedamerikas aber so sehr nach, die "demokratisierten" Laender haben inzwischen derart viele Beweise unfaehigen Regierens erbracht, dass man Ende 1986 das Konzept geaendert hat. Chile (und vor allem auch Paraguay) sind wieder notgedrungen zu Verhandlungspartnern Argentiniens geworden. Auch innerpolitisch hat man mit dem Umbau der Staatssicherheitsdienste in Argentinien einen deutlichen Schritt getan weg von der Uebernahme des Staates durch marxistische Elemente. Die an allen Strassenecken, Bahnhoefen, Post, Banken usw. bis

dahin installierten finsteren Gestalten, die "das Volk ausspionierten" (Ambito Financiero") sind seit dem 22. Dezember (einstweilen?) verschwunden und durch hauptamtliche Geheimpolizisten ersetzt worden, wie sie heute jeder Staat benoetigt. Das trifft zeitlich auf den Tag genau zusammen mit dem vom Kongress beschlossenen "punto final" in der Verfolgung von Militaers wegen Uebergriffen waehrend der Beseitigung der marxistischen Subversion. Gleichzeitig unterschreiben Argentinien und Chile im Vatikan eine Friedensakte. Leider haben diese sehr erfreulichen Zeichen einer inneren Befriedigung dieser Laender den schlechten Beigeschmack, Stellenwert nur zu haben als Massnahmen zur Rueckendeckung im Falle eines in Vorbereitung befindlichen III. Weltkrieges. Weitere Versuche, Pinochet (oder Stroessner) zu beseitigen, wuerden lediglich Buergerkrieg in diesen Laendern bedeuten, und das hiesse, mit einer unsicheren Etappe kaempfen zu muessen.

Insgesamt war ich 1986 viermal in Chile und also den Ereignissen, die hier erwaehnt wurden, recht nahe. Zusammen mit einem Redakteur des Springer-Verlages und seiner entzueckenden Frau, die seit Jahren zu unserem engsten Freundeskreis zaehlen, und die es auch immer nutzten, bei ihrem Besuch in Bariloche einige Tage in unserem Landhaus im Sueden zu verbringen, genossen wir einen aeusserst anregenden Nachmittag in dem gastfreien Hause eines ehemaligen Provinzgouverneurs. Humorvoll erzaehlte er uns von den Vorkommnissen in der Allendezeit. Da hatten die Linken einen Fundo besetzt und beabsichtigten nun, diese Befreiungstat zu feiern. Als Opfer wurde natuerlich das groesste Tier auf der Weide herausgesucht und geschlachtet. Es war der Zuchtstier gewesen. Als dann der Spuk vorueber war, den man in der ganzen uebrigen Welt in den gelenkten Medien als schoene Tat und als menschlichen Fortschritt gepriesen hatte, ging man zunaechst einmal daran, aus den Graeben am Rande der Wiesen die leeren Weinkorbflaschen zusammenzusammeln, die die fleissigen und tuechtigen Heroen einer besseren Welt dort hinterlassen hatten. Ich hatte selbst damals an einer solchen Aktion "Kampf dem Verderb" einmal teilgenommen und konnte unter Lachen die Worte des Erzaehlers nur bestaetigen.

Spaeter im Jahr bin ich dann noch in Paraguay und in Brasilien gewesen, habe dabei unter anderem zwei Maenner besucht, die im Rahmen der ausgehakten Mengelesuche das Vergnuegen gehabt hatten, in der Presse der gesamten Welt als dessen angebliche Hueter und Helfer auszuscheinen. Keiner von beiden hatte den Arzt jemals in seinem Leben gesehen. Bewundernswert war aber auch in diesen beiden Faellen, was Einzelne in den vergangenen Jahrzehnten inmitten einer manchmal chaotischen oder doch krisenhaften Umgebung an Aufbauarbeit geleistet hatten. Ich wiederhole damit nur schon einmal Gesagtes, wenn ich betone, dass in ganz Suedamerika sozusagen unter der Hand, unter dem politischen Ladentisch in den letzten vierzig Jahren ueberall eine sehr eindrucksvolle Aufbauarbeit von Einzelpersonen (die Ehefrauen und die Kindern aber bitte dabei nicht zu vergessen!) bewerkstelligt wurde. Sie hat (voellig ungewollt von den grossen angeblich fuehrenden Politikern, denen sie oft ein Strich durch die geheime Rechnung war) die Lage dieser Voelker doch soweit geaendert, dass trotz katastrophaler Regierungskuenste, trotz beabsichtigter Verarmung (naemlich als notwendige Vorstufe zum erwuenschten Kommunismus) dennoch sich ein Mittelstand bilden konnte, der doch weitgehend widerstandsfaehig war gegen die wahnsinnigen Steuern, gegen wirtschaftstoetende ideologisch gesteuerte Gerichtsurteile, die die destruktiven Regierungen den Menschen auferlegten. Die Ueberlandstrassen, von weitsichtigen Militaers angelegt, verkamen wieder, doch an ihrem Rande und weiter abseits von ihnen hatten sich inzwischen unzaehlige Inseln gebildet, auf denen weitge-

hende Selbstversorgung den in strenger Selbstzucht ausgebildeten Bewohnern und ihren Kindern und Enkeln moeglich geworden war. Auch in geistiger Beziehung.

In welcher politisch-wirtschaftlichen Umgebung wir leben, und welche Weiterentwicklung sich hier 1986 noch ergab, als ich diese Absaetze niederschrieb, mag nun dem Leser klaeren, was im uebrigen in ihren Anfaengen bereits Teil unserer Berichterstattung in vorhergehenden Buechern war, und die darum hier soweit moeglich fortgesetzt und abgeschlossen werden soll. Und der Leser bemerkt wohl so auch, wie wir alle in diese Welt verwoben sind und uns bemuehen, von der Schlammflut des Boesen nicht mit hinweggespuelt zu werden. So ein wenig ist diese Zeit sich darin gleich in allen Kontinenten. So manch laengerer Brief, der mich erreichte, bezeugt dies und damit auch den Gleichklang, der damit erreicht wurde, dass unsere Buecher inzwischen laengst alle Meere kreuzten und zum gleichen Ueberdenken selbst an den aeussersten Enden unserer Welt fuehrten. Freunde, die uns in diesen Tagen Ende 1986 aus Suedwest, aus Australien und aus New Jersey besuchten, bestaetigten das nur erneut. Dass mein Vertreter in der Bundesrepublik Deutschland etwa gleichzeitig am Grabe unseres unvergesslichen Emil Maier-Dohrn die Hand zahlloser europaeischer Geistesfreunde druecken konnte, ergaenzt das Bild einer geistigen Gemeinschaft, die sich geformt hat.

Bewaehrt hat sich dabei rueckblickend, dass wir ebenso vorgingen, wie uns in der deutschen Geschichte vorgelebt wurde. Im Jahre 1858 hatte sich in Gotha eine Anzahl Politiker und Wirtschaftler zu einem politischen Verein zusammengeschlossen und sich mit den Worten vorgestellt: "Ohne nachweisbare, greifbare Organisation eine Verbruederung Gleichgesinnter zu stiften, die sich womoeglich ueber ganz Deutschland ausbreite und ueberall durch Wort und Schrift und jedes sonstige ehrenhafte Mittel einflussuebend auf die Einheit Deutschlands hinarbeite."

In der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" erscheint am 22. Maerz 1986 ein Aufsatz von Alexander Gauland, der George Canning als einen "Wegbereiter des demokratischen England" hochlobt und gleich mit einer Behauptung beginnt, die nicht den Tatsachen entspricht: "Sein Denkmal steht in Westminster, Liverpool und Buenos Aires, seine Popularitaet ist in suedamerikanischen Geschichtsbuechern groesser als in englischen". Ich hielt es fuer angebracht, Herrn Gauland zu schreiben: "Zunaechst ist zu berichtigen: Cannings Denkmal in Buenos Aires steht seit dem 2. April 1984 nicht mehr. Der Statue wurde der Kopf abgeschlagen und die Teile dann in den Rio de la Plata geworfen. Das geschah sogar unter einer Regierung, die in wirtschaftlicher wie in militaerischer Hinsicht sich durch engste Anlehnung an die Angelsachsen auszeichnet. Dieser "unerwartete" Ausbruch des Volkszorns darf daher an die Seite anderer aehnlich "unerwarteter" Vorgaenge, etwa der schweizer Abstimmung gegen den UN-Beitritt oder der ueberwaeltigenden Wahl Waldheims zum oesterreichischen Bundespraesidenten gestellt werden. Canning wird heute in ganz Lateinamerika mit ganz anderen Augen gesehen, als es in dem angezogenen Aufsatz der Fall ist. In das Zentrum der Beurteilung dieses englischen Staatsmannes stellt man die auch hier zitierte Rede vom 12. Dezember 1826 im Unterhaus: "Ich blicke woandershin. Ich suche die Ausgleichsmittel in einer anderen Hemisphaere. Ich rief die Neue Welt ins Dasein, um das Gleichgewicht der Alten wiederherzustellen". Es handelte sich also um eine Waffe bei den britischen Weltherrschaftsplaenen! Canning personifiziert hier heute eine noch anhaltende Phase britischer Machtansprueche. Es begann mit der "Befreiung" durch die in London ausgebildeten und in der Loge Lautaro gedrillten Freimaurer wie Simon Bolivar, San Martin,

O'Higgins usw. Die Augen dieser Ausgenutzten aber wurden ihnen sehr schnell schon geoeffnet. Der kolumbianische Grossmeister Santander fuehrte eine Verschwoerung mit dem Ziele an, Bolivar zu ermorden. Santander musste fluechten und Bolivar verbot die Freimaurerei in seinem Grosskolumbien. San Martin musste Argentinien verlassen und ueberliess seinen Saebel Juan Manuel Rosas, der dann in solchem Auftrag die Freimaurerei verfolgte. Dem schloss sich die Phase der englischen militaerischen Invasionen an. Als auch diese zurueckgeschlagen worden waren, trat eben Canning mit seiner subtileren, "zukunftsweisenden" (Gauland) wirtschaftlichen Unterjochung Suedamerikas auf den Plan. Die Grosslogen, am Band der Grossloge von London, als anerkannte Mutterloge, wurden die eigentlichen Beherrscher der Neuen Welt. Den Grossteil der Maurer stellten seitdem die Importeure und die Grossgrundbesitzer. Unmerklich verschob sich die Struktur dieser Herrschaftsform dann hin zu den Grossbanken und den Multilateralen. "Es war seit eh und je das Ziel der Synarchie und der Angelsachsen, uns Lateinamerikaner in unserer Einheit zu zerstoeren und so zu beherrschen" kommentierte Peron dazu. Das im Juni 1986 auf Alain Garcia von Peru gezielte Attentat, das man der CIA zuschreibt, zeigt, wo auch heute wieder die Fronten stehen. Man darf getrost daher weitere "unerwartete" Ereignisse voraussagen, ohne grosse Gefahr zu laufen, von der Geschichte falscher Prophetie gezeiht zu werden. So, wie Viren immun werden gegen Antibiotica, entwickeln die Voelker Immunstoffe gegen die Medienberieselung. Die vom angelsaechsischen Ausland geschuerten und bezahlten Demonstrationen gegen Pinochet und Stroessner wuerden bei genuegendem Einsatz doch nur dazu fuehren, dass eine weitere suedamerikanische Generation am eigenen Leibe erlebt, dass sie betrogen wurde. Die Adepten der Londoner Grossloge werden darum nicht fuer lange ihre Schaefchen ins Trockne bringen. Die Statue von Canning wird ebensowenig wieder errichtet werden wie etwa die des anderen, so stolz mit dem Zeigefinger weisenden Freimaurers Lesseps in Port Said. Am Ende ziehen die Voelker Europas und Suedamerikas heute am gleichen Strang, um die Podeste zu saeubern".

Am klarsten wurde die Kurzatmigkeit der linkssozialistischen argentinischen Regierung bei der Verkraftung des Malvinenkrieges. Kaum hatte sich Galtieri vor Gericht damit gerechtfertigt, dass es sich um eine politische Tat und nicht um eine militaerische gehandelt hatte, damals als er die argentinischen Malvinen besetzen liess(wir haben in den vorherigen Buecher ausfuehrlich belegt, dass es erst zu dem eigentlichen Krieg durch die verbrecherische, aggresive Haltung der Thatcher gekommen war), als erneut Londoner Aggressivitaet Argentinien, diesmal unter demokratischer Fuehrung, zur Aktion aufrief.

Um unsere Malvinenberichterstattung zu vervollstaendigen, soll hier noch der von Galtieri zu seiner Verteidigung herangezogene englische "Informe Franks" erwaehnt werden. Aus diesem ergibt sich, dass Grossbritannien in einer Kabinettssitzung vom 29. Maerz 1982 die Entsendung einer Gruppe von Kriegsschiffen nach den Malvinen, unter ihnen die "Endurance" und ein Atom-U-Boot, beschloss. Daraus ergibt sich, dass die argentinische militaerische Besetzung seiner Inseln am 2.April Teil einer defensiven Politik im Rahmen einer "legitimen Verteidigung" darstellt. Jetzt, 1986 hatte Alfonsin in Moskau Fischereikonzessionen vor seiner Kueste der Sowjetunion und Bulgarien vergeben und es waren kaum acht Tage danach vergangen, dass England eine zweihundert Meilen-Grenze um die von ihm besetzten Malvinen einseitig erklaerte. Alfonsin, eingefleischter Pazifist, sah sich gezwungen, ein Sicherheitskabinett zu bilden und sich mit den suedamerikanischen Nachbarstaaten in Verbindung zu setzen angesichts dieses neuerlichen angelsaechsischen atropellos.

Reagan setzte die mit Haig begonnene unehrliche Politik fort und weigerte sich, maessigend auf London einzuwirken.

Was in der Tat von Anfang an politisch gewertet werden musste, sollte von argentinischen bestellten Richtern zu einem militaerischen Abenteuer herabgespielt werden. Was die Regierung Alfonsin damit vornahm, war typische Freimaurerarbeit. Eine einzige Linie zieht sich etwa von der Besudelung eines Schlageter bis zur Verurteilung eines Galtieri. Mit allen Mitteln sollte verhindert werden, dass sich so etwas wie argentinische geschichtliche Konturen herausformten. Galtieri hatte eben nicht Geschichte gemacht, sondern Krieg gespielt. Das war die Philosophie, die hinter seiner Verurteilung stand. Das Wort "Souveraenitaet" sollte (wieder einmal) uebertoent werden von utopischen Phantastereien eines Weltstaates. Nur der anscheinend unvermeidliche grosse Konflikt zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten verhinderte die bruederliche Umarmung.

Nicht nur in der Aussenpolitik, auch und gerade in der Innenpolitik bemueht sich der Praesident Argentiniens um die Verwirklichung utopistischer, krankhaft freimaurerischer Ideen. Der peronistische Oppositionspolitiker Luder spricht von einer "pseudomessianischen Ethik". Wesentlich fuer die Entwicklung ist die Tatsache, dass den Arbeitenden die Ergebnisse des Fleisses entzogen und den Faulen und Muessiggaengern zugeschanzt werden. Bei der biologischen Zusammensetzung der argentinischen Bevoelkerung bedeutet das ein dauerndes Ausbluten derjenigen nordeuropaeischer Abstammung. Im Hinblick auf den bisherigen positiven Beitrag dieser Schichten muss man zu dem Schluss kommen, dass der Staat diesen Trend nicht mehr lange durchhalten kann. Taeglich wird mehr Personen das Ergebnis dieser bloedsinnigen Politik klarer. Taeglich sind die Kassen leerer und taeglich verzweifelter sucht man nach weiteren Schroepfmoeglichkeiten der immer noch Arbeitenden. Aber an eine Umkehr denkt man in der Regierung (vorerst) nicht. So kann nur am Ende solcher Regierungsbetaetigung eine allgemeine Armut stehen. Es versteht sich von selbst, dass natuerlich ein solches Ergebnis dann den Vorgaengern in der Casa Rosada in die Schuhe geschoben werden wird. Und es gibt auch hier natuerlich "Leute, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabsichten erblicken" (Lessing), doch sprechen wir hier keineswegs von den Nebenabsichten, sondern von den eigentlichen, die unsere Regierung dauernd im Munde fuehrt. Betonen aber moechten wir, dass es ganz bestimmt auch hier und dort Nebenabsichten gibt, dass es ganz sicher Personen gibt, die das traurige Ergebnis solcher Regiererei sehr wohl vorausahnen, und die es auch w o l l e n . Sie sitzen in Washington und in London und in Bonn. Ihnen liegt es daran, den Aufbau einer Welt zu verhindern, in der sie nicht mehr so schoen stehlen koennen, wie sie es bisher taten.

Begleiten wir die weiteren Schritte, die auch in der uebrigen Welt die Wirtschaft lenkten, so steht Argentinien im Reigen unsinnigen Geldverpulverns gewiss nicht alleine da. Was wir eben von Argentinien sagten, gilt daher von der ganzen Welt 1986: Lange kann sie dieses Ausbluten nicht mehr durchstehen. Es mag laenger dauern als man berechnen kann, aber es kommt ganz sicher der Tag einer Abkehr von den heutigen Zielen der Freimaurerei.

Hier und dort zeigt man bereits den Dissenz. Als der japanische Ministerpraesident Nakasone im Januar 1986 den Yasukuni-Schrein besuchte, da warf man ihm vor, damit nicht nur die Toten des letzten Krieges im allgemeinen geehrt zu haben, sondern ebenfalls die 14 als "Kriegsverbrecher" Hingerichteten, deren Namen im Schreinbuch eingetragen sind. Schlimmer noch war, dass derselbe Nakasone im September desselben Jahres in einer Rede sagte: "Japan ist eine Gesellschaft mit einem hohen Ausbildungsstand. In den USA

dagegen gibt es Schwarze, Mexikaner und Puertoricaner. Das Niveau ist tief".

Ein ganz schwarzes Schaf ist aber Malaisias Premierminister Dr. Sri Mahathir. Mit einer Konsequenz, die man in der Freimaurerwelt ablehnt, geht er gegen Drogenhaendler vor und bestaetigte das Todesurteil gegen einen solchen amerikanischer Staatsangehoerigkeit. Es kommt zu einem weltweiten Hetzfeldzug gegen derartig "faschistische" Regierungsformen und beschimpft Firmen, die in Malaisia investieren. Politische Kannegiesserei groessten Umfanges wird aufgezogen mit der Berichterstattung ueber diesen sich wehrenden Teil Suedostasiens. Als Mahathir sich dann noch in Harare (Gipfel der III. Welt) gegen die israelische Politik im Libanon wendet, ueberschlagen sich die Attribute, die man diesem Staatsmann anhaengt und spricht unverfroren von einem "Antisemiten".

In der Schweiz wurde dagegen im Maerz 1986 die Bremse vom Volk gezogen. Da beschloss die Regierung "den Beitritt der Schweiz zur Organisation der Vereinten Nationen" und legte den Beschluss zur Abstimmung dem Volke vor. Ganz dick hatte man dabei aufgetragen: "Nach dem Dafuerhalten von Bundesrat und Parlament (!) soll die Schweiz, die bereits Mitglied der meisten Sonderorgane und Spezialorganisationen sowie des Internationalen Gerichtshofes ist, nun auch den zentralen Organen, insbesondere der Generalversammlung angehoeren". Es verging kein Tag, keine Stunde, da nicht in Presse und Fernsehen dem schweizer Buerger die Notwendigkeit zu solchem Beitritt eingehaemmert wurde. Man verstieg sich zu Behauptungen wie "Die Moeglichkeit, Vertraege, wenn auch nur bescheiden mitzugestalten, kommt indirekt einem Gewinn an Souveraenitaet gleich"(NZZ). Die Schweizer waren offensichtlich anderer Meinung. "Staunen ueber die Wucht, mit der eine vom Bundesrat und von allen grossen Parteien zur Annahme empfohlene Vorlage verworfen wurde" (NZZ) fühlte die Weltpresse. Sofort hiess es auch, die direkte Demokratie tauge nicht fuer Oesterreich, denn man kann sich leicht vorstellen, dass (in der grossen Mehrzahl auch anderer Laender) das grosse Falschspiel der sogenannten "Demokratie" dann genauso zusammenbrechen wuerde wie dieses in der Schweiz geschah. "Volksentscheiden steht man allgemein skeptisch gegenueber" (NZZ).

An dieser Stelle ist es wohl angebracht, dass ich eine Mitteilung mache, die mein langjaehriger Freund und Mitarbeiter, André von Harting mir kurz vor seinem Tode anvertraute. Dieser Mann, dessen Vater - wie in meinen Buechern ja schon erwaehnt - immerhin Chef des zaristischen militaerischen Geheimdienstes war, bekundete, dass die russische Regierung die sogenannten Zionistischen Protokolle als Faelschung betrachtet hat. Nach ihren Untersuchungen handelt es sich um die Umarbeitung eines politischen Pamphlets, welches der Franzose Maurice Joly im Jahre 1864 herausbrachte, um die hinter Napoleon III. stehenden Carbonari und Freimaurer zu verunglimpfen. der urspruengliche Titel lautete "Gespraeche in der Unterwelt zwischen Machiavelli und Montesquieu oder der Machiavellismus im 19. Jahrhundert". In diesem kam das Wort "Jude" ueberhaupt nicht vor. Erst der umarbeitende orthodoxe Geistliche Serge Nilus fuegte 1905 ueberall das Wort "Jude" ein. Unter dem Eindruck der damaligen juedischen revolutionaeren Umtriebe im zaristischen Russland stiess die Veroeffentlichung auf sehr starkes Interesse. Vor allem hatte die Ochrana in der gegebenen Lage ueberhaupt kein Interesse daran, die Tatsache einer Faelschung an die grosse Glocke zu haengen. So waren die Leser beeindruckt von den weiteren Vorgaengen, die eine Bestaetigung der (angeblich juedischen) Weltbeherrschungsabsichten schienen und auf Schritt und Tritt erneut konfirmiert wurden. Insbesondere dann im

Baron André von Harting

Laufe der russischen Entwicklung mit dem Bolschewismus hatte die von Juden drangsalierte Bevoelkerung nicht den geringsten Anlass, an der Echtheit der Protokolle zu zweifeln. Die fuehrende Rolle, die Juden damals zu spielen begannen (man vergleiche dazu I, 465; II,526; V 300; IX 224), die ungeheuren Verbrechen, die Juden damals in der ganzen Welt zu Scheusalen stempelten, die Blutbaeder anrichteten in Russland, in der Ukraine, in Ungarn, in Muenchen, wie sie die Welt bisher nur aus fernen Zeiten erfahren hatte, es bedurfte keiner weiteren Beweise mehr, dass die Juden die Welt erobern wollten. Vor dieser Revolution nach Westen gefluechtete Offiziere brachten die Protokolle mit und fanden sofort offene Ohren in Europa, in erster Linie in Deutschland, und da sofort in dem von den Geiselmorden erschuetterten Muenchen. Nicht nur Adolf Hitler las sie. Niemand konnte ihnen etwas entgegensetzen. Die weitere verbrecherische Betaetigung von Juden dann - nicht nur ihr ungesetzliches Auftreten in den Krisenjahren als Schieber und Spekulanten und Grossbetrueger in Deutschland und in Frankreich machte sie allgemein zum Ziel der Volksempoerung - ihre in Attentate ausartende Antwort auf die antisemitischen Regungen in Europa, ihre Hetze zum Kriege und vor allem dann ihre Betaetigung bei der Erfindung und Anwendung der Atombomben blieben weitere Jahrzehnte hindurch fuer einen Jeden, der von solcher juedischer Betaetigung betroffen war, Anlass genug, sich mit den Protokollen zu beschaeftigen und in ihnen einen Beweis zu sehen fuer das, was sie oft am eigenen Leibe erfahren hatten. "Die Furcht, sich etwa getaeuscht zu haben, darf uns niemals davor abhalten, Individuen, die eines politischen Delikts oder Verbrechens verdaechtig sind, mitleidlos zu verfolgen" heisst es da. "Es gibt keine Entschuldigung fuer Personen, die sich mit Fragen beschaeftigen, die einzig und alleine nur die Regierung verstehen kann". Dass sich solche Saetze auf einen Napoleon III. bezogen, der bei kleinster Kleinigkeit seine Opfer lebenslaenglich nach Cayenne schickte, wer haette darauf kommen koennen bei den ueberfuellten Gefaengnissen der Tscheka, bei den sibirischen Vernichtungslagern unter juedischen Kommissaren? In einem Interview, mit Henry Ford, das die "New York World" am 17. Februar 1921 veroeffentlichte, sagt er: "Die einzige Feststellung, die ich mich veranlasst sehe, ueber die Protokolle zu machen, ist, dass sie uebereinstimmen mit dem, was vor sich geht. Sie sind 16 Jahre alt. Und sie treffen auf die Weltsituation seitdem zu. Sie entsprechen ihr heute". Und das gleiche haette ein jeder Weltbuerger weitere 16 und weitere 32 und weitere 48 und weitere 64 Jahre fort sagen koennen. Nur eines eben stimmt nicht: Sie wurden nicht von Juden verfasst und auch nicht von den "Aeltesten von Zion" jemals unterschrieben. Das wusste man in der zaristischen Regierung. Ausserdem noch wusste man, dass der Mittelsmann zwischen Joly und Nilus (die sich niemals sahen) der in Paris eingesetzte russische Agent Piotr Rachkovsky war. Dieser hatte zuerst den Gedanken, die antinapoleonische Schrift umzubauen, um sie im Kampf gegen das russische Judentum zu verwenden. 1920 schon bekannte der ehemalige Geheimchef der russischen Polizei, Prinz Lopukin: "In den Kreisen der russischen Regierung war es lange Zeit hindurch gut bekannt, dass die Protokolle eine Faelschung waren, die von Rachkovsky und seinen Agenten im Auslande angefertigt worden ist."

Doch fuer einen Jeden, der in jenen turbulenten und blutigen Jahren einen kuehlen Kopf behielt, war klar, dass das Judentum nicht dabei war, einen Weltstaat zu errichten. Man dachte in den sogenannten "zionistischen" Kreisen an einen juedischnationalen Staat in Palaestina (dazu I, 147 ff). An ganz anderer Stelle aber dachte man an eine Eine Welt, und hat gerade damals, am Ende des I. Weltkrieges, in dieser Richtung "Frieden" geschlossen. Wer

nachdachte, konnte also aus den Protokollen deren urspruengliche antifreimaurerische Entstehung herauslesen. Kein Geringerer als Freimaurer Kerenski hat darum auch 1917 den Besitz der Protokolle sofort bei Regierungsantritt (es war sein erstes Gesetz!) bei Todesstrafe verboten! In der Tat spricht man denn auch bald schon von einer juedisch-freimaurerischen Weltverschwoerung (so schon der russische Aussenminister Graf von Lambsdorf 1906 in einem Memorandum an den Zaren, in welchem er dagegen die Wiedererrichtung der Heiligen Allianz vorschlaegt). In der deutschen Politik aber sah man den Feind weniger in der Freimaurerei als im Judentum. Insbesondere Adolf Hitler und seine Umgebung (etwa Alfred Rosenberg, Dietrich Eckhardt) sahen die grosse Gefahr von dorther kommen. Die Freimaurerei stand im Schatten dieser Beurteilungen. Man spielte sie herunter zu einem Werkzeug des Judentums.

Nirgends und in keinem Augenblick hat man Europa 1945 anders besiegt als mit brutaler Gewalt. Alles Gerede von Moral und von besseren Menschen, die eine bessere Welt nunmehr aufrichten wuerden, ist im Staub der Truemmerstaedte schon damals von den Ueberlebenden nur mitleidig belaechelt worden. Zugestimmt haben ihm nur diejenigen, die daraus ein persoenliches Geschaeft machen wollten. Immer schon liefen Sieger Gefahr, dass ihre etwaigen guten Absichten missbraucht wuerden. Niemals aber haben Sieger so schamlos verlogen gute Absichten vorgeschuetzt wie diejenigen von 1945. Und niemals hat es ein Heer derart Verworfener gegeben, die ihnen dann gefolgt sind, wie es seitdem in allen Parlamenten Europas und in allen seinen Regierungen und in allen seinen Medien in Erscheinung tritt. Ekel ueberkommt den Historiker, der das betrachtet, was seit der deutschen Kapitulation Geschichte zu machen versucht. Die widerliche Verunglimpfung der Geschlagenen wettstreitet mit dem Streben hin zum ehtischen und gesellschaftlichen Chaos, zum Niederstampfen aller Kulturen, Sauberkeit und Ordnung. Tierreich und Pflanzenreich und das Wetter werden verwuestet. Gott wird verhoehnt. Pestilenz wird angebetet. Entartung ist Trumpf. Wo wird heute noch gesungen? Um nur e i n Bild jener ausgeloeschten Welt in Erinnerung zu rufen. Damals hatte die Hitlerjugend ihre Spielscharen, veroeffentlichte ihre Liederblaetter und Musikblaetter. Wo gibt es heute Gleichwertiges? Wo wird heute die Geschichte der eigenen Zeit zum Epos gestaltet? Wir leben in oeden Gefilden deutscher Literatur. Es fehlt die Stimmung, die erforderlich ist, um zu schaffen. Dass Seelentiefe allem Schoepferischen notwendig ist, erfahren wir bei jedem Kontakt mit der heute bestimmenden Umwelt.

Die Computerzeit wurde genutzt, bewusst wurde in ihr die Seelentoetung genaehrt und ausgebaut. Man nimmt uns mit apokalyptischen Drohungen und biologischen Verzerrungen die innere Ruhe und Musse, - und spricht als Ersatz dafuer von einer "Atlantik-Bruecke" wie von einem Golden Gate in eine immer noch vorgegaukelte schoene Zukunft.

In der Bundesrepublik Deutschland gaert es staerker noch als im uebrigen Westen. Das Maass der falschen Berichterstattung laesst sich kaum noch steigern, die Gefaehrdung der Menschen kaum noch vergroessern. Ist es auch nicht unsere Aufgabe, uns an die Seite der vielen Stimmen zu stellen, die hier in der Bundesrepublik selbst Einhalt fordern, so soll unseren ueber die ganze Welt verstreuten Lesern doch mit einigen Kommentaren die Fortentwicklung der deutschen Dinge dargestellt werden. Im uebrigen muss ich auf die einschlaegigen Zeitschriften verweisen, die unseren Lesern ja bekannt sind.

Am 11. Juli 1986 erscheinen in der Presse Nachrufe fuer den von Terroristen erschossenen Prof. Dr. Karl Heinz Beckurts. Da heisst es zB woertlich: "Die Mitglieder und Freunde der Atlantik-Bruecke eV trauern um ihr Vorstands-

mitglied, der Opfer eines gegen uns alle gerichteten Mordanschlages wurde. Karl Heinz Beckurts wird uns als Freund Amerikas und unermuedlicher Foerderer der deutsch-amerikanischen Beziehungen unvergesslich bleiben. Gez. Walther Leisler Kiep, Vorsitzender der Atlantik-Bruecke, Bonn". Ich habe nicht die Absicht, hier eine Grabschaendung vorzunehmen, wie sie in den fruehen Morgenstunden des 5.Maerz 1986 auf Anordnung des Rats der Stadt Hameln auf dem Friedhof von Wehrl mit 201 Graebern von den Englaendern hingerichteter deutscher Soldaten geschehen ist, damit ueber solche Schandtat sich dann eine Atlantik-Bruecke spanne.

"Die Schandtat des Jahres" ueberschreiben die "Unabhaengigen Nachrichten" (11/86) den Bericht. Da es unsere Moeglichkeiten ueberschreitet, die damit verbundenen fuerchterlichen Zusammenhaenge hier wiederzugeben, bitten wir, ihn gegen einen Unkostenbeitrag beim Postfach 400215, in D 4630 Bochum 4, direkt anzufordern und an Jugendliche weiterzugeben.

Dieser beschaemenden Tat in Hameln gesellt sich zur Seite, was man vom "Volksbund Deutsche Kriegsgraeberfuersorge" erfaehrt. Die folgende Anzeige lasen wir auf der gleichen Seite zusammen mit den Nachrufen fuer Dr.Beckurts in der FAZ. Doch, als Anfang November 1986 der Vorsitzende der Juedischen Gemeinde zu Berlin, Heinz Galinski, gegen die Mitgliedschaft der Hilfsgemeinschaft ehemaliger Waffen-SS-Soldaten (HIAG) im Volksbund Deutsche Kriegsgraeberfuersorge protestiert, da kuendigt nicht nur die Berliner Schulsenatorin Laurin (CDU) dem VdK die Unterstuetzung bei Strassensammlungen, da fordert nicht nur Hannovers Oberbuergermeister Schmalstieg SPD) den sofortigen Ausschluss der HIAG aus dem VdK, da beschliesst nicht nur in Leer der evangelische Kirchenrat, die traditionelle Kollekte fuer die Kriegsgraeberfuersorge am Volkstrauertag einzustellen, da beschimpft nicht nur der Kasseler Oberbuergermeister den VdK, weil "an seinen Veranstaltungen Organisationen teilnehmen, die Gedankengut an das Dritte Reich pflegen", da weist dieser Volksbund deutscher Kriegsbraegerfuersorge keinen dieser alle Deutschen verletzenden Angriffe zurueck!

Wir werden es einem Toten niemals vorwerfen, sich "unermuedlich" an Kriegsvorbereitungen schrecklichsten Ausmasses beteiligt zu haben (die nach Nuernberger Recht mit dem Tode zu suehnen sind), indem wir etwa sein Grab

Wir sorgen für die Gräber.
Wir betreuen die Angehörigen.
Wir arbeiten für Versöhnung und Frieden.

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge
Werner-Hilpert-Str. 2, 3500 Kassel · Postgiro Kontonummer 4300-603 Frankfurt/Main, BLZ 500 100 60

einebnen oder der Verwahrlosung preisgeben. Aber wir stellen fest, dass "der Westen" 1944 in Koenigsberg zusammengeschossen wurde. Seitdem gibt es ihn nicht mehr. Und keine "Atlantik-Bruecke" kann ihn wiederherstellen. Das Blut von mehr als drei Millionen Ost- und Suedostdeutschen klebt rot und auf ewig als Siegel auf der Grabplatte des Abendlandes. Niemand kann mehr hinwegschreiten ueber das Damals und das seitdem Geschehene. Wer heute als Deutscher mit politischen Gebilden prahlt, die auf einer Freundschaft mit Amerika oder mit England fussen, ist vollstaendig gefuehllos, verwirrt und verkommen, wenn nicht gar mit Spendengeldern gekauft. Ueber das an Unschuldigen angerichtete Blutbad von 1944/45 laesst sich keine Bruecke mehr spannen. Man hat damals nicht nur Menschen, zu Millionen, umgebracht, sondern bewusst und gewollt eine hohe Kultur vernichtet, und traegt seitdem das Seinige mit Asylanten- und Auslaenderpolitik noch heute bei, um sie niemals wieder auferstehen zu lassen.

"Atlantik-Bruecke"? Schon mit der ersten Landung auf dem europaeischen Festland haben doch die Nordamerikaner ganz Europa bewiesen, wer sie sind. Zwei Jahrhunderte waren dahingegangen, ohne dass der Friede der Ausgrabungsstaetten von Pompeji trotz unzaehliger Kriege, die ueber den Kontinent dahingebraust waren, gestoert worden waere. In der Nacht des 24.August 1943 aber, nachdem das Gebiet durch Leuchtkugeln strahlend erhellt worden war, und keine deutschen Truppen festgestellt werden konnten, fielen die ersten Bomben, deren eine mitten auf dem Forum explodierte, waehrend eine andere das kleine Museum am Eingang voll traf, in dem jene erst von Giuseppe Fiorelli im Jahre 1864 ausgegossenen Toten neben tausend anderem wertvollen Ausgrabungsgut aufbewahrt waren. Da lagen nun ueberall in Truemmern, zerbrochen und zerstoert, weithin verstreut die so sorglich zusammengetragenen Zeugen antiken Lebens und antiker Kultur, denen ein Fiorelli, ein Maiuri ihre ganze Lebensarbeit gewidmet hatten(Conte Corti, aaO S. 253). Doch es kam noch viel schlimmer. Aehnlich wie dann in der Lazarettstadt Dresden, waren Fluechtlinge in die antike Ruinenstadt gelaufen, weil sie die dann folgende Kulturschande fuer unmoeglich hielten. Doch mehr als hundertfuenfzig Bomben fielen und zerstoerten Mitte September u.a. die schoene Saeulenmauer der Palaestra, die Villa des Diomedes, die Haeuser des Faun, der Vettier und des Trebius Valens. Es geschah ohne jegliche militaerische Notwendigkeit, denn am 3. September war Italien aus dem Kriege ausgeschieden. Herr Leisler Kiep, warum veranstalten Sie nicht besser eine Sammlung, um auf dem von amerikanischen Bomben zerstoerten Forum von Pompeji ein Erinnerungsmal fuer Ihre nordamerikanischen Freunde zu errichten? Es genuegten darauf die wenigen Worte: "Hier gingen wir an Land, um Euch zu befreien".

Im deutlichsten Widerspruch zu dem, was wir selbst erlebt und erlitten haben, bemueht man sich darum, uns einzureden, dass es damals nicht so war. Da soll es in unser aller Leben eine Trennwand gegeben haben. Auf der einen Seite waren wir andere Menschen als auf der andern Seite. Und man behauptet wie wild, dass es damals einen Mann, die Verkoerperung des Boesen an sich, gegeben haben soll, der uns alle verhext habe. Immer tolldreister werden die Behauptungen ueber das damals. Man habe uns manipuliert, habe uns belogen, von morgens bis abends, und wir seien endlich begeistert mitgezogen in einem wahren Karneval des Schlechten, der Negierung alles Menschlichen. Sieht man sich diese Flut von Entstellungen an, dann kann ein Jeder, der das Damals mitgemacht hat, nur zu dem Schluss kommen, dass nicht damals, sondern h e u t e der ruchlose Versuch unternommen wird,

Der Autor

die deutsche Geschichte in zwei feindliche Teile zu trennen, uns zu manipulieren und zu beluegen. Heute erfahren wir aus dem Munde eines irren Bundespraesidenten Dinge, ueber die jeder geistig Gesunde nur den Kopf schuetteln kann. Da will man uns dazu zwingen, uns von unserer eigenen Geschichte auszuschliessen, uns ein Leben aufzudraengen, das nach dem Willen einiger Machtbesessener im Nachhinein mit einer Zwangshypothek belastet werden soll - im Namen der Freiheit natuerlich. Nur unter der Bedingung, dass wir uns fuer etwas schaemen sollen, was niemals gewesen ist, duerfen wir leben. (Wir sprachen bereits davon, als wir Herrn Ben-Chanan antworteten). Nur, wenn wir gefaellig sind gewissen uns widerlich und minderwertig Duenkenden. ist man bereit, uns noch zu gruessen, die Hand zu geben, uns Menschen zu nennen. Eine kollektive Erfahrung mit solchen Angriffen, die uns am liebsten auffressen moechten, denen zufolge wir erst noch zu Menschen erzogen werden muessen (ausgerechnet von Massenmoerdern und Bluthunden naemlich),

wird vierzig recht blutige Jahre nach 1945 uns zum Dauererlebnis. Ein subtiler, allgegenwaertiger Terror durchzieht den uns aufgezwungenen Staat, Terror gegen alles Eigenstaendige, gegen alle Treue und Liebe. Den Maulkorb tragen in ihm alle, sie moegen vor den Weizsaeckern ausspeien oder auch nur sich auf Distanz halten. Eine selbstgezuechtete Krise der Werte, des individuellen wie des allgemeinen Gluecks wird ueberschrieen von verlogenen Feststellungen. Was man dem Damals ankreidet, baut man dabei in Wirklichkeit fuer das Jetzt auf: das Boese wird etabliert, wird im Dollar angebetet und im Aids ihm freier Lauf gelassen. Umso tiefer sie dabei im selbstangerichteten Sumpf versinken, um so staerker waechst das Gegroehle an, mit welchem sie das Gestern beschimpfen. Schamloseste, aufdringlichste Demagogie bemueht sich um die Aufwiegelung der gutglaeubigen Jugend, nicht, um Klarheit zu schaffen ueber das Gestern, sondern um Ablenkung zu finden fuer das verbrecherische Treiben von heute. Sie sind unfaehig, Hitler zu begraben, denn, einen Menschen zu Grabe tragen, in die ewige Ruhe betten, heisst, ihm gerecht zu werden. Sie aber stuelpen einer jeden ihrer luegenhaften Erfindungen immer nur wieder eine weitere auf. Als Rauschning und Anne Frank und Gerstein sich in Luegendunst aufloesen, erfindet man jetzt mit anderen Worten Aehnliches mit den Thamer und Siedler und Stuermer und Weizsaecker, und wundert sich, dass erneut ein unbewaeltigter Hitler aus der Asche ihrer primitiven Verbrennungsoefen ersteht. Es ist aber an der Zeit, Adolf Hitler tatsaechlich zu begraben und den unsanitaeren Verhaeltnissen in unserer Geschichte ein Ende zu setzen, nicht, ihn zu preisen, wie diese boeswilligen Hetzer heute in ihrem schlechten Gewissen sofort befuerchten, wenn man bei der Betrachtung der Vergangenheit an die Stelle maurerischer Rachegasaenge Sachlichkeit setzen will. Das aber ist die zwingende Pflicht des Abendlandes. Nicht zu diesem zaehlt, wer sich schuetzend vor die Verbrecher von jenseits des Atlantiks stellt oder vor die heute in Europa tolerierten wilden Horden.

Es wimmelt nur so um uns herum von "Historikern" die als Verteidiger und weit mehr noch als Anklaeger einer nicht miterlebten Vergangenheit bei noch verschlossenen Aktenschraenken auftreten, und das in einer kaum vorbildlichen Gegenwart. Man vergisst aber dabei mit uns, die wir dabei waren, zu reden, verbietet uns sogar das Wort. So aber kann man nicht mehr von Geschichtswissenschaft sprechen. Das ist reine politische Quacksalberei, ist freche Anmassung.

Da machen sich die "Schongauer Nachrichten" zum Sprecher ihrer Leser und berichten von den untragbaren Zustaenden, die Zigeuner hervorriefen. Sofort trat der "Deutsche Presserat" auf den Plan und meinte, die Zeitung sei "weit ueber das hinausgegangen, was im Rahmen einer kritischen Berichterstattung und Kommentierung mit dem Pressekodex zu vereinbaren sei". Die Zeitung hatte von "Zigeunerunwesen" gesprochen, gegen das eingeschritten werden muesse. Auch von "Schweinen", einer "fahrenden Bande" und einer "Horde Vandalen" sei die Rede gewesen. "Dies ist mit dem publizistischen Grundsatz, wonach niemand wegen seiner Zugehoerigkeit zu einer rassischen, religioesen oder nationalen Gruppe diskriminiert werden darf, nicht zu vereinbaren. Die Beschwerde des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma ist begruendet gewesen". (dpa).

So wie hier der "Presserat" die Pressefreiheit unterwuehlt, ging man 1986 einen entscheidenden Schritt in dieser Richtung weiter, indem man den Zeitungsredaktionen die Verantwortung fuer den Inhalt von Leserbriefen nunmehr zuschiebt. Damit ist ein letztes Ventil fuer die Meinung des Volkes

in der Bundesrepublik Deutschland geschlossen worden. Wir stehen dort, wo Metternich und Kotzebue meinten, die deutsche Jugend kneblen zu koennen.

Die sechste Kammer des Verwaltungsgerichts Braunschweig bestaetigte Anfang 1986 die 1983 vom Praesidenten der Universitaet Goettingen ergangene Verfuegung, wonach Dr.Wilhelm Staeglich wegen seines Buches "Der Auschwitz-Mythos, Legende oder Wirklichkeit" der Dr.Titel auf Grund eines Gesetzes aus dem Dritten Reich aberkannt wurde.

Die Deutsche Lufthansa hat nach Intervention der alliierten Schutzmaechte (!) am 3.Januar 1986 eine Einladung an den Generaldirektor der DDR-Fluggesellschaft Interflug zu einer Feier aus Anlass ihrer Gruendung von 60 Jahren in Westberlin zurueckgezogen. Wie ein Sprecher der Lufthansa mitteilte, war die Einladung an Klaus Henkes, der auch General der Nationalen Volksarmee und stellvertretender Verkehrsminister der DDR ist, in seiner Eigenschaft als Vertreter der Interflug ergangen. Laut der Erklaerung des Sprechers sieht die Lufthansa dies etwas anders als Kreise hier und bei den Alliierten." (dpa)

Der Deutsche Richterbund gab im Juli 1986 folgende Erklaerung ab: "Die in der breiten Oeffentlichkeit gefuehrte Diskussion um die Ermittlungstaetigkeit der Staatsanwaltschaft Bonn bei der gegen den Bundeskanzler erstatteten Strafanzeige schadet dem Ansehen des Staatsanwalts. Dieser ist ein zu strikter Objektivitaet verpflichtetes Organ der Strafrechtspflege. Der von Politikern geaeusserte Verdacht der Einflussnahme auf die Staatsanwaltschaft durch vorgesetzte Behoerden erweckt den Eindruck, die Staatsanwaltschaft sei ein im politischen Machtkampf einsetzbares Instrument."

"Zu diesem Verdacht traegt das externe Weisungsrecht bei, dass die Justizminister fuer sich in Anspruch nehmen. Deshalb fordert der DRB seit Jahren dessen Abschaffung. Die Stellung des Staatsanwalts als Organ der Rechtspflege und seine grundsaetzliche Eigenverantwortlichkeit verbieten eine politische Kontrolle und Einflussnahme. Aus dem gleichen Grunde sollte

kein Generalstaatsanwalt politischer Beamter sein".

Obwohl diese Aeusserungen des DRB in einem Falle angewandt werden, da einer von den eigenen Bruedern (Helmut Kohl) Fahndungsobjekt ist, und so selbst mit einem politischen Hintergrund erscheinen, wirkt das Ganze ausserdem unlauter, erwaegt man, dass neben dem hier angefochtenen offenen Weisungsrecht in der BRD bisher unangefochten jenes geheime Weisungsrecht der Loge besteht. Es ist keinem Staatsanwalt zuzumuten, gegen dieses vorzugehen. Die westdeutsche Justiz ist voellig zerfressen und ausgehoelt vom Freimaurerunwesen.

Dabei darf nicht uebersehen werden, dass die beruechtigte "Politische Justiz" in der Form der "Politischen Rechtsprechung" erst der vorhergehenden "politischen Gesetzgebung" folgt. Diese Waffe der Gesellschaftsveraenderung (siehe Benda in VII, 96 und VIII, 129) wird vom Parlament geschmiedet. In ihm sitzen die Freimaurer. Diese Moeglichkeit der Verwirklichung ihrer Plaene ist der wesentlichste Antrieb fuer den sogenannten "freiheitlichen Rechtsstaat" mit seiner "demokratischen Pluralitaet".

Skandal wird zu Lebensform. So darf man wohl sagen, wenn man liest, dass das Verhaengen von Strafen wie es bisher bei Ladendiebstaehlen, Raubdelikten oder Verstoessen etwa gegen das Betaeubungsmittelgesetz in den "ueberholten Formen repressiver Strafpolitik" erfolgte, einzustellen sei.

31-10-86 OP WEG NAAR EEN VERENIGD EUROPA... Telegraaf

Jugenddelikte muessten "entkriminalisiert" werden, meinten die modernen Freiheitsdemagogen, die sich zum Bundeskongress der Freien Initiativen in Hoechst Anfang 1987 trafen.

Was man sich unter einem Vereinigten Europa vorzustellen hat, zeigt in dieser Karikatür der Amsterdamer "Telegraf" im Oktober 1986.

Freimaurer-Wirtschaft

Nicht wirtschaftliche, "gesunde" Gesichtspunkte sind es, die die Wirtschaft in den Freimaurerstaaten und in der Freimaurerwelt bewegen, sondern ausgesprochen unwirtschaftliche, "kranke" Gedanken gelten als Richtlinien. Wir haben in allen Einzelheiten in den vorangegangenen Jahren darauf hingewiesen, dass erarbeitetes Geld unproduktiv angelegt wurde. Dabei war das normalerweise fuer derartige sinnlose Zwecke zur Verfuegung stehende Geld den Weltverbesserern keineswegs ausreichend. Die fehlenden positiven Ergebnisse der Geldgeschenke bestimmten sie, das Geldvolumen mit kuenstlich geschaffenem Gelde zu erhoehen, damit die Geschenke vergroessert werden konnten. Man war (und ist) der logenfesten Ueberzeugung, dass bei genuegender Erhoehung der mannigfaltigen Entwicklungshilfen schliesslich zwangslaeufig doch der Moment kommen muss, da sich das Blatt zum Besseren wenden m u s s. So wurde alle Sachlichkeit beiseite gelassen. "Aus dem Dollar-Mangel der Nachkriegsjahre wurde eine Dollar-Lawine. Die zwischen internationalen Finanzmaerkten fliessenden Kapitalien erreichten mit 20 bis 30 Trillionen Dollar das Zehn- bis Fuenfzehnfache des jaehrlichen Welt-Gueter und Dienstleistungsverkehrs.... Die Verfuegbarkeit von Dollars stieg von 6 Mrd (1927) ueber 60 Mrd (1970) auf 810 Mrd. in 1980 und auf 2.600 Milliarden 1985. Muss das nicht zu einer Welt-Finanzkatastrophe fast unvorstellbaren Ausmasses fuehren?" (aus einem Buchprospekt fuer das 1986 erschienene Buch von Anton Zischka "Der Dollar". Ich kenne Anton Zischka seitdem er uns fuer den "Weg", 1949 S.92 ff, den richtungsweisenden und fuer damalige Verhaeltnisse seherischen Aufsatz "Ost oder West? Die Natur fordert Nord, ergaenzt durch Sued" zur Verfuegung stellte. Zischkas grosse Staerke in mehr als 40 von ihm geschriebenen Sachbuechern ist das unbestechliche, mit Fleiss zusammengetragene Zahlenmaterial). Erschwerend ist dabei, dass der aus Arbeitsleistung beigesteuerte Beitrag immer geringer wurde. Die weltweit angewandte, immer schaerfer angezogene Steuerschraube hat den produktiven Bevoelkerungsteil laufend staerker getroffen und unbedeutend werden lassen im Vergleich zu den spekulativen Geldquellen. Die im August 1986 in den USA Gesetz gewordene Steuerreform hat ihre deutlichen Parallelen in allen von der Freimaurerei angeheizten Lieferfirmen fuer die vorgesehene Wirtschaftspolitik. Da gibt es vor allem auch "keinen Unterschied mehr zwischen einem Bordell und einem Stahlwerk" (David Goldman). Fuer so etwas ist in der Wirtschafts-Philosophie heute kein Platz mehr. Auf der einen Seite wird den Arbeitsamen Geld entrissen, auf der anderen Seite Unfaehigen hingeschmissen. Die Gesamtschulden der sogenannten Dritten Welt steigen 1986 auf eintausend und zehn Milliarden US-Dollar! (Die Auslandsverschuldung der Comeconlaender sank im gleichen Jahr von 84 auf 82 Milliarden).

Der amerikanische Politiker Willis A.Carto beschreibt (wie uns die Schweizer Memopress mitteilt) in der Maerz-Ausgabe des "New York Spectators" das Wesen des amerikanischen Finanzsystems: "Bei dem von un-

seren Geldmagnaten aufgestellten System handelt es sich im Grunde um das Umwaelzendste, das es je in der Politik gegeben hat. Was saemtliche Gewaltherrscher der Geschichte vergeblich versucht haben - ihnen ist es gelungen: einen Trennungsstrich zwischen Staatsgewalt und Staatsverantwortung zu ziehen. Ist es nicht das Perverseste, was man sich ueberhaupt vorstellen kann, wenn die de facto Regierenden fuer ihre Handlungen nicht verantwortlich sind?.... Kein Politiker in ganz Amerika vermag gegen diese Uebermenschen etwas auszurichten, die eine undurchdringliche Mauer rings um sich herum errichtet haben. Indem sie die Kontrolle ueber das Geld, die Banken und die Medien ausueben, haben sie die Politiker so sicher im Griff, als haetten sie deren Gurgel mit staehlernem Band umhalst".

Wir Deutsche haben es bereits einmal erlebt, dass man den Versuch unternahm, uns auf dem Wege ueber das Geld zu versklaven. Und wir erlebten dabei ebenfalls bereits, dass es die Freimaurerei war, die die Wege zu dieser modernen Form der Versklavung ebnete. Den Lebenserinnerungen des Generals Ludendorff entnehmen wir, wie die "beruechtigte Reparationskommission im November 1923 einen Sachverstaendigenausschuss einsetzte, um die deutsche Leistungsfaehigkeit zu pruefen und einen Zahlungsplan aufzustellen. Er trat unter Vorsitz des Generals Dawes zusammen.... Nach diesem Zahlungsplan hatte Deutschland im ersten Jahre 1000 Millionen, im zweiten 1.250, im dritten 1.500, im vierten 1.750 und im fuenften 2.500 Millionen Mark zu zahlen und diese Zahlungen 'des Normaljahres' nun bis in die Unendlichkeit fortzusetzen; ein Ende der Zahlung, d.h. ihre Begrenzung war wieder nicht vorgesehen". Die entsprechenden, von der Regierung vorgelegten Gesetze bedurften einer Zwei-Drittel-Mehrheit im Reichstag. "Das konnte nur geschehen, wenn auch Teile der Deutschnationalen Volkspartei fuer das Gesetz stimmten..... Ich meinte zu dem deutschnationalen Abgeordneten Martin Spahn, er solle nur dafuer sorgen, dass die Mitglieder seiner Partei nicht umfielen. Nun, sie fielen am 29. September 1924 unter Fuehrung des Grossadmirals v.Tirpitz, der Freimaurer war, um.... Als die letzte Abstimmung erfolgt war, erhob ich mich, rief den neben mir sitzenden Mitgliedern der Deutschen Volkspartei, die ja auch immer wie die Deutschnationale Volkspartei in vaterlaendischen Phrasen schwamm, zu, sie sollten sich schaemen, und verliess den Reichstag, um ihn lange Zeit nicht mehr zu betreten."

Mit ihrer 12 Trillionen hohen Auslandsschuld haben heute die Vereinigten Staaten den Punkt erreicht, da von einer Weltfuehrung nicht mehr die Rede sein kann. War noch der Wunsch der USA bei bisherigen Konferenzen den anderen Industrienationen Befehl, so wurde er erstmalig auf der GATT-Konferenz in Punta del Este 1986 einfach ueberhoert. Es ging allerdings auch um keine Kleinigkeit. Man erwartete von Deutschland und Japan (insbesondere) eine Senkung der Zinsen. Das haette einen Geldzufluss in die Vereinigten Staaten ergeben, aber eine Beengung der heimischen Wirtschaften jenseits des Ozeans. Chris White beschreibt daher mit gutem Grunde die amerikanische Forderung (in EIR-Economics, September 1986): "Wenn Ihr Euer Buendnis und Eure guten Beziehungen zu uns aufrechterhalten wollt, so muesst Ihr Euch zerstoeren". Konkreter sagte man damals in Uruguay: "Unterwerft Euch unseren Forderungen, oeffnet Eure Maerkte unseren Produkten und unseren Diensten, oder wir werden unsere Waren zu Dumpingpreisen in Eure Laender pumpen!" Wir wissen, dass weder Japan noch die Bundesrepublik der amerikanischen Forderung nachgaben. Es konnte nach diesem aussenwirtschaftlichen Versagen daher nicht ausbleiben, dass die Boerse zusammenbrach. Anfang September 1986 gingen in New York die Fahnen auf halbmast.

Doch bald schon folgte die Boerse in Tokio. Das aber war die erste sicht-

bare Folge eines anderen bedeutenden Weltereignisses. Man hatte in London die Weltboerse eroeffnet. Dort konnte man fortan rund um die Uhr jedes Wertpapier an jedem Platz der Welt handeln (und schon bot man Computer an, die es einem jeden Privatmann irgendwo auf der Welt gestatteten, bei sich zu Hause die Boersennotierungen zu verfolgen und ins Geschaeft einzusteigen) Verschoenernd hatte man es den "Big Bang" genannt, im Vergleich zu dem Urknall, der das Universum schuf. Das Computerzeitalter machte das moeglich (wenn auch in den ersten Tagen klar wurde, dass die vorhandenen Rechner nicht gross genug waren). Doch mit diesem, von allen Einweltlern so begruessten Ereignis war auch ein anderes moeglich geworden. Jetzt musste sich ein oertlicher Zusammenbruch sofort auf die gesamte Weltwirtschaft auswirken. Die amerikanische Krise wird die ganze Welt anstecken. Die Boerse in Tokio bewies dieses bereits.

Eine weitere Folge war eine noch groessere Konzentration der Weltfinanzen. Es kam zu regelrechten "Finanz-Konglomeraten". Nur ein einziger der grossen Boersenmakler konnte selbstaendig bleiben, alle uebrigen Londoner Haeuser mussten sich mit einer Bank zusammentun. Man schaetzt, dass etwa 35 Firmen noch auf dem Aktienmarkt die Kurse nennen werden und bei Staatsobligationen 25. Waehrend bereits die Anlage in einer Waehrung als solcher durch die bekannten Schwankungen zu einem Spekulieren geworden ist, wird nun auch der Wertpapiermarkt der Gefahr weltweiter Spekulationen unterworfen, also mithin eine sichere Geldanlage kaum ueberhaupt noch moeglich. Die allgemeine Verarmung der Tuechtigen und Fleissigen, die mit allenmoeglichen "Hilfen" bereits grosse Erfolge erzielen konnte, kann so auf breiterer Basis fortgesetzt werden. Letztes Endes ist also auch dieses ein Teil der Foerderung der biologisch Unfaehigeren. Natuerlich spricht die FAZ (u.a.) von der Schaffung eines "freien Boersenmarktes".

Diese verwirrende (sie soll es) Interdependenz wird so ergaenzt durch einen weiteren Vorgang. Der Staat zieht aus diesen Zusammenschluessen nicht nur unmittelbaren Vorteil durch die Erhebung von (bedeutenden) Gebuehren bei den Fusionen, sondern greift auf dem Wege ueber die Grundstuecksverhaeltnisse ein. Durch Erhoehung der Fiskalwerte zimmert er sich eine "rechtliche" Grundlage, um hoehere Grundsteuern zu erhalten. Mittelbar wird so ausserdem durch diese Neufestsetzung der Grundwerte eine erhoehte Einnahme bei den Kapitalsteuern und bei der Gewinnsteuer erzielt (ohne dass es zu einem eigentlichen Gewinn kam). Eine langsame Enteignung ist so auf diesem Wege das praktische Ergebnis. Mehr und mehr Grundbesitz wird unrentabel und unerschwinglich. Die Entwurzelung, ein weiteres Ziel der Philosophie, wird so gleichzeitig mit der ueber alle Grenzen hinweggehenden Verzahnung vorangetrieben.

Die geschilderte Problematik sicherer Waehrungsrelationen im Hinblick auf den laufend weiter sinkenden Dollarkurs fuehrt dann im Februar 87 dazu, dass sich die massgeblichen Staaten, einschliesslich der USA (aber mit Ausnahme der schmollenden Italiener) in Paris treffen, um eine gemeinsame Lenkung der Waehrungen auf dem Stande des status quo in die Haende zu nehmen. Sie vermeinen, mit gemeinsamen Anstrengungen dem Dollar einen festen internationalen Wert aufzwingen zu koennen. Doch die Wirtschaftspresse laechelt nur darueber angesichts der unkontrollierbaren offshore-Maerkte. Diese sind naemlich inzwischen kapitalstaerker geworden als die Staaten selbst.

Doch nicht nur die Liberalisierung des Zahlungsverkehrs hatte sich als Antrieb zum Chaos erwiesen. Die Beseitigung der Antitrustgesetzgebung oeffnete weitere Moeglichkeiten. Sie stand im Zeichen von Ueberlegungen, wie sie Reagan in einer Ansprache (wiedergegeben in "Diagnosen", Januar 87, S. 26)

zum Ausdruck brachte:

"Meine Freunde, ich glaube, der Aufbau einer wahren Weltwirtschaft ist die Herausforderung, der wir uns gegenuebersehen, einer Weltwirtschaft, die der Verschiedenartigkeit unserer Nationen Rechnung traegt, waehrend sie gleichzeitig ungehinderten Handel und Investitionen in unseren Voelkern ermoeglicht. Wir sind in den letzten vierzig Jahren einen weiten Weg gegangen, um an diese Stelle zu gelangen. Nun sind wir hier und es ist Zeit fuer eine Bestandsaufnahme, um in aufgeschlossener Haltung den naechsten Abschnitt der Reise zu planen und zu beginnen". Wie zur Illustrierung solcher Zustaende erfaehrt man zu gleicher Zeit, dass im Jahre 1986 auslaendische Unternehmen an Gewinnen und Dividenden aus Brasilien an ihre Muttergesellschaften den Betrag von 1,2 Milliarden Dollar ueberwiesen.

Um nun dem von Herrn Reagan Anvisierten naeher zu kommen, hoerte die amerikanische Regierung auf, in wirtschaftliche Vorgaenge einzugreifen. Vor allem bezog sich diese Haltung auf das Gebiet des Kartellwesens. Da zugleich die anderen Industrienationen die gleiche Haltung einnahmen, kam es zu einem Teufelstanz von Fusionen. Die Folge aber solcher Vorgaenge war keineswegs eine Oeffnung und wirtschaftliche Staerkung der betroffenen Staaten, sondern haeufiger noch eine Schwaechung derselben.

Es geht um einen Vorgang, dem man den Namen "Levereged buy out" gegeben hat. Es wird einem Unternehmen der Vorschlag gemacht, es zu uebernehmen. Dabei ist es nicht immer so, dass das Unternehmen wirklich uebernommen werden soll, sondern man spekuliert (mit Recht) darauf, dass das Management des zu uebernehmenden Unternehmens versucht, die Uebernahme abzuwehren. Es beginnt damit, dass der Uebernehmer ueber die Boerse 5 bis 15% der Aktien des angepeilten Unternehmens aufkauft. Sodann macht er dem Unternehmen ein Uebernahmeangebot fuer den Rest der Aktien zu einem bestimmten Preis. Das Management lehnt die Uebernahme aber ab und macht manchmal den Aktionaeren seinerseits ein Angebot zum Kauf der Aktien. In der Zwischenzeit steigt durch Spekulation der Preis der Aktien. Um den unfreundlichen Uebernehmer abzuwehren, trifft in dieser Phase das Management des Unternehmens in der Regel ein Abkommen mit dem Uebernehmer, in welchem letzterer zusagt, von der Uebernahme Abstand zu nehmen. Dazu kauft dann das Unternehmen oder dessen Management die Aktien, die der Uebernehmer erworben hatte, zu einem freivereinbarten Preis zurueck. Dieser Preis liegt in fast allen Faellen nochmals ueber dem letzten hoechsten Boersenkurs. Das Vorhaben ist dadurch geplatzt, die Aktie faellt wieder auf das tiefe Niveau zurueck, das sie vorher hatte. Die Aktionaere gehen leer aus, da sie ja an dem Abkommen nicht beteiligt waren und auch die uebrigen Spekulanten verlieren Geld, da sie viel zu spaet und zu teuer ihre Aktien erworben hatten. Das schlimmste an der ganzen Sache aber ist, dass das Unternehmen, das sich vor dem Uebernahmeangebot in gesunden finanziellen Verhaeltnissen befand, nunmehr mit einem grossen Schuldenberg zurueckbleibt, denn zur Abwehr der Uebernahme hatte man teure Kredite aufnehmen muessen. Um die Liquiditaet, den Cash flow zu verbessern, muessen jetzt Arbeiter und Fachkraefte entlassen werden oder leicht verkaeufliche Unternehmensteile veraeussert werden.

Es geht dabei um den Versuch, grosse Monopolunternehmen zu schaffen. Doch im Zuge solcher Uebernahmen tummelt sich eben ein Heer von internationalen Spekulanten, die sich einen Spass daraus machen, ueber die Boerse Gesellschaften, deren Aktien unter dem Buchwert gehandelt werden, einfach zu uebernehmen, sodann die gesunden Teile auszuschlachten, d.h. zu verkau-

fen, und den Rest lebensunfaehig zurueckzulassen. Entweder springt dann die Regierung helfend ein mit Zuschuessen oder es wird liquidiert. Die meisten Arbeiter muessen in solchen Faellen entlassen werden.

Die Uebernahmeschlacht nahm Ende 1986 solche Ausmasse an, dass sogar ein US-Kongresshearing stattfand. Es ging dabei insbesondere um die Uebernahme von US-Steel und Goodyear. Die Uebernehmer waren die Herren Ivan Boesky und Carl Ichan, ersterer fuer Goodyear, letzterer fuer US-Steel. Im Falle Goodyear wurden die Aktien zu 50 Dollar zurueckgekauft, und das Unternehmen blieb mit 400 Millionen Dollar Schulden zurueck. Danach kuendigte die bis dahin gesunde Gesellschaft die Entlassung von Spezialfachleuten und die Kuerzung von Investitionen in Hoehe von 100 Millionen Dollar an.

Bei US-Steel verbot die US-Aufsichtsbehoerde beim Bekanntwerden von Insidergeschaeften die Uebernahme der Gesellschaft. Ein gewisser, im Handelsblatt mit Goldsmith genannter "englisch-franzoesischer Finanzier" hatte die Gesellschaft uebernehmen wollen und dadurch zusammen mit dem genannten Carl Ichan den Boersenkurs bereits auf fast 32 Dollar! hochgetrieben. Vor der Uebernahmeschlacht stand er bei 16 Dollar! US-Steel hatte bereits einen Rueckkauf der Aktien zu 30 Dollar zugesagt.

Es versteht sich, dass volkswirtschaftlich durch solche Praktiken ein ungeheurer Schaden entsteht. Ganze Industrieen werden konkurrenzunfaehig oder verschwinden gar. Aktiv daran beteiligt sind nach den Mitteilungen des Handelsblatts ausschliesslich Juden, doch spricht man irrefuehrend von Englaendern oder Franzosen usw. Da diese Vorgaenge sich vor allem in den USA abspielen, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als dass eine politische Absicht dahintersteht. Man kommt leicht zu dem Schluss, dass man die Vereinigten Staaten reif machen will fuer einen Weltstaat. Es waere der naechste Schritt, der der Zerstoerung der anderen Reiche nach 1945 nun folgt. Mit Bitterkeit hoert man bereits nordamerikanische Stimmen den bekannten Satz aussprechen: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan.

Man kann kaum sagen, dass die Liberalen in Tokio gut beraten waren, als sie dem Beispiel des Gemeinsamen Marktes folgten und eine Einfuhrsperre erliessen fuer suedafrikanisches Eisen, Stahl und Gold. D a s kann man kaum als einen "Sieg der Vernunft" feiern. Denn zahlen muessen die Rechnung auch in Japan die Bauern und die Arbeiter.

Herr Dr. Wilhelm Noelling, Praesident des Landeszentralbank Hamburg, meint im Duesseldorfer Handelsblatt Anfang September 1986 am Ende eines laengeren Artikels: "Wir scheinen uns in einer Phase der routinierten Ratlosigkeit, einer gewissen Lethargie mit Aussicht auf Hoffnungslosigkeit zu befinden, und es stellt sich staerker als je zuvor die Frage: Wer geht voran, wer fuehlt sich verantwortlich, wer nennt die Dinge beim Namen und wer bringt mit konkreten Vorschlaegen Bewegung in eine offensichtlich erstarrte Szene?" Dieser Aufsatz wurde mir von Herrn Dr.S. zugesandt, der jahrzehntelang als Wirtschaftsattaché an westdeutschen Botschaften taetig und in sehr engem Kontakt mit mir gestanden hatte. Er schreibt dazu: "Ist das nicht 'schoenstes' Eingestaendnis/Bestaetigung fuer alle Ihre Voraussagen und Beschreibungen?"

Bei den Aeusserungen des Dr.Noelling handelt es sich wahrhaftig um eine ganz typisch freimaurerische. Diese persoenliche Feigheit und Unentschlossenheit zum Handeln, diese Erziehung zum Nichthandeln, dieses voellige Versagen vor der Wirklichkeit. Da nun saemtliche Schluesselpositionen auf der ganzen Welt auf allen Lebensgebieten mit Zeigefingerhelden besetzt sind, ist solche ruecksichtsvolle Haltung bezeichnend fuer die gesamte Regierungskunst unter der die Welt heute leidet.Das trifft auf alle Bereiche zu, auf die Sorge um die

Natur, um das Wetter, auf die falsche Erziehung, die missbrauchte Technik, die verlassene Jugend, die degenerierte Kunst, die angegriffene Gesundheit. Zu letztem erfahre ich gerade, dass der juedische Adlatus des beruehmtberuechtigten Joe Mc Carthy, Roy Cohn, jetzt an Aids verstarb. Auch sich selbst koennen diese Halben also nicht mehr schuetzen.

Freimaurer-Gesellschaft

Uebrigens Aids, auch ein geradezu typisches Freimaurerphaenomen. Ich meine nicht die Tatsache der Existenz dieses Virus, sondern, wie man dieser gefaehrlichen Seuche entgegentritt. Seit 1981 ist das "Acquired Immune Deficiency Syndrome" Gegenstand weltweiter exakter medizinischer Beobachtungen. Robert Gallo, Mitentdecker des Erregers, meinte schon 1984: "Die Krankheit wird schlimmer werden als Krebs". 1985 meint das Deutsche Bundesgesundheitsamt noch: "dass die Krankheit nur in fuenf bis 19 Prozent toedlich ausbricht" ("Spiegel" Nr. 39). 1986 sagt Prof.E.B.Helm, Frankfurt, bereits: "Bei der Haelfte aller Aids-Infizierten kommt die Krankheit innerhalb von fuenf Jahren voll und schwer zum Ausbruch, bei drei Viertel innerhalb von sieben Jahren" ("Neue Revue"). Das bisherige statistische Bild besagt: Alle acht Monate verdoppelt sich die Zahl der Aids-Kranken, die das (hoffnungslose) letzte Stadium erreichen. Bis 1990 wird es in den USA rund 400.000 Aidskranke geben, in der BRD mindestens 10.000 ("Spiegel"). Weltweit wird es am Ende dieses Jahrzehnts 30 oder gar 50 Millionen Aids-Infizierte geben, davon 1.000.000 Deutsche ("Spiegel"). Die Inkubationszeit (Gefahr der Ansteckung) erstreckt sich bei Aids (im Gegensatz zu anderen epidemisch auftretenden Krankheiten) ueber Jahre hin. "Nur strenge Monogamie - beide Partner sind auf Jahre hinaus einander absolut treu - schuetzt vor der Ansteckung ("Spiegel").

Und was tut man? NICHTS! Wer eine genaue Gesundheitskontrolle fordert (etwa La Rouche in den USA) wird angegriffen (von 20 roemischkatholischen Bischoefen, vom Gouverneur von Kalifornien, von den Homosexuellen, von der grossen Presse usw), denn das bedeute einen "Angriff auf die Buergerrechte", ist "Rueckkehr ins Mittelalter". Als das Britische Auswaertige Amt eine strenge Blutkontrolle fuer alle Besucher aus Zambia, Uganda und Tanzania fordert, ist die Hoelle los ob derartiger "rassistischer Massnahmen". Dabei ist wohl schon heute klar, dass es fuer eine verantwortungsbewusste Regierung nur e i n e n Weg gibt: 1º) Sofortige, weltweite, monatlich zu wiederholende Gesundheitskontrolle mit Gesundheitspass fuer alle, diesen Erdball bewohnenden Menschen. 2º) Die gesetzlich verankerte Verpflichtung,alle Infizierte, ihre Umgebung in unmissverstaendlicherweise auf ihren Krankheitszustand hinzuweisen. 3º) Die allerschaerfste Bestrafung fuer jene Faelle, da ein solcher Hinweis unterblieb. Die sich ueber kurz oder lang zwangslaeufig ergebende Notwendigkeit solchen Vorgehens stellt die Freimaurerei vor die bisher ernsteste Bewaehrungsprobe. Hier wird sich erweisen, dass sie mit ihrer Philosophie das Leben ueberhaupt auf dieser Erde in konkrete Gefahr bringt!

Die Freimaurerei weiss um diese gefaehrliche Klippe auf ihrem langen Marsch in die Lebenswueste. Ueberall setzt sie darum ihre Gehilfen an, um (auf Kosten von Milliarden von Menschen!) selbst zu ueberleben. Die sozialdemokratische Bundestagsabgeordnete Renate Schmidt meint so in ihrer Logenueberheblichkeit: "Da helfen keine Vorschriften, sondern nur Verantwortungsbewusstsein der Betroffenen". Auf den Einzelnen wird in Defensivform abe-

waelzt, was der Staat offensiv zu bekaempfen haette. Dass es eine Verantwortung gibt fuer eine Erziehung, die dieses alles erst ermoeglichte, und die zentrales Anliegen der Herrschenden ist, das Laissez faire, bleibt nach bewusster Uebereinkunft ein Tabu. Ein Verantwortungsbewusstsein der Regierenden wird glatt abgestritten. "Regierende, die mit Gummi statt mit Taten unsere verkommene Moral zu sanieren versuchen, was duerfen wir von ihnen erhoffen?" (Christa Meves). Der Bruder Doktor Walter Hess, der sich in der "Alpina" (4/86) seitentlang mit Aids befasst, schliesst mit den schoenen Worten: "Als Maurer kommen wir nicht darum herum, ueber diese Krankheit nachzudenken, ueber sie zu sprechen, die allgemeine Panik mit ihren Kurzschlussreaktionen nicht mitzumachen und den kommenden Problemen mit Menschlichkeit und Toleranz zu begegnen", was fuer uns heisst: ihnen aus dem Wege zu gehen, denn aktive Gegenwehr ist uebelster Faschismus in den Augen eines Freimaurers mit Gummimoral.

Dass der Aids-Virus einen derartigen Siegeszug durch die westliche Welt antreten kann, liegt an deren heutiger Beschaffenheit. Der Leser wird sich erinnern, mit welchem offenen Spott wir die grosspurigen Redensarten des von der Frankfurter Freimaurerloge beweihraeucherten Oberbuergermeisters Walter Wallmann begleiteten, als er es fuer notwendig hielt, einmal in Moral zu machen und behauptete, er wolle das pornographische Bahnhofsviertel saeubern. Inzwischen hat sich das Ganze als das herausgestellt, was es von Anfang an war: freimaurerische Augenwischerei. Nichts ist gesaeubert worden. Und ein Freimaurerheld schiebt dem anderen zu, doch etwas Konkretes zu tun. Der Verwaltungsgerichtshof befiehlt, dass 10 Prozent des frankfurter Stadtgebietes weiterhin der Prostitution zur Verfuegung stehen muessen! Vom Regierungspraesidenten Dr. Hartmut Wierscher erwartet man eine Sperrgebietsverordnung - die nicht kommt, weil das hessische Innenministerium keine entsprechende Weisung erteilt.

Als der Freistaat Bayern als einziges Land der BRD erste Kontrollmassnahmen einfuehrt, wird er in die Logenzange genommen, kann jedoch am 19. Mai 1987 trotzdem "mit nur geringen Abstrichen" ("Deutsche Welle") die beabsichtigten gesetzlichen Massnahmen durchfuehren. Diese sehen eine dreimonatliche Pflichtuntersuchung aller Personen in den gefaehrdeten Kreisen und eine Grenzkontrolle fuer alle Einreisenden (mit Ausnahme von Westeuropaeern) vor. Im uebrigen Europa ist vorerst nach wie vor einzige Abwehr: Mehr noch von Aids reden. Kondome ist das meistgeschriebene Wort in der Presse geworden. Zum Schutz von Drogensuechtigen und Homosexuellen wird so aus der ganzen Gesellschaft ein Schweinestall, ein Freudenhaus gemacht. Noch waere es nicht zu spaet gewesen, Aidskranke weltweit in Quarantaene zu legen, wie man es sogar bei weniger gefaehrlichem Gelbfieber frueher in allen Tropenhaefen durchfuehrte. Schon jetzt wird die unreife Jugend also dem Toleranzprinzip der Freimaurerei schnoede geopfert. So, wie man ihr die Baeume opfert und die Fluesse, die Ehe und den Glauben, wird jetzt das Leben von heute vier Millionen Erdbewohnern, morgen vielleicht schon von 40 Millionen nonchalant auf den Opferstein der Loge gelegt. Sollte es so weitergehen wie in den vergangenen sechs Jahren, dann steht die Frage vor uns entsetzten Nichtfreimaurern: Wie weit gedenkt man noch, dieses Spiel mit dem Leben auf dieser Erde zu treiben? Wieviel Opfer vertraegt die Machtversessenheit der Brueder?

Inzwischen wird auch ein wenig an der veralteten Institution der "Ehe" herumexperimentiert. Das Bundesjustizministerium bringt eine Statistik, wonach "etwa 20 Prozent der jaehrlich rund 880 Opfer von vollendeten Toetungs-

delikten von Ehe- oder Lebenspartnern umgebracht wurden". So meint in der westdeutschen Presse der Kriminologe Prof.Hans-Joachim Schneider/Muenster: "Es wird immer so dargestellt, dass die Familie der Hort der Geborgenheit ist und dass die Gefahr draussen lauert. Tatsaechlich ist jedoch die Familie insbesondere fuer Frauen ein gefaehrlicher Ort", sie ist eine "Brutstaette fuer Mord". Wenige Jahre nur hat es benoetigt, um innerhalb der Ehe die gleiche Lage zu schaffen, die man erfolgreich im uebrigen Leben erreicht hat: Zunahme der Verbrechen, die perfekte Hoelle auf Erden. Nachdem man das Eheleben bereits in diese erwuenschte Richtung mit Zeitschriften und Fernsehen bewegt hat, ihre natuerliche Struktur zerstoert hat, und nun die Mordfolgen nicht etwa als typisch fuer diese Eingriffe, sondern fuer die Ehe als solche hinstellt, geht man auch daran, ueberhaupt den Ehe-Namen in Zweifel zu stellen. "Der Zwang zur Fuehrung eines gemeinsamen Ehenamens ist nach Auffassung des Amtsgerichts Tuebingen verfassungswidrig. Derzeit werde man bei der Heirat gezwungen, entweder seinen eigenen Namen aufzugeben oder aller Welt kundzutun, dass man verheiratet sei" (dpa). 54 Hochschullehrer (wir koennen uns leicht vorstellen, welche Struwwelpeter da sich zusammentaten) haben sich gefunden und verpflichtet, eine gleiche Anzahl von Frauen und Maennern in ihren Arbeitsbereichen an den Universitaeten einzustellen. Es geht um "eine veraenderte Balance der geschlechtsspezifischen Macht- und Arbeitsteilung" (Berlin ap). Die "Gruenen" forderten im Bundestag, dass "die Haelfte aller Arbeitsplaetze ueberhaupt Frauen vorbehalten bleiben sollen.

Ende 1985 spricht die Presse von einer "Besorgnis der Parteien ueber die hohe Zahl der Abtreibungen". 1984 waren es schaetzngsweise 200.000. Die Geburtenzahl erreichte 1985 den niedrigsten Stand seit Kriegsende. Die Gewerkschaft IG Druck und Papier fordert darueber hinaus die ersatzlose Abschaffung des Paragraphen 218. Frauen und Maennern sollen Verhuetungsmittel auf Krankenschein zur Verfuegung gestellt werden. (dpa). Aidsviren auf Krankenschein zu erteilen eruebrigt sich. Die "Gruenen" fordern die Gleichstellung von Homosexialitaet mit ehelichen Beziehungen, ein Adoptionsrecht fuer Homosexuelle und Lesben. (Bonn-ap). Die Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Juristen will die Strafverfolgung fuer Verfuehrung Minderjaehriger aufheben. (Kiel dpa). Strafbar soll nach ihnen auch die "Vergewaltigung in der Ehe" sein. Dass die "Gleichberechtigung der Maenner" "nicht aufzuhalten" ist, bestaetigt das Oberoesterreichische Tageblatt im Juni 1986 damit,dass es jetzt moeglich sei, Maennern Embryos einzusetzen und das vom Mann ausgetragene Baby per Kaiserschnitt zur Welt zu bringen. Der Zeitschrift "Basta" zufolge haetten sich auch schon die ersten Freiwilligen zu einem solchen Experiment zur Verfuegung gestellt. In Frankreich hat die juedische Soziologin Elisabeth Badinter bereits die erste Umfrage auf der Suche nach Maennern gestartet, die schwanger werden wollen. In eine derartige Welt passt Aids sehr wohl. Es ist (wie 46% der Befragten bei einer Umfrage meinten) "die Strafe fuer eine zu grosse moralische Freizuegigkeit". Wann wird man endlich begreifen, dass man sich mit der Freimaurerphilosophie von den ewigen sittlichen Gesetzen entfernt hat?

Man darf hinter solchen Perversitaeten ruhig eine verdraengte Machtversessenheit sehen. Wenn schon nicht diktieren duerfen, dann doch wenigstens zerstoeren! Das setzt voraus, dass die angesprochenen Menschen systematisch von Jugend an verdummt werden (damit man dann spaeter mit Herrn Richard von Weizsaecker (siehe V, 97) sagen kann: "Auch die Aelteren koennen staendig lernen. Unser besten Erzieher sind ja unsere Kinder".) Am einfachsten geht das, wenn man sie nichts lehrt, sondern es ihnen ueberlaesst, sich

in ihrer Unerfahrenheit gleissend angebotenes Zeugs anzueignen. In dem Land Nordrhein-Westfalen hat man sich dazu die Kollegschule ausgedacht. Sie soll die Kinder zur Hochschulreife fuehren, mit dem Ergebnis, das dieses "das Ende des von allen Bundeslaendern gegenseitig anerkannten Abiturs als Grundlage des Hochschulzugangs bedeutet. Wenn an der Kollegschule in drei Jahren die Hochschulreife und beispielsweise die Qualifikation der Erzieherin vermittelt wuerde, und wenn dann der Struwwelpeter an die Stelle von Goethe tritt, dann ist eine gegenseitige Anerkennung der Schulabschluesse nicht mehr vertretbar. Folge wuerde dann sein, dass in den Laendern Hochschuleingangspruefungen vorgenommen wuerden" (der rheinlandpfaelzische Kulturminister Georg Goelter).

In Bonn versammelten sich Mitte 1986 die Vertreter der "Alternativ-Schulen". Eine "Schule ohne Zwang", ohne Noten und ohne festen "45-Minuten-Takt" will man. "Die Schule soll stattfinden in einer Lebens- und Lerngemeinschaft von Kindern und Erwachsenen. Verlangt wird ein Unterricht mit Projekten aus der Alltagspraxis bei weitgehend freiwilliger Teilnahme. Der 'Lehrer' soll nicht in erster Linie 'lehren', sondern mehr Bezugsperson fuer die Jugendlichen sein. Es soll moeglich sein, dass Elterngruppen Schule fuer ihre Kinder selbst gestalten" (dpa) (dazu in I und II unter dem Stichwort "Erziehung"). Beachtenswert ist es, dass aus dem schrecklichen Ergebnis aehnlicher Utopien im 18. Jahrhundert und spaeter nichts gelernt wurde. Die Freimaurerei wird zu einer nicht endenwollenden Moeglichkeit, in offene Fallgruben zu stuerzen. "Gequaelte Schueler rebellieren gegen Dudens Regeln" heisst es in einer Balkenueberschrift. "Die Schueler der Klasse 6b am Josef-Albers-Gymnasium in Botrop im Herzen des Ruhrgebiets haben im Bund mit ihrem Lehrer der deutschen Rechtschreibung den Kampf angesagt: 'Wir beschuldigen die deutsche Rechtschreibung, wegen ihrer Ausnahmenmasse und ihrer ueberkomplizierten Regeln ein Chaos in jeder Schulklasse und jedem Buero zu verursachen'." Zeitungsueberschrift: "Suempatischer Grundkurs"!

Dabei scheint im vorliegenden Falle noch nicht einmal eingetreten zu sein, was von manchem anderen Ort gemeldet wird: "Jetzt bin ich die letzte Deutsche in der Klasse!" "Ich bin die letzte Deutsche unter 17 Auslaendern: drei Griechen, drei Italiener, ein Eritreer, ein Inder, einer aus Pakistan, drei Jugoslawen, fuenf Tuerken. In der Pause schubsen sie mich oft herum. Ich bin froh, wenn die Pause vorbei ist." Eine Mutter: "Viele Kinder koennen kaum deutsch". "Unsere Kinder verlernen buchstaeblich ihre Muttersprache" berichtet Heidi Franz, Frau des Stadtbezirksvorstehers Franz (CDU). Im Anhang bringe ich ein Flugblatt, das mehr noch zu dem Thema sagt.

Die Deutschfeindlichkeit der deutschen Politiker aller Parteien manifestiert sich am deutlichsten in der Auslaenderfrage. Wie ein Hohn wirkt es, wenn ein Bundeskanzler auf die Frage nach einer Ueberpruefung des Asylantentums antwortet, man werde sich in einem halben Jahr treffen, um die Angelegenheit zu untersuchen. Nach einem neuen Schulgesetz findet in Hamburg jedes Auslaenderkind Aufnahme in der Schule, auch dann, wenn kein oder nur ein zeitlich begrenztes Aufenthaltsrecht der Eltern vorliegt. In einem Asylantenheim fuer Neger in Viechtach (Niederbayern) kam es zu einem Krawall, bei dem die Ghanesen die Einrichtung zusammenschlugen, weil sie getrennte Toiletten forderten fuer afrikanische und andere Nationalitaeten. (dpa). Die Tuerkische Gemeinde zu Berlin fordert ihre Landsleute auf, "ernstlich ueber den Erwerb der deutschen Staatsangehoerigkeit nachzudenken". (ap). Am tollsten treibt es der 30-gradige Boerner in Hessen. Kreise und Gemeinden "sehen ihre Belastbarkeit ueberschritten" ("Die Welt"). Auf dem Deutschen Staedtetag in Bremen erklaert Sozialsenator Dr. Henning

Scherf: "Das Zusammenfuehren deutscher und auslaendischen Kindern im Alter von drei bis sechs Jahren bietet den auslaendischen Kindern die besten Chancen zur Integration" und fordert die in Bremen lebenden Auslaender, "wie ueberhaupt alle Bremer" auf, ihre Kinder fuer den Kindergarten anzumelden.

Doch die Bremer haben noch ein anderes Ereignis mit grossem Vergnuegen erlebt. Im April 1986 wurde in der Fussgaengerzone im Zentrum ein Denkmal "Dem unbekannten Deserteur" errichtet. Spaeter verfrachtete man es in das Buergerhaus Gustav Heinemann in Vegesack. Im Juli 1986 spricht sich auch der Sprecher des Berliner Senats, Fest dafuer aus, "Deserteure als Widerstandskaempfer zu wuerdigen". Eigentlich bestand hier ein ernster Nachholbedarf, denn wenn man schon Landesverraetern Denkmaeler setzt, so haben die Deserteure doch schon laengst Anspruch darauf. Nur darf man natuerlich dabei nicht an das Damals erinnern, als nur hoechste Kameradschaft und Opferwille als Antwort auf die auslaendischen Horden in Ost und West sittlich gerechtfertigt war.

Erst die Existenz einer Geheimgesellschaft, die eifrig damit beschaeftigt ist, mithilfe einer moralisch umgepolten "Elite" die Welt zu veraendern, macht es erklaerlich, dass sich derart viel Perversitaet breitmachen kann. Der Freimaurer hat keine seelischen Regungen mehr. Er "toleriert" alles. Er handelt ohne Ethik im Sinne aller bisherigen Kulturen. Er weiss darum nicht, dass er ein Verbrechen begeht. Wirft man ihm vor, ein Verbrecher zu sein, dann schreitet der (Freimaurer-) Staatsanwalt ein, denn auch er sieht das Verbrechen des Freimaurers nicht, etwa das Genocidium am deutschen Volk mit der Asylantenschwemme und der Tuerkenansiedlung, etwa die Naturvernichtung (sagen wir die Rheinverschmutzung durch Sandoz oder die Oderverschmutzung mit tschechischem Schmieroel oder die sterbenden Waelder und die drohenden Atomkraftwerke). Er sieht immer nur materielle Werte und zwar nur diejenigen, die den Bruedern im Bunde gehoeren.

Und der Staatsanwalt schreitet härter und schaerfer ein (auch wenn einmal keine Weisung von oben vorliegen sollte), als dann, wenn man einen Nichtfreimaurer einen Verbrecher genannt haette. Denn ein Freimaurer ist fuer ihn ein Heiliger, das gerade Gegenteil von einem Verbrecher (auch wenn er Spenden fuer kleine Kinder stiehlt wie es der Leiter des freimaurerischen Hilfswerks in Berlin jetzt vormachte). Es ist daher viel mehr als eine gewoehnliche Beleidigung, einen Freimaurer einen Verbrecher zu schelten. Das ist sogar mehr noch als Majestaetsbeleidigung, das ist Beleidigung des GBAW persoenlich. Das ist ein Angriff auf DIE (Pseudo-) MORAL schlechthin.

Denn die Freimaurerei besitzt, wie Kosellek uns gezeigt hat, einen "Moral"-Begriff, der voellig verschieden ist von dem unseren. Das aber bedeutet, dass Gut und Boese innerhalb und ausserhalb der Loge verschiedenen Inhalt haben. Das aber bedeutet (wenn die verfaelschte Moral ueber Zeitungen und Gerichte sich aufdraengt), dass unsere Gesellschaft in ihrem eigensten Wesen von der Freimaurerei angegriffen wird. Auf tausend Wegen bemueht sie sich darum, uns ihren eigentuemlichen Moralbegriff einzuimpfen. Das ist ihr Lebensinhalt, in unseren Augen ein Leben mit verbrecherischen Vorsaetzen.

Einer der engagiertesten Freimaurer auf diesem Felde ist der uns schon bekannte Herr Michael Stuermer. Am 14. Dezember 1985 kommt er mit einem Aufsatz unter dem Titel "Dissonanzen des Fortschritts" in der FAZ zu Worte. "Versaeumen wir, den Boden wieder zu befestigen, auf dem wir stehen, dann gehen wir boesen Zeiten entgegen". Gelingt es Alfonsin zB nicht, die Schwierigkeiten zu ueberwinden, die sich seiner Freimaurergrosstat entgegenstellen (wie uns die Karikatur zeigte), dann kann die Alte Welt wieder Oberhand

gewinnen. "Die Liebe, die Moral und die Politik stehen nicht im Zeichen des Fortschritts" beginnt Stuermer seine an die Brueder gerichtete Mahnung. Schon dieser Anfang setzt falsche Vorzeichen. "Das Leben", muesste es heissen, steht und stand niemals und wird niemals im Zeichen des Fortschritts stehen, denn Leben ist und kann nicht und will nicht "Fortschritt" sein. Leben (und so die Liebe und die Moral und die Politik) entfalten sich im bunten Reigen der Moeglichkeiten auf einer immer gleichbleibenden Grundlage. Keine dieser Verwirklichungen ist mehr, ist fortgeschrittener als die Vorherige. Es ist immer wieder im wesentlichen das Gleiche, zu allen Zeiten und in alle Zukunft. Leben und Tod, das war das gleiche vor tausenden von Jahren. Niemals war die Entfernung zwischen beiden grösser oder kleiner, immer war sie die gleiche, niemals konnte es schmerzvoller oder stiller sein als heute. Niemals war dieser Uebergang weniger oder mehr bestimmend als er es heute ist. Und an dieser grundlegenden Tatsache haengt irgendwie alle moralische Bewertung.

"Es besteht wenig Anlass, ... zu bestreiten, es eilten die technischen Faehigkeiten des Menschen ihrer moralischen Bewaeltigung davon" (wie es Freimaurer Rousseau bereits triste verkuendete). Es wird im Gegenteil sicher heute vieles getan, um das moralische Empfinden im Menschen abzutoeten (wir brachten auf den eben gelesenen Seiten dazu manches abscheuliche Beispiel), doch erreicht man statistisch in dem Mass solchen Empfindens keine Aenderung, soweit man die gleiche Menschengruppe ueber die Zeiten hinweg betrachtet. Das moralische Empfinden war von Lebensanfang an verschieden bei Negern, Indianern oder Ariern. Das ist bis heute so geblieben. Die Vermischung von Rassen mit ihren destruktiven Folgen (etwa den moralisch stumpfen Mestizen. Wir berichteten von den Marielitos in VIII, 133) bestaetigt diese Erkenntnis. Was will Stuermer unter "moralischer Bewaeltigung" verstehen? Das Wort erinnert verdammt an die "Bewaeltigung der Vergangenheit", mit der man eine Abkehr von geschichtlichen Fakten zugunsten augenblicklicher machtpolitischer Ordnung umschreibt. Soll darunter also etwa verstanden werden, dass man die uns eigene Moral abtut, in diesem Sinne bewaeltigt? (dazu spaeter noch Reinhard Loew).

Herr Stuermer meint: "Der Protest (gegen den technischen Fortschritt) macht Maschinensturm und Anti-Atom-Theologie zu seiner Sache und bleibt nicht stehen vor den Normen der parlamentarischen Demokratie und dem Friedensgebot des Rechtsstaates". Der Protest muss sich sogar im wesentlichen gegen die parlamentarische Demokratie wenden. Er muss sie zugunsten einer neuen elitaeren Gesellschaft, in der mit offenem Visier gekaempft wird, mit Stumpf und Stiel ausrotten. Erst dann ist die wachsende Diskrepanz zwischen Moral und Fortschritt beseitigt. Denn der demokratisch aufgefasste Rechtsstaat hat sich als die fuerchterlichste Inkarnation des Lebenstodes erwiesen. Er erst hat es ermoeglicht, dass man unernst mit Atomsprengkoepfen spielt. Elefanten fuer jedermann?Nein, Atombomben fuer Jedermann! heisst seine egalitaere Parole. Und ein Haendler in Unterhosen hat den befohlenen Abwurf mit einem Freudentanz begleitet. So nebenbei war er Hochgradfreimaurer (ein unverbogener Mensch haette es niemals fertig bringen koennen), gehoerte also einer Organisation an, die - das ist das tollste im moralischen Tollhaus der Demokratie - vorgibt, ihre Mitglieder zu besseren Menschen zu erziehen. Das ist typisch fuer die von Stuermer beschworene "politische Kultur" unserer Tage, nicht etwa, dass aufs Ganze gesehen, die Menschheit nicht mehr mitkommt. Die war niemals in ihrem Durchschnitt geeignet, moralischer zu handeln als sie es heute tut. Dass aber ueber das egalitaere Ziel hinaus

sogar mit Hilfe einer Geheimgesellschaft der Dreck, die Unmoral nach oben geschwemmt wird, das ist allerdings in seinen Folgen verantwortlich dafuer, dass wir vom Heute ein dunkleres Bild haben als wir es bis 1945 auf der Erde erlebten. Dass man sich so verzweifelt darum bemueht, diese fundierte Tatsache auf den Kopf zu stellen, beweist nur einmal mehr, dass man sogar um die falsche Wegrichtung weiss. Der Versuch Stuermers, hier ein Alibi zu finden, "Kultur und Technik fuer den souveraenen Menschen zu retten", zerschlaegt sich vor den suendigen Moralposteln unserer Zeit, den Thomas Mann, Ernst Juenger, den beiden von Weizsaecker, die sich auf die Seite des Verbrechens am eigenen Volk stellten, und hoechste Moral beschimpften.

"Die Frage ist nicht allein, wie die neuen Technologien die parlamentarische Demokratie beeinflussen und das Bildungssystem veraendern" meint Stuermer. Es ist aber doch ganz anders: Mit Hilfe der neuen Technologien hat man die parlamentarische Demokratie und das Bildungssystem veraendert. Nichts kam von ungefaehr. Es wurde in den grossen steuerfreien Stiftungen ausgetiftelt und dann an den Mann gebracht. Die Technologie wurde in den Dienst der machtgierigen Dunkelmaenner gestellt. Sie alleine hatten das notwendige Geld (das sie selbst aus dem Nichts herauszauberten), um sich die riesigen Computeranlagen zu beschaffen, die die Eine Bankwelt nach dem Big Bang ermoeglichen, die die lueckenlose Kontrolle des gesamten Privatlebens eines jeden Parlamentariers ermoeglicht. Nicht die Technologien wurden zu Herrschern. In keinem Augenblick waren sie es. Sie wurden sofort von Silicate-Valley eingefangen und ermoeglichten so der Freimaurerei einen ganz grossen Schritt nach "vorne", in Richtung des von ihnen gewuenschten "Fortschritts". Allerdings schoss man ins Leere! Die Menschheit hat rebelliert! "Die Frage lautet laengst", meint denn Stuermer auch am Ende seines Aufsatzes, "wie den Rebellionen vorzubeugen ist, die sie selbst verschlingen und mit ihnen alles, (und jetzt faengt St. erneut an zu spinnen:) was der alte Kontinent an Bildung und politischer Kultur noch bewahrt". Sicher ist der freimaurerische Eingriff in Bildung und politische Kultur sehr weitgehend gewesen, hat saemtliche Begriffe wie Staat und Souveraenitaet und Volk laengst versaut, sodass die sich erhebende REBELLION (im eigentlichen ist es eine Gegenrebellion) vieles von dem erkrankten oeffentlichen politischen Leben mit in Truemmern schlagen wird. Davor hat auch die vorige, unsere Generation niemals zurueckgeschreckt. Wir s i n d, wie wir es versprochen haben, weitermarschiert, und haben den Auftrag weitergegeben an die kommende Generation, und hoffen, sie werde den Auftrag erfuellen, auch dann wenn die von Stuermer so geliebten Einrichtungen in Scherben fallen. Stuermer selbst schliesst: "Ohne schmerzhafte Ueberpruefungen wird das nicht abgehen". Hoffen wir sehr, dass Allende nicht der letzte Freimaurerpraesident war, der im Zusammenbruch seiner Utopien sich erschiessen musste.

Will man die Verlogenheit der freimaurerischen Moralprediger belegen, so gibt es wohl keine bessere Moeglichkeit, als sie uns die Unterwanderung der christlichen Kirchen zeigt. Ausgerechnet zB jene weltweit taetige Organisation, die sich aufdringlich "Entschiedenes Christentum" nennt, ist eine solche, deren fuehrende Maenner aktive Freimaurer sind. In der Bundesrepublik Deutschland bezieht sich diese Aussage auf den sogenannten "Gnadauer Verband". Zu ihm gehoeren der Jugendbund fuer Entschiedenes Christentum, die Landeskirchliche Gemeinschaft, die Liebenzeller, die Altpietisten, die Evangelische Gesellschaft u.a. Als die entschiedenen Christen ihren 100. Jahrestag feierten, war auch die damalige Familienministerin Antje Huber eingeladen, die bekannt wurde duch ihre pornographische Schuelerfibel "Muss-

Ehen muss es nicht geben", und fuer ihre Anerkennung homosexueller Lebensgemeinschaften. Man hat den Club inzwischen im Volksmunde umgetauft in "EC = Entartetes Christentum". Freimaurer und Internationalisten waren die Gruendungsvaeter des EC, Dr. Francis Clark, Dr. Daniel A.Poling (er war 35 Jahre lang Weltpraesident und "ehrwuerdigster Generalgrossinspektor" im 33.Grad des Schottischen Ritus), Dr.Stanley Vandersall, Dr. James Kelly, E. P. Gates, P.S. Foster, von Ogden Vogt, J. F. Cowan. Von dem eigentlichen Gruender Dr. Clark weiss man, dass er Mitglied in einigen Clubs von Boston war (Monday Club, Twentieth Century-Club) und Mitbegruender der freimaurerischen Church Peace Union des Andrew Carnegei(dazu Carnegie-Stiftung in I). In seiner Autobiographie schreibt Clark: "Ich wurde eingeweiht in das Zeta-Chapter der Psi-Ypsilon-Bruderschaft als ----der Bruderschaft (fast haette ich ein strenges Geheimnis verraten)". Ein Kritiker der Gnadauer (Norbert Hohmuth, Postfach 810408, D 85 Nuernberg 81) meint: "Die geistlosen EC-Froemmler merken von all dem natuerlich rein gar nichts. Die muessen schon von einer Atombombe gestreift werden, bevor sie aufwachen. Wenn sie auf ihren Konferenzen nur immer ihre altgewohnten pietistischen Vokabeln hoeren und das Blech-Trara der Blaeser, sind sie es schon zufrieden und schlafen beruhigt weiter. Sie haben einen derart blinden und bloeden Geist in sich, dass sie dem Antichrist wie zahme Schosshuendchen brav aus der Hand fressen. Da braucht zB nur ein Politiker ein paar christliche Phrasen von sich zu geben,und schon sind sie felsenfest von dessen Tiefglaeubigkeit ueberzeugt (siehe Hitler, Reagan, Weizsaecker, Carstens u.a.)".

Dieser Einsatz der Kirchen bei der Umwandlung unserer Gesellschaft im Sinne der Freimaurerutopien ist dabei nur moeglich, wenn die Kirchen sich von ihren (festgeschriebenen) Traditionen entfernen. Von einer Befolgung des Missionsbefehls gegenueber den Juden ist da dann keine Rede mehr. Es kommt zu einer "Erklaerung ueber die inneren Beziehungen zwischen der (katholischen) Kirche und den Juden" ("Nostra aetate") in welcher unter Berufung auf Eph 2, 14-16 gesagt wird: "Denn die Kirche glaubt, dass Christus, unser Friede, Juden und Heiden durch das Kreuz versoehnt und beide in sich vereinigt hat". (Diese und weitere Bemerkungen aus "SAKA-Informationen", CH 4011 Basel, Postfach 51, Februar 1987). Der Epheserbrief aber meint ganz eindeutig die Judenchristen und die Heidenchristen. Gewiss hat Christus alle am Kreuz versoehnt, aber Er hat nicht Juden und Heiden, sondern nur Christen in Sich vereinigt. Verwunderlich ist auch der heutigeSatz: "Die Kirche glaubt..." Spaeter wird dann Roem.11, 18-29 verfaelscht und eingefuegt, die Juden bleiben bis heute hin Gottes Lieblinge. "Waeren die Juden aber Lieblinge Gottes (faehrt SAKA fort), dann koennte man unter diesen genausogut die Rettung finden wie in der Kirche. Die Synagoge waere wie die anderen ein Heilsweg, ja sogar ein vorzeuglicher Heilsweg." Gegen diesen Text hatten verschiedene Bischoefe noch vor der Schlussabstimmung Stellung genommen und von einer "Verstuemmelung und Veraenderung des Paulustextes" gesprochen. Der konvertierte Jude Johannes M. Oesterreicher meint dazu: "Dass die Herrschaft der Kirche vorueber war und eine neue des Dienstes an der Menschheit angebrochen war, konnte die Partei des Stillstandes nicht begreifen".

"Die (nicht bekehrten) Juden versuchten und versuchen immer noch, den Alten Bund aufrechtzuerhalten (der am Kreuze aufgehoben wurde). Dies aber koennen sie nur im ausdruecklichen Gegensatz zu Christus und zur Kirche. So ist dieses Judentum als Synagoge zur Gegenkirche geworden, aus der das Reich des Antichrist genaehrt wird. Eine Versoehnung zwischen Kirche und Synagoge ist daher ganz und gar unmoeglich..... Was sagt der Apostel Johannes in der Geheimen Offenbarung? Er sagt zu der Gemeinde von Philadelphia (3,9):

"Siehe, ich schenke dir Leute aus der Gemeinde das Satans, die sich Juden nennen, es aber nicht sind". Die andere Stelle ist inhaltlich gleichbedeutend. So wird hier zweimal von den Juden als 'Synagoge Satans' gesprochen. Das war zu eindeutig fuer das Vatikanum II und seine Interpreten, um es zur Kenntnis zu nehmen". (Professor Dr. Wigand Siebel in SAKA).

Das Treffen Johannes Paul II mit den Fuehrern anderer Religionen in Assisi am 22. Dezember 1986 ist fuer den glaeubigen Christen darum nichts anderes als eine grosse Apostasie. Dass diese geschieht, um dem Wunsch der Kirche dienlich zu sein, "unter den Menschen und damit auch unter den Voelkern zu foerdern, was den Menschen gemeinsam ist und sie zur Gemeinschaft untereinander fuehrt", das heisst, dass die Kirche es als ihre Aufgabe ansieht, sich als eine Einrichtung zu sehen, die der Welt dient, indem sie die Menschen immer mehr in die in der Menschheit vorgegebene Einheit hinein fuehrten, hat mich veranlasst, diesen Vorgang hier wiederzugeben. "Die Kirche steht aber nicht im Dienst an der Welt. Im Gegenteil, sie steht im Dienst Gottes" (Siebel). Und sie steht schon gar nicht im Dienst einer Geheimgesellschaft, die den "Dienst an der Welt" unter ganz bestimmten, konkreten, sogar religionsfeindlichen, ja antichristlichen Vorzeichen auszufuehren befiehlt.

Wir leben in einer Diktatur, unter dem Joch einer befohlenen Werteordnung, Und das ist die schlimmste aller denkbaren Diktaturen ueberhaupt! Nicht das soll obenan stehen, uns am wertvollsten sein, unser Lebensziel darstellen, was wir wollen, sondern Vorstellungen und Dinge, die uns nicht nur zweitrangig sondern sogar ekelhaft und unehrlich und gefaehrlich duenken. In allen Zeitungsartikeln, Ansprachen, Buechern, die heute uns vorgesetzt werden, wiederholt sich diese Unverschaemtheit. Gekroent wird sie sogar noch von der frechen Behauptung, dass nicht u n s e r Fuehlen und Denken ueblich und lebensfaehig sind, sondern die krankhaften Verzerrungen der Herrschenden. Auf Schritt und Tritt belaestigt man uns mit solchem Dreck. Selbst angesichts der toedlichen Aidesepidemie stellt man ueber alles die widerlich erzwungene "sexuelle Befreiung". Der "toedlich ansteckenden Freiheit wird ein hoeherer Wert beigemessen als der staatlichen Verantwortung fuer die gesamte Bevoelkerung" (Christa Meves, Uelzen, im Informationsdienst der "Evangelischen Allianz"). Mit verkrampfter Beflissenheit wird der Logenbefehl ausgefuehrt: Toleranz ueber alles, Gleichheit im Stittlichkeitsniveau Null erzwungen. Es mag noch so viele Opfer kosten, DIE PHILOSOPHIE muss am Ruder bleiben. Alles andere sind "ueberholte Moralvorstellungen (Werner Schmidt)"! Alles andere hiesse, den lebensfeindlichen Wahn als solchen erkennen, in welchem die Freimaurer befangen sind, hiesse "die Zeit zurueckdrehen" (Werner Schmidt)! In solcher Atmosphaere geschieht es, dass ein Bundespraesident unsere Unterjochung 1945 als "Befreiung" preist, dass wir uns mit irgendwelchen angeblichen Verbrechen im Osten befassen sollen, aber den deutschen Maennern, die ihr Leben im Verzweiflungskampf gegen unsere verbrecherischen Feinde liessen, ein gehuetetes Grab verweigert wird! Es wird von "Ethik" gesprochen, unserem Familien- und Gesellschaftsleben aber alle Ethik mit Polizei und Gerichten ausgetrieben und das Bundesgesundheitsministerium gibt "Richtlinien fuer das Zusammenleben in wilder Ehe" heraus.

Auf Biegen und Brechen, auf Deubel komm raus, selbst mit der Gefaehrdung allen Lebens ueberhaupt will man die Werteordnung der Freimaurerei durchsetzen. Das ist der Kampf unserer Zeit, ein weiterer Kampf, den unsere gepruefte Generation ebenfalls zu bestehen hat.

Der soeben ausfuehrlich kommentierte Michael Stuermer sollte uebrigens nicht ganz so sicher sein, dass er die Technologie fuer seinen Verein eingefangen hat. Nicht nur die Rebellion der Freiheit fordernden Jugend droht ihrer Herrschaft, sondern auch gerade das freimaurerische Konzept selbst von dem weiteren Gang auf dieser Welt tut ihr nicht gut. Ich bitte den Leser, sich darum zunaechst noch einmal vorzunehmen, was wir in V,S.159 von dem Blickwinkel sagten, unter welchem ein Freimaurer die Wissenschaft sieht.

Freimaurer-Wissenschaft

"Die grosse, rein hellenische Schoepfung der freien Wissenschaft um ihrer selbst willen" (Thassilo von Scheffer) wird in einem Freimaurerstaat zur Quelle politischer Geltung und zur Erwerbsquelle. Der bewusste Drang zur Verwertung, das selbstverstaendliche Umsetzen wissenschaftlicher Erkenntnis in Geld bestimmt heute die Richtung wissenschaftlichen Arbeitens und wissenschaftlicher Moeglichkeiten. Da im gleichen Augenblick nach brutaler Beseitigung aller anderen Werte nur noch materielle Werte Lebenszweck sein duerfen, wird die Wissenschaft so zur lebensnotwendigen Quelle freimaurerischen Daseinzwecks. Sie allein ist es, die den "Fortschritt" ermoeglicht, den die Freimaurerei anbetet. Nur um dieses "Fortschrittes" willen darf es Wissenschaft geben. Da nun dieser "Fortschritt" nur im Rahmen eines klar programmierten weltpolitischen Programms vor sich gehen darf und soll, wird alle Lenkung der Wissenschaft politisch. Da alle Technik aber ausgerichtet wird auf materiellen Zuwachs und also das Weltbild im Sinne von Freiheit, Gleichheit, Bruederlichkeit hauptamtlich und als bedeutendsten Zutraeger beeinflussen soll, wird es zur zwingenden Notwendigkeit, an ihren Steuerungststellen und wesentlichen Entwicklungshebeln "Politiker" einzusetzen. Sie haben ueber den philosophisch "richtigen" Fortgang der Planungen und ihrer Ausfuehrungen zu wachen. Die Wissenschaft wird zum Werkzeug der Freimaurerpolitik. Die fuehrenden Wissenschaftler sind zunaechst einmal Politiker in diesem Sinne. Sie bremsen oder treiben wissenschaftliche Leistung an, mit Geld und Titeln und Orden. Alles gehorcht politischen Richtlinien. Leitstern ist, was man auf dem politischen Weg zuruecklegt. Von dorther unterliegt alle Wissenschaft dem Gesetz des Prestiges. Dies ist das Aushaengeschild im Osten wie im Westen. Taeglich erscheinen die Praesidenten und Buerochefs der wissenschaftlichen und technischen Behoerden unter diesen Zeichen im Fernsehen und in den Zeitungen. Das Vokabular eines Wissenschaftsministers ist in Moskau ganz das gleiche wie in Bonn oder in Washington. Es wimmelt nur so von Freimaurerschablonen und begleitenden Freimaurerzeichen. Alle wissenschaftliche Arbeit muendet in diese politische Propagandamuehle. Die Wissenschaftler haben den Politikern zu gehorchen. Es ist das absolute Ende der hellensichen freien Wissenschaft ueberhaupt. Eine solche gibt es nicht mehr.

Dass die biologischen Quellen eines Strebens hin zu freier Wissenschaft verschuettet werden, ist Teil dieses Vorganges und zeigt, dass er boesen Willens angelegt wird. Die Trennung der Kinder von den Eltern (II, 40) wird darum gefordert, um die Lebenserfahrung von Generationen zu anulieren und mit der Stunde Null forschreiten zu koennen. So macht man sich heute in allen Organen der von der Freimaurerei gesteuerten Oeffentlichen Meinung weit mehr Sorgen um die Erfuellungsmoeglichkeit der Weltplaene mit Hilfe der Wissenschaft, als um die Erhaltung menschlicher Werte und der Umwelt.

"Dass man diese sogar moeglichst ausschalten moechte - trotz gegenteiliger erzwungener Beteuerungen - ist bezeichnend fuer unsere Situation" (II, 47).

Es hilft uns, den Trend zur Unterwerfung der Wissenschaft unter die "Philosophie" leichter erkennen, wenn wir daran erinnern, dass wir bereits im Augenblick des Aufbluehens der Naturwissenschaften augenblicks die Schaffung eines organisatorischen Rahmens erleben, der dafuer zu sorgen hat, dass die Wissenschaften fest eingebaut werden in die neu sich formende Welt. Die Royal Society unter Newton (II, 74) lenkt die "Reformation" (II, 60 ff).

In dem Maasse nun aber, als die grossen Plaene im menschlichen Bereich versagen (wir moegen es an der Zunahme der Jugendkriminalitaet oder der Elendsstaedte in aller Welt messen), die ehemalige natuerliche Stuetze wissenschaftlicher Leistung, naemlich der biologische menschliche Kern, aber durch Zerstoerung der völkischen Identitaeten beseitigt wird, geraet auch das technische Programm trotz immer hoeher ausfallender geldlicher Zuwendungen bei Starprojekten in Verzug, wird sogar allgemach unausfuehrbar. Die Fehlentwicklung unserer Gesellschaft steht daher Pate bei dem doppelten Menetekel, das wir 1986 erlebten, bei der Challengerkatastrophe wie bei der von Tschernobyl. Der "Imperialismus der Demokratie" (Frédéric Hoffet, II, 47) wurde laengst erkannt als ein Imperialismus der Freimaurerei, und zwar in der Form einer omnipotenten Diktatur. Sie ist es also daher auch letzten Endes, die verantwortlich zeichnet fuer den Abbruch der Siegeslaufbahn der Halbgoetter. Bar allen eigentlich Menschlichen sollten sie Gottes Schoepfung ersetzen und wurden zu leeren Puppen ihrer Computer. Sie haben das sogar in alle Welt hinausgeschrieen, als sie den Challenger bemannten mit einer Juedin, einem Neger, einem Asiaten, einer Lehrerin und drei Weissen.

Die USA hatten ja schon einmal versucht, mit Wissenschaft Politik zu betreiben. Man hatte einen Haufen deutscher Wissenschaftler unter der Fuehrung Wernher von Brauns gefangengenommen, aber man hatte erst groessere Dinge mit ihnen vor, als die Russen ihren Sputnik starteten. Von Braun, inzwischen schnell gezwungen, die amerikanische Staatsangehoerigkeit anzunehmen, versicherte Eisenhower, dass die deutschen Wissenschaftler in den USA mehr koennten als ihre von den Russen gefangengesetzten Kameraden. Erst nachdem die ersten drei amerikanischen Versuche mit Raketen fehlschlugen (alle drei explodierten auf der Startbahn), war man von Braun naehergetreten. Und es war die Leistung von Dr. Arthur Rudolph, das von ihm geleitete Apollo-Projekt zum guten Ende einer Mondlandung zu fuehren. Doch erneut meinte man dann, alleine weiterziehen zu koennen. Die Politik forderte und die Wissenschaft gehorchte. 1985 wurde Rudolph gezwungen, seine amerikanischen Medaillen zurueckzugeben und nach Deutschland deportiert, da er nach Meinung des juedischen Office of Special Investigations in Washington unter Neal Sher vor 40 Jahren "Kriegsverbrechen" gegen juedische Gefangene begangen haette. Die NASA ruehrte sich nicht. Es folgte, was kommen musste.

Doch es ist noch weitaus beunruhigender in seinen Einzelheiten, was da am 28. Januar 1986 auf dem Marschal.Space Flight Center geschah. Seit zwei Jahren weiss die Nasa, dass die Dichtungsringe an den Antriebsraketen nicht die notwendige Sicherheit gewaehren. Doch, die NASA ist nach dem Abgang der deutschen Wissenschaftler zu einer politischen Behoerde geworden, zu einem gutdotierten Platz fuer ehrgeizige Karrierejaeger. Da ist kein Platz mehr fuer offene Kritik, da gelten die Intrigen. Am Tage vor dem Start aeusserten sich die beiden Chefingenieure von Morton Thiokol, der Firma, die die Dichtungen herstellte, warnend und rieten bei der herrschenden niedrigen Temperatur von dem Unternehmen ab. Das aber war nicht nach dem Geschmack von Lawrence Mulloy, dem Leiter des Programms. Er verwarf die Warnung und

setzte sich mit den leitenden Herren von Morton Thiokol in Verbindung. Diese schoben die Bedenken ihrer Ingenieure, Allan Mc Donald, und Roger Boisjoly beiseite und das Programm wurde durchgefuehrt. Es kam nach dem Scheitern zur parlamentarischen Untersuchung und Herr Mulloy konnte beweisen, dass die Lieferfirmadem Start zugestimmt hatte. Doch die Warnung der Ingenieure war uebersehen worden. So kam Mulloy auf einen anderen Posten, die beiden Ingenieure aber wurden fristlos entlassen (Ingenieur Allan McDonald wurde allerdings wegen seines tapferen aufrechten Verhaltens von der Montana Staats Universitaet der Ehrendoktor verliehen. Voellig ungewoehnlich war es, dass der Vorschlag fuer diese Ehrung nicht eine einzige Gegenstimme fand). Ihr ganz grosses Verbrechen hatte darin bestanden, arbeitsorientiert anstatt karriereorientiert gedacht zu haben. Sie hatten einem Buerokraten Schaden zugefuegt. Auf die Erhaltung des politischen Rahmens kam es an, alles andere war zweitrangig. So wurde denn Mulloy auch ersetzt von Freimaurer James C. Fletcher, der schon einmal, von 1972 bis 1977 der NASA vorstand. Und dieser Herr erklaerte prompt in seiner Antrittsrede, "das groesste Problem ist die Presse. Sie uebertreibt unsere Schwierigkeiten". Also, nach ihm ging es um das Image, nicht um das Eigentliche. Fuer einen Buerokraten werden die Dinge immer so liegen. Die Fehlschlaege bei den 1986 folgenden Titanic-Starts zeigen, dass man nichts gelernt hat aus dem Unglueck. Man k a n n ueberhaupt nichts daraus lernen, denn alle Personen, die, bis hin zur allerobersten Staatsspitze, irgendwie direkt oder indirekt Einfluss haben, sind "Politiker" im Sinne der Freimaurerweltplaene. Sie sind geistig allesamt ueberhaupt nicht entfernt in der Lage, das Wesen und Ausmass dieses Versagens zu erkennen! Sie wissen ueberhaupt nicht, was wissenschaftliches Arbeiten bedeutet! Sie gehen ueber das Eigentliche an diesem Vorgang hinweg und landen bei der Einwelt und beim Gelde. Sie wandeln irre durch diese Welt, leben ueberhaupt nur innerhalb gleichgetruebter Geister, die sich unter sich mit Lobhudelei, Nobelpreisen, Leitartikeln in der gesamten Weltpresse bunt und schoen anmalen, und in einer gemeinsamen Fronde aufstehen, wenn irgendeinem von ihnen irgendetwas Boeses nachgesagt wird, ob es sich um die jahrelange. Vernachlaessigung von Dichtungsringen oder um die Annahme von Parteispenden handelt.

Als in der BRD sich die Stimmen von Fachleuten haeufen, die sich gegen die fehlgesteuerte Wissenschaft wenden und sich die allerschwersten Vorwuerfe gegen unsere Regierungen mehren, da geht man auch in Bonn den gleichen Weg, den man einstmals mit Newtons Hilfe und der der Royal Society so erfolgreich beging. Es wird eine wissenschaftliche Organisation gegruendet, die alle diese Klagen aufzufangen hat. An ihre Spitze stellt man einen bewaehrten Hochgradfreimaurer, und ihm gegenueber im Regierungsverband einen Wissenschaftsminister, der im gleichen Bunde ist. Die Organisation nennt sich "Studienzentrum Weikersheim eV" und laesst zu Worte kommen, wer gefaehrlich werden koennte: Hans J. Elster, Klaus Engelhardt, Herbert Gruhl, Wilhelm Korff, Helmut Metzner, Hans U. Moosmayer, Kurt Oeser, Gerhard Olschowy, Guenther Patzig, Gerhard Schwabe, Erwin Vetter und Gerhard Weiser. Die Vortraege werden herausgegeben mit einem Vorwort von Heinz Riesenhuber, dem Bundesminister fuer Forschung und Technologie, und niemand anders als Herr Professor Dr. Hans Filbinger hat den Mut, diesen "eingetragenen Verein" ihm vorzustellen. Unseren Lesern bleibt es ueberlassen, noch einmal nachzulesen, was dieser Mensch von der Atomenergie denkt (V, 120, 378, 501). Man hat also wieder einmal den Bock zum Gaertner gemacht. Und vergeudet Zeit und Muehe der Gewissenhaften in der von ihm eingerichteten Schwaetzbude. In Argentinien tritt im Dezember 1986 der Berater des Praesidenten in Atomenergiefragen, Atomingenieur Castro-Madero zurueck und man erfaehrt gleich-

zeitig, dass das 80 km nur vor Buenos Aires liegende Kraftwerk Atucha I aus Sparsamskeitsgruenden nicht mehr ordnungsgemaess inspektioniert wird. Castro-Madero hatte die Atomenergieforschung Argentiniens von ihren Kinderschuhen an geleitet und Argentinien auf diesem Gebiet kompetent gemacht. Weil er hoeherer Marineoffizier war, und weil es nordamerikanischen Interessen nicht genehm war, mit einer argentinischen faehigen Konkurrenz rechnen zu muessen, hatte Alfonsin ihn bei seinem Amtsantritt in die Rolle eines machtlosen "Beraters" zurueckgestellt. So erleben heute verantwortungsbewusste Wissenschaftler ueberall, was in Deutschland etwa Fluechtlinge in ihren Verbaenden oder Eltern in den Schulen erlebten: Es geschieht nichts Positives mehr. SIE WERDEN AN DER NASE HERUMGEFUEHRT. Sie werden offen verhoehnt.

Der einzige Unterschied, der zwischen der Challengerkatastrophe und der von Tschernobyl am 26.April 1986 besteht, ist geographisch. Alles andere Wesentliche ist ganz genauso verursacht im Osten wie im Westen. "Verantwortungslosigkeit der Lieferbetriebe" wirft einen Monat vor dem Unglueck die Kiewer Journalistin Ljubow Kowalewska in der "Literarturna Ukraina" (wiedergegeben in der NZZ am 4. Mai 1986) den Behoerden bei dem Ausbau von Tschernobyl vor. "Berge von Akten tuermten sich in der technischen Abteilung ueber die Schwierigkeiten und die schlechte Qualitaet des gelieferten Materials" ..."Wieviel Kraft und Nerven mussten die Bauleute aufwenden, um mit dem schlechten Material einigermassen arbeiten zu koennen." Sie fuehrt die verschiedenen Lieferfirmen mit Namen an, doch ohne Erfolg. Nichts wird geaendert, bis eben die Katastrophe eintritt. Auch hier: Nicht der Techniker hat das letzte Wort, sondern der Planer am gruenen Tisch: "Jene Instanzen, die die Direktiven verteilen, versuchen oft, den Bauunternehmern irreale Pläne aufzuzwingen, was zu einer Desorganisation des ganzen Bauprozesses und oft zum Scheitern der Projekte fuehrt"

Vollstaendige Immunitaet herrscht fuer alle Instanzen, moegen sie hinfuehren zum Raumschiff oder zum Atomkraftwerk. Ein unuebertroffener Kitt haelt sie alle fest zusammen: der Kadergeist der Freimaurerei. Es ist das gleiche, was Lord Bauer in dem internationalen Riesenapparat der "Entwicklungshilfe" sah, und Brigitte Erler zu dem Satz veranlasste: "Ich weiss wohl, dass die Veroeffentlichung dieses Textes nicht das Ende der Entwicklungspolitik bewirken kann. Dazu laeuft das Zusammenspiel der Industrie, der Reichen in der Dritten Welt und der grossen Interessengemeinschaften von Buerokraten, also dem ganzen Entwicklungs-Jet-set mit seinen hervorragenden Gehaeltern, interessanten Reisen und seinem hohen Sozialprestige viel zu geschmiert". (IX, 244). Man geht mit dieser "Toedlichen Hilfe" genauso an den eigentlichen Lebensgesetzen zum Wohle einer philosophischen Fehlgeburt vorueber wie mit dem nichtbegriffenen Eindringen in den Weltraum und in das Atom.

Waehrend man die lebendige voelkische Kraft Europas zerstoert, beweisen so die Epigonen im Osten wie im Westen, jene modernen Kinder der Freimaurerphilosphie, USA und UdSSR, dass ihnen die Technik aeusserlich wohl gelingen mag, aber dass ihnen die Seele fehlt. So sind sie gefuehllos fuer das, was sie anrichten und vorhaben. Sie begreifen ueberhaupt nicht, was sie im eigentlichen unternehmen. Sie lachten 1945, als sie feststellten, dass Hitler seinen Atomtechnikern keinen Auftrag fuer eine Atombombe erteilt hatte, dass er von Braun abwinkte, als dieser ihm die Moeglichkeit einer Bombardierung von New York aufzeigte. Sie waren sehr stolz darauf, die Atombombe selbst erfunden zu haben und kindisch gluecklich, sie auch abwerfen zu koennen. Wir wiederholen zum soundsovielten Male an dieser Stelle: Die

Welt ist in den Haenden von Supermaechten, deren Fuehrer jedes Mass fuer ihr Tun laengst in der Loge ablegten und das Leben als Ganzes auf diesem Erdball bereits in ihre politische Waagschale geworfen haben, ohne zu begrei, fen, was sie damit taten.

Adolf Hitler und die Freimaurerei

Was uns belastet, ist die Tatsache, dass wir auf viele Dinge in der Vergangenheit immer noch keine einheitliche Antwort haben. Erst aber, wenn wir im wesentlichen wissen, wieso alles kam, koennen wir von festen Grundlagen aus aufbauen und weitermachen. Das klingt sehr schoen und simpel und ist doch elementar. Immer hat man von hinterher erst die Moeglichkeit, einen Vorgang in seinem Wesen und seinen Auswirkungen richtig zu beurteilen. Alle Hitlerkritik leidet (unter vielem anderen) darunter, dass sie vorschnell an Zeitpunkten angesetzt wurde, da dieser Mann noch nicht klar vor uns stand. Wir waren gefangen von der Ausstrahlung seiner Persoenlichkeit und spaeter wiederum von der ungeheuren Flut voellig unbewiesener Verleumdungen und Entstellungen. Natuerlich ist alle zeitgenoessische Beobachtung von groesster Bedeutung, doch kann sie nicht das letzte Wort sein, schon gar nicht, wenn es unternommen wurde, den Zeitgenossen gewisse Hintergruende nicht zu nennen. Auch unsere, bewusst subjektive Beurteilung ist sicher noch nicht das letzte Wort, gibt aber hoffentlich wohl Anstoesse zu weiterer Foschung in Richtungen, die man bisher ganz bewusst tabuisiert hat, weil sich dabei (maechtige) Verantwortliche fuer das Geschehen herausschaelen, die es mit allen Mitteln vorziehen, im Dunkeln zu bleiben.

Wir muessen den gesamten Zeitraum noch einmal ueberdenken, in welchem der Name Hitler auftaucht. Wir muessen also zumindest zurueckgehen bis auf jenen Augenblick, da Hitler aus seiner Festungshaft nach dem Muenchner Putsch entlassen wurde. Er hatte soeben sein Buch "Mein Kampf" der Welt vorgestellt. Man wusste, woran man war, wenn man mit ihm zu tun haben wollte. Geheimbuendnerisch war er verbunden mit dem Thule-Orden und hatte an sich selbst erfahren, welche Gewalt von einem Geheimbund ausgehen kann. Seine eigene unbedingte Siegeszuversicht ruht in diesen esoterischen Wurzeln. (es darf dringend gebeten werden, sich noch einmal nachzulesen, was in den Buechern VIII S.149 ff und IX, S.99 ff mitgeteilt wird). Hitler hat, belehrt und eingefuehrt durch Sebottendorf, erkannt, welche besondere Kraft in Geheimgesellschaften steckt, insbesondere wenn Gehorsam und Schweigepflicht gelten, die anscheinend nur in solchen Orden funktionieren, und die damit ihnen allen anderen offenen Vereinen gegenueber ein grosses Uebergewicht verleihen. Hitler hat erkannt, dass er nur auf diesem Wege zum Ziele kommen kann. Er ist dann (spaetestens) 1932 umgestiegen von dem kleinen (Thule) auf den grossen Orden. Er wusste, wie sich vorstellen. Seinen Mentor und Mitwisser Sebottendorf hat er klugerweise (wie bereits in meinen vorherigen Buechern dargestellt) ausgeschaltet.

So bin ich der Meinung, dass Adolf Hitler schon ziemlich bald mit der Freimaurerei in Beruehrung kam. Ich glaube sogar, dass sein Aufstieg nur deswegen moeglich war (dieses "nur" natuerlich abgesehen von seiner Persoenlichkeit). Es ist doch auffaellig, dass es zu keinem Attentat gegen Hitler kam (Jenes vom 9. November 1939 spaeter in Muenchen ist bis heute ueberhaupt nicht geklaert). Ein solches waere ausgesprochen ein Kinderspiel fuer die auf diesem Fachgebiet geschulte Freimaurerei gewesen. Wie vielen ande-

ren ging es damals (und vorher und hinterher) an den Kragen (in VIII,150 erinnere ich zB an den Mord an Ivar Kreuger.) Auf Mussolini wurden vier Attentate veruebt, am 4.11.25 wird als Taeter der Freimaurer Zaniboni verhaftet. Diese Vorfaelle sind es, die den italienischen Innenminister veranlassen, einen antifreimaurerischen Gesetzesvorschlag im Parlament einzubringen - der sich dann nur gegen den Grande Oriente richtet, nicht aber gegen die Gran Loggia Nazzionale, der eine Reihe fuehrender Faschisten angehoeren. Hitler stand mitten im bewegten politischen Leben dauernd an exponierten Stellen, nahm Vorbeimaersche ab, stand auf hunderten von Rednertribuenen stundenlang, drueckte gruessend die Haende der ihn umringenden Menschen. Dafuer gibt es nur eine einzige Erklaerung: Hitler stand nicht auf der Abschussliste der Freimaurerei! (dazu die mit vielen Einzelheiten belegten Ausfuehrungen in VIII, 152 ff!) Ich selbst habe dem ein persoenliches Erlebnis hinzuzufuegen. Es war Anfang 1932. Adolf Hitler hatte in den Saelen bei Sagebiel in Hamburg gesprochen. Diese lagen unmittelbar am Rand des sogenannten Gaengeviertels. Es war zwoelf Uhr nachts. Die Heilrufe der soeben beendeten Versammlung

Faust (r.) mit Mephisto (Kupferstich, 1603)

Im anruechigen Verkehr waren es schon immer die gleichen Geheimzeichen.

schollen durch die menschenleeren Strassen. Ich stand am Rande der breiten Fahrbahn, die zum Dammtorbahnhof fuehrt, etwa vor der Oper. Da kam ein Waegelchen mutterseelenallein auf dem schwachbeleuchteten Asphalt aus Richtung Sagebiel angefahren. Ich lief auf die Mitte der Strasse zu, um zu sehen, wer darin sass. Es war Adolf Hilter mit dem Hamburger Gauleiter und zwei weiteren Personen. Der Fahrer nahm den Fuss vom Gashebel, denn er befuerchtete einen Ueberfall. Ich erkannte die Insassen und hob den Arm zum Gruss. Er wurde erwidert und der Wagen fuhr die voellig menschenleere Strasse in beschleunigtem Tempo weiter in Richtung des Bahnhofs. Wie leicht haette man da Hitler erschiessen koennen und der Moerder waere ohne jedes Problem im gegenueberliegenden kommunistischen Viertel verschwunden. Es gab keinen Polizisten weit und breit und keinen einzigen SA-Mann. Und solche Situation ergab sich damals fast taeglich. Seine Fuehrerrolle war damals bereits anerkannt! Auch von der Opposition! Es gab da ein nicht ausgesprochenes, unterschwelliges "Wissen" um die Aufgabe, die dieser Mann sich vorgenommen hatte und die er auszufuehren hatte: Vernichtung des Bolschewismus.

Hitler hat uns eindeutige Beweise dafuer hinterlassen, dass er Kontakte mit der Freimaurerei hatte. Ich habe einige davon in den vorherigen Buechern vorgelegt. Darunter befindet sich das sensationelle Gemaelde von der Deutschen Kunstausstellung in Muenchen 1942 (Bild und Kommentare auf den Seiten 107 ff in IX). Adolf Hitler steht hinter einer Stuhllehne und praesentiert seine beiden

Haende, indem er diese vor sich ueber die Flaeche der Lehne legt. Mit der linken Hand formt er das Zeichen der Bruderkette und mit der rechten Hand gruesst er mit dem Zeigefinger. Die Verschiedenheit dieser Zeichen k a n n ueberhaupt kein Zufall sein, wie es gesagt wurde von Personen, die i h r oberflaechliches Hitlerbild verzweifelt retten moechten. In diesen Dingen aber kann es nicht gestattet sein, vor deutlichen Erkenntnissen Halt zu machen. Wie soeben gesagt, koennen wir ueberhaupt nur klare Entscheidungen fuer die Zukunft faellen, wenn wir auch in der Vergangenheit uns nicht scheuen, klar zu sehen. Oder wollen wir etwa die gleichen Fehler begehen, die uns ein so fuerchterliches Geschehen bereiteten? Schon Jahrhunderte frueher stellte man "Fuehrer" mit diesen gleichen Handzeichen vor, wie uns "Der Spiegel" im Februar 1981 in Erinnerung brachte. Um mit ganz schwerem Geschuetz hier die Mauer der Unglaeubigen zu durchbrechen, komme ich sodann noch mit einem Foto, das in diesen Tagen erst in einer westdeutschen Illustrierten erschien. Diese Dame kommt mit ganz genau den gleichen gestellten Handzeichen wie Adolf Hitler . Ja, werter Leser, beide Personen stehen da auf der gleichen geheimbuendlerischen Ebene, zusammen mit dem mittelalterlichen Vertragspartner des Teufels. In dem modernen Fall nun besteht ja wohl ueberhaupt kein Zweifel, was ausgesprochen werden soll: dass die Schluepfrigkeit, die hier zur Sprache gebracht werden wird, das placet der Freimaurerei hat und in ihrem Umerziehungssinne vorgetragen wird. Ganz das gleiche aber sagen die gleichen Gesten Adolf Hitlers aus: "Mein Kampf geht in Eurem Sinne voran, Brueder! Ich will den Bolschewismus vernichten!". Hitler will Zweifel verscheuchen, die an der Redlichkeit seiner Ziele aufkommen koennten. Hitler betont in aller Eindringlichkeit: "Glaubt nicht den Brunnenvergiftern! Ich stehe zu unseren Abmachungen!"

Man kann keinesweg die Meinung vertreten, dass Hitler sich darueber hinaus bereit erklaert habe, an anderen Weltzielen der Freimaurerei mitzuarbeiten. Das wuerde allen seinen anderweitigen vielfachen Aeusserungen widersprechen. Es kann nur darum gegangen sein, dass die Freimaurerei in ihm eine Waffe gegen den Bolschewismus suchte und fand. Und man muss eben gerade nach diesen Zeichen annehmen, dass Adolf Hitler sich seines Sieges voellig sicher war, weil er hinter sich im Kampf gegen den Bolschewismus die Freimaurerei glaubte. Schon das Datum, an welchem er gegen die Sowjetunion antrat hat diesen eindeutigen esoterischen Sinn: Es war der 22.Juni. 22 = 2 mal elf!. Es wurde von ihm gewertet als eine freimaurerische Tat! So wollte er, dass man den Russlandfeldzug saehe. So signalisierte er es um den ganzen Erdball. (Vgl. II, 403; III, 68; V, 409).

Wir werden niemals erfahren, wer es war, der ihn derart in Sicherheit lullte. Wir kennen die bedeutsame Geste Hjalmar Schachts, mit welcher dieser Freimaurer Adolf Hitler der Welt vorstellt (VIII, 165): "Dies ist unser Mann, Brueder", heisst das). Es ist auch unvorstellbar, dass bei den Kontakten mit der Freimaurerei irgendwelche Bedingungen an Adolf Hitler gestellt worden waeren, etwa in der Judenfrage. Denn dann waeren die Zeichen Hitlers sinnlos geworden in jenem Augenblicke, da er solche Bedingungen nicht erfuellt haette. Was man allerdings fuer voellig ausgeschlossen halten kann, ist die Absicht Hitlers, eine Judenausrottung vorgesehen zu haben. D a s haette die Freimaurerei ihrem Werkzeug niemals gestattet. Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass die Freimaurerei keineswegs Wert auf einen Schutz der im Dritten Reich angegriffenen Juden legte. Es sind sogar die Juden selbst, die spaeter die schwere Anklage gegen die sichtbare Freimaurerspitze in der Neuen Welt richten. Walter Laqueur beschuldigt Washington und London in seinem 1980 bei Weidenfeld und Nicolson in London erschie-

Dieses Foto wird uns im Jahre 1986 im Zusammenhang mit der Neuerscheinung des Buches "Verfuehrung und Gewalt" von Hans-Ulrich Thamer vorgefuehrt, herausgebracht von dem uns bereits bekannten Siedler-Verlag und in der Propaganda an die Seite der "Werke" von Joachim Fest und Sebastian Haffner gestellt, die sich so sehr um die "ethische Erschliessung der Geschichte"

(Fleischer) im Sinne der neuen Weltkultur verdient gemacht haben. Hitler greift an die (nicht vorhandene) Krawatte auf diesem gestellten Bild. Mit solchem Foto will man die wissende zahlkraeftige "Elite" zum Kauf des neuen Buches anreizen.

---

nenen Buch ganz schlicht, dass man die Schreckensnachrichten von der Ermordung von Juden in deutschen Konzentrationslagern unterdrueckt habe! (wir besprachen das Buch in VII).

Auch Franz Oppenheimer kommt am 14.Mai 1986 in der NZZ auf das Thema zu sprechen. Er entschuldigt allerdings die Alliierten mit dem dichten Vorhang, den die Fuehrung des Dritten Reiches um diese Untaten gespannt haette. "Selbst ein fuehrender Mann wie Leo Baeck, der Leiter der juedischen Gemeinde in Berlin, sagte aus, dass er von Auschwitz und dem systematischen Mord an Juden bis 1943 nichts wusste, und bis dahin waren (so schreibt Sarah Gordon, zitiert von Oppenheimer) schon Millionen ermordet." So nur liesse sich verstehen, dass von seiten der Sieger auch in der Stunde des Sieges nichts unternommen wurde zugunsten der Juden. Noch Oppenheimer betont nach Darstellung des vehementen Antisemitismus in Frankreich, "auch hatte die Art

Ein wuerdiger Nachfolger des Fuehrers (Helmut Kohl)

von boesartigem Antisemitismus den viele der geistigen Elite Frankreichs in den dreissiger Jahren und waehrend der deutschen Besatzung aufgriffen, keine Parallele unter den deutschen Schriftstellern vergleichbarer literarischer Qualitaet, nicht einmal waehrend des Hitlerregimes".

Direkt beschaeftigt uns hier die Tatsache, dass den Freimaurern in der Welt draussen nichts bekannt war, was den Pakt beenden koennte, den Hitler mit ihnen geschlossen hatte. Hitler war ihnen damals der Mann, der die Welt vor den Bolschewismus zu retten versprach. Negatives kam auf der

Freimaurerloge
"Acacia"
--
Hermann Dehnhardt
Mstr.v.St.'.

ACACIA LOGE No. 438 F.&A.M. LOS ANGELES CAL.

621 West 48th Str.
Los Angeles, Calif.
April 1938.

An alle Brüder Freimaurer :

Meine lieben Brr:.

In unserer Mitgliederversammlung am 4.April wurde beschlossen, dass unsere Loge sich mit den Satzungen der "Anti-Nazi-Liga" einverstanden erkläre u. in Zukunft aktive Mitarbeit im Sinne der Anti-Nazi-Liga leiste. Als Freimaurer ist es unsere Pflicht, alle Tendenzen des Nazionalsozialismus zu bekämpfen und ich fordere hiermit alle Brr.'. der Loge "Acacia" No.438, sowie alle Freimaurer deutschen Blutes auf, finanziell und moralisch sich dafür einzusetzen, dass unserer Bund in Deutschland wieder festen Fuss fasst. Ein jeder Br.'. der L.'. wird mit $ 10,00 (Zehn Dollar) als erstmalige Leistung zur Unterstützung der Anti-Nazi-Liga besteuert. Ich ersuche um gefl. sofortige Abführung dieses Beitrages an den Mstr.'. v.'. St.'.

In brüderlicher Liebe,

H. Dehnhardt

Hermann Denhhardt,
Meister vom Stuhl.

ACACIA LOGE No. 438 F.&A.M. LOS ANGELES CAL.

Dieses Rundschreiben ist eine der Antworten, die man auf die Weisung Adolf Hitlers vom Februar 1934 registrieren muss, die wir in IX, 112 abdruckten. Adolf Hitler nahm diese Feindschaft nicht ernst!

entscheidenden Ebene nicht zur Sprache. Was sonst noch geschrieben und gesagt wurde, wurde als emotional geborene juedische Hetze aufgefasst und nicht zur Kenntnis genommen. So klagt es Laqueur ausfuehrlich an.

Gehoert es auch nicht zum hier zu klaerenden Fragenkomplex, so kann doch nicht unerwaehnt bleiben, dass natuerlich die Frage auftaucht, ob naemlich etwa d e s w e g e n nichts von den Millionen Judenmorden bekannt wurde, weil sie in Wirklichkeit vielleicht gar nicht geschehen sind. Gerade aber auf diese Annahme spricht auch das Verhalten Adolf Hitlers gegenueber seinen Logenbruedern. Wer des Geistes der Freimaurerei einen Hauch verspuert, der weiss, dass unter den vorgebrachten Zeichen eine derart boese chauvinistische Politik wie es die Massenvernichtung von Juden dargestellt haette, voellig ausgeschlossen ist.

Das Motiv der Oppenheimerschen Darstellungen (mit denen er ja die Auschwitzluege schwer gefaehrdet) liegt uebrigens auf der Hand: Es gibt bestimmt genuegend Michel, die sich gluecklich schaetzen, wenn man ihnen scheinfreundlich mit der Bemerkung kommt: natuerlich habt ihr gar nichts von den Sechs Millionen gewusst, ihr seid richtige Unschuldslaemmer und habt nur eine verbrecherische Regierung gehabt....Und seid uns daher sehr willkommen fuer den naechsten "gemeinsamen" Streich gegen den Bolschewismus.

Ergaenzend soll noch erwaehnt werden, dass wir inzwischen erfuhren, dass das Zeigefingerfoto von Hitler, das wir in IX, 106 noch ohne Datumsangabe brachten, am 22.Dezember 1938 in der "Berliner Illustrierten Zeitung" erschien. Beachtlich ist auch, dass man das Foto neben tausenden anderer fuer wertvoll genug hielt, um es in der "Historia Ilustrada del Tercer Reich", von Kurt Zentner, Editorial Bruguera, 1969 noch einmal zu bringen.

Ein zumindest gleich sensationelles Foto fanden wir in dem Buch, das mein Freund Miguel Serrano im Jahre 1986 unter dem Titel "La Resurrección del Heroe" in Santiago de Chile veroeffentlichte. Der Zeigefinger Hitlers, den dieser auf seinen Stellvertreter Rudolf Hess richtet, und der die ganze untere Haelfte des Bildes ausfuellt, ist wirklich nicht zu uebersehen. Auch ist zu erkennen, dass er nirgends hinzeigen kann. Es war mir nicht moeglich, das Datum des Bildes festzustellen. Ich glaube aber, man muss es in die Fruehzeit der Bewegung datieren (siehe die wenigen Zivilpersonen im Hintergrund). Serrano ist der Auffassung, dass es sich bei diesem Zeigefinger um einen Zufall handelt. Ich kann dieser Meinung nicht beipflichten. Personen, die, wie hier zB, in Adolf Hitler den Helden, das grosse Vorbild fuer unsere Jugend sehen, ist die Annahme einer maurerischen Verbindung allerdings untragbar.

Schon um dieses einen Menschen willen, schon um des Englandfluges willen von RUDOLF HESS am 10.Mai 1941 standen wir Deutsche haushoch moralisch ueber allen unseren Gegnern. Wer von diesen Englaendern, Franzosen,Amerikanern, Russen kann einen stellvertretenden Staatschef aufweisen, der sein Leben in solcher Form einsetzte, fuer den Frieden, fuer die Erhaltung des Abendlandes? So sind wir Deutsche ihm zu hoechstem Dank verpflichtet, und es faellt schwer, ihn mit hineinziehen zu muessen in eine Sezierung unserer Vergangenheit, die notwendig ist, um die eigentlichen Feinde unseres Lebens blosszustellen.

Am deutlichsten aber belegte dann die Unmoral, das Fehlen jeder Ethik auf Seiten unserer Gegner, wie man diesen grossen Menschen dann behandelte, bis hin in sein Greisenalter, in seinen Opfertod. Als sich im Jahre 1987 das schoene Fest einer 750-Jahrfeier von Berlin naeherte, drang selbst in die gekaufte Presse die Hoffnung Vieler, dass man als schoenstes Zeichen noch

Hess und Hitler

nicht ganz abgetoeteter Menschlichkeit in Anwesenheit der europaeischen Regierungschefs den Greis in Spandau auf Berliner Boden befreien wuerde. Man bat den Herrn Bundespraesidenten, einen Besuch im Kerker bei den Gewahrsamsmaechten zu erbitten. Er liess ueber das Bundespraesidialamt antworten:"...So unterliegt auch ein Besuch von Herrn Hess durch den Herrn Bundespraesidenten im alliierten Militaergefaennis Spandau der Zustimmung aller vier Gewahrsamsmaechte. Die Sowjetunion wuerde jedoch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ihre Zustimmung, wie bisher bei versuchten Aenderungen der Haftbedingungen nicht erteilen. Eine Besuchsverweigerung waere aber mit der Stellung des Herrn Bundespraesidenten nicht vereinbar. Hinzu kaeme, dass ein solcher Besuch bei der Oeffentlichkeit im Ausland falsch verstanden wuerde..."

Bei unseren Ueberlegungen koennen wir gut von diesem Bilde ausgehen. Mit allem Impuls, den man in eine derartige Bewegung legen kann, streckt Hitler seinen Zeigefinger aus auf Rudolf Hess, und dieser antwortet darauf: Sei es, er prescht vor, um beinahe bestuerzt, Hitler zu bremsen, ihn davon abzuhalten, etwa mehr noch zu zeigen oder sogar etwas zu sagen. Dann waere die ganze auffaellige Haltung von Rudolf Hess eine einzige dringende Warnung. Schon, was Hitler andeutet, ist Hess danach zuviel, haette besser nicht gezeigt werden sollen. Oder aber ist es die bereitwillig entgegenkommende Haltung des unbedingten Gehorsams angesichts dieses eindeutigen esoterischen Zei-

chens? Pauwels, (den wir bereits in II, 406, 447 und 522 zitierten, um Licht auf Adolf Hitler zu werfen) meint, von einer "medialen Seele Hitlers" sprechen zu koennen. Im Zusammenhang mit dem Thule-Orden tauchen da in Hitlers engster Umgebung immer wieder die Namen Dr.Karl Haushofer, Rudolf Hess und Alfred Rosenberg auf. "Im Jahre 1920 machen Dietrich Eckart und ein anderes Mitglied der Thule-Gesellschaft, der Architekt Alfred Rosenberg, die Bekanntschaft Hitlers. Diese erste Zusammenkunft findet im Haus Winifred Wagners in Bayreuth statt. Drei Jahre hindurch sind diese beiden Maenner nun staendig um den kleinen Gefreiten des ersten Weltkrieges und beeinflussen seine Gedanken und Handlungen.... Rudolf Hess war der Assistent Haushofers gewesen, als dieser als Professor an der Universitaet Muenchen wirkte. Er ist es, der den Kontakt zwischen Haushofer und Hitler herstellt....Nach dem missglueckten Putsch kommt Hitler als politischer Haeftling auf die Festung Landsberg. Auf Veranlassung von Hess besucht Haushofer ihn hier taeglich, verbringt jedesmal mehrere Stunden bei ihm, entwickelt ihm seine Theorien und kehrt dabei alle fuer die politische Machtergreifung guenstigen Argumente hervor. In Gemeinschaft mit Hess verquickt Hitler die zur politischen Propaganda verwendbaren Thesen Haushofers mit den Gedanken Rosenbergs zu einem Ganzen, das er sofort diktiert. So entsteht sein Buch 'Mein Kampf'." (Pauwels), aaO S.367 u. 371).

Und da lesen wir nun in dem von Ilse Hess herausgegebenen Buch "England, Nuernberg, Spandau" von "Dr. Karl Haushofer, seinem (Hess) besten Freunde" (S.12), und davon, dass am 10.Mai 1941 ausgerechnet "Alfred Rosenberg zu der ungewohnt fruehen Stunde von 12 Uhr bei uns zu Gast war. Mein Mann hatte den klaren Auftrag gegeben, dieses kurze Fruehstueck von allen Stoerungen oder gar einem Mitgehoertwerden durch Angehoerige des Personals freizuhalten. Meiner Erinnerung nach muss Rosenberg kurz nach 13 Uhr wieder fortgefahren sein". Das war also etwa drei Stunden vor dem Abflug nach England.

Sein dortiges Ziel war der Herzog von Hamilton, dessen fuehrende Zugehoerigkeit zur Freimaurerei bekannt war.

Frau Hess berichtet weiter: "Trotzdem schien es mir unbegreiflich, als in den Morgenstunden des 13.Mai meines Mannes alter, vaeterlicher Freund, Professor Dr. Karl Haushofer, zu mir kam - unerschuetterlich vom Tod meines Mannes ueberzeugt. Er sah tiefer in den Sinn des Geschehenen, weil er von seinem Sohn Albrecht ueber die angebahnten Verhandlungen in Genf und Madrid unterrichtet worden war; da dieses Vorfuehlen aber ohne Zweifel m i t Wissen Adolf Hitlers versucht worden war, hat Haushofer entgegen meiner eigenen festen Ueberzeugung stets, bei zu seinen Vernehmungen fuer den grossen Nuernberger Prozess, die Ansicht vertreten, Adolf Hitler habe meinen Mann 'geschickt' - wie er es boese nannte, 'geopfert'."

Wir wissen, dass Hess den Weg zum Innenminister Lord Simon fand, von dem er am 9. Juni 1941 "vernommen" wurde. Wir wissen weiter, welche verzweifelten Versuche Winston Churchill unternahm, die Friedensmission zum Scheitern zu bringen. Wir wissen heute auch, dass Haushofer angesichts einer in der modernen Strafgeschichte voellig ungewohnten tatsaechlich lebenslangen Haft "in schweigender Einsamkeit" (Ilse Hess S.7) so sehr nicht von der Wahrheit sich entfernte, als er "von seinem Tode unerschuetterlich ueberzeugt war". Immerhin war Haushofer auf einer seiner zahlreichen Reisen in den Fernen Osten Mitglied "einer der bedeutendsten buddhistischen Geheimgesellschaften" (Pauwels) geworden",..."ein Mann, der ueber eine hohe Bildung und eine ungewoehnliche Seelenkraft verfuegte, der schon 1914 durch seine ungewoehnliche Faehigkeit auffiel, kommende Ereignisse vorauszusagen (Pauwels S. 372).

BUNDESPRÄSIDIALAMT

Az. I/1-9907/05-191/75
(Bei Rückfragen bitte angeben)

Kaiser-Friedrich-Straße 16
5300 BONN 1, den 02. Juli 1986
Telefon (0228) 200 215
(oder über Vermittlung 2001)
Telex. edbpn d 886393

Herrn
[geschwärzt]

Sehr geehrter Herr [geschwärzt]
Der Herr Bundespräsident hat Ihr Schreiben vom 27. Mai 1986 erhalten. Er hat mir aufgetragen, Ihnen zu antworten.
Die Gefangenschaft von Herrn Hess unterliegt einem verbindlichen internationalen Abkommen zwischen den Vier Gewahrsamsmächten. Jegliche Entscheidung über eine Änderung der Haftbedingungen müssen deshalb einstimmig von allen Vier Mächten getroffen werden. So unterliegt auch ein Besuch von Herrn Hess durch den Herrn Bundespräsidenten im alliierten Militärgefängnis Spandau der Zustimmung aller Vier Gewahrsamsmächte. Die Sowjetunion würde jedoch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ihre Zustimmung, wie bisher bei versuchten Änderungen der Haftbedingungen, nicht erteilen. Eine Besuchsverweigerung wäre aber mit der Stellung des Herrn Bundespräsidenten nicht vereinbar. Hinzu käme, daß ein solcher Besuch bei der Öffentlichkeit im Ausland falsch verstanden würde. Er würde wahrscheinlich der Sache damit mehr schaden als nützen.
Mit freundlichen Grüßen

Dr. Spath

Wie aber, wenn Adolf Hilter tatsaechlich jene ganz grosse Persoenlichkeit war, die jene Mitbuerger anbeten? Und wenn Adolf Hitler BETROGEN WURDE? Wenn man ihn in Sicherheit gewogen haette, ihm zunaechst einen Siegeslauf ermoeglichte, den er unter andern Umstaenden, ohne eine solche Rueckendeckung niemals durchlaufen haette? Die Weltgeschichte ist doch uebervoll von solchen Beispielen. Wie waere Napoleons Siegeslauf denkbar ohne den Motor der Loge? Und wie warf London dann das Steuer herum? Wie oeffneten die preussischen Festungskommandanten zunaechst dem "Bruder" Napoleon die Festungen und wenige Jahre darauf zogen preussische Offiziere unter den bruederlichen Zeichen der Freiheit gegen Napoleon zufelde.

Wir duerfen in Adolf Hitler daher nur ein weiteres Beispiel fuer die verheerenden Folgen einer esoterischen Verankerung politischer Ideen sehen. Und das ist das zentralste Anliegen meiner Buecher! Sie werden unbewusst zu irrealen Wahnideen bei gleichzeitiger unwiderstehlicher Energiezunahme

und Energiekonzentration, denen mit den normalen politischen Mitteln nicht beizukommen ist. Niemals haette es einen "30.Januar" gegeben, haette Adolf Hitler nicht vor sich das gruene Licht der Freimaurerei leuchten gesehen. Das gab ihm die Staerke, allen Schleicherschen Schlichen und so vielen anderen halben Loesungen zu widerstehen. Das gab ihm den Mut, Polen anzugreifen. Er war sich seiner Sache ganz sicher. Er fuehlte sich als Vollstrecker geheimster Wuensche: Vernichtung des Bolschewismus. Immerhin ist man heute so weit, dass man in einer wissenschaftlichen Abhandlung eine Aussage wie die folgende findet: "Bei all den Vereinfachungen und Beschraenkungen des behandelten Themas wird deutlich, dass den Geheimbuenden von Anfang des 17. Jahrhunderts bis in den Vormaerz hinein ein Stellenwert fuer die Entwicklung der Politik und der Wissenschaften zukommt, der bislang in seinen umfassenden Zusammenhaengen kaum beruecksichtigt wurde" (Michael W. Fischer, S. 284). Ich meine, wir haben inzwischen genug gesagt, um eine solche Aussage nicht mit dem Jahre 1848 willkuerlich abzuschliessen, sondern sie in vollem Umfang bis auf den heutigen Tag fuer die ganze Erde anzuwenden. Es steht fest, was man Hitler von bestimmter Seite vorwirft, "dass er den Krieg mit England usw in Kauf nahm". Ich zitiere zunaechst einen Brief des westdeutschen Bundespraesidialamts vom 16.Juni 1981 (Az.II/1-6630-1596/80), den ein Herr Dr. Heinrich Seemann an den bekannten Schriftsteller und Politiker Carlus Baagoe richtete:

"Der Herr Bundespraesident hat mich gebeten, Ihnen fuer Ihr Schreiben vom 12.6.1981 zu danken und auch Ihnen gegenueber zu sagen, was die Wahrheit ist, auch wenn dies manche Deutsche nicht hoeren wollen".

"Fuer den Zweiten Weltkrieg gibt es nur einen einzigen Verantwortlichen: Hitler. Ob er nun mit dem Ueberfall auf Polen den Krieg gegen Frankreich und England wollte oder ob er ihn nur in Kauf genommen hat, spielt weder vor dem Staatsanwalt noch vor der Geschichte eine Rolle. Im Strafrecht, wo man dieses Verhalten dolus eventualis nennt, zaehlt man dieses Tun zum Vorsatz. Auch ob andere Momente Hitler die Arbeit erleichtert haben, spielt keine Rolle. Denn ohne Hitler, ohne diesen Mann waere der Zweite Weltkrieg, das namenlose Unheil, das dieser Krieg ueber die Menschheit, auch ueber uns Deutsche, gebracht hat, nicht geschehen. Die Akten, die darueber publiziert wurden und die Aussagen von Beteiligten, sind so klar, dass kein ernstzunehmender Historiker daran zweifeln kann".

Die Tatsache, dass Hitler den Krieg gegen Frankreich und England in Kauf genommen hat, steht auch fuer uns fest. Vor der Ardennenoffensive hielt Adolf Hitler eine Ansprache an die beteiligten Divisionskommandeure im FHQ (aus "Adolf Heusinger, "Befehl im Widerstreit"):

"Wir stehen in einem Ringen, das unausbleiblich frueher oder spaeter kommen musste. Es waere nur die einzige Frage zu klaeren, ob der Zeitpunkt gluecklich gewaehlt war. Ich habe schon ausgefuehrt, dass der Einwand, wir haetten zu praeventiv gehandelt, ohne weiteres abzuweisen ist. Alle erfolgreichen Kriege der Menschheit sind Praeventivkriege gewesen. Wer erkennt, dass ein Krieg unvermeidlich ist, und nicht selber den in seinen Augen guenstigen Augenblick ausnutzt, versuendigt sich am eignen Volk..... Es kommt aber noch der militaerische Faktor unterstuetzend hinzu. Es gibt keinen Augenblick, in dem eine Ruestung als endgueltig angesehen werden kann. Wir hatten einmal das Glueck, durch einen gigantischen Aufwand infolge Fehlens einer Ruestung vorher auf den meisten Ruestungsgebieten eine voellige Ueberlegenheit herzustellen. Aber es war klar, dass diese Ueberlegenheit nur voruebergehender Natur sein konnte. Es war ausgeschlossen, dass man in fuenf oder zehn Jahren eine solche technische Ueberlegenheit wieder haben

wuerde. Einen glueckhafteren Augenblick als den vom Jahre 1939 konnte es ueberhaupt nicht geben. Es war noch ein weiteres Moment zu erwaegen, und das ist fuer mich persoenlich entscheidend. Ich habe in meinem Leben sehr schwere, unendlich schwere Entschluesse treffen muessen. Solche Entschluesse kann nur eine Persoenlichkeit treffen, die bereit ist, unter Verzicht auf jedes persoenliche Leben sich der Sache allein zu opfern und sich ihr hinzugeben. Ich habe die Ueberzeugung besessen, dass in den naechsten zehn, zwanzig, dreissig vielleicht fuenfzig Jahren in Deutschland kein Mann mit mehr Autoritaet, mehr Einwirkungsmoeglichkeit auf die Nation und mehr Entschlussfreudigkeit, als ich sie habe, kommen wird... Es kamen weitere Probleme hinzu: die Unmoeglichkeit, fuer das deutsche Volk, auf einem so engen Lebensraum auf die Dauer zu existieren, die Unmoeglichkeit, ohne eine genuegende Ernaehrungsbasis das deutsche Volk zu ernaehren. Endlich kamen dazu selbstverstaendlich auch noch psychologische Momente, naemlich Mobilisierung der deutschen Volkskraft. Man kann Begeisterung und Opferbereitschaft nicht wie irgendwelche Dinge abziehen, auf Flaschen legen und konservieren. Sie entstehen einmal im Zuge einer Revolution und verblassen allmaehlich wieder. Der graue Alltag und die Bequemlichkeit des Lebens werden dann die Menschen wieder in ihren Bann schlagen und wieder zu Spiessern machen. . .Fuehrte das alles zum Krieg, dann musste dieser Krieg in Kauf genommen werden. Denn es ist besser, ihn sofort in Kauf zu nehmen als in einem Moment, wo wir wie nie geruestet waren."

Nun gibt es zu dem Thema "Praeventivkrieg" wiederholte Aeusserungen Bismarcks, deren Wiedergabe hier am Platze ist. Wir lesen in "Gedanken und Erinnerungen" Bd I, S. 114: "Unbequem wurde sie (Moltkes Schlachtenfreudigkeit) mir 1867 in der Luxemburger Frage, 1875 und spaeter angesichts der Erwaehnung, ob es sich empfehle, einen Krieg, der uns frueher oder spaeter wahrscheinlich bevorstand, anticipando herbeizufuehren, bevor der Gegner zu besserer Ruestung gelange. Ich bin der bejahenden Theorie nicht bloss zur Luxemburger Zeit, sondern auch spaeter, zwanzig Jahre lang, stets entgegengetreten in der Ueberzeugung, dass auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden koennen, und dass man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigener Berechnung vorzugreifen.....Die Aufgabe, den kriegerischen Geist in der Armee in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbeduerfnis der Voelker berechtigten Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militaerischen Spitzen des Staats ob." und erneut auf S. 203: "Als der russische Aussenminister Fuerst Gortschakow 1875 die Maer verbreitete, das eben erstandene Reich wolle Frankreich ueberfallen, bevor es sich erholt haette, betont Bismarck: "Ein solcher Krieg haette meiner Ansieht nach nicht zu haltbaren Zustaenden in Europa auf die Dauer gefuehrt, wohl aber eine Uebereinstimmung von Russland, Oestereich und England in Misstrauen und eventuell in activem Vorgehen einleiten koennen gegen das neue und noch nicht consolidirte Reich, das damit die Wege betreten haben wuerde, auf denen das erste und das zweite franzoesische Kaiserreich in einer fortgesetzten Kriegs- und Prestigepolitik ihrem Untergange entgegengingen. Europa wuerde in unserem Verfahren einen Missbrauch der gewonnenen Staerke erblickt haben, und Jedermanns Hand, einschliesslich der zentrifugalen Kraefte im Reich selbst, wuerde dauernd gegen Deutschland erhoben oder am Degen gewesen sein. Gerade der friedliche Charakter der deutschen Politik nach den ueberraschenden Beweisen der militaerischen Kraft der Nation hat wesentlich dazu beigetragen, die fremden Maechte und die inneren Gegner frueher, als wir erwarteten, wenigstens bis zu einem tolerari posse mit der

neudeutschen Kraftentwicklung zu versoehnen und das Reich zum Theil mit Wohlwollen, zum Theil als einstweilen annehmbaren Friedenswaechter sich entwickeln und festigen zu sehn." Und erneut in einem Brief an den Kaiser (S.205): "Ich wuerde noch heut, wie 1867 in der Luxemburger Frage, Eurer Majestaet niemals zureden, einen Krieg um deswillen sofort zu fuehren, weil warscheinlich ist, dass der Gegner ihn bald beginnen werde. Man kann die Wege der goettlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im Voraus erkennen". Und erneut auf S.258: "Ich bin ein grundsaetzlicher Gegner von Praeventivkriegen gewesen, d.h. von Angriffskriegen, die wir um deshalb fuehren wuerden, weil wir vermutheten, dass wir sie spaeter mit dem besser geruesteten Feind zu bestehen haben wuerden".

Nach der Lektuere der bismarckschen Aeusserungen lese man noch einmal den Text der Rede Adolf Hitlers. Wobei nicht uebersehen werden darf, dass auch Adolf Hitler damals rechtzeitig ueber die Meinung Bismarcks unterrichtet wurde. 1939 schrieb der deutsche Botschafter in Italien, Ulrich von Hassel sein sehr beachtetes Buch "Im Wandel der Aussenpolitik". Er zitiert darin nicht nur die auch von mir wiedergebenen Aeusserungen Bismarcks, sondern (S.172) einen Satz, den Bismarck an Keudell richtete: "Man darf keinen Krieg fuehren, wenn es mit Ehren zu vermeiden ist. Die Chance guenstigen Erfolges ist keine gerechte Ursache, einen Krieg anzufangen". Diese Saetze schrieben sich damals einem Studenten der deutschen Aussenpolitik sofort bei ihrem Lesen unverloeschbar ins Gedaechtnis, und waren ihm gegenwaertig auch noch im Schuetzenloch in der Nogaischen Steppe. Er hat schon damals nicht verstehen koennen, wie der deutsche Reichskanzler solche Weisheit straeflich ueberhoeren konnte. Von Hassell wurde im Zuge des "20. Juli" hingerichtet.

Doch nicht nur hat man Bismarck und Hitler gegenueberstellen koennen (wie es hier soeben geschah). Es gab (und gibt mit einem Weizsaecker) eine pazifistische Anschauung, die beide gemeinsam als Feinde einer politischen Moeglichkeit auffasst,die als "Humbolt-Tradition vorurteilsfreie Menschlichkeit" (Fr.W.Foerster) zum Inhalt deutscher Politik machen moechte, entgegen des "kurzsichtigen kriegerischen Treitschkegeistes, der alle echte deutsche Kultur zersetzt hat und der knabenhaft, unerzogen und kulturlos mit rueckstaendigster Machtpolitik, Selbstverherrlichung und Staatstyrannei" das 1.Weltgericht von 1919 und dann das 2. von 1945 herbeifuehren musste. Doch wir muessen nach weiteren "Friedens"-Jahrzehnten erbittert und in zornigem Aufwallen gegen heute noch vorgebrachte derartige Gefuehlsduseleien von einer uns umgebenden "vernuenftigen Welt voll sittlichen Denkens" unwidersprechbar feststellen:

Die ganze, so umfangreiche und zutiefst menschliche Arbeit fuer eine Weltordnung in Frieden ist nicht etwa zuschanden geworden durch die ablehnende Haltung des Deutschen Reiches bei den Haager Friedenskonferenzen 1899 und 1907, nicht durch die (allerdings unbegreifliche) berliner Idee, 1914 den serbisch-oesterreichischen Konflikt kurzerhand kriegerisch in einem bereits erwachten Europa lokalisieren zu koennen, nicht durch den nach Weltmacht lechzenden Kriegswillen, der sich damals in Berlin manifestierte, nicht durch die Polizeiaktion Hitlers gegen Polen, um einen (berechtigten) Korridor zu erzwingen und Massenmorde zu suehnen. Denn die vollstaendige Beseitigung aller Moeglichkeiten, dass "Militarismus", "Preussentum", "Alldeutsche", "Grosskapitalisten", "Schwerindustrie" und "Ostelbier" noch einmal den Weg hin zu einem geordneten Frieden stoeren koennten, war 1945 gegeben worden und haette nur - ganz einseitig also sogar - einfach genutzt und in die (noch blutbeschmutzten) Haende genommen werden koennen, um

eine bessere, friedvollere, sittlichere Welt aufzubauen. SIE WURDE NICHT GENUTZT! SIE WURDE IM GEGENTEIL TAUSENDSTIMMIG VERWORFEN! In weit groesserem Umfang und mit noch viel weittragenderer Klarheit als es schon einmal nach 1919 der Fall gewesen war (und wie es der deutsche Reichskanzler in seiner Antwort auf ein Telegramm Roosevelts in seiner bekannten Reichstagsrede vom 28. April 1939 in historischer Deutlichkeit zum Ausdruck brachte) wurden vielmehr alle vorher ausgesprochenen heiligsten Friedensabsichten, fuer die sich frueher ein Wilson und diesmal ein Roosevelt verpfaendet hatten, radikal abgeschrieben und mit bisher mehr als 50 neuen Angriffskriegen, mit Millionen von Toten und der Vernichtung europaeischer Sittlichkeit zugedeckt. Und man sollte dafuer nicht etwa die "racheluesternen Juden" verantwortlich machen, oder die "auf Weltrevolution erpichten Sowjetrussen". Die deutsche militaerische Kapitulation 1945 haette zum Ausgangspunkt genommen werden koennen fuer eine europaeische Neuorganisation in Anerkennung der Lebensrechte aller. Die Deutschen haetten sich dem am allerletzten widersetzt. Aber man setzte ihnen ein Superversailles vor und zwang sie sogar in eine militaerische (!) Mitarbeit an einer Zweiteilung der Welt, die auf Raketen aufgebaut wurde, und die in ihrem manifesten Ungeist weit ueber alles das hinausgeht, was man dem Kaiser und den Nazis vorgeworfen hatte. Denn von diesen hatte man doch gesagt, sie seien ruecksichtslos gegen fremde Lebensmoeglichkeiten, haetten nur immer an den eigenen Gewinn, eigene Macht und Sicherheit gedacht, man habe in Deutschland das politische Denken von aller Moral und von jeder tieferen Beziehung auf die wichtigsten Gueter des Lebens geloest, habe prinzipiell den Krieg verherrlicht, habe keine Vorstellung davon, dass es auch einen friedlichen Interessenausgleich geben kann, dass man in einer preussischen Tradition der Menschenbehandlung befangen gewesen sei; der armseligste Appel an die niedersten Register eines Lebenswesens sei Trumpf gewesen (so etwa der Pazifist Fr. W. Foerster); den Anderen mit Sanktionen schaden, haette es dort gegolten, ihn in Verlegenheit bringen, ihn unter Druck halten, ihm Furcht einjagen, was alles man dann Realpolitik nannte; dass man weder den noetigen Verstand noch Takt besass, um sich einer bestehenden Welt einzuordnen, dass man eine Macht- und Prestigepolitik von Afrikas Kuesten bis hin zu kleinsten Inseln mit oft geradezu idiotischen Reden und Drohungen verfolgte, fuer die schnell so mancher Ausspruch des Deutschen Kaisers angefuehrt wurde, und so manche Handlung viel spaeter dann in Polen und in Russland, und so manches lausbuebische, aufdringliche Benehmen bis hin zum unwichtigsten Amtswalter in der Auslandsorganisation der NSDAP.

Was aber ist seitdem geschehen? Fuer welchen der obigen Vorwuerfe an die deutsche Adresse kann man nicht hunderte von gleichartigen heute erheben, gerichtet gegen die Sieger von 1945, gegen diejenigen, die seitdem die Welt beherrschen und deren Geist toeten? Welch eine Rechtfertigung aber ist das fuer jene Deutschen, die alles Getue um Voelkerbund und Vereinte Nationen und Weltschiedsgericht und Gefangenenschutz und Verbot chemischer und Atomwaffen und Nichteinmischung in interne Angelegenheiten Anderer unehrlich nannten! Erst 1986 verhoehnten die USA vor den Augen der ganzen Welt den Haager Schiedsspruch in Sachen Nikaragua und eine wildgemachte Meute hetzt zur blutigsten Lynchjustiz in Suedafrika und in Chile messianisch-anarchisch uebermuetig in einem Totentanz der Selbstsucht ohne Gefuehle und Einfuehlungsvermoegen als Ausfluss demokratischen Herrenmenschentums und internationalen Duenkels.

Doch jetzt zurueck zu der amtlichen Version zu diesen Dingen, wie man sie in Bonn vertritt und wie sie in dem wiedergegebenen Brief des Bundespraesidialamts zum Ausdruck kam. Diese stellt wohl die Mitverantwortung Adolf Hitlers fest. Aber sie kann insofern nicht aufrechterhalten werden, als sie von Adolf Hitler als "von dem einzigen Verantwortlichen fuer den Zweiten Weltkrieg" spricht. Das ist regelrechter nonsense. Das ist eklatanter Bloedsinn und entspricht nicht den geschichtlich erwiesenen Tatsachen. Es steht die Verantwortung fuer den II.Weltkrieg im Hinblick auf eine ganze Reihe von anderen Personen eindeutig fest. Ja, es geht hier sogar um den direkten Willen, es zum Kriege unter allen Umstaenden kommen zu lassen, nicht nur um das In-Kauf-Nehmen eines Krieges! Ohne Anspruch auf Vollstaendigkeit zu erheben, nenne ich hier den Juedischen Weltkongress, Winston Churchill und seine Umgebung, Roosevelt und seine Umgebung, die polnische militaerische und politische Fuehrung. Ich habe in frueheren Buechern (etwa in VI) dazu einige Unterlagen gebracht. Man muss nach Kenntnisnahme der vorhandenen, ueberwaeltigenden Dokumente zu der Ueberzeugung kommen, dass selbst dann, wenn etwa Adolf Hitler vor Beginn des Polenkrieges zurueckgetreten, abgesetzt oder beseitigt worden waere, es zu einem Weltkrieg gekommen waere. Wenn sogar nach dem gescheiterten Attentat vom 20.Juli die gesamte Weltpresse nur in haemischen, veraechtlichen Toenen von der deutschen Opposition sprach, wenn sogar nach der Beseitigung des Nationalsozialismus nach dem Mai 1945 noch und erst die unsittlichsten Massnahmen gegen das Deutsche Volk ergriffen wurden, Vertreibungen, juristisch getarnte Morde, Diebstahl aller Patente und Zurueckhaltung der Gefangenen, so kann angesichts der Vorgaenge nach dem Mai 1945 bis heute hin (!) kein honoriger Historiker behaupten wollen, man haette es bei den Gegnern Hitlers mit friedliebenden Personen zu tun gehabt. Wollen wir dem Wortlaut der wiedergegebenen Bonner Note nahe bleiben, so haette es vielmehr heissen muessen: "Fuer den Zweiten Weltkrieg gibt es eine Reihe direkt Verantwortlicher im Ausland. Ohne die juedischen Organisationen, Churchill und Roosevelt waere der Zweite Weltkrieg, das namenlose Unheil, das dieser Krieg ueber die Menschheit, auch ueber uns Deutsche, gebracht hat, nicht geschehen. Die Akten, die darueber publiziert wurden (so manches wurde sogar immer noch nicht freigegeben!) und die Aussagen von Beteiligten, sind so klar, dass kein ernstzunehmender Historiker daran zweifeln kann".

Unter deutlicher Missachtung der bekannten und belegten Fakten wird immer noch behauptet, das "Dritte Reich" haette zeitlich vor seinen spaeteren Gegnern und in weit groesserem Umfang als diese aufgeruestet. Schon Hans Kehrl hat in seinem grundlegenden Werk "Krisenmanager in Dritten Reich" (etwa S.37), gestuetzt auf das Bundesarchiv in Koblenz, hier ein deutliches Machtwort gesprochen. General Otto Ernst Remer hat jetzt (im "Bismarck-Deutschen", Januar 1987) erneut zu diesem Thema konkrete Zahlen genannt, und unzimperlich auf das Verfehlte solcher Geschichtsdarstellung hingewiesen.

Der unbedingte Kriegswille der politisch am Ruder befindlichen Kreise in den USA und in England war sogar derart manifest, derart unzweideutig, wurde von Hitler sogar in einer ganzen Reihe von Reichstagsreden usw. im Wortlaut wiedergegeben, dass es eindeutig riskant bis dilettantisch war, gegen eine derartige Uebermacht Krieg fuehren zu wollen. Es kann gar keinem kuehldenkenden Menschen in den Sinn gekommen sein, dass ein Deutsches Reich gegen eine solche Uebermacht siegreich bleiben wuerde. Ich habe in Hamburg jedenfalls in meiner damaligen Umgebung niemanden erlebt, der an einen deutschen Sieg geglaubt hat. Alle, angefangen von Herrn Buergermeister Krogmann und Herrn Adolf Rein, dem Rektor der Universitaet, bis hin zu den

mit mir befreundeten HJ-Fuehrern und Kommilitonen, soweit sie ruhige Ueberlegungen anstellten, sahen eine dunkle Zukunft voraus. Dass man uns einen Dr. Fritz Berber (wie frueher berichtet) schickte, um uns "Geheimes" aus der Reichskanzlei aufzutischen und uns den Glauben an Unmoegliches wiederzugeben, zeigte, dass man "oben" um unsere Meinung wusste. Mag sein, dass Hamburg mehr Kontakte mit dem Auslande und mit der Welt draussen hatte, als andere Orte im Landesinnern, an eine Ignoranz aber in der Reichskanzlei kann ich kaum glauben. So wiederhole ich, dass Adolf Hitler, der kuehle Rechner und Beobachter tatsaechlich mehr wusste, oder doch glaubte, mehr zu wissen als wir gewoehnliche Sterbliche. Er vertraute auf die uns unsichtbare Verbindung zur Freimaurerei! Er nahm einen Weltkrieg deswegen in Kauf, weil er sicher war, dass er in diesem sein Ziel erreichen wuerde, naemlich die Vernichtung des Bolschewismus (und dabei gleichzeitig die ihm so am Herzen liegende Eroberung von Lebensraum fuer das Deutsche Volk).

Er muss diese (in nichts sachlich begruendete) Zuversicht sogar noch waehrend des ganzen Kriegsverlaufs gehabt haben, denn nur so laesst sich erklaeren, dass er eine ganze Reihe von Friedensangeboten und Teilloesungen eine nach der andern kurzerhand abschlug. Ich war ja selbst Zeuge gewesen der Verhandlungen bei Belgrad, man weiss von den anderen Fuehlern, die ueber den Vatikan und ueber Schweden ausgestreckt wurden. Bis zum letzten Atemzug glaubte er an einen noch aufbrechenden Riss in der gegnerischen Phalanx, an einen Frontwechsel der westlichen Alliierten. Er hat Roosevelt nach dessen Ableben als grossen Verbrecher bezeichnet. Es ist ganz und gar nicht ausgeschlossen, dass er dieses Wort sogar im Sinne der Bruderschaft gebrauchte und dessen antiabendlaendisches Vorgehen als einen Verrat am Wesen des Freimaurerbundes ansah, so wie e r diesen sah, wie man ihm diesen vorgestellt hatte!

Tatsaechlich aber waren gerade auch die gegnerischen Exponenten ausserordentlich rege im Gebrauch freimaurerischer Erkennungszeichen und Signale und haben ja dann spaeter auch niemals ein Hehl daraus gemacht, hochgradige Freimaurer zu sein. Von Hitler gibt es keine derartige Aeusserung. Er mag die gegenteilige Wirkung bei den Deutschen gefuerchtet haben. Von ihm gibt es nur Geheimzeichen, allerdings diese in unbezweifelbarer Deutlichkeit und Haeufigkeit (wir haben viele davon veroeffentlicht), und es gibt die erwiesene freimaurerfreundliche Haltung (oft zum Schaden deutscher Interessen), die abstach von den antifreimaurerischen Aeusserungen und gelegentlichen Aktionen in einigen Teilen des Reiches. (Ich verweise auf die Dokumente, die ich meinem vorigen Buch vorlegte). Und es gibt eine Reihe von Taten, die nur zu verstehen sind, wenn man ihn als im Bunde mit der Freimaurerei sieht (das Verbot des Tannenbergbundes-Sept.33-, der einzigen deutschen Kampforganisation gegen die Freimaurerei, Duenkirchen, die Roehm-Affaire, die Behandlung der Oesterreichischen Legion, die Vernichtung der Eisernen Garde, das Verbot an die Partei, gegen die Freimaurerei vorzugehen (siehe IX, 112), das Verbot der gotischen Schrift (ein Schritt hin zur Einen Welt), die Unterbindung der Atombombenherstellung, die Ablehnung, Raketen auf New York abzufeuern usw).

Dass Adolf Hitler an eine den Deutschen wohlwollende Haltung der Weltfreimaurerei dachte, ist beinahe unglaublich. Man kann das nicht verstehen. Nach dem Ergebnis des I. Weltkrieges, nach dem gerade von ihm so bekaempften Versailler Diktat konnte doch gar kein Zweifel mehr an deren deutschfeindlicher Einstellung bestehen. Wer damals handelnd und agitierend gegen Deutschland eingriff, das waren nicht etwa "Juden", sondern Freimaurer, von Benesch bis Wilson und Clemenceau und Lloyd George. Hat Adolf Hitler das uebersehen?

Er hat sich immer nur gegen "die Juden" gewandt, hat die Freimaurerei verharmlost, fuer unwichtig erklaert, hat Ludendorffs ernste, direkt an ihn persoenlich gerichteten Warnungen ("Weltkrieg droht auf deutschem Boden") in den Wind geschlagen, hat ihm die Unwahrheit gesagt, als er dem Feldherrn antwortete, er wolle keinen Krieg.

Wollen wir das Gewicht bestimmen, welches bei den politischen Entscheidungen unter dem Titel "Freimaurerei" mitsprach, als es um den Willen zum zerstoererischen Zweiten Weltkrieg ging, so soll noch einmal (wie in VI, 165) auf das schwer auf allen lastende Wort des englischen Historikers J. F. Taylor hingewiesen werden: "ES MUSS DEN VERSCHWOERERN SCHON EIN VERDAMMT HOHES MENSCHHEITSZIEL VORGESCHWEBT HABEN, DAS SOLCH GROSSES OPFER RECHTFERTIGT!". Kein anderes aber als die herrliche Eine Welt war es wert, mit 50 Millionen Toten erkauft zu werden.

Denen, die auch heute noch diese falsche Akzentsetzung befuerworten, wonach nicht die Freimaurerei sondern die Juden in der Weltpolitik bestimmen und fuehren, sei gesagt, dass gerade auch der Fall Waldheim gezeigt hat, dass wir nicht auf eine von Juden und "von juedischen Finanzgroessen gefuehrte Weltpolitik" (der NS-Politiker und Reichstagsabgeordnete Graf Reventlow) zusteuern. Einige juedische Kassen haben sich gut gefuellt, Israel wurde gegruendet, aber der eigentliche Sieger des II.Weltkrieges war die Freimaurerei. Israel selbst muss sich ihren Direktiven beugen. So sehr sie sich auch in guter Deckung halten konnte im Schatten des Wehgeschreis des Judentums ob der deutschen Pogrome, und wie immer schon im Stillen weiter werkte, bleib doch die von ihr befohlene, gelenkte und durchgefuehrte Grosse Rebellion gegen Gott und die Natur keineswegs unbeachtet. Saemtliche Kolonialreiche (zumeist von Staaten, die soeben erst sich Sieger genannt hatten) wurden von ihr vernichtet, Sitte und natuerliche Ordnung beseitigt, Apartheid verrufen, Diktatoren ermordet, das Gold von den Sonderziehungsrechten entthront, nationale Grenzen eingerissen, der Glaube verwaessert, die Gehirne verdreht, die Supergrossmaechte selbst auf die Kniee gezwungen. Praesidenten und Kardinaele und Nobelpreistraeger stehen in ihren Reihen. So hat sich erwisen: Die Philosophie der Freimaurerei ist der juedischen Religion in ihrer Wertbekraft und in ihrem organisatorischen Durchsetzungswillen haushoch ueberlegen. Der Jude hat sich von Anbeginn an den Weg zu einer Weltherrschaft mit seiner engstirnigen Praemisse von der Auserwaehltheit vollstaendig verbaut. Er kann immer nur hoechstens zu terroristischen Handlungen gelangen, niemals aber zu einer Dauerbeherrschung anderer Voelker. Lange schon bevor sich eines Tages das Gebaeude der Freimaurerei endgueltig als lebensfeindlich und untragbar fuer die Menschheit herausstellen wird, hat das Judentum sich daher entweder assimiliert oder ging den Weg durch die kommenden "Gaskammern der Geschichte". Es draengt foermlich sich selbst dorhin, wie Bruno Kreisky es befuerchtet. Da es aber nicht darum gehen kann, in den naturgesetzlichen Gang der Weltgeschichte eingreifen zu wollen, ist niemals der Kampf gegen das derart gezeichnete Judentum sinnvoll, sondern nur ein solcher gegen die krankhafte Erscheinung der Freimaurerei, die seit 250 Jahren die Menschheit geisselt. Antisemitismus ist deswegen ausgesprochen primitiv, was viel mehr bedeutet als ihn als verwerflich zu bezeichnen, wie es die Juden tun.

Hierher gehoert auch eine weitere Ueberlegung, denn Adolf Hitler war ja wahrlich nicht der einzige, der seinen Blick auf das Judentum als Quelle allen Unheils richtete. Von Treitschke bis heute hin schwillt dieser Chor sogar immer noch an, angeheizt sogar von juedischer Seite. Denn, sowohl in der oeffentlichen Diskussion wie auch mehr und mehr in der wissenschaftlichen Thematik findet in diesen Jahrzehnten unter dem Gewicht der schreibfleissigen

Juden deutlich eine Schwerpunktverlagerung statt. Man legt heute zentralen Wert auf Dinge, die zu ihrer Zeit immer nur am Rande gesehen wurden. Heute will man es so darstellen, als ob waehrend des II.Weltkrieges die "Judenfrage" das eigentliche Anliegen ueberhaupt gewesen sei, um das sich alles gedreht habe. Man tut so, als ob es nur darum gegangen sei, wie man mit den Juden fertig werde. Selbst die bedeutende Staerkung des Judentums nach dem Kriege aber berechtigt nicht zu solcher rueckbezueglichen Darstellung.

Es liegt diesen Stimmen sogar nahe, die heutige Lage, das heutige Weltkraftverhaeltnis, Ergebnis von 1945, fuer alle Zeiten als wesentlich hinzunehmen, als nimmerendende Einzwaengung also des groesseren geschichtlichen Ablaufs anzusehen, der doch keineswegs voraussehbar und in einer bestimmten Richtung endgueltig ist. Der Professor fuer Neuzeitgeschichte an der Universitaet Koeln, Dr. Andreas Hillgruber, meint sogar, "die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europaeischen Judentums" (so der Titel seines von Herrn Kohl 1986 im Fernsehen vorgestellten Buches) Seite an Seite gleichzeitig wie zwei sich entsprechende, eng miteinander verkoppelte und abgeschlossene Vorgaenge vorstellen zu duerfen - wobei er schon insofern falsch spielt, als er (im Titel selbst) von "Zweierlei Untergang" spricht, waehrend von einem Untergang des Deutschen Reiches doch voelkerrechtlich ueberhaupt keine Rede sein kann. Einen solchen den Deutschen insofern schmackhaft machen zu wollen, indem man von einem gleichzeitigen Untergang des europaeischen Judentums spricht, also von einem schwer erkauften Judensieg zu sprechen, dabei aber dem Judentum also quasi die Verantwortung fuer den Untergang des Deutschen Reiches in einem angeblichen Zweikampf zuschiebt, ist nicht ernst zu nehmende Abenteurerei eines von der Bundesrepublik Deutschland angestellten, damit fraglich gewordenen "Histokers". Dass Helmut Kohl derartige Klitterei mitmacht, hat niemanden verwundert, bindet aber ebensowenig das deutsche Volk wie all die schoenen Reden eines Bundespraesidenten Richard von Weizsaecker, von dem man im "Stern" sagt, er "setze Massstaebe fuer Aufrichtigkeit, Bescheidenheit und fuer Klarheit des Denkens". Das Buch wird sogar zum Bumerang fuer die, die es sich ausgedacht. Mit diesem Buch wurde naemlich die Katze aus dem Sack gelassen. Jetzt, sozusagen in der 2. Phase der Geschichtsmanipulierung, wurde klar, wozu die "Auschwitzluege" montiert worden war. Jetzt zeigte sich, wozu dieses ganze, juristisch wie gesellschaftlich voellig neuartige und befremdliche Terrorgebaeude errichtet worden war, warum man Ernst Zuendel den deutschen Pass nicht verlaengerte, Dr.Staeglich den Dr.Titel aberkannte, Dr.Roques nach Jahresfrist ihn wieder entzog, nur um das Maerchen von dem Hitlerschen Vernichtungsbefehl aufrechterhalten zu koennen. Ja, man kam sogar ein wenig entgegen. Hillgruber spricht "nur noch" von einer Million Ermordeter in Auschwitz, der polnische Papst sprach noch von vier Millionen. Aber darunter kann man nun nicht mehr gehen, denn dann haette es ja keine Ausrottungsabsicht mehr gegeben. Von den eigentlichen Judenmetzeleien in den Staedten und Doerfern, die Litauer, Ukrainer und Polen auf dem flachen Lande begangen und die ganz bestimmt nicht auf Befehl des deutschen Kriegsherrn und Staatsoberhaupts gehandelt haben (das amerikanische Geographical Magazine bringt noch im September 1986 einen herzzerreissenden bebilderten Bericht ueber den Nachkriegsueberlebenskampf der Juden im feindseligen Polen), wird nicht geredet, nein, es soll sich um organisierten, von oben befohlenen Massenmord an einem ganzen Volk gehandelt haben. Diese Blechwalze soll sich jetzt bezahlt machen. Die Montage der Kohl-Siedler-Hillgruber ist fertiggestellt, das Werk vollendet und liegt in Buchform vor. Drei Freimaurer gaben ihm ihren Segen. Der Untergang des Deutschen Reiches war danach die logische

Folge des von Hitler befohlenen Untergangs des juedischen Volkes in Europa. So einfach liegen die Dinge. Hitler und die Juden standen sich im Ring gegenueber, von 1939 bis 1945, alle anderen waren mehr oder weniger nur Zuschauer. Doch es passt nicht hinten und nicht vorne zusammen, dieses praechtige Freimaurergemaelde in welchem mit keinem Pinselstrich etwa die Rede ist von Zerschlagung und Untergang des Britischen Weltreiches oder der Katholischen Kirche, Vorgaenge, die man doch in der Neuzeitgeschichte nicht unterschlagen darf und die mindest den gleichen Stellenwert haben wie der zweierlei Untergang, den Hillgruber und Konsorten logentrunken anbeten. Vor allem merken die tuechtigen Konstrukteure nicht, dass es wieder die Juden sein werden, die als Leidtragende die Last dieser Schwindeleien tragen muessen. Es genuegt den Fabrikanten der Greuelhistorie nicht, was wirklich an Grausamem und Verbrecherischem geschehen ist, es muss sich etwas vollzogen haben, das sich auch auswerten laesst in der Welt von morgen. Es darf kein Deutsches Reich mehr geben und kein deutsches Volk. Und dafuer muessen eben die Juden herhalten und ihren Leiden eine Form und ein Inhalt und ein Umfang gegeben werden, die sie nicht hatten, die aber jetzt zum Anlass werden koennen, den Ueberlebenden erneute Leiden zu bereiten. Die Freimaurerei braucht weiterhin so ein juedisches Hilfsvolk. Ein vom Ausrottungswillen stigmatisiertes Volk lebt in Angst, wie es bereits - wie erwaehnt - ein Dr.Yaacov Ben-Chanan zugab, dass wieder das gleiche geschehe (das, was in Wirklichkeit n i c h t geschah), dass die einmal angegangene Ausrottung heute oder morgen hier oder dort erneut probiert werden koennte. Diese leichtfertigen Verwandlungskuenstler in Koeln, Bonn und Berlin haben garnicht begriffen, dass man mit derartigen schrecklichen Dingen nicht spielen darf. Dort, wo wirklicher Ausrottungsbefehl vorlag, bei den Kaufmann und Morgenthau und Nizer, dort, wo solcher Ausrottungsbefehl heute von den Kohl und Weizsaecker und Boerner und Benda aktiv mit Auslaender- und Asylantenschwemme und Ehevernichtung und nachlaessiger Gesundheitspflege und Raketenstationierung aktivst fortgesetzt wird, herrscht Schweigen ueber den grade hier sehr deutlich vorliegenden "Fuehrerbefehl", den die Freimaurerei ausgegeben hat, zu dessen Durchfuehrung sie in aller Oeffentlichkeit ihre Mitglieder aufgerufen hat. Schon wird klar, wie die (unvorhergesehene) Typhusepidemie in Auschwitz abgeloest werden wird von einer (vorhersehbaren) Epidemie viel schlimmeren Ausmasses.

Man kommt der wahren Lage doch wohl entschieden naeher, wenn man die juedischen Dinge (sogern und so oft auch die Eitelkeit und die Selbstgefaelligkeit von Juden bei solchem Thema mit ihnen durchgeht) nicht als den einzigen und staerksten Motor der Ereignisse hinstellt. Es kann schon bald sein, dass solche aus der momentanen Lage ungebremst von Sachlichkeit geschoepfte Betrachtungsweise dem Namen eines von philosophischem Ehrgeiz angespornten Historikers genauso schaedlich wird wie es so mancher einseitigen Geschichtsbetrachtung in den Jahren des Dritten Reiches und die voellig gleichwertige Ueberbetonung der juedischen Gefahr durch Adolf Hitler geschah, die beide man heute meint, belaecheln zu koennen.

Die Geschichtsentstellung nimmt in diesen Tagen erneut unuebersehbare Dimensionen an, da Elie Wiesel den Friedensnobelpreis erhaelt. Gegenstand der Preiszusprache sind seine Buecher ueber Auschwitz. Doch, ueber diesem schrecklichen Geschehen liegt nicht nur der boese Schatten massloser Uebertreibung und haesslicher Bereicherung, sondern zugleich der unmissverstaendliche Versuch, anderes Geschehen, das an Umfang und abgefeimter Organisierung den vom Nobelkomitee hochgespielten Vorgaengen vielfach ueberlegen ist, moeglichst vollstaendig aus den Annalen zu streichen. So verliert der Vorgang erheblich an seiner Aussagekraft und an ethischem Wert. Nicht nur Deutsche

und Palaestinenser muessen sich heute fragen, wieso ein Jude "Wegweiser in einer Zeit sein kann, in der Gewalt, Unterdrückung und Rassismus weiterhin die Welt praegen", wie sich das Nobelkomitee so fein bei der Preisverteilung ausdrueckte, in der doch das hervorstechendste Merkmal, der Kampf gegen die weisse Rasse ueberall auf dem Globus beginnt, die haesslichsten und niedertraechtigsten Formen anzunhemen, eine Zeit, in der die in die gleiche Richtung zielenden Justizverbrechen zum taeglichen Erlebnis werden und man den Eindruck bekommen muss, dass es heute nur noch hilft, Jude zu sein. Dass solche sehr naheliegenden Ueberlegungen in den Kommentaren zu dieser Preisverteilung NIRGENDS wiedergegeben wurden, zeigt, unter welchen terroristischen Zeichen sie erfolgte, zeigt, welches Unheil geschichtlich genehmigt und welches nicht geschehen sein soll. Ganz sicher zum Beispiel n i c h t, was geschehen ist in Bald el Sheikh, in Kibye, in Irgrith, in Abu Gosh, in Zabra, in Burh al Baranjneh, in Kafr Kassem, in Gaza, in Al-Tirah, in Akka, in Shatila, und vor allem im Konzentrationslager ANZAR, wie es der Jude Joerg Shimon Schuldhess in seinem Flugblatt "zur Schande Israels" mitteilt. "Konzentrationslager haben mich immer verrueckt gemacht. Die in Deutschland einst und die im Libanon jetzt" (Schuldhess). Das Nobelkomitee und die Weltpresse kennen jedoch nur die von einst. Das ist nicht gut, fuer k e i n e n Juden, auch nicht fuer Elie Wiesel! Das ist sehr gefaehrlich!

Um unsere Gegenwart verstaendlicher, die ungeheuren Gefahren sichtbarer zu machen, die uns drohen, haben wir soeben den von uns erlebten Krieg mit dem ihm folgenden "Frieden" verglichen. Wir koennen aber noch beliebig weiter in die Vergangenheit zurueckgehen und wir werden immer wieder aehnliche Lagen, aehnliche Gefahren heraufkommen sehen, wie in diesen beiden Faellen. Gehen wir also zum Zwecke der Vertiefung unseres Wissens nur einmal in eine heute allzugerne mit Vergessen zugeschuettete Zeit zurueck, in jene Epoche, in welcher wir noch einen Deutschen Kaiser hatten, so werden wir auch schon fuer jene Epoche die gleichen Zerstoerungskraefte in der gleichen Richtung und mit den gleichen perfiden Mitteln am Werk sehen wie 1939 und 1986.

Wir schreiben das Jahr 1908. Der Deutsche Kaiser, Wilhelm II, hatte sich vier Wochen lang zur Erholung auf dem Schloss eines mit ihm befreundeten englischen Oberst aufgehalten. Letzterer liess die Gespraeche, die er mit dem Kaiser hatte, zum Zwecke der Veroeffentlichung zusammenstellen und sandte das Manuskript dem Kaiser zu mit der Bitte, eine Wiedergabe zu ueberpruefen. Der Kaiser sandte es seinem Kanzler, dem Fuersten Buelow. Es kam genehmigt zurueck und wurde im "Daily Telegraph" veroeffentlicht. "Es hiess darin u.a., er, der Kaiser haette noch viel mehr getan (d.h. in Freundschaft zu England), naemlich waehrend des Burenkrieges fuer seine Grossmutter (Queen Victoria) einen Kriegsplan gegen die Buren im deutschen Generalstab ausarbeiten lassen. Der britische Feldmarschall Lord Roberts, habe auch tatsaechlich auffallenderweise nach diesem Plan die Buren besiegt." (Reventlow) Die Wirkung der Veroeffentlichung in England war ausgesprochen negativ, "ein Mann wie Lord Roberts habe wahrhaftig keiner Anweisungen des Deutschen Kaisers bedurft, um die Buren zu besiegen". "Wieder war es der dem Kaiser schon oft gemachte Vorwurf taktloser Einmischung und der Anmassung." (Reventlow) Doch verheerend war das Echo in Deutschland selbst. "Die Tatsache, dass der Deutsche Kaiser versucht hatte, sich selbst in den Dienst jenes grausamen und ungerechten Krieges gegen die Buren zu stellen, hatte tiefe Erbitterung zur Folge.... Am 9. und 10. November 1908 fand eine Reichstagssitzung ueber den Fall "Daily Telegraph" statt. Die Fraktionsredner saemtlicher Parteien, von den Sozialdemokraten bis zu den Konservativen einschliesslich fuehrten eine Sprache, wie sie im Reichstag niemals gehoert worden war. Die Person des Kaisers durfte bis dahin nicht zum

Gegenstand der Besprechung gemacht werden. An jenem Tage bildete sie den Anlass zur Tagung und den einzigen Gegenstand der zweitaegigen Verhandlungen." (Reventlow) Sozialdemokraten wie Demokraten zogen sofort die Schlussfolgerung: das monarchische System taugt nicht, wir brauchen eine Republik, man forderte "verfassungsmaessige Garantien, damit sich solches nicht wiederhole". "In der Reichstagssitzung erklaerte Buelow, er habe das Gespraech des Kaisers erst aus dem Text des "Daily Telegraph" selbst kennengelernt, er habe das auf schlechtem Papier geschriebene, schwer leserliche Manuskript einem Beamten des Auswaertigen Amtes zur Pruefung uebergeben, und der habe nichts dagegen einzuwenden gehabt. Weiter fuegte er hinzu:'Die Einsicht des Kaisers, dass die Veroeffentlichung dieser Gespraeche in England die von Seiner Majestaet gewollte Wirkung nicht hervorgerufen, in unserem Lande aber tiefe Erregung und schmerzliches Bedauern verursacht hat, wird - diese feste Ueberzeugung habe ich in diesen schweren Tagen gewonnen - Seine Majestaet den Kaiser dahin fuehren, fernerhin auch in Privatgespraechen jene Zurueckhaltung zu beobachten, die im Interesse einer einheitlichen Politik fuer die Autoritaet der Krone gleich unentbehrlich ist. Waere dem nicht so, so koennte weder ich, noch einer meiner Nachfolger die Verantwortung tragen.' Unter dem einmuetigen Beifall des Reichstages konnte Buelow die Rednertribuene verlassen. Er hatte mannhaft und edel gesprochen und angedeutet, dass der Kaiser seinen Fehler eingesehen habe und in Zukunft ihn nicht wieder machen werde.... Der Reichskanzler Fuerst Buelow erntete im ganzen Reichstag nicht allein Beifall und Zustimmung, sondern auch hohe Anerkennung, weil er, obgleich selbst ganz ohne Schuld, erklaert hatte, dass er selbstverstaendlich die volle Verantwortung uebernaehme." (Reventlow) Was in der Tat geschehen war, kam in der tobenden Presse (zunaechst) nicht zum Ausdruck. "Als dem Kaiser die Rede des Reichskanzlers und dessen offizielle Aeusserungen bekannt geworden waren, brach er zusammen. (R.) Der Kronprinz berichtet spaeter (1922): "Mein Vater war zurueckgekehrt und lag, von Aufregung, von Unverstehen und Erschuetterung ueber die Vorkommnisse niedergeworfen, in Potsdam krank. Das fuer ihn kaum Fassbare war geschehen: nach zwanzig Jahren, waehrend der er sich fuer den Abgott der Mehrheit des deutschen Volkes und seine Regierungsart fuer vorbildlich gehalten hatte, war ihm und seinem Wesen das Misstrauen ganz unverkennbar ausgesprochen worden....Um Jahre schien er mir gealtert, war hoffnungslos, fuehlte sich verlassen von allen, war zusammengebrochen unter der Katastrophe, die ihm den Boden unter seinen Fuessen fortgenommen, sein Selbstbewusstsein und Vertrauen zertruemmert hatte....Gesundet ist er niemals wieder von diesem Schlage." "Es war und ist kein Zweifel, dass der Monarch und auch die Monarchie im November 1908 eine erhebliche, bis zu einem gewissen Grade entscheidende Erschuetterung erlitten hatte" (Reventlow). Schon damals wurden Stimmen laut, die betonten, dass es niemand anders als Buelow war, der diese Vorgaenge gesteuert und zur Katastrophe hingefuehrt hat. Buelow aber war Freimaurer, und er hatte eine kompakte Bruderschaft bei den Abgeordneten aller Parteien hinter sich, (dazu, was wir ueber seine fragwuerdige Aussenpolitik in VII, 106 bereits sagten).

"Der Hergang hat sich tatsaechlich, wie dann erwiesen, folgendermassen abgespielt: Der englische Gastgeber des Kaisers hatte durch einen bekannten englischen Journalisten die kaiserlichen Gespraeche in die Form eines laengeren Zeitungsaufsatzes bringen lassen und uebersandte sie dann dem Kaiser. Dieser liess das Manuskript dem Reichskanzler uebermitteln, mit der ausdruecklichen Weisung, es auf die Moeglichkeit der Veroeffentlichung zu pruefen. Der Kaiser handelte also durchaus korrekt. Buelow hatte das

saubere und durchaus nicht schwer lesbare Manuskript gelesen, durch einen hoeheren Beamten des Auswaertigen Amtes Veraenderungen angemerkt, und andere direkte Weisungen gegeben, es schliesslich dem Kaiser zurueckstellen lassen..... "In den folgenden Monaten ist der Kaiser dann der Sache nachgegangen und zu dem richtigen Ergebnis gelangt, dass der Kanzler ihn betrogen und verraten habe. Er hat in der Folge dann Buelow noch eine Zeitlang im Amt gelassen, und als dieser in einer Finanzreformvorlage Misserfolg hatte, dessen Ruecktrittsgesuch angenommen" (R). Buelow selbst (und seine Hintermaenner) haben diesen Ruecktritt gewollt, denn er hatte seine Pflicht getan, hatte "ausgedient". Jetzt kamen andere an die Reihe, der Monarchie den Todesstoss zu versetzen. Genau zehn Jahre spaeter trat ein Kaiser zurueck, der sich in Unbesonnenheit und Wankelmut ausgezeichnet hatte, und es den Regimegegnern leicht machte, zu ihrem Ziele zu gelangen.

Es gibt Parallelen zwischen dem Schicksal dieses Monarchen und dem Adolf Hitlers. Um diese anzudeuten, genuegt es vielleicht, Goethes Lied des Harfners in Erinnerung zu bringen:

> Ihr fuehrt ins Leben uns hinein,
> Ihr lasst den Armen schuldig werden,
> Dann ueberlasst ihr ihn der Pein;
> Denn alle Schuld raecht sich auf Erden.

Nur koennen wir da kaum an "himmlische Maechte" denken, die solchem Ablauf des deutschen Schicksals "wohlwollend" zuschauten. Es ging um laufende, vorsichtig dosierte, intrigant bereitete Eingriffe in den Lauf der Dinge. (und zwar, wie wir ausdruecklich betonen muessen, in allen Faellen mit destruktiver Absicht. In keinem Augenblick sollte Positives geschehen, sollte etwas aufgebaut werden!). Die Charaktere der auf der Weltbuehne Stehenden waren gegeben und gaben die notwendigen Ansatzpunkte. Doch, diese als Antriebskraefte zu sehen, fuehrt vorbei an den eigentlichen Weltbewegern, an den "Dunkelmaennern", wie Ludendorff sie nannte, der diese Zeit miterlebte.

Es schickt sich, dass Buelow, als er 1929 stirbt, von allen Seiten nur lobenden Nachruf erntet. Die Brueder wussten, was sich gehoerte. Doch zitieren wir einmal, was Leopold Schwarzschild (Tagebuch 2.11.29) dazu meint: "Der Juli 14 (I.Weltkrieg) und seine Folgen waren die Giftfrucht aus Buelowscher Aussaat.... Man kann das Maass seiner Beteiligung sehr einfach feststellen, indem man verzeichnet, dass waehrend seiner Amtszeit, 1905, der Aufmarsch durch Belgien beschlossen wurde; dass waehrend seiner Amtszeit, 1907, die Haager Konferenz sabotiert wurde; dass waehrend seiner Amtszeit, 1908, der Novembersturm gegen Wilhelm II. in Nichts zerrann; dass waehrend seiner Amtszeit, 1909, zum erstenmal mit der verhaengnisvollen Nibelungentreue gegen Oesterreich paradiert wurde; und dass waehrend seiner Amtszeit im gleichen Jahre 1909 die entscheidenste aller Torheiten begangen wurde: die Verweigerung einer Flottenverstaendigung mit England... Ein Staatsmann? Ein Weiser? Ein Grandseigneur. Niemand war reizvoller beim Glase Wein. Doch die Zeche, die der Scharmante hinterlaesst, ist selbst fuer solche Reize etwas zu hoch".

Wir zeigten, dass Adolf Hitler sogar gewusst haben muss um diese Hintermaenner, dass er sich mit ihnen im Einvernehmen waehnte. Und doch sieht es so aus, als sei selbst ein derart freimaurerfreundlicher Adolf Hitler von der Freimaurerei hinters Licht gefuehrt worden! Noch 1945 war eine solche Erkenntnis bei allen seinen Mitarbeitern (mit Ausnahme wohl der Heuss und Schacht und Milch) vollstaendig undenkbar. Das, was seine Gefolgschaft dachte, war ein fester Monolith und laesst sich zusammenfassen in

den weltgeschichtlichen, letzten Worten, die sein Stellvertreter Rudolf Hess in Nuernberg abschliessend sagte:

"Ich verteidige mich nicht gegen Anklaeger, denen ich das Recht abspreche, gegen mich und meine Volksgenossen Anklage zu erheben. Ich setze mich nicht mit Vorwuerfen auseinander, die sich mit Dingen befassen, die innerdeutsche Angelegenheiten sind und daher Auslaender nichts angehen. Ich erhebe keinen Einspruch gegen Aeusserungen, die darauf abzielen, mich oder das ganze deutsche Volk in der Ehre zu treffen. Ich betrachte solche Anwuerfe von Gegnern als Ehrerweisung. Es war mir vergoennt, viele Jahre meines Lebens unter dem groessten Sohn zu wirken, den mein Volk in seiner tausendjaehrigen Geschichte hervorgebracht hat. Selbst wenn ich es koennte, wollte ich diese Zeit nicht ausloeschen aus meinem Dasein. Ich bin gluecklich zu wissen, dass ich meine Pflicht getan habe meinem Volk gegenueber, meine Pflicht als Deutscher, als Nationalsozialist, als treuer Gefolgsmann meines Fuehrers. Ich bereue nichts. Stuende ich wieder am Anfang, wuerde ich wieder handeln, wie ich handelte, auch wenn ich wuesste, dass am Ende ein Scheiterhaufen fuer meinen Flammentod brennt. Gleichgueltig was Menschen tun, dereinst stehe ich vor dem Richterstuhl des Ewigen. Ihm werde ich mich verantworten, und ich weiss, Er spricht mich frei".

Was waere aber, wenn Adolf Hitler nicht betrogen worden waere, wenn er gewusst haette, wohin die Freimaurerei steuert? Wenn er um ihre endgueltigen Ziele, die Beseitigung der Nationen und der Religionen, die Aufloesung der Gesellschaft, um die Aufrichtung einer Weltrepublik gewusst haette? Dann haette er sie alle belogen und betrogen, die er gefuehrt hat, denn dann muessten die Zeichen, mit denen er sich insgeheim mit Fremden verbuendete, gleichbedeutend gewesen sein mit einem Ausschluss seiner Umgebung von diesem Wissen um die letzten Ziele seines Wirkens. Schon der Gebrauch von Zeichen an sich, war ja ein bewusstes Hinters-Licht-Fuehren. Er erschwert bis heute hin, die Wahrheit zu ermitteln. Da sagt mir zB ein Leser, dass der Zeigefinger Hitlers auf dem beruehmten Gemaelde voellig unnatuerlich liegt, und dass an dem Bild herumretuschiert worden sei. Zu solchen Rueckzugsgefechten kann ich nur sagen, dass ich im Besitz des Originalprospekts der Kunstausstellung von 1942 bin. An den von mir vorgelegten Bildern ist nichts zu ruetteln. Es verwundert sogar, dass diese heute auch von anderer Seite hervorgeholt und in Bildwerken ueber die damalige Zeit wieder gebracht werden. Das fuehrt hin zu den spaeter noch wiedergegebenen Beobachtungen von Gerd Schmalbrock.

Es gibt, wie bereits aufgezaehlt, eine Reihe von Einzelhandlungen, die Hitler als einen getreuen Gefolgsmann der Freimaurerei abstempeln, die nur von dorther verstaendlich sind. Jene vielfachen Karikaturen, die 1945 in der Welt erschienen und die einen Adolf Hitler in der Verkleidung eines englischen Soldaten darstellten, wie er sich zurueckmeldet mit den Worten "Befehl ausgefuehrt!" weisen deutlich genug darauf hin, dass die zur Niederlage hinfuehrende Rolle Hitlers mit ihren horrenden Fehlern und Fehlschluessen in den Augen der Welt gar keine andere Erklaerung zuliess, als die, er habe im Auftrage von Feinden gehandelt. Doch diese schwerverstaendlichen Handlungen Hitlers sind allesamt (oft allerdings mit viel gutem Willen nur) gleichzeitig erklaerlich als Handlungen, die ihm gestatten sollten, seine eigenen Plaene zu verwirklichen. Nur mit der Rueckendeckung der Freimaurerei wurde er Reichskanzler, nur zu selbstverstaendlich war darum vorher der Legalitaetseid vor dem Reichsgericht in Leipzig, nur zu logisch war es, dass er nach der Besetzung der Rheinlande am 29. Maerz 1936 das ganze Volk demokratisch zu Neuwahlen aufrief und einen "Reichstag fuer Freiheit und

Frieden" aufstellte. Nur zu gerne glaubte man ihm noch in "Muenchen", ein zweiter Bismarck zu sein, glaubte also "an den friedlichen Charakter der deutschen Politik nach den ueberraschenden Beweisen der militaerischen Kraft der Nation". Man kann die Tatsache, dass Hitler vor seiner "Machtergreifung" mit der Freimaurerei einen modus vivendi fand, sogar als bedeutende staatsmaennische Tat werten. Sie alleine ermoeglichte ihm, an die Macht zu kommen und das Versailler Diktat zu zerreissen.

Die andere Frage lautet: Hat also Adolf Hitler seinerseits Jene betrogen, die ihm bis dahin keine Steine in den Weg legten (also die Freimaurerei)? Hitler also als "Taktiker", der sonst niemals ein Blatt vor den Mund nahm? In Ludendorffs Lebenserinnerungen (S.11) lesen wir nun einen Passus, der uns weiterfuehren kann: "Hitler hatte im Verlaufe einer Unterredung (mit Ludendorff), die kurz nach seiner Entlassung aus Landsberg stattfand, unumwunden zugegeben, dass er die Absicht habe, mit Rom ein Buendnis abzuschliessen. Er erklaerte, er brauche die Hilfe des Vatikans und der katholischen Kirche, wenn er zur Macht kommen wolle. Er gab auch zu, bereits bindende Verpflichtungen eingegangen zu sein. Ludendorff hielt eine solche "Taktik" fuer unvereinbar mit dem Wesen eines voelkischen Freiheitskampfes, der niemals mit Unterstuetzung gerade der grimmigsten Feinde deutscher Freiheit gefuehrt werden koenne". Warum sollte also nicht der gleiche "Taktiker" (als der er sich also herausstellt) gleich "taktisch" der Freimaurerei gegenueber gehandelt haben? Doch solche "Taktik" hat immer ihre Grenzen. Dann faellt es den Andern wie Schuppen von den Augen und alle Signale werden kraftlos.

Das waere dann der Fall gewesen, wenn Jene ihm wohl die Rolle eines "annehmbaren Friedenswaechters" (Bismarck) zubilligten, aber nicht den Eroberungskrieg, den er dann (in Nachahmung englischer usw. Kriege in den frueheren Jahrhunderten!) fuehrte. Ein solcher "Betrug" aber ist wohl denkbar. Die Besetzung von Prag koennte den Bruch herbeigefuehrt haben, einen Bruch, den man aber Adolf Hitler gegenueber nicht merken liess. Bis dahin war sicher von einem Betrug der Freimaurerei Hitler gegenueber nicht die Rede, wohl aber von da an, naemlich ein In-Sicherheit-Wiegen, das in den II. Weltkrieg fuehren m u s s t e (genauso wie man einen Galtieri in die Falle des Malvinenkrieges lockte), wie es inzwischen die Weltfreimaurerei damals in ihr Programm aufgenommen haben duerfte. So kam es dann zu einem beiderseits unehrlichen Spiel zwischen Hitler und Freimaurerei.

Da dieser letzte Satz zu Irrtuemern fuehren koennte, soll noch einmal deutlich ausgesprochen werden, dass es meiner Meinung nach keine von hoechsten Freimaurern besetzte konstituierte Weltregierung gibt. Was man als solche bezeichnen koennte, ist ein Fluidum fuehrender Freimaurer, die in dauerndem Gedankenaustausch sich darum bemuehen, ihrer Philosophie zum Siege zu verhelfen. Nur der naechste Schritt ist festgelegt, der uebernaechste noch nicht. Es hat niemals im Plan einer solchen Gruppe gelegen, einen Herrn Adolf Hitler einzuspannen. Das hat sich erst aus den Dingen ergeben. Das kam erst in Frage, als Adolf Hitler brauchbar erschien. Wir wissen, dass ein Lord Palmerston, ein Napoleon III., ein Baruch, ein Kissinger auf solcher Ebene mitgeredet und grossen Einfluss gehabt haben, aber niemals haben sie mehr von sich gegeben als Ratschlaege und Richtlinien und Empfehlungen. So ist auch der von mir vermutete Umschwung nach der deutschen Besetzung von Prag nicht etwa allsogleich in freimaurerische Weltbeherrschungsnormen umgesetzt worden. Es kam zu einem Gedankenaustausch, der sicher stark mitbestimmt war von britischen Sorgen um ein Machtgleichgewicht und sicher auch sofort genutzt wurde von auf Krieg hinzie-

lenden juedischen Stimmen, die ueber den Orden B'nai B'rith ohne Schwierigkeiten zu Gehoer kommen konnten. So ist es denkbar, dass so mancher Freimaurer sich ueber diesen Gesinnungswandel erst mit der Zeit klar wurde. Auch war es keineswegs gesagt, dass sich alle Freimaurer einem derartigen Verdikt anschlossen. Dazu war damals niemand von ihnen verpflichtet. Schacht war bis 1937 der Wirtschaftsminister Hitlers, bis 1939 sein Reichsbankpraesident und noch bis 1944 Minister ohne Geschaeftsbereich, um nur e i n Beispiel zu nennen.

Der ehemalige Botschafter bei der NATO, Wilhelm G.Grewe, sagt einmal (aaO S. 208) von der Fuehrung der Sowjet-Union: "Die Mitglieder dieser Fuehrungsgremien sind Personen, die im Laufe eines Ausleseprozesses von extremer Haerte in ihre Positionen gelangt sind und die sich dort nur halten koennen, solange sie die Eigenschaften bewahren, die sie nach oben gebracht haben: Haerte, Ruecksichtslosigkeit, politische Intelligenz, Machtbewusstsein, dialektische Gewandheit, souveraene Beherrschung des ideologischen Instrumentariums. Alle ihre Reaktionen und Verhaltensweisen sind einer staendigen, hoechst misstrauischen gegenseitigen Kontrolle unterworfen. Abweichungen von den Spielregeln... sind riskant und kommen daher selten vor". Vieles von diesem laesst sich nahtlos uebertragen auf die Herrschaft der Weltfreimaurerei im Westen,wie wir sie eben skizzierten. Wesentliche Unterschiede ergeben sich einmal aus der unterschiedlichen biologischen Grundlage und zum andern aus dem ungleichen Niveau des Startpunktes. Die Sowjetfuehrung musste am Pegel Null vor erst etwa 60 Jahren anfangen und hat den steileren Aufstieg nicht vergessen koennen. Dem Westen steht eine laengere Erfahrung mit der Menschenbehandlung zur Verfuegung. So ergibt sich sehr oft nur im Ton ein Unterschied. Ruecksichtslosigkeit und Haerte und Misstrauen finden sich mit gleichem Potential hinter einem Aufsatz von Kissinger im "Stern" (X/1986) wie hinter einer Rede Gorbatschows vor Moskaubesuchern. In beiden Faellen steht ein erbarmungsloser, alles durchdringender und unentrinnbarer Terror einem perfekten, sich ueber alle Lebensgebiete erstreckenden Herrschaftssystem zur Verfuegung.

Und u n s e r Wort zu diesen Ueberlegungen? Wir haben ein Volksreich gewollt, aber wir haben keinen Lebensraum auf Kosten anderer Voelker erobern wollen! Wir waren sehr gluecklich darueber, dass das Grossdeutsche Reich auf friedlichem Wege erreicht worden war, wir waren begeistert von dem Geschick Adolf Hitlers, mit dem er das zustande gebracht hatte. Und wir waren sehr gluecklich darueber, dass es in diesem "Dritten Reich" sauber zuging, dass die entartete Kunst abgewirtschaftet hatte und die Homosexualitaet und die Duenkel Bevorrechtigter. Wir hofften auf eine friedliche Trennung von den uns stoerenden Ostjuden. Wir waren fuer Offene Tore, so wie Hamburg immer eines gewesen war. Wir fuehlten uns angewidert von Herrenmenschentum im eigenen Haus und von Chauvinismus im Auslande und erlebten in diesem Sinne die Olympiade von 1936 mit ihren weissen und schwarzen Siegern, die wir auf die Schultern hoben. Schaftstiefel waren uns ein Zeichen ungesunder Lebensfuehrung, Kasernenhoefe eine ueberholte Einrichtung. Wir wanderten und sangen und wir trieben Sport. Wir hielten Umschau nach den letzten weissen Flecken auf der Erde, um diese zu durchforschen, und keiner von uns dachte daran, zu herrschen und zu befehlen. Es war eine natuerliche Gleichheit, die uns umgab und die sich verwob mit einer ebenso natuerlichen Verschiedenheit.

Aus dieser unserer Welt hat uns Adolf Hitler vertrieben! Er hat den hehren Glauben der Jugend missbraucht, um einen Eroberungskrieg zu fuehren, hat fremde Voelker zu Untermenschen erklaert, hat geistlose und blasierte,

aufgeblasene Parteigroessen ueber die von uns erkaempften Gebiete gesetzt, hat uns ueberhebliche NS-Fuehrungsoffiziere vor die Nase gestellt und Hohlheit und Grosspurigkeit in seiner Umgebung geduldet, waehrend unsere Generation sich opferte. Er hat es den Weltzerstoerern wahrlich leicht gemacht und hat ihnen mit seinem elenden Ende noch die Moeglichkeit gegeben, uns die Alleinschuld zuzuschanzen fuer das Geschehene. Ende schlecht, alles schlecht! heisst hier das bekannte Wort, wonach die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Doch eines muss dennoch klar sein: Wir, die wir all das Gute erlebt haben, das vor dem Schlechten kam, wir bezeugen nach wie vor mit Standhaftigkeit und ohne Umschweife und Zoegern, dass Deutschland unter Adolf Hitler von 1933 bis 1939 schoener, sauberer und anstaendiger und ordentlicher und ehrlicher war als das, was heute ist. Und wir stehen genauso ein fuer unsere Mitwirkung bei der dann notwendig gewordenen kriegerischen Verteidigung des Abendlandes. Da ging es nicht mehr um Adolf Hitler, es waren die Erzfeinde unserer Kultur, die es jetzt galt, niederzuringen. Mit dem ersten amerikanischen Schiff, das mit Kriegsmaterial Stalin zuhilfe ins Weisse Meer fuhr, mit der ersten englischen Bombe, die mit Terrorabsicht auf eine europaeische Stadt fiel, hatte der II. Weltkrieg sein endgueltiges Gesicht angenommen, war Adolf Hitler als Teilinitiator zurueckgetreten hinter den Fratzen der Gewaltverbrecher in London und Washington und Moskau. Diesen Krieg haben sie bis heute fortgesetzt, auch wenn s i e seit 1945 von "Frieden" sprechen.

Es ist das ein komplexes Bild das ich hier zeichne (was will man auch anderes erwarten von jemandem, der unter dem Zeichen der Waage geboren wurde?) und unterscheidet sich von all den anderen Bildern, die man uns von Adolf Hitler vorgesetzt hat. Aber es ist ein Bild, das nicht im luftleeren Raum steht, weder von abgoettiger Beweihraeucherung noch von abgrundtiefem Hass gezeichnet ist. Es kann den eigenen Erlebnissen und Erfahrungen ins Auge sehen, und darauf kommt es uns vom Jahrgang 1914 an. Wir haben gerade genug an Unsachlichem, an Falschem uns anhoeren muessen. Von beiden Seiten hat man uns die Ohren vollgetoent, hat Hitler einen Helden oder einen Verbrecher genannt. Er war weder das eine noch das andere. Und wir sind der festen Ueberzeugung, dass erst dann, wenn endlich Schluss gemacht wird mit der dummen Schwarzweissmalerei, wir unsere Vergangenheit, unsere eigenen damaligen Lebensjahre bewaeltigt haben. Nur, wer in Adolf Hitler einen Menschen sieht, mit allem Fehl und allem guten Willen, nur der ist auch gewappnet gegen die heute so zahlreichen und lautstarken Verunglimpfungen und Beschimpfungen. Einen Gott kann man nicht verteidigen, auch keinen Halbgott und auch keinen "Boten der Vorsehung". Wer aber aus Hitler andererseits einen gewoehnlichen Verbrecher machen will, der schliesst sich ebenfalls aus aus der europaeischen Geschichte, legt ihr fremde Wertmassstaebe an, solche, die man gerade in den obskuren Kreisen derartiger Anklaeger vielleicht sehr schnell finden wuerde. Nur, wer sich naemlich selbst in Unterwelt und Mafia zuhause fuehlt, bringt es fertig, damalige europaeische Politik mit dort geschulten Augen zu sehen. Derartige Vorwuerfe machen sich daher selbst gegenstandslos. Buecher, in denen von damaliger verbrecherischer deutscher Politik die Rede ist, verlieren eo ipso ihren Wert als mitdenkbare Lektuere, hinterlassen einen schalen Geschmack, haben hoechstens Wert fuer's Fernsehen oder fuer Weizsaeckersche Reden. Wir aber verteidigen unseren grossen Zeigenossen, der mitten unter uns gewandelt hat, damit gleichzeitig gegen a l l e Unsachlichkeit, moege sie zur guten oder zur boesen Seite hin ueberborden. Mit dieser Stellungnahme alleine stellen wir auch unser eigenes Leben und Wollen in den geschichtlichen Ablauf, wie wir

ihn selbst erlebt und ein jeder an seiner Stelle mitgeformt hat. Wir verbitten es uns, Eliteeinheiten unserer Wehrmacht als verbrecherisch zu bezeichnen, unseren Generalstab zu verurteilen, die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei aus dem Leben unserer Nation streichen zu wollen, in deren Organisationen wir alle sozialen und nationalen Dienst leisteten zum Wohle von Frauen und Kindern und Arbeitern und Alten und Gebrechlichen. Wir hatten inzwischen Gelegenheit, vierzig Jahre lang, zu vergleichen, was in anderen Laendern, von anderen Voelkern in dieser Beziehung geleistet wurde. Wir sind gerade nach solcher Beobachtung stolz auf das, was wir damals taten. Und daran, an dem, was wir mit unseren eigenen Augen gesehen, mit unseren eigenen Haenden erarbeitet haben, daran laesst sich nichts, aber auch gar nichts ruetteln. Das steht fest fuer alle Zeiten. Wir hatten nicht nur ein Recht, dieses auszusprechen, sondern die Pflicht dazu, denn wir sprechen gleichzeitig fuer Millionen von Menschen, die verbrecherisch beseitig wurden und nicht mehr sprechen koennen.

Was brachte die Menschen in den 20er Jahren dazu, die Welt veraendern zu wollen? Was war in diese Menschen gefahren? Was war es, dass diese Hitler und Roosevelt und Stalin schuf? Wie war es moeglich, dass die Welt getraenkt schien von Plaenen, die in einer Art Hellsicht alles radikal umformen wollten? Wie geschah es, dass es keinem Staatsmann mehr einfiel, an die Spitze seines Wirkens den bismarckschen Satz zu stellen, "den kriegerischen Geist in der Armee in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbeduerfnis der Voelker berechtigten Anspruch hat"? Alle sprachen nur noch von Aufraeumen, Verbessern, Sicherheit vor fremder Bedrohung, von notwendiger Unabhaengigkeit, von Hungersgefahr und ungehemmter Entfaltung. Keiner von den Genannten war zufrieden mit dem, was er hatte. Genuegt es, wenn wir als Ansporn im Hintergrund bei allen Dreien die Loge nennen? Kam nicht noch etwas hinzu? die technischen Moeglichkeiten? Fuehlte Amerika sich nicht als Gottes eigenes Land, dem alles moeglich sei und das dazu auch verpflichtet waere? War die Sowjet-Union nicht trunken vom angebeteten Traktor und von der Elektrizitaet, in der man Gott sah? Lebte Hitler nicht in dem Wahn, mit den arischen Voelkern der Welt ein gerechteres Gesicht geben zu koennen und mit einem Geschlecht von Helden ein unangreifbares und selbstgenuegsames Reich errichten zu koennen? Und haben sich nicht heute alle diese ungestuemen Plaene im Reiben mit der Wirklichkeit blutig in Nichts aufgeloest, haben sich gegenseitig gefressen?

Doch kaum vierzig Jahre brauchte es, und schon ist die Menschheit Zeuge neuer Plaene, die die Welt umfassen und veraendern sollen! Doch deutlicher noch als beim vorigen Mal steht heute hinter ihnen allen wieder die Loge. Wer garantiert uns aber heute, dass es nicht erneut gewagte Experimente sind, die den Weltfrieden aufs Spiel setzen? Ohne Ruhe und Ordnung und Glueck und Zufriedenheit zu schaffen? Mit der gleichen omnipotenten Beherrschung aller Lenkungsmittel wie damals wird die Welt in einen Rausch versetzt, in welchem sich die Regierungen ohne Zoegern hinwegsetzen ueber Leben und Gesundheit und Erworbenes ihrer Untertanen, es verschwenden und vertun im Rahmen utopistischer Wahnideen? Die Vokabeln, unter denen es erfolgt, sind andere, doch ihr wesentlicher Inhalt ist der gleiche. Haben wir, die wir den Schwung, die mitreissende Macht von ihrer Groesse und Herrlichkeit Ueberzeugter (denen man heute oft Zynismus und Unehrlichkeit nachsagt) schon einmal erlebten, nicht die Pflicht, zu bremsen, wo wir meinen, erneut abgrundtiefe Unehrlichkeit sehen zu muessen? Zu fordern, man moege mit kaltem Verstande pruefen, was uns da vorgetragen wird, die ersten in ihrem Ergebnis so schwer entmutigenden Schritte solchen "Fortschritts" warnend

als kostspielige, unverantwortbare Fehlschlaege zu bezeichnen, als welche sie sich doch bereits deutlich genug objektiv erwiesen? Und ein Absetzen dieses lebensgefaehrlichen Spiels vom Logenprogramm zu fordern?

Wenn es die Welt also erlebt hat, dass philosophische Wahnideen und Utopien unuebersehbares Unglueck bringen koennen, wie es das Beispiel der Hitler und Roosevelt und Churchill und vorher schon eines Lenin zeigt, und wenn es weiterhin moeglich war - die geringfuegigeren Beispiele Allende und Alfonsin belegen es - dass man mit Hilfe geheimgesellschaftlicher Rueckendeckung erneut philosophischen Irrsinn durchsetzen kann, dann wird es allerhoechste Eisenbahn, solchen Gefahren einen endgueltigen Riegel vorzuschieben. Es ist an der Zeit, in der Organisation der Welt eine Bremsvorrichtung fuer den politischen Missbrauch der Logen zu errichten. Bis dahin leben wir auf einem taetigen Vulkan.

Das von mir frueher (in VIII und IX) deutlich gemachte heutige gefaehrliche Vorruecken der Freimaurerei innerhalb deutscher rechter Kreise, die Propagierung zB eines Rudel (dazu VIII, 221 ff), ist uns Deutschen ein konkreter Vorgang, der die akute Gemeingefaehrlichkeit der Freimaurerei offenlegt. Konnte man im Falle Hitler noch ueber den Zeitpunkt im Zweifel sein, an welchem Bruederlichkeit sich in Verrat wandelte, so ist dieser Augenblick heute in Deutschland bereits laengst ueberschritten. Wer dort heute noch zur Loge steht, der kann unmoeglich noch leugnen, nicht von ihren erneuten Kriegsabsichten und von ihrem Volkszerstoerungswillen zu wissen und dient diesen daher. Er kann mit der Verteidigung seiner Loge als einem harmlosen Verein nicht mehr Ernst genommen werden in Anbetracht der von der Freimaurerei ganz offen erwuenschten Auslaender- und Asylantenschwemme, der Atomruestung, des nachlaessig gehandhabten Naturschutzes und der von Aids und Drogen gefaehrdeten Volksgesundheit.

Es gibt sehr ernst zu nehmende Stimmen, die sogar behaupten, dass es in der deutschen Freimaurerei nicht nur Einzelne waren, die im profanen Leben Nationalsozialisten waren. Gerd Schmalbrock (Verlag IKC-Presse , D 4390 Gladbeck, Mendelssohnstrasse 10) stellt in "Ihr Programm", Ausgabe Nr. 197 vom 7. Oktober 1986 fest: "Die Zuneigung dieser 'vaterlaendischen' Grosslogen fuer die nationalsozialistische Bewegung laesst sich vermutlich schon fuer das Jahr 1925 nachweisen, als diese wegen ihres antisemitischen Standpunktes der Kritik humanitaerer Grosslogen ausgesetzt wurden und deshalb ihren Austritt aus dem Verein deutscher Freimaurer erklaerten. Damals entstanden zwei deutsche Grosslogenbuende: der sogenannte nationale als Deutsch-Christlicher Orden und der pazifistisch kosmopolitische unter der heutigen Bezeichnung. Verfolgt man diese der nationalsozialistischen Machtergreifung vorausgegangene geheimbuendlerische Machtgruppenorientierung, wird einem ploetzlich begreiflich, warum der prominente Freimaurer Schacht das Angebot des Reichskanzlers Bruening ablehnte, die Leitung der Reichsbank zu uebernehmen, dann sich bald darauf zum halben Preis einer Reichsregierung Hitler fuer dieselbe Aufgabe anbiederte. Dann wird begreiflich, wieso einer derart stumpfsinnigen Erscheinung wie der des nationalsozialistischen Ideologen Rosenberg 1930 die Tueren zum Praesidenten der Bank von England, der ein Freund Schachts war, ebenso geoeffnet wurden wie die zu den britischen Presse-Caesaren Lord Beaverbrock und Lord Rothermere. Das makabre Bild, das deutsche Freimaurer 1933 gaben, kann also nicht bloss Ausfluss einer charakterlosen Feigheit gewesen sein; mit dem Sieg der Hitler-Bewegung muss einigen Logenbruedern offenbar auch ein Wunschtraum in Erfuellung gegangen

sein. So kam es, dass von den acht deutschen Grosslogen nur zwei ins Exil gehen mussten, naemlich die aelteste, die Grossloge von Hamburg, nach Chile (dazu VI, 50), und die kleinste, die Symbolische Grossloge von Deutschland nach Palaestina (dazu VIII, 43)". Es war also nicht nur Adolf Hitler von der Freimaurerei betrogen worden. Es hat nach Auffassung Schmalbrocks noch so manchen anderen Freimaurer gegeben, der meinte, seine deutschen Wunschtraeume liessen sich mit den Zielen der Freimaurerei sehr wohl vereinen. Genau das gleiche erleben wir heute in dem Haufen um Herrn Dr.Frey in Muenchen. Diese "Freiheitlichen" sind trotz des fuerchterlichen Ergebnisses von zwei Weltkriegen erneut bereit, in der Loge ihren Mann zu stehen fuer das, was kommen soll. Ihre Geheimnistuerei schuetzt sie vor dem Urteil ihrer Mitbuerger. Dieses fuerchten sie. Keiner von ihnen ist sich jedoch seiner Wahl sicher. Vorlaeufig wird gut verdient und man kommt so besser in Amt und Wuerden voran. Spaeter hat man nichts getan (was bei Freimaurern sogar das Uebliche ist) und trug keine Verantwortung fuer das erneute, noch viel schrecklichere Debakel. Dass sie aber aktiv mithelfen an dem Abwaertsgang in Deutschland, das wird man ihnen diesmal ganz sicher und ganz konkret vorwerfen! Das koennen sie sich doch an ihren f u e n f Fingern abzaehlen, sollte man meinen. Sie sind heute in jeder Beziehung viel besser umstellt als dies bisher der Fall war.

Bereits an anderer Stelle dieses Buches habe ich von meinen persoenlichen Erfahrungen mit Personen gesprochen, die man zu Recht mit dem Wort "Nazi" belegte und die dann "hinterher" alle Foerderung in der BRD genossen. Gegen den Willen der Mehrheit der deutschen Bevoelkerung wurde mit deutschen Soldaten dann eine Hilfstruppe fuer die Angelsachsen aufgestellt. Und wie rekrutierte sich diese? In dem "Weissbuch der Nationalen Front des demokratischen Deutschland ueber die amerikanisch-englische Interventionspolitik in Westdeutschland" vom 4. August 1951 lesen wir: "Die FAZ vom 9.April 1951 meldet: Der Vorsitzende der 'Deutschen Union', Baron von Stauffenberg, hat einige Erklaerungen ueber die 'Bruderschaft' abgegeben, die beweisen, dass diese eine Agentenzentrale der Westalliierten ist. Die 'Bruderschaft' habe die Aufgabe, 'die Bildung einer politischen Elite zu ermoeglichen'. Der Baron vertrete die Auffassung, dass die westdeutsche Situation geheime Untergrundorganisationen rechtfertige und auch gestatte.....Die Mehrheit der 'Untergetauchten' sei ein 'brauchbares'politisches Element. Sie verfuegten ueber eine nennenswerte fachliche und organisatorische Faehigkeit, die sie schon dem nationalsozialistischen Staat zur Verfuegung gestellt haetten... Sie arbeiteten mit denen zusammen, die frueher ideologisch ihre Gegner gewesen seien!"

Ist dieser Absatz eine Bestaetigung fuer das, was ich mit Herrn Max Christoph N. und seinen Foerderern im konkreten Einzelfall erlebt habe, so laesst sich das Folgende unschwer auf Herrn Oberst Rudel muenzen (von ihm wird in dem gleichen Weissbuch mitgeteilt, dass er nach einer dpa-Meldung vom 6.Februar 1951 eine Verbindung mit der 'Bruderschaft' eingegangen sei):

"Abschliessend wies Stauffenberg darauf hin, dass 'die Maenner der 'Bruderschaft' ihre Moeglichkeiten massvoll dazu benutzen, in ihren Kreisen die Notwendigkeit eines europaeischen Zusammenschlusses zu foerdern und sich gegen die Sinnlosigkeit einer deutschen Bewaffnung auf nationaler Basis wenden', das heisst, ungestoert fuer die Aufstellung eines westdeutschen Soeldnerheeres in der westeuropaeischen Armee zu arbeiten".

Das Buendnis zwischen Hochofen und Rittergut trieb uns in den I. Weltkrieg. Wer uns in den zweiten trieb, darf ich nicht schreiben. Das Buendnis zwischen Exnazis und Loge treibt uns in den dritten.

Hatte ich soeben gesagt, dass die Freimaurerei die Juden ueberleben wird, diese aber auch sodann "an ihrer Widernatuerlichkeit scheitern wird", wie mir ein deutscher Biologieprofessor erst dieser Tage schrieb, so muss gesagt werden, dass dieses Scheitern bereits ein Dauerzustand ist. Mehr und mehr muss geopfert werden, um ihren Weltumwandlungsprozess am Laufen zu halten. Was hat man allein schon alles seit 1945 geopfert, in dieser Rebellion gegen Gott und die Natur! Der afrikanische Kontinent ist wohl das schrecklichste Beispiel dafuer. Und immer noch pumpt man Millionen von Dollar in ihn hinein, und schon ahnt man, dass Millionen an Hunger und an Aids dort verrecken werden. Suedamerika ist auf dem gleichen Wege ins fuerchterlichste Massenelend. Was sich dann so langsam als Einwelt ergibt, das wird nicht mehr sein als ein Plagiat auf die urspruengliche grossartige Idee davon. Je mehr man dennoch an ihr arbeitet, dafuer Gesundes opfert, um so elender wird das Ergebnis sein. Doch niemals wird man eingestehen, dass man etwas Unmoegliches angeht. Waehrend man mehr und mehr Gewicht darauf gelegt hat, eine Verteidigungsmoeglichkeit der Voelker zu verhindern, sie mehr und mehr in Abhaengigkeit vom nackten Leben gebracht hat, Volksfuehrer und Generaele entweder wie Sadat in den Tod hetzt oder wie Marcos davonjagt, die "Demokratie" bis zum letzten Abgeordneten fest in die Haende bekommt, wird man gleichzeitig die bessere Vergangenheit totschweigen oder entstellen, wird die traurige Gegenwart besingen und loben, wird die Steuerschrauben weiter anziehen ohne dass Amnesty International darueber ein Wort verlieren wird, wird die Gefaengnisse von Gewaltverbrechern leeren und die politischen Gegner hineinsperren, wird es moeglich machen, um die Welt herum zu telefonieren, Aktien zu kaufen und zu verkaufen, vorgeschriebenen Turismus zu betreiben auf vorgezeichneten Bahnen, und wird den Menschen keine Zeit mehr lassen, sich auszusprechen, sich kennen zu lernen, sich eine eigene Meinung zu bilden und diese zur Diskussion zu stellen. Das Bildungsniveau wird immer tiefer sinken und vor allem auch absolute Ignoranz Besitz ergreifen von den wortfuehrenden Politikern. Die Familie wird zur Schablone wenn nicht zum Gespoett der "freien" Buerger. Menschliche Gefuehle werden verkuemmern. Alles das ist bereits seit Jahrzehnten im Schwange. Es wird eine wahre Lust sein, noch zu leben.

Zu leben in einer "wahnsinnig gewordenen Menschheit" (Ernst Kaesemann bei Tino Thun, aaO 209)!

Unsere Welt

Und dennoch!

In diesen Tagen war es, da unser Freund der Deutsch-Chilene Don Arnoldo mit seiner Frau Doña Ines Goldene Hochzeit feierte. Dieser Mann, der in seinem Vaterlande hoechste Stellungen eingenommen hatte, konnte im Club seiner Stadt einhundertzehn Familienmitglieder festlich bewirten. Eine Atmosphaere gefuegter, feierlich ausstrahlender Ordnung und dankbaren Gluecks umgab die Festgemeinde. Es war etwa zur gleichen Zeit, dass uns die Traueranzeige vom Ableben unseres Dr. Hansjoerg A. erreichte. Sie war gezeichnet von neunundzwanzig namentlich Genannten und weiteren zahllosen Familienangehoerigen. Die Trauerfeier in Pretoria war umrahmt von Trauermusik und Singspruechen, die uns Abwesenden mitgeteilt wurden:

Hebe deine Augen auf	Felix Mendelssohn-Bartholdy
Widmung	Heinz Zastrau

Er ist ein Unsichtbares — Will Vesper
Doch dunkel ist Er nicht.
Ein tief zuinnerst Klares
und allen Lichtes Licht.
Er ist so Lust wie Leiden,
ist allen Kornes Korn.
Wenn wir in Ihm verscheiden,
beginnen wir in Ihm von vorn.

Gebet	Ds.E.S. Birkenstock
Vater unser	Heinrich Schuetz
An die Wolken	Christian Morgenstern
Bist Du bei mir	J.S. Bach
Ausklang.	

In deine Seele brenn:
die Treue kennt kein Wenn.
Will Vesper

Diese Gruesse von jenseits des Suedatlantik trafen ein, als unser guter Freund, der flaemische Kamerad der Waffen-SS, Michel Anton im Kreise von 21 Familienmitgliedern, Kindern und Enkeln, hier in Bariloche seinen Geburtstag feierte. Auch bei diesem schoenen Fest spuerte man die ungebrochene Kraft unserer christlichabendlaendischen Kultur, in der wir alle eingebettet taetig sind, arbeiten und feiern. Wir waren gerade dabei, in die Ferien zu fahren. Die ungezaehmte Natur an der Kueste des Atlantiks mit ihren hunderten von Seeloewen und Seeelefanten war das Ziel. Weit draussen im Osten steigt dort sehr frueh schon am Morgen die Sonne aus dem Meer und erlaubt den Spaziergang ihr entgegen weit hinaus in die flache aus der Ebbe anlaufende See. In Tuempeln hier und dort schwimmen zurueckgebliebene Fische, Krebse und Krabben kriechen herum. Bald muss man umkehren, denn die Flut beginnt zu steigen, bis an die Duenen, in denen die Kinder Schildkroeten und Ringelnattern beobachten koennen. In vierzehn Tagen geht es dann wieder zurueck nach Bariloche. Gegenueber meinem Buero wird sich der Geheimpolizist rekeln, der dann triumphierend seinen Vorgesetzten meine Rueckkehr mitteilen wird. Im Briefkasten wird dann eine neue Steuerrechnung liegen, wieder ein wenig hoeher als das vorige Mal, und einige liebe Briefe von Kameraden aus aller Welt. Die Tannen in unserer Schonung im Sueden werden neue Triebe angesetzt haben. Und im Garten wird man schon die Pflaumen reifen sehen, die zuckrigen gelben Reineclaudes und die grossen blauen, aus denen meine Frau Marmelade zu machen pflegt.

Und ich stelle meinen Liegestuhl halb in den Schatten der Kastanie. Und ich schaue den Wolkenfetzen oben am blauen Himmel zu. Unermuedlich kommen sie von der Kordillere her und verschwinden dann in der trockenen patagonischen Luft. Im Vorbeiziehen nehmen sie Gestalt an. Da ziehen sie vorueber, deutlich sehe ich Schulkameraden, da das Gesicht von Dr. Chemnitz, da dann die Kommilitonen. Alle gruessen sie lachend und winken mir zu. Da tauchen Bach-Esser und Heiden auf, froehlich folgen ihnen Djemail und Mefail und die anderen albanischen Freunde, und schon kommen in neuem Anlauf Kapetanovich und der baertige General Rupnik. Ohne Unterbrechung geht der lustige Reigen weiter voran. Abshagen erkenne ich und General Genée, und alle gruessen und winken. Abgeloest werden sie dann von der langen Reihe jener, deren Weg ich in Suedamerika kreuzte, da geht André von Harting, ihm folgen Freund Kramer, von Merck und Winkelmann und Wuppermann und Robert Kessler. Und sie lachen und gruessen und winken: Komm herauf zu uns, zur Freiheit, zur Sonne!

IV. ANHANG

Das Attentat im Buergerbraeukeller 1939

Die im Text angekuendigte Abschrift aus
Walter Hagen, "Die Geheime Front, Organisation,
Personen und Aktionen des deutschen Geheimdienstes",
Nibelungen-Verlag Linz und Wien
kann aus Platzgruenden hier nicht mehr gebracht werden. Wir halten fuer Interessenten in unserer Verlagsvertretung eine hektografierte Abschrift zum Kostenpreis zur Verfuegung.

Mit der Freimaurerei durch die Jahrhunderte (und wo wir davon in unseren Buechern sprechen. Die roem. Zahlen erklaeren sich aus der Buecherliste in der Verlagsmitteilung am Ende dieses Buches. Die Jahreszahlen sind Anhaltspunkte).

Assyrer IX, 254; IX 290
Chaldaeer II, 425
Das Alte Aegypten III, 12
Moses II,55 Anm. 7 ; III, 17
Manichaeismus III, 45
Eleusis III, 27
Pythagoras III, 31
Isiskult III, 29 ff
Gnostizismus II, 398; II, 410 Anm. 292a; II,413;VIII, 334
Germanische Geheimgesellschaften IV, 375
Karl der Grosse II, 418
926 Die Charter von York, VIII, 30
1144 Das Halszeichen IV, 480; VIII, 132
1128 Templer II, 402; II, 414; II, 427 ff; III, 37 ff; VI, 75 ff
1200 Albigenser (Katharer) II, 401; II, 419; III,50
Minnesaenger VIII, 230; III,52
1272 Der Orden von Herodom VIII, 31
1300 Rasid ad-Din VIII, 21
1341 Petrarca VIII, 25
1344 Der Hosenbandorden VIII, 31
Bitinis (Assasinen) II, 413; II, 441, Anm.301; III,41; V,345
1351 Orden des Weissen Hauses VI, 170

1400 Kaiser Friedrich II. III, 324 Anm.233
Rosenkreuzer II, 423; II, 444, Anm.312; III,59; III, 71; VIII, 216
Alchimie (Kabbala) II, 447 Anm.319; III, 60 ff; III, 310 Anm.72; VI, 189
1420 Reformation, Renaissance III,55; III, 70
1500 Deisten II, 420; III, 75
1500 Gruenewald VIII, 18
1600 Cromwell III, 56
1610 Andreae, Comenius, Walpole III,74 ff; VI,192; VIII, 32
1705 Newton II, 443 Anm. 310
1717 London II, 412; I, 461; II, 421; III, 58; III, 73
1723 Erste Grossloge in Frankreich II, 423
1724 Italien V, 464
1744 Meissner Porzellan VIII, 18
1744 Pombal (Portugal und Brasilien) III,109
1760/80 USA II, 431; VIII, 36; II, 11; IX, 193
Franklin II, 431
Rousseau I, 37
1780/90 Franzoesische Revolution II, 432
Casanova VIII, 67
Cagliostro, Halsbandaffaire II, 435
1789 Jean Remy de Chestret III, 93
Friedrich der Grosse VIII, 103
1784 Illuminatenorden III, 101; III, 115; VIII, 34; VIII, 217
Robespierre II, 436
Valmy IX, 80
1805 Napoleon VII, 104; VIII, 35
Das Eiserne Kreuz IX, 163; IX, 165
1805 Canning X
Bolivar V, 324; VIII, 106
Stephen Morin, Cerneuau, Isaac Long etc. VIII, 36
Bolivar V, 324; VIII, 106
1830 "Deutsche Farben", ital. Trikolore IX, 82
1837 Italien (Mazzini) III, 115
1838 Gruendung von B'nai B'rith X
1838 Mazzini, Pike, Carbonari VIII, 38
Napoleon III. III, 114; III, 115; IV,381 Anm.105; IX, 89
Friedrich Wilhelm von Preussen III, 89
Die Hohenzollern III, 90
1848 Die Revolutionen III, 108
Droysen IX, 81
1860 (der spaetere) Kaiser Friedrich III. VIII, 105
1871 Kaiser Wilhelm I. VI, 73; IX, 86
Bismarck IX, 86
1890 Fonseca (Brasilien) III, 110
1870 Eduard VII. von England VII, 104; VIII, 39
1900 China V, 356 ff
1901 Pilgrims Society, Fabian Soc. VIII, 218
1904 Georg V. von England VII, 104
1904 Buelow VII, 106; X
1905 Rotary Club gegruendet VIII, 21
1907 Papus (Russland) II, 437

Kemal Atatuerk VIII, 106
1910 Rudolf Steiner VIII, 217
1914 Sarajewo I, 49 Anm. 22; I, 379; V, 484 Anm.361; VI, 101
1914 Das Marnewunder I, 447, Anm. 451
1917 ff. Sowjetrussland I, 464; II, 438; III, 300
Die Zionistischen Protokolle X
1918 Erzberger IX, 97
1919 Tschechoslowakei V, 480
1925 Weimarer Republik VII, 108 ff
1928 Benesch VII, 107
Briand IX, 289
1930 Ludendorff VII, 142
1936 Grossorient III, 106
1936 Baldwin VIII, 26
1939 Kriegsbeginn VII, 207; VI, 93; VI, 119
1941 Wendell Wilkie VIII, 27
Thule-Orden IX, 102; VIII, 151; V, 275; II, 522
Adolf Hitler II, 522; IX, 288; IX, 106; X
Hans-Ulrich Rudel VIII, 338; VIII, 222 ff.; IX, 64; IX, 165; X
1944 UNO-Gruendung I, 38
1960 Afrikas "Wind of change": in allen Buechern unter dem Stichwort "Afrika"
Indien; USA als Vorbild II, 240
1972 Oekumene II, 157 ff
Chile, Allende III, 141; IV sehr ausfuehrlich
P 2 : VII, 54; IX, 217; VIII, 111; VIII, 153

Morde im Umfeld der Freimaurerei (und wo wir davon in unseren Buechern sprechen. Die roem. Zahlen erklaeren sich aus der Buecherliste in der Verlagsmitteilung am Ende dieses Buches).
1649 Karl I. von England III, 55; III, 57
1792 Kaiser Leopold II. VIII, 33
1792 Koenig Gustav III. von Schweden III, 102
1792 Ludwig XVI. und Marie Antoinette
1801 Paul von Russland VIII, 35
1860 Dr.Eckert, Wien VIII, 137
1865 Abraham Lincoln I, 15 ff
1867 Kaiser Maximilian von Mexiko I, 420; VIII,138
1882 Mordanschlag auf Kaiser Franz Josef VIII, 138
1889 Kronprinz Rudolf und Geliebte, Mayerling VIII, 138
1889 Kaiserin Elisabeth, VIII, 147
1908 Karl I.von Portugal und Thronfolger Philipp
1911 P.A.Stolypin IX, 223
1912 Span. Ministerpraesident Canalejas, I, 436
1918 die Zarenfamilie IX, 226
Massenmorde in Russland VIII, 203
1930 Primo de Riveira
1932 Ivar Kreuger IX, 202
1935 Koenig Alexander I.von Jugoslawien
1935 Huey Long VI, 206 Anm. 132
1935 Koenig Albert I. von Belgien II, 473
1936 Koenigin Astrid von Belgien II, 473
1938 Codreanu, X

Thule Mitglieder (von Roehm bis Mayr) VIII, 153
1944 Giraud, VIII, 210
1944 Admiral Darlan
1945 Mussolini
1946 Die Opfer von "Nuernberg"
1946 Koenig Amanda Mahidol, VIII,101
1961 Trujillo I, 74
1963 John F. Kennedy I, 23
1963 Ngo Dinh Diem II, 198
1966 Verwoerd I, 366; I, 374; VIII, 379
1967 Tschombé III, 280; I, 237; II, 176
1967 Dag Hammarskjoeld
1975 Carrero Blanco
1976 Filemon Elifas, SWA, V 492 Anm.368
1978 Juergen Ponto VI, 206 Anm. 131
1978 Johannes Paul I.
1980 Anastasio Somoza VI, 288
1982 Calvi VIII, 50 ff
1982 Gracia Patricia von Monaco IX, 216 ff
1986 Stephen Knight IX, 200
1986 Sindona
1987 Im Juni wird Perons Gruft erbrochen, dem Leichnam die Haende abgeschlagen und entwendet. Peron war ein erklaerter Gegner der "internationalen Synarchie" wie er die Freimaurerei nannte. Es handelt sich um einen Raecheakt mit esoterischem Hintergrund. Man fordert im Austausch der Haende "8 Millionen Dollar zur Bezahlung geleisteter Dienste" (P. gelangte erneut auf den Praesidentenstuhl) mit der sonderbaren Unterschrift "Iai Hermes und die 13".

Geheimkult einer Loge des 3. Grades in Frankreich. Vor dem Sitz des Meisters vom Stuhl liegt das symbolische Skelett Adonhirams, des Baumeister Salomons. Es bedeutet eine Drohung fuer Verrraeter.

Bazirajuci se na polozaj koji sam zauzimao u komandi Dinarske Cetnicke divizije,to jest,Nacelnika Staba Divizije,ciji je komandant bio Vojvoda Momcilo Djujic,mogu da dam sledecu izjavu,sa potpunim poznavanjem cinjenica u kojima sam licno sudjelovao:

Pocetkom leta 1944.godine Komanda nase Divizije primila je naredjenje iz Vrhovne Cetnicke Komande generala Draze Mihajlovica da dodjemo u kontakt sa oficirom Abwer-a nemacke vojske kapetanom Hans Malerom,u ono vreme kako je doticni bio u specialnim misijama politicke prirode imao je sifrirano ime Reinard Kops.Vrhovna Komanda je trazila da kapetan Maler dodje u Vrhovnu Komandu gde se je u to vreme nalazio jedan predstavnik Predsednika Rossevelt-a,jedan profesor Universiteta u Washingtonu,srpskog porikla,a koji je u to vreme nosio ime (sifrirano)Mac Duwell.Mac Duwel je imao vrlo velikog interesa razgovarati sa nekim prestavnikom nemacke vojske o politickim problemima na teritoriju Jugoslavije.Ja sam dosao u kontakat sa kapetanom Malerom i razlozio mu zahtev Vrhovne Cetnicke Komande,kapetan Maler je pristao i odmah smo krenuli na put.Sa nase strane krenuli smo na put:ja,moja sekretarica i jos dva cetnika,kao pratioci.Put nije bio lak uzimajuci situaciju na teritoriji Jugoslavije,u to vreme gradjanski rat bio je u punom jeku,nemacka okupacija i saveznicko bombardovanje komunikacija i svih vecih varosi.Napokon stigli smo u Beograd.xxxxxxxxxx U Beogradu je kap.Maler stupio u veza sa glavnom njemackom komandom,koja je odobrila da se nadje sa Mac Duwell-om. U staba gen.Mihajlovica nasli smo se sa Mac Duwell-om,koji je trazio od kap. Malera da bi zelio da razgovara sa nekim visokim oficirom njemacke vojne snage. Kap.Maler predao je zahtev Mac Duwell-a svome prepostavljenom komandantu pukovniku Hinrerseher-u,koga sam ja licno upoznao,a koji je odmah dosao da razgovara sa Mac Duwell-om.Radilo se da bi se na neki nacin prestalo sa gradjanskim ratom i Mac Duwell je sigurno imao neki plan.Medjutim nista se nije ostvarilo jer Hitlerov Glavni stab nije hteo ni da cuje o nekom Mac Duwell-ovom planu.Sa svim mogucim xxx nastojanjima kap.Malera i trudom da se na Balkanu dodje do nekog smirenja nije se uspelo nista.Ovde moram da potvrdim da nijedna cetnicka jedinica nije bila potcinjena nijednoj njemackoj komandi,isto tako kap.Maler koji je odrzavao licne veze samnom i sa jos nekim nasim komandantima nikad nije imao pod svojom komandom nijednog srpskog cetnika niti je to bilo kad zahtevao.Istina je da nas je i protiv volje i naredjenja svojih prepostavljenih,uvek kad je imao prilike za to,ukazao [illegible] nam pomoc koja se u glavnom sastojala u nabavci hrane i sanitetskog materijala. Na taj nacin pomogao nam je da smo mogli preziveti jedan rat i jednu,u stvari [illegible],koja je bez milosti ubijala sve sto nije mislilo kao oni,ukljucujuci [illegible]. Uloga kap.Malera u njegovoj misiji da nam na neki nacin olaksa [illegible] borbu u zemlji i nase povlacenje u susret saveznicima ima hiljade svedoka [illegible] zahvalnosti u njegovom dobronamjernom radu.

...oja Nada Stanic

Ex nacelnik Staba Dinarske cetnicke divizije

Major- Mile Kapetanovic a.r.

Uebersetzung aus dem serbischen:

Im Hinblick auf die Tatsache, dass ich Chef des Generalstabs der Tschetnik-Division "Dinara" unter dem Divisionskommandanten Woywoden Momchilo Djujic war, kann ich die folgende Erklaerung abgeben. Ich kenne die erwaehnten Vorgaenge vollstaendig, da ich persoenlich in dieselben verwickelt war.

Anfang Sommer des Jahres 1944 erhielt das Kommando unserer Division den Befehl vom Oberkommando des Generals Draga Mihajlovic, Verbindung mit dem Offizier der "Abwehr" der Deutschen Wehrmacht, dem Hauptmann Hans Maler, aufzunehmen. In jener Zeit war der genannte Hauptmann mit politischen Auftraegen betraut und ich kannte ihn unter dem damaligen Namen Reinhard Kops.

Unser Oberkommando bat den Hauptmann Maler, er moege jenes Kommando aufsuchen, da sich dort ein Abgesandter des Praesidenten Roosevelt befaende. Dieser Sonderbeauftragte, ein Universitaetsprofessor aus Washington, der serbischer Abstammung war und damals den Namen Mac Duwell fuehrte, haette grosses Interesse daran, mit einem Vertreter der Deutschen Wehrmacht ueber politische Fragen in jugoslawischen Gebieten zu sprechen. Nachdem ich die Verbindung mit dem Hauptmann Maler aufgenommen hatte, erklaerte ich ihm die Wuensche des Oberkommandos der Tschetniks, woraufhin Maler sich bereit erklaerte, dem vorgetragenen Wunsch zu entsprechen, und ohne Zeitverlust haben wir sofort die Reise angetreten. Von unserer Seite reisten ausser mir meine Sekretaerin und zwei Tschetniks als Eskorte. Die Reise war nicht leicht wegen der Lage, die damals auf jugoslawischem Gebiet mit ihrem in vollem Gange befindlichen Buergerkrieg, der deutschen Besetzung und der Bombardierung der Verbindungswege und der groesseren Orte durch die alliierte Luftwaffe herrschte. Schliesslich gelangten wir nach Belgrad. In Belgrad meldete sich der Hauptmann Maler unverzueglich beim Deutschen Generalkommando und dieses ermaechtigte ihn, sich mit Mac Duwell im Generalkommando Draga Mihajlovic' zu treffen. Bei diesem Zusammentreffen mit Mac Dowell drueckte ihm dieser seinen Wunsch aus, eine ausgedehnte Konversation mit einem hohen Offizier der deutschen Streitkraefte zu haben. Der Wunsch Mac Dowells wurde von Hauptmann Maler seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem Oberst Hinterseher mitgeteilt, welch letzteren ich bei dieser Gelegenheit persoenlich kennenlernte. Der genannte Oberst begab sich in der Tat daraufhin zu einem Treffen mit Mac Duwell, wobei sich ergab, dass derselbe ein grosses Interesse in einer Beendigung des Buergerkrieges in Jugoslawien hatte. Er machte Andeutungen, dass ein diesbezueglicher Plan vorlaege. Leider konnte man jedoch nichts Konkretes erreichen wegen der absolut negativen Haltung zu solchen Plaenen im Generalquartier von Hitler. Trotz aller Anstrengungen, auf dem Balkan eine Befriedung zu erreichen, wurde so eine solche nicht erreicht. Ich nehme dieses zum Anlass, um erneut klarzustellen und zu bestaetigen, dass keine einzige Tschetnik-Einheit in keinem Augenblick irgendeinem deutschen Befehl unterstellt war, und dass auch der Hauptmann Maler, obwohl er gewisse persoenliche Beruehrung mit mir und mit einigen anderen Kommandanten gepflegt hat, niemals unter seinem Befehl irgendeinen Tschetnik gehabt hat. Ausserdem muss ich betonen, dass der Hauptmann Maler, obwohl damit gegen den Willen und die Befehle seiner Vorgesetzten zu handeln, uns immer im Rahmen seiner Moeglichkeiten geholfen hat. Diese Hilfe bestand vor allem in der Versorgung mit Verpflegung und Sanitaetsmaterial. Er hat uns auf diese Weise stark unterstuetzt und geholfen, den Krieg zu ueberleben, denn es handelte sich damals um eine Revolution, die mitleidlos alle vernichtete, die nicht dachten wie unsere Feinde, Frauen und Kinder eingeschlossen.

Die Rolle des Hauptmanns Maler, in seiner Mission uns in unserem Kampf und bei unserem Rueckzug bis zu dem Zusammentreffen mit den Alliierten zu unterstuetzen, kann von tausenden von Zeugen belegt und von Dankesbezeugun - gen fuer sein anerkennungswertes Werk bestaetigt werden.

Ex Chef des Generalstabs der
Tschetnik-Division
"Dinara"
gez. Major Mile Kapetanovich

Den oben uebersetzten Text erhielt ich von einem Serben aus New York. Er hatte die folgende Bemerkung beigefuegt:

Uebersetzung aus dem Englischen:

In der Anlage erhalten Sie alles, was ich in der Angelegenheit finden konnte. Es ist das einzige Schriftstueck, das sich auf Hauptmann Maler bezieht, das ich in den "Brig, Mc Lean Commission Papers" finden konnte.

H. L.

Eugenio Otto RUPNIK, casado, argentino naturalizado,nacido-
en Bosnia, Austria el 12 de Agosto de 1914, Libreta de En -
rolamiento número 4.172.959, domicilido en calle Chilavert-
142, Ituzaingó, Provincia de Buenos Aires.-CONSTE por la -
presente que deseo hacer la siguiente declaración:En calidad
de comandante de la Agrupación guerrillera"Aguila Blanca"Beli
Orao"del Real Ejercito Yugoeslavo, me habia encontrado a fi-
nes del año 1944 en las inmediaciones de la ciudad entonces-
denominada Villa del Nevoso en territorio Italiano(actualmen
te Ilirska Bistrica en Yugoeslavia).En esa oportunidad debia
yo tomar contacto con dos renombrados jefes de la guerrilla.
los"voivoda"Djujic y Jevdjevic.-En una de las reuniones con
dichos jefes estos me habían solicitado encarecidamente quie
ra escuchar a un oficial alemán sobre un asunto de extrema-
gravedad y estrictamente confidencial y secreto.-Al acceder-
a dicho pedido, se presentó ante mí un teniente del Ejército
regular alemán de uniforme declarando lo siguiente"Que el -
pertenecía a una Unidad de Exploración móvil del Ejército -
(Wehrmacht-Heer),que oportunamente se encontraba operando -
en el mismo territorio donde estaban estacionadas las unida-
des guerrilleras de los nombrados voivoda Djujic y Javdjevic
encontrándose la unidad en ese momento en Hungría".-Que el-
jefe de la Unidad de mención, el capitán Kops-Maler, corría
el inmediato peligro de ser fusilado a raíz de las actuacio
nes de los Servicios de Inteligencia del Grupo de Ejércitos
"E"con sede en Budapet".-Que la culpabilidad del capitán -
Kops-Maler consistía en la ayuda directa a veinticinco(25)-
judíos hungaros a eludir su transporte al Campo de Concen -
tración de Auschwitz,salvando así sus vidas".-Que la única-
posibilidad de salvar al capitán, recaía en un urgente tras
lado de la Unidad completa con su jefe,del ya mencionado -
Grupo de Ejércitos"E"a un otro Comando Superior para evitar
aunque sea momentaneamente la persecución y sus efectos. -
A todo eso, los jefes guerilleros presentes recomendaron -
vivamente la salvación del capitán mencionado, en agradeci-
miento por su encomiable comprensión y constante ayuda a la
población, especialmente de nacionalidad servia ante la im-
placable persecución y ajusticiamiento por parte de los -
Ustaschi croatas y las unidades policiales alemanes.-Por -

la ayuda prestada a varios miles de personas, ante todo mu - jeres y niños se consideraba al capitan "Kops-Maler" un amigo- del pueblo servio.-Ante la urgencia del caso, escribí inme - diatamente una carta a mi padre, Teniente General del Real - Ejército Yugoeslavo Leo Rupnik, en ese momento presidente de la Libre y autónoma parte de Eslovenia con sede en la Capital Ljubljana, rogándole la más urgente intervención en el asunto que le explicará el portador(era obvio que no se debía dejar nada escrito).-Mas tarde supe que el teniente pidió au - diencia y se presentó ante mi padre en el Palacio de Gobierno, produciéndose una inmediata actuación que consiguió el - traslado de la Unidad y su Capitán.-Posteriormente he conocido personalmente al capitán Kops-Maler que sin embargo no ha podido eludir el peligro hasta el fin de la guerra.-A fines- ya del mes de Abril de 1945, en medio de la total retirada - de los alemanes, he presenciado en la localidad de San Pedro cerca de Gorizia-Italia, la llegada de una partida perteneciente al Servicio de Seguridad del Estado Aleman(S.D.)que - buscaban al capitán para arrestarlo y fusilarlo.-Por lo visto el capitán Maler ha logrado eludirlos pues lo he visto - por última vez en Europa unos días más tarde marchando en - perfecto orden con su Unidad en retirada al Norte, hacia Austria.-

Firma certificada en Sello de Certificaciones de Firmas
NºA 002669298.-Bs.As. 13 de mayo de 1986.-

Uebersetzung aus dem Spanischen:

Eugen Rupnik, verheiratet, nationalisierter Argentinier, geboren in Bosnien/Oesterreich am 12.August 1914, argentinischer Wehrpass Nº4.172.959, wohnhaft in der Strasse Chilavert 142, Ituzaingo, Provinz Buenos Aires. ICH STELLE FEST, dass ich die folgende Erklaerung abgeben will: In meiner Eigenschaft als Kommandant der Partisanengruppe "Weisser Adler" ("Beli Orao") des Koeniglich Serbischen Heeres befand ich mich Ende 1944 in der Naehe der damals so genannten Stadt Villa del Nevoso auf italienischem Gebiet (heute Ilirska Bistrica in Jugoslawien). Bei dieser Gelegenheit musste ich Verbindung aufnehmen mit zwei bekannten Partisanenfuehrern, den Woiwoden Djujic und Jevdjevic. Bei einem Zusammentreffen mit diesen Fuehrern baten sie mich dringend, einen deutschen Offizier ueber einen sehr vertraulichen und geheimen Vorgang von aeusserstem Ernst anzuhoeren. Auf diese Bitte hin stellte sich mir ein Leutnant der regulaeren deutschen Armee in Uniform vor und erklaerte das Folgende: "Dass er einer beweglichen Abwehr-Einheit der Wehrmacht-Heer angehoere, die seinerzeit in dem gleichen Gebiet taetig war, in welchem die Partisaneneinheiten der genannten Woiwoden Djujic und Jevdjevic stationiert waren, und dass sich diese Einheit jetzt in Ungarn befinde. Dass der Fuehrer der genannten Einheit, der Hauptmann Kops-Maler sich in unmittelbarer Gefahr befinde, im Zuge von Schritten erschossen zu werden, die die Nachrichtendienste der Heeresgruppe E mit Sitz in Budapest unternaehmen. Dass das Verschulden des Hauptmanns Kops-Maler darin bestaende, dass er in direkter Hilfe 25 ungarische Juden vor dem Transport in das Konzentrationslager Auschwitz bewahrte und ihnen so das Leben rettete. Dass die einzige Moeglichkeit, den Hauptmann zu retten, darin bestuende, die gesamte Einheit mit ihrem Chef von der bereits genannten Heeresgruppe E in den Bereich eines anderen Oberkommandos zu versetzen, um so, wenn auch nur fuer den Augenblick, eine Verfolgung mit ihren Folgen zu verhindern. Hierzu empfahlen die anwesenden Partisanenfuehrer lebhaft die Rettung des genannten Hauptmanns aus Dankbarkeit fuer sein lobenswertes Verstaendnis und die laufende Hilfe der Bevoelkerung, insbesondere jener serbischer Nationalitaet, vor der unerbittlichen Verfolgung und Hinrichtungen seitens kroatischer Ustascha und deutscher Polizeieinheiten. Wegen der Hilfe, die er tausenden von Personen hatte angedeihen lassen, vor allem Frauen und Kindern, hatte man dem Hauptmann Kops-Maler den Namen "Freund des serbischen Volkes" gegeben. Wegen der Dringlichkeit des Falles schrieb ich sofort einen Brief an meinen Vater, den Generalleutnant des Koeniglich Serbischen Heeres Leo Rupnik, der zu jener Zeit Praesident des Freien und Autonomen Teils von Slowenien mit der Hauptstadt Laibach war, in welchem ich ihn um schnellste Intervention in der Angelegenheit bat, die der Uebermittler ihm muendlich vortragen wuerde (es war klar, dass ich nichts schriftliches uebermitteln konnte). Spaeter erfuhr ich, dass der Leutnant um Audienz gebeten hatte und sich meinem Vater im Regierungspalast vorstellte, und dass man dann sofort daran ging, die Verlegung der Einheit und ihres Hauptmannes zu erwirken. -Spaeter lernte ich den Hauptmann Kops-Maler persoenlich kennen, der im uebrigen der Gefahr bis zum Kriegsende nicht hatte entgehen koennen. Es war schon Ende April 1945, inmitten des vollstaendigen Rueckzugs der Deutschen, als ich in dem Ort St. Peter bei Goerz/Italien das Eintreffen eines Trupps miterlebte, der dem deutschen Staatssicherheitsdienst (SD) angehoerte und der den Hauptmann suchte, um ihn festzunehmen und zu erschiessen. Dem Hauptmann Maler gelang es jedoch ersichtlich, ihnen auszuweichen, denn ich sah ihn einige Tage spaeter, sich mit seiner Einheit in vollstaendiger Ordnung nach Norden in Richtung Oesterreich zurueckzuziehen.

gez. Eugen Rupnik

Ausländer fordern den »Vielvölkerstaat Bundesrepublik«...

Das ist das Ziel der Freimaurerei!

Die in Saarbrücken erscheinende Ausländer-Zeitschrift »Die Brücke«, deren Mitarbeiter weit überwiegend ausländischer Nationalität sind (verantwortlicher Redakteur: Necati Mert), fordert in ihrer Ausgabe September 85 im Fettdruck auf der Titelseite: **»Den Vielvölkerstaat Bundesrepublik Deutschland verwirklichen«.** In der Ausgabe Januar 86 schreibt ein Sevgi Ünlü: **»Wenn wir als ethnische Minderheiten für unsere nationale Eigenständigkeit kämpfen, so bedeutet das natürlich, daß wir versuchen, dieses Land in eine Richtung zu verändern, die heute die Regierung und die Mehrheit der Bevölkerung nicht wollen. Anerkennung in unserer Nationalität bedeutet, daß wir nicht nur die gleichen Rechte bekommen** [wie die Deutschen - d. Verf.], **sondern daß wir darüber hinaus Privilegien im Sinne des Minderheitenschutzes genießen. Mit anderen Worten: Die Ausländer müssen als Minderheiten privilegiert werden... Es sollen nicht nur sonntags morgens die Kirchenglocken bimmeln, sondern auch am Freitag soll der Muezzin vom Minarett rufen. Kämpfen wir dafür, daß in jeder deutschen Stadt Moscheen und Minaretts gebaut werden.«**

Es ist kaum zu glauben, daß solche dreiste Ausländerpropaganda von deutschen Behörden unterstützt wird: Die Herausgeber von »Die Brücke« sind vom Finanzamt Saarbrücken als »gemeinnützig« anerkannt! Die im Impressum dieser Ausländer-Kampfzeitschrift angegebene Rufnummer 0681-3022960 ist eine Durchwahlnummer der Universität Saarbrücken!

... Deutsche dagegen werden verfolgt!

Das antideutsche Gebaren vieler deutschen Politiker und Behörden hat beängstigende Ausmaße angenommen.

Gewisse Politiker, Gewerkschaftler, Kirchenvertreter, Meinungsmacher usw. lieben es, uns Deutsche bei jeder sich bietenden Gelegenheit als »ausländerfeindlich« zu beschimpfen. Daß sie damit die Ausländer geradezu gegen uns aufhetzen, kümmert sie nicht. Ausländerfeindlich? Warum wollen dann Millionen Ausländer unbedingt bei uns bleiben und noch weitere einreisen dürfen?

Bundespräsident von Weizsäcker hat es kürzlich fertiggebracht, wegen des Totschlags an einem jungen Türken in Hamburg das türkische Volk um »Vergebung« zu bitten. Eine unfaßbare Fehlleistung! Noch niemand ist auf den Gedanken gekommen, das deutsche Volk um Vergebung zu bitten, obwohl wir seit vielen Jahren unter einer überhöhten Gewaltkriminalität türkischer Straftäter zu leiden haben.

Wer sich hierzulande dafür einsetzt, daß die Bundesrepublik Deutschland ein Land der Deutschen bleiben soll (welch eine Selbstverständlichkeit!), steht mit einem Bein im Gefängnis: Der schleswig-holsteinische Innenminister Claussen (CDU) hält Bürgerinitiativen »im gesamten Bundesgebiet«, die sich für »Ausländerbegrenzung« einsetzen, für »extremistisch« und »sicherheitsgefährdend« – er hat sie pauschal in seinen »Verfassungsschutzbericht« aufnehmen lassen. Der nordrhein-westfälische Wissenschaftsminister Schwier (SPD) will den an der Fachhochschule Hagen in Westfalen lehrenden Professor Hagen Prehl, der als Gründer und Vorsitzender der »Bürgerinitiative Ausländerstopp« bekanntgeworden ist, aus dem Amt entfernen.

Der Zweck dieser Maßnahmen ist klar: **Deutsche, die sich dagegen wehren, daß aus der kleinen, übervölkerten Bundesrepublik ein Einwanderungsland für alle Welt gemacht wird, sollen kriminalisiert, eingeschüchtert und mundtot gemacht werden.** Das alles geschieht »im freiesten Staat deutscher Geschichte«!

Die Bundesrepublik als türkisches Siedlungsland!

Nach einem EG-Vertrag aus dem Jahre 1964, der von der damaligen CDU/FDP-Regierung unterschrieben worden ist, tritt ab dem 1. Dezember 1986 für die Türkei die EG-Freizügigkeit in Kraft. Das bedeutet: Alle Türken haben dann das »Recht«, ungehindert ihren Wohnsitz in der Bundesrepublik Deutschland zu nehmen, wenn ihnen das beliebt. Wir Deutschen haben dann kein Recht mehr, dagegen auch nur ein Wort des Widerspruchs zu erheben. Man schätzt eine Zahl von 5 - 6 Millionen Türken, die auf Grund der Freizügigkeit in den nächsten Jahren zusätzlich nach Westdeutschland einwandern wollen. **Wir Deutschen haben dann das Verfügungsrecht über unser eigenes Land verloren, die Bundesrepublik gerät damit**

in den Zustand eines Siedlungsgebietes für den türkischen Bevölkerungsüberschuß, der gegenwärtig bei einer Million Menschen pro Jahr liegt (wir Deutschen hingegen haben einen riesigen Geburtenmangel).

Ranghohe deutsche Politiker (von Weizsäcker, Blüm, Zimmermann, Kohl, Jenninger) haben würdelose Bittgänge nach Ankara unternommen, um die Türken zu einem Verzicht auf ihr »Recht« auf Einwanderung in die Bundesrepublik zu bewegen oder es ihnen »abzukaufen« – ohne Erfolg. »Ein völliger Verzicht kommt gar nicht in Frage. Wir können den Termin verschieben. Aber auch dafür erwarten wir mehr bundesdeutsche Hilfe an die Türkei« (so der türkische Minister Yilmaz in der Quick vom 21.11.85).
Türkische Politiker kämpfen kompromißlos für ihre Vorteile – deutsche Politiker sind bereit, das Existenzrecht ihres eigenen Volkes und Landes preiszugeben!

Deutschland den Ausländern?

Gegenwärtig leben etwa 5,5 Millionen Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland (einschließlich der illegal sich aufhaltenden und der Angehörigen fremder Streitkräfte). In unseren Großstädten haben sich längst Türkenghettos gebildet, die für uns Deutsche zur Fremde geworden sind. Schulklassen mit mehr ausländischen Kindern als deutschen sind dort schon eine Regelerscheinung. Dennoch sind unsere Politiker immer noch nicht gewillt, wenigstens den weiteren Zustrom von Ausländern zu unterbinden, obwohl den Deutschen daraus schwerste Belastungen erwachsen: Ausländer werden zunehmend zu Ausbildungs- und Arbeitsplatz-Konkurrenten für Deutsche (den DGB, der seine 10% ausländischen Mitglieder halten will, kümmert das nicht!), sie profitieren vom deutschen Sozialnetz (z.B. Sozialhilfe) wesentlich stärker als Deutsche, die meisten Asylbewerber sind Asylbetrüger, Ausländer begehen prozentual mehr Straftaten als Deutsche usw.

Türkische Zeitungen in der Bundesrepublik veröffentlichen seit Jahren üble Hetzartikel gegen Deutsche. Dazu nur ein Beispiel: Die türkische Zeitung »Günaydin« erschien am 1. Januar 1986 mit der Schlagzeile »Deutsche Nazis hängten Mann aus Izmir auf«. In Wirklichkeit hatte ein 39jähriger Türke – wie Nachforschungen ergaben – in einem Wald bei München Selbstmord begangen.

Was sollen wir wählen?

Geben Sie sich keinen Illusionen mehr hin: Die Bonner Parteien werden der Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland zu einem Vielvölkerstaat europäisch-orientalischer Ausprägung (mit einem immer geringer werdenden deutschen Bevölkerungsanteil) nicht entgegentreten. Vor allem FDP, SPD und die Grünen vertreten in maßloser Weise die Forderungen der Ausländer – gegen die Interessen des deutschen Volkes. So verlangen sie das Wahlrecht für Ausländer, um deren Stimmen für sich vereinnahmen zu können. Aber auch die vor der letzten Bundestagswahl von der CDU/CSU vorgetragenen Absichtserklärungen, die Zahl der Ausländer in Westdeutschland zu reduzieren, haben sich längst als Lippenbekenntnis und Wählertäuschung herausgestellt.

Machen Sie Ihre Wahl zu einer Protestwahl! Geben Sie Ihre Stimme nur einer Partei, welche die Lebensinteressen des deutschen Volkes ohne Wenn und Aber vertritt und die der Überfremdung unseres Landes entschiedenen Widerstand entgegensetzt! Sonst werden wir Deutschen bald zur Minderheit im eigenen Land geworden sein.

SCHUTZBUND FÜR DAS DEUTSCHE VOLK e.V.

Postfach 11 16 11 · 6000 Frankfurt 1 · V.i.S.d.P.: J. H. Scherer

NACHWORT

Niemals hat es zwei verschiedene Hitler gegeben. Der eine wurde aus dem andern heraus geboren. 1945 starb jener Hitler, der mit dem "30. Januar" die Tore der Welt zu etwas Neuem zu oeffnen verkuendete, sowohl wie jener, der unklug die Kraefte provozierte, die sich dem mit letzter Brutalitaet entgegenstemmten. Und der dann solcher Reaktion noch die Krone hoeherer Moral und Ethik schenkte mit Taten, die in den Augen der erwartungsvollen Welt haesslich genannt werden mussten. Sollen wir ihn also loben, weil er am Anfang seiner meteorhaften Laufbahn der ganzen, begeistert aufhorchenden Menschheit wieder das Hoffen gelehrt hatte? Sollen wir uebersehen, dass er verschmutzte, was er versprochen, in dem gleichen Augenblick, da er es erkaempft hatte? Lag nicht vielleicht schon im Beginnen eine Komponente, die ein solches Ende bringen musste? War es Groesse, die Welt aufzurichten auf Schwertern? Auf verewigter Ungleichheit? Auf Herren und Knechten? Loeste auch mit seinem Ende erneute Ungerechtigkeit und Versklavung seine Leistung ab, und ist daher keiner der so mittelmaessigen Heutigen befugt, ihn zu beschimpfen, so nagt an uns doch das unerhoerte Erlebnis menschlichen und staatsmaennischen Versagens, dem wir entsetzt und machtlos zugesehen hatten. Vieles von diesem haben wir Deutsche mit uns selbst auszumachen. Das man uns ein freies Wort dabei verbieten will, erschwert die erdrueckende Last, die auf der ganzen Menschheit mit dem Siege der Verbrecher von 1945 ruht. Dass weitaus ungeheuerlicher noch als 1933, seitdem seit 1945 das Leben auf dieser Erde sich von dem entfernt, was man uns versprochen hat, und dass es dringend ist, sich gleichzeitig gegen die heute regierenden Rattenfaenger zu wenden, um das Leben auf diesem Erdball zu retten, diese vor uns sich aufrichtenden beiden Fronten, jene in juengster Vergangenheit und jene in der Gegenwart, bedurften einer Verteidigung gegen beide. So entstand diese Autobiographie, die darum als Ganzes verstanden werden moechte. Wer nicht bereit ist, sich den Gefahren des heute Regierenden zu stellen, hat es verwirkt, jene zu schmaehen, die gestern vergebens aufstanden. Wir taten, aufs Ganze gesehen, nicht mehr und wohl auch nicht weniger als man von Menschen erwarten darf. In diesem Sinne bitten wir die Jugend, die wir hiermit d i r e k t ansprechen, um Nachsicht.

J.M.

VERZEICHNIS UND NACHWEIS DER ABBILDUNGEN

ABKUERZUNGEN

AIDS	Acquired Immune Deficiency Syndrome
CDU	Christlich-Demokratische Union (BRD)
CPL	Christliche Partei fuer das Leben (BRD)
EC	"Entschiedenes Christentum"
EIR	Executive Intelligence Review
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
HIAG	Hilfsgemeinschaft ehemaliger Waffen-SS Soldaten
HNA	Hessische Niedersaechsische Allgemeine
HPS	Hoehere Privat-Schule (Windhoek)
GATT	General Agreement on Tariffs and Trade
GBAW	Grosser Baumeister aller Welten
NATO	North Atlantic Treaty Organization
OSS	Office of Strategic Services (USA)
ROA	Reserveoffiziers-Anwaerter
RSHA	Reichssicherheitshauptamt
SA	Sturmabteilung
SIDE	Servicio de Informacion del Estado (Argentinien)
SS	Schutz-Staffel
UP	Union Popular (Chile)
USA	United States of America
VDK	Volksbund Deutsche Kriegsgraeberfuersorge

Das Thema Z I N S E N schneiden wir an in :

I, 49 ; II,14ff, 18, 57ff , 69 , 167, 306 , 318 Anm. 246; III, 330 Anm. 296; IV, 416; VII, 250; VIII, 285, 302, 304 ; IX, 139 , 235

LITERATURVERZEICHNIS

Bauer Ose, Kurt, "Um Heimat und Volk", Santiago de Chile, Imprenta Victoria, Valparaiso 1928 (?)

Baumbach, Oberst A. D., Werner, "Zu spaet?" Duerer Verlag Buenos Aires 1949. Weitere Ausgabe im Pflaum-Verlag Muenchen

Borowsky, Wolfgang, Pfarrer i.R., "Christus und die Welt des Antichristen", Haenssler Verlag D 7303 Neuhausen a.F.

Borowsky, Wolfgang, "Kommt Luzifer an die Macht?", gleiche Anschrift

Conte Corti, Egon Caesar, "Untergang und Auferstehung von Pompeji und Herculaneum", F.Bruckmann KG Muenchen 1964

Cordier, Guillermo Alfredo, "Das Heilige Nein", El Bolson/Argentinien 1966

Fischer, Michael W., "Die Aufklaerung und ihr Gegenteil", Duncker & Humbolt, Berlin 1982

Foerster, Fr.W., "Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland", 1920 Verlag "Friede durch Recht", Stuttgart.

Grewe, Wilhelm G., "Spiel der Kraefte in der Weltpolitik. Theorie und Praxis der internationalen Beziehungen", Econ Verlag 1970

Hillgruber, Dr. Andreas, "Zweierlei Untergang - Die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europaeischen Judentums", Wolf Jobst Siedler Verlag GmbH, Berlin

Jacob, Ernst Gerhard, "Grundzuege der Geschichte Portugals und seiner Uebersee-Provinzen", Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1969

Khaynach, Udo Freiherr von, "Der Separatismus und die Karawane Loyolas", Verlag Deutsche Revolution, Duesseldorf 1935

Koch, Egmont R. und Fritz Vahrenholt, "Im Ernstfall hilflos", Kiepenheuer und Witsch, 1986

Lefebvre, Erzbischof Marcel, "Offener Brief an die ratlosen Katholiken", Mediatrix Verlag, Wien 1986

Loew, Reinhard, "Leben aus dem Labor, Gentechnologie und Verantwortung - Biologie und Moral", Bertelsmann Muenchen 1985

Lorenz, Konrad, Prof. Dr.Dr., "Der Abbau des Menschlichen", Piper, Muenchen 1986

Ludendorff, General Erich, "Vom Feldherrn zum Weltrevolutionaer und Wegbereiter Deutscher Volksschoepfung", 3 Bde.

Mezger, Edmund, "Strafrecht, I.Allgemeiner Teil", C.H.Beck'sche Verlags-Buchhandlung, Muenchen, 1960

Ohanian, Pascual C., "Turquia, Estado Genocida (1915-1923)", Ediciones Akian, Buenos Aires 1986. Gedruckt in Akian Grafica Editora, Clay 2992, Buenos Aires. Umfangreiche Dokumentation des tuerkischen Genocidiums am Armenischen Volk. Enthaelt eine ausfuehrliche Bibliographie ueber die Armenengreuel der Tuerken.
Reventlow, Graf E., "Von Potsdam nach Doorn", M.A.Klieber Verlag Berlin 1940
Roques, Dr. Henri, "Faut-il fusiller Henri Roques" Dissertation an der Universitaet Nantes, 1985. Zu beziehen durch Verlag Eidgenoss, CH 8401 Winterthur, DM 45.-- . Wissenschaftliche Ablehnung der Vergasungsbehauptungen des Kurt Gerstein. Deutsche Fassung erhaeltlich ueber "Nordwind" D 2341 Mohrkirch, Kraemersteen 6
Schroeder, Dirk, "Gold statt Dollar", Institut fuer Finanzanalyse, Rueschlistr.10, CH 2502 Biel
Schuldhess, Joerg Shimon, "Auf Abel das Kainszeichen. III". Zu beziehen ueber "Freunde des Islam", Berlin eV. Einemestr.8 ptr. Postfach 30-3145
Schwabe, Prof. Dr. G.H., "Umwelt heute", Eugen Rentsch Verlag, Stuttgart 1973
Thamer, Hans Ulrich, "Verfuehrung und Gewalt", Siedler Verlag Berlin. Es bezeichnet sich selbst als "vorlaeufig abschliessendes Werk der Hitler-Literatur", und zeigt schon im Titel erneut die bereits bekannte Einseitigkeit und Oberflaechlichkeit
Thun, Tino, "Menschenrechte und Aussenpolitik. BRD und Argentinien 1976 - 1983", edition CON Periferia, Bremen 1985
Verschiedene, "In letzter Stunde. Aufruf zum Frieden". Kindler, Muenchen 1982
Zischka, Anton, "Der Dollar", Verlag Langen-Mueller/Herbig

ZEITSCHRIFTEN

"Alpina" Schweizer Freimaurer-Rundschau, Bachwies 2, CH 9100 Herisau AR
"Allgemeine Zeitung", 9000 Windhoek SWA, Postfach 2127
"CODE" (vorher "Diagnosen"), Untere Burghalde 51, D 7250 Leonberg BRD
"Der Bismarck-Deutsche", Johannes-Haag-Str.19 D 8950 Kaufbeuren 1
"Der Deutsch-Suedafrikaner", W.R.Schirmer, Kaiser Wilhelmstr. 34, Swakopmund SWA
"Das Neue Volk", "fuer christliche Kultur- und Sozialreform", Herausgeber Karl Vogelsang-Bund, A 1090 Wien, Fuchsthallergasse 11. Mit sehr wertvoller und tiefschuerfender Kritik am Kapitalismus und der Zinswirtschaft in Nr.1/87.
"Eidgenoss" Informationsblatt zur eidgenœssischen und europaeischen Besinnung", Dr. Wahl, CH 8401 Winterthur Schweiz
E I R, "Executive Intelligence Review", Washington USA
"Ihr Programm persoenlich", Gerd Schmalbrock, IKC Presse D 4390 Gladbeck, Mendelssohnstr. 10
MEMOPRESS, Herausgeber Emil Rahm, CH 8215 Hallau SH Schweiz
SAKA Informationen, CH 4011 Basel, Postfach 51, Schweiz
UN-"Unabhaengige Nachrichten", Postfach 400215. D 4630 Bochum 4

So gab es, wie der aus Suedwest stammende Schriftsteller A. fest-
stellt, nicht Wenige, die nach dem Kriege nach Suedafrika auswanderten und
wieder nach Europa zurueckkehrten, weil sie sich dort nicht wohl fuehlten.
Man hat das Gefuehl, als haetten dort die Weissen, fruchtbares Gedankengut
und handfeste, hochanstaendige Lebensweise auf ihre Weise weitergesponnen
und seien dabei in ihrer selbstgewaehlten Isolierung vom natuerlichen Weg
abgekommen. Man sagt mir; "Alle unsere Minister haben frisch aus Europa
gekommenes Blut in den Adern". Wird das europaeische Blut abgestanden
und alt auf der suedlichen Erdhaelfte? Wie oft hoert man die Klagen europaei-
scher Eltern in Argentinien, dass die Kinder "verhiesigen", und das will
heissen, mueder, bequemer, unaufmerksamer, gedankenloser werden als es
ihre Vorkommen waren.

Das rein Technische ist von diesem Nidergang ausgenommen. Meine Rei-
se faellt in die Zeit des beginnenden industriellen Ausbaus und Aufbaus des
Landes. Iscor, Van der Bijl-Park bei Pretoria sind Werke von europaeischen
Dimensionen. Es hat sich nur zeitweilig nachteilig ausgewirkt, dass im Krie-
ge die deutschen leitenden Techniker, unter ihnen der Chefingenieur von
Iscor, Dr. Krieg, als Deutsche in Paviaanspoort interniert waren. Es wurde
von 1945 an schnell nachgeholt was beabsichtigte englische sabotierende
Einmischung geschadet hatte. Wie man damals im Kriege in Suedafrika dach-
te, erfahre ich in Pietermaritzburg. Als dort die ersten deutschen Gefange-
nen aus Nordafrika vom Bahnhof in ein Lager marschierten da jubelte die
Bevoelkerung ihnen zu und drueckte ihnen Blumen in die Hand und es gelang
einer Reihe von ihnen, sich durch diese Umgebung hindurch zu entfernen.
Weitere Transporte gingen daher ins englisch umsiedelte Simonstown, der
Marinebasis in der Falsebay bei Kapstadt. Als dort deutsche Gefangene in
einem Fluchtversuch ins Wasser sprangen, wurden sie von den Tommies
kaltbluetig abgeknallt. Auf dem Friedhof in Kapstadt besuchte ich die Graeber
mit den Namen "Gefreiter Theo Kaeucher, ein unbekannter Soldat, Uffz.
Martin Kraus, Uffz. Willi Katz, Ltn. Gerhard Laug". Dabei stand das Datum
ihrer Ermordung: 7. Mai 1942. Alle diese Graeber waren bei meinem Besuch
mit frischen Blumen geschmueckt, die Angehoerige der dortigen deutschen
Kolonie niedergelegt hatten. Dieser war es ein Gemeinschaftserlebnis gewe-
sen, dass alle Maenner in Sued- und Suedwestafrika interniert waren. Die
Frauen mussten die Farm und den Betrieb und die Erziehung der Kinder
meistern, die Maenner schlossen Freundschaften die in der Nachkriegszeit
ihre Fruechte trugen. Niemals hat auch hier das amtliche Nachkriegsdeutsch-
land Schaeden wiedergutgemacht, wie ueberall anderswo auch wurde das
Auslandsdeutschtum von jedwedem Lastenausgleich konsequent ausgeschlos-
sen. Im Gegenteil, die neuen deutschen Vertretungen traten mit voller Absicht
feindselig auf. Besagter Herr A. teilt in einem seiner Briefe an
Freunde mit: 'Wer ins Ausland geht, vertritt dort seine Heimat. Jede seiner
Handlungen wird kritisiert, nicht als seine private sondern als die 'der
Deutschen'. Er behaelt diese Verantwortung auch ueber jede Naturalisation
hinaus, denn er bleibt noch lange 'der Deutsche'. Diese Punkte duerfen nicht
als enger Nationalismus aufgefasst werden. Aus diesen Gruenden ist es auch
zwischen mir und dem deutschen Generalkonsulat zu Differenzen gekommen
Der Generalkonsul sah sich genoetigt bei dem Deutschafrikanischen Hilfs-
ausschuss, dem Veranstalter meines letzten Deutschen Abends eine Beschwer-
de gegen mich einzureichen. Auf diesem Abend wurden vor allen Dingen
Gedichte von Wilhelm Pleyer, Herbert Boehme u.a. verlesen. Das Thema
'Deutsches Schicksal im Spiegel der Gegenwartsdichtung', erforderte ein
Vorwort, dessen Ausfuehrungen ich Punkt fuer Punkt belegen konnte. Trotz-

VERLAGSMITTEILUNG

Vom selben Verfasser und zum gleichen Thema erschienen:

VB	"Wie der Voelkerbund entstand", Buenos Aires 1967
I	"Die Grosse Rebellion", Buenos Aires 1969, Neudruck 1985
II	"Gegen Gott und die Natur", Buenos Aires 1971, Neudruck 1984
III	"Die Sieben Saeulen der Hoelle", Buenos Aires 1974
IV	"Die Sieben Saeulen der Hoelle. Ergaenzungsband" Buenos Aires 1975
III/IV	Zusammendruck der beiden Buecher, Buenos Aires 1981
V	"Der Sieg der Vernunft", Buenos Aires 1978
A	"Der Sieg der Vernunft, ,Anhang", Buenos Aires 1978
VI	"Verschwoerung", Buenos Aires 1980 Nachdruck 1987 vorgesehen
VII	"Das Juengste Gericht", Buenos Aires 1982
VIII	"Einst sangen die Waelder", Buenos Aires 1985
IX	"Mit Freude, Stolz und Wehmut", Buenos Aires 1986
X	"Frieden, Krieg und 'Frieden'", Buenos Aires 1987

Etwaige Bestellungen bitte direkt an den Verlag. Es genuegt, wenn Sie dabei die hier vor den Buchtiteln stehenden roemischen Zahlen angeben. Auslieferung erfolgt aus Bestaenden in Europa. Bei Buchbesprechungen und anderer Nennung unserer Buecher geben Sie bitte immer unsere volle argentinische Adresse an. Wir bemuehen uns, wie bisher durch Nachdrucke laufend weiterhin Buecher zur Verfuegung zu halten.
Bitte machen Sie unsere Buecher im Freundeskreis bekannt!

Verlag Juan Maler
Belgrano 165
8400 Bariloche
ARGENTINIEN

ALPHABETISCHES NAMEN - UND SACHREGISTER